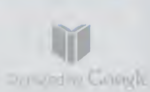
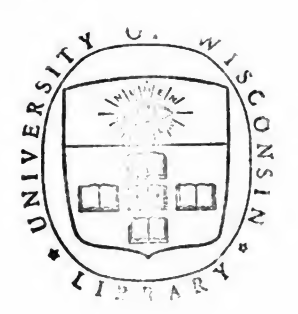
MORITZ HARTMANN'S GESAMMELTE WERKE: BD. DER GEFANGENE VON...

Moritz Hartmann, Ludwig Bamberger, Wilhelm Vollmer




UNIVERSITY OF WISCONSIN
LIBRARY



Moritz Hartmann's

Gesammelte Werke.

Achter Band.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1873.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Der Gefangene von Chillon.

Historische Novelle in zwölf Kapiteln.



Erstes Kapitel.

Die Heimkehr.

Auf dem grünen, von blühenden Linden beschatteten Hafenplatze von Vevey war es seit Wochen nicht so lebhaft wie heute. In dem kleinen Hafen war es zwar still; die Segel waren eingerefft, die Ruder lagen auf den Bänken der Schiffe, Ketten und Seile hielten die Fahrzeuge so nahe ans Ufer gebunden, daß sie sich bei dem leisen Mittagswinde, der die Wellen sanft ans Ufer plätschern machte, kaum zu regen vermochten. Von Schiffsleuten war nichts zu sehen; in der Hafenschenke war es ruhig, und man konnte aus der Stille und allgemeinen Ruhe schließen, daß der Verkehr auf dem See vollkommen eingeschlafen und daß keine Hoffnung da war, daß er so bald wieder erwachen solle. Aber auf dem grünen Platze lagerten malerische, kriegerische Gruppen. An die Bäume waren an zehn Pferde und zwei Maulthiere gebunden, und neben diesen letztern stand eine prächtige, mit seidenen Vorhängen gezierte Sänfte. Hinter den Pferden lagen und saßen junge und bärtige Reitergestalten, die ihre Reitermäntel abgeworfen hatten und lederne Koller und im Gürtel Dolche und Pistolen sehen ließen. Ihr Anführer war offenbar der junge Mann, der, etwas von ihnen entfernt, am äußersten Rande des Platzes auf dem Steingeländer saß und bald gedankenvoll in die grüne Tiefe des Wassers, bald ungeduldig über die Fläche dem Westen entgegensah, als ob er von dort her etwas erwartete. Sein Wamms und sein Filzhut waren mit goldenen Tressen

besetzt, sein Degen steckte in einer rothsammetnen Scheide, und die Pistolen seines Gürtels waren mit Elfenbeinschnitzereien ausgelegt. Ein älterer Reiter, dessen Gewand und Waffen sich ebenfalls durch größern Reichthum vor denen der andern im Hintergrunde gelagerten Männer auszeichneten und der bis jetzt schlafend auf einer Rasenbank gelagert hatte, näherte sich ihm, gähnte, sah über den See hinweg und stieß einen leisen Fluch aus.

„Mademoiselle Claire läßt lange auf sich warten," murmelte er endlich. „Es ist eine dumme Geschichte! Muß sie gerade an dem Tage kommen, da man seine Eminenz, Monsieur de Lausanne, in Chillon bewirthet, und mir gerade die Ehre zu Theil werden, sie hier zu empfangen und heim zu begleiten, während es in dem sonst so langweiligen Nest von Kanariensekt und Malvasier nur so fließt. Seit acht Tagen freue ich mich auf die Ankunft Sr. Eminenz, nicht sowohl seines Segens wegen, als um der schönen Räusche halber, die es heute Abend in Chillon geben wird, und nun! — Wenn sie uns noch eine Stunde warten läßt, kommen wir, hol mich der Teufel, jedenfalls zu spät. Seit wir San Michele in Bosco bei Bologna gestürmt und die Pfaffen daraus vertrieben, hat mein edler Gaumen keinen Kanariensekt gekostet und welchen Malvasier! Man sagt, der stamme noch aus der guten Zeit des Papstes Alexander Borgia, und dieser habe ihn von seinem guten Freunde, dem Großtürken, zum Geschenke erhalten. Dieser Papst verstand sich auf Dergleichen. Freilich, da der Wein von ihm kam, war Gefahr da, daß man seinen Rausch erst drüben in der Ewigkeit ausschlafen könnte — aber als tapfere Schweizer haben wir es doch gewagt, und ich bin ein lebender Beweis, daß Alexander Borgia nicht alle Weine der Welt mit seinen Pülverchen versetzt hat. Ha! ha! Der Spaß ist gut. Der Malvasier wurde vom Kardinal-Legaten und von den Pfaffen in St. Michele in Bosco nicht berührt, weil sie Angst davor hatten, und Das kam unsern Kehlen zu Statten. Es war ein schöner Tag!"

Das verdrießliche Gesicht des alten Kriegsmannes nahm

allmählig einen ganz andern, einen beinahe gefühlvollen Ausdruck an, der sich in Verbindung mit den buschigen Augenbrauen, der spitzigen gerötheten Nase, den dicken Lippen so komisch ausnahm, daß der jüngere lächeln mußte. Mit Sehnsucht blickte er über den See, gegen den Dent du Midi und dem Süden zu, streckte die Arme aus und rief: „O Italien, du bist das einzige Land, in dem es der Mühe werth ist, seine Knochen zu Markte zu tragen. Kaiser Karl zahlt gut, Sforza noch besser, aber beim heiligen Moritz, meinem und meines Landes Schutzpatron! umsonst wollte ich mich dort todtschlagen lassen, wenn es nur wieder losginge! — Aber es wird," fügte er freudig hinzu, „glaubt mir, Messire de Beaufort, es wird wieder losgehen. Der Friede von Cambrai war, Gottlob, ein fauler Friede. Nicht der Kaiser, nicht König Franz, nicht der Papst noch die Venetianer können sich mit diesem dummen Frieden begnügen. Glaubt mir, sobald der Kaiser mit der dummen Ketzerei in Deutschland fertig ist, schlägt er in Italien wieder los. Dann sollen mich nicht hundert Pferde in Chillon und diesseits der Alpen festhalten. Geht Ihr denn mit, Messire de Beaufort?"

Der junge Beaufort zuckte die Achsel. — „Wer kann wissen," sagte er. „Mein lieber Barberouge, ich bin nicht so frei, wie du, und kann meinen Degen nicht immer dahin tragen, wo ich möchte."

„Freilich, freilich!" bestätigte Barberouge. „Ihr seid ein Beaufort und treuer Vasall des Herzogs von Savoyen. Es ist auch manchmal gut, kein Beaufort und ein ganz gemeiner freier Schweizer zu sein, der seine Haut verkauft, wo und wie er mag. Und von den Herzogen von Savoyen kann man nie voraus sagen, auf welcher Seite sie stehen; die gehen eben dahin, wo der größere Vortheil ist, und bis jetzt haben sie sich dabei gut gestanden. Aber dießmal, glaubt mir, geht der Herzog Karl mit dem Kaiser Karl."

„Warum glaubst du?"

„Schon der verdammten Ketzerei wegen, die Kaiser Karl verfolgt."

„Das thut auch Franz von Frankreich."

„Ja, daheim in Frankreich, aber im Ausland unterstützt er sie. Der nimmt's mit den göttlichen Dingen nicht so genau; ist er nicht der erste christliche Monarch, der mit dem Großtürken Freundschaft geschlossen? Warum nicht mit den Ketzern? Liebäugelt er nicht mit Denen von Genf, nur um die Stadt dem Herzog vor der Nase wegzuschnappen? Dieselben Prädikanten, die er in Frankreich stäupen läßt, sieht er mit Vergnügen in Genf predigen. Das kann sich der Herzog nicht gefallen lassen; wenn ihm Genf entwischt, ist's um alles Land diesseits des Sees gethan. Darum wird Herzog Karl mit Kaiser Karl gehen. Der Kaiser wird ihm dafür sein Recht auf Genf bestätigen, das ihm die Genfer Krämer mit ihrem Syndikus bestreiten. Die Savoyarden wollen wachsen. Nun aber können sie jenseits der Alpen nicht weiter; dort stoßen sie überall mit dem Kaiser, mit Mailand, mit Genua und Frankreich zusammen; da müssen sie sich diesseits der Berge umsehen. Genf ist ein Schlüssel, und so lange sie Genf nicht haben, sind sie des Waadtlandes nicht sicher. Seit Jahrhunderten haben sie ein Schloß mitten in der Stadt, und seit zwanzig Jahren ist es ihnen auch gelungen, ihre Kreaturen daselbst auf den Bischofssitz zu erheben, und haben ihnen glücklich ihre Herrschaft über die Bürger abgeluchst. Sollten sie sich jetzt vor dem Häuflein Krämer zurückschrecken lassen? und Das in einer Zeit, da die Städte in ganz Europa in die Gewalt der Fürsten übergehen? Das wäre ja eine Schande, deren ich mich schämen würde, nur weil ich vorübergehend unter dem weißen Kreuze Savoyens diene!"

„Du freier Walliser," lächelte Beaufort, „du nimmst dich ja der Interessen meines Herzogs viel wärmer an, als ich, ein Beaufort, sein treuer Vasall?"

„Ja, so bin ich," rief Barberouge und streichelte seinen kurzen, krausen Rothbart, „weß Brod ich esse, dessen Lied ich singe. Das macht ja unsere Kraft, die Kraft der Schweizer, daß man sich auf sie verlassen kann, wenn man sie einmal bezahlt."

„Ja wohl," spottete Beaufort, „verlassen, wie damals, als sie Ludovico Moro von Mailand, den sie vertheidigen sollten, die treuen Schweizer, an Frankreich auslieferten."

„Donnerwetter!" rief der alte Söldner, „diesen Vorwurf muß man so oft hören, und er ist so ungerecht als nur möglich. Ludovico Moro war uns unsern Sold schuldig; die Schweizer, die ihn auslieferten, waren seine Gläubiger."

„Richtig, richtig," lächelte der Andere wieder, „Das habe ich vergessen, Das entschuldigt. Er hat sich zwar voll Vertrauen in ihr Lager begeben, als er im Unglück war, aber er hatte kein Geld — Das ist richtig. Verzeihung, Barberouge, ich habe diesen wichtigen Punkt vergessen."

Offenbar, um das Gespräch abzubrechen, erhob sich Beaufort und sprang auf das Steingelände, um den See vom erhöhten Standpunkte aus besser übersehen zu können. „Ich sehe noch immer nichts," sagte er verdrießlich.

„Ich fange an, zu fürchten, daß wir hier umsonst warten und für nichts und wieder nichts das ganze Gastmahl Sr. Eminenz versäumen," brummte Barberouge. „Man kommt heute nicht so leicht aus Genf. Da sind sehr viele Fälle möglich, die Fräulein Claire verhindern können, Genf zu verlassen oder wenigstens in die Arme ihres Vaters zu eilen. Ich kann mir denken, daß die gottverfluchten Ketzer die Klöster absperren oder gar vermauern, um die frommen Schwestern sammt und sonders darin verhungern zu lassen — und da gehen auch die armen Fräulein mit zu Grunde, die ihrer frommen Obhut anvertraut sind."

„Unsinn!" rief der junge Mann, „die Genfer haben sich einer solchen Grausamkeit noch nicht schuldig gemacht."

„Von Ketzern kann man Alles erwarten," versicherte der Andere. „Aber angenommen, Fräulein Claire ist glücklich aus dem Kloster entkommen — dann kann sie noch immer den Löffelrittern in die Hände gefallen sein."

„Die Löffelritter sind Feinde Genfs und die Verbündeten des

Herzogs; sie werden sich an der Tochter eines seiner hohen Beamten nicht vergreifen."

„Ihr werdet mich die Löffelritter kennen lehren," lachte Barberouge, „denen ist Alles gute Beute, und wo es zu stehlen und zu rauben gibt, fragen sie nicht erst, ob das Ding den Genfern oder ihren Bundesgenossen gehört."

„Das ist wahr," bestätigte Beaufort mit besorgter Miene, „es sind erbärmliche Abenteurer, und ihre Bundesgenossenschaft gereicht uns nicht zur besondern Ehre."

„Bundesgenossen nimmt man heut zu Tage, wo man sie findet," lachte Barberouge, „und die Löffelritter sind dem Herzoge von unschätzbarem Werthe. Er hat jetzt in Italien zu thun und kann die Genfer nicht unterwerfen, da ist es gut, daß die Bande da ist, um sie fortwährend zu plagen und nicht zu Athem kommen zu lassen. Kein Genfer wagt sich mehr vor die Thore, und kein Wanderer kann zu ihnen gelangen. Glaubt Ihr, daß die Krämer Das lange aushalten? Sie werden müde und wünschen endlich, daß der allergnädigste Herzog komme und von ihrer Stadt allergnädigst Besitz ergreife. Laßt nur die Löffelritter fortarbeiten, die arbeiten an Vergrößerung der savoyischen Partei. Man lobt die Genfer ihrer Starrhalsigkeit wegen, und daß sie mit solcher Geduld ihre Freiheiten und Privilegien vertheidigen, obwohl man ihre besten Köpfe abgeschlagen oder ins Gefängniß geworfen — aber glaubt mir, die Feigen sind überall in der Mehrzahl, und die Feigen werden schreckliche Helden, sobald es an den Brodkorb geht. Ich habe immer sagen hören, es sei nichts gefährlicher als ein wüthendes Schaf; so ein wüthendes Schaf ist ein Spießbürger, dessen Geschäfte nicht mehr gehen. Laßt nur die Löffelritter rauben und plündern; diese, in Verbindung mit den Schafen, werden dem erhabenen Bürgersinn wie der Reform auf einmal ein Ende machen, und der Herzog wird nur zu kommen brauchen, um die reifen Früchte abzuschütteln."

„Hätte mich nur der Oheim gehen lassen, um das Mühmchen abzuholen," murmelte Beaufort, ohne auf die politischen

Auslassungen des alten Soldaten zu hören, „ich hätte sie gegen alle Löffelritter der Welt vertheidigt."

„Verzeiht," warf Jener ein, „Das wäre schon unvorsichtig gewesen. Einen Beaufort und jeden Andern, der aus Schloß Chillon gekommen wäre, hätte man für einen Spion gehalten, und Euch, den Neffen, hätte man vielleicht als Geisel für manchen der Ketzer in unsern Gefängnissen zurückgehalten. Euer Oheim thut ganz recht, die Sache durch Briefe abzumachen. Die Oberin von St. Claire ist eine kluge Dame und hat Fräulein Beaufort gewiß sicheren Leuten anvertraut."

„Das muß wahr sein," rief Beaufort freudig, „dort kommt ein Schiff mit einem Zeltdache; sie ist es! Gewiß!"

So rufend, sprang der junge Mann, dessen verdrießliches Gesicht plötzlich die freudigste Röthe überzog, vom Steingebäude in den bereit stehenden Kahn, munterte die zwei Fischer, die darin saßen, auf, rasch abzustoßen, setzte sich selbst an das Steuerruder, und zwei Minuten darauf war er weit draußen auf dem See, dem Schiff entgegenströmend. Bald wehte ihm von diesem ein weißes Tuch grüßend entgegen, und Kahn und Schiff hatten sich noch nicht berührt, als Beaufort, weit vorgebeugt, schon dieselbe Hand drückte, die eben das weiße Tuch geschwenkt hatte.

„Willkommen in der Heimat, Mühmchen!" rief er mit innigem Ausdruck und beinahe zitternder Stimme.

„Dank, Philibert!" erwiderte das junge Mädchen mit gleicher Innigkeit.

Philibert Beaufort, der besorgt gewesen, daß seine Kousine, mit der er seine ganze Jugend verlebt hatte, ihm vielleicht durch die beinahe dreijährige Trennung und durch das Klosterleben entfremdet worden, fühlte sich durch den Ton ihrer Stimme und durch Nennung seines Taufnamens ermuthigt. Er sprang in das Schiff und küßte sie auf die Stirne. Nachdem er ihr ihre Fragen nach dem Vater, und warum er ihr nicht selbst entgegengekommen sei, beantwortet, zeigte er ihr die Sänfte, die sie am Ufer erwartete, und die Reiter, die sie begleiten sollten, wenn sie die

Reise vielleicht zu Lande fortsetzen wollte. Claire überlegte einige Minuten und sagte mit größter Offenherzigkeit: „Wenn du bei mir bleibst, ziehe ich es vor, zu Schiffe weiter zu reisen, anstatt mich in die Sänfte zu sperren, wo ich kein Wort mit dir sprechen könnte."

Philibert drückte ihr dankbar die Hand und schickte die Fischer ans Land zurück mit dem Befehle an Barberouge, aufzusitzen und nach Chillon zurückzukehren.

Dann setzte er sich auf den Polster zu Claire. Die Segel, die man eingerefft hatte, blähten sich wieder, und das Schiff zog unter einem leisen Westwinde sanft dahin, während dort am Ufer die Reiter aufsaßen und gleich darauf dahin trabten, bald bei den Windungen der Buchten hinter Vorgebirgen verschwindend, bald wieder auf den Pfaden der steilen Ufer auftauchend.

„Du bist lange geblieben, Klärchen," sagte Philibert, nachdem er sich schweigend an dem Anblicke des sanft gebräunten Gesichtes mit den blauen Augen und dunkelschwarzen Locken geweidet hatte — „schon fürchteten wir, daß die Genfer Ketzer Schwierigkeiten machten."

„Ich komme spät, weil wir bis Hermance konträren Wind hatten; das hättet ihr euch selbst sagen können; aber man zieht es vor, gleich Alles den Ketzern in die Schuhe zu schieben. Im Gegentheile waren die Ketzer sehr liebenswürdig gegen mich; sie begleiteten mich bis an den Hafen und warteten dort, bis das Schiff abgehen konnte, damit mir ja kein Haar gekrümmt werde. Sie benahmen sich gar nicht, als wäre ich die Tochter des Sire de Beaufort, ihres heftigen Feindes und," fügte sie langsam und seufzend hinzu, „und ihres Kerkermeisters."

Sie schwieg. Auch Philibert schwieg eine Zeit lang, dann flüsterte er, daß er von den Begleitern des Fräuleins nicht gehört werden konnte: „Du vertheidigst die Ketzer, Klärchen. Kommst du vielleicht ein klein wenig von der Ketzerei angesteckt zurück?"

Claire sah ihm prüfend und lächelnd ins Auge und sagte:

„Ich glaube, ein klein wenig, ein ganz klein wenig bin ich wohl angesteckt.“

„Das muß in der Genfer Luft stecken, wie wäre sonst die Krankheit bis in dein Kloster gedrungen?“ fragte Philibert erstaunt.

„Ich glaube auch, daß es in der Luft steckt,“ sagte Claire beistimmend, „denn in unserem Kloster war schon Ketzerei, bevor wir den Prädikanten gehört hatten.“

„Ihr habt einen von Denen gehört?“ fragte der junge Mann eben so verwundert als neugierig. Er redete weiter und fragte noch leiser:

„Vielleicht den famosen Farel?“

„Ja wohl, gerade Farel,“ flüsterte Claire.

„Wie ist Das möglich? im Kloster?“

„Das kam so. Erst vorgestern. Eine dienende Schwester stürzt plötzlich in die Zelle der Oberin und verkündet, ein großer Volkshaufe wälze sich dem Kloster der heiligen Klara entgegen. Die Oberin, die glaubt, daß das Kloster gestürmt und geplündert werden soll, versammelt schnell alle Nonnen, Novizen und uns Kostgängerinnen und flüchtet sich mit uns allen auf den Chor. Aber von Stürmen des Klosters und von Plündern war gar nicht die Rede, das Volk strömte nur in unsere Kirche; einige Männer trugen Farel auf den Schultern und brachten ihn so auf die Kanzel. Er fing sogleich zu predigen an, und wir auf dem Chore waren seine unfreiwilligen Zuhörerinnen, denn irgend ein Schalk, der uns da oben bemerkt hatte, war höchst wahrscheinlich hinaufgeschlichen und schloß die Thüre hinter uns ab. Mehrere der armen Nonnen, da sie sich so gefangen sahen, verstopften sich die Ohren mit ihren Schleiern, auch manche Novizen und Pensionärinnen.“

„Und was hat mein Mühmchen gethan?“ fragte Philibert, indem er sich vorbeugte, um ihr in das Gesicht zu sehen, das sie bei dieser Frage rasch abwendete.

„Ich?“ sagte sie dann rasch entschlossen, „ich habe mir nicht die Ohren verstopft — ich habe zugehört.“

„Und wie findest du den Prediger?" fragte Philibert, offenbar mit großer Theilnahme, weiter.

„Farel," erwiderte Claire, „machte mir den Eindruck eines ehrwürdigen, sanften, von Ueberzeugung durchdrungenen Mannes, der wie die Apostel bereit wäre, für seinen Glauben zu sterben. Was er sagte, schien mir nicht unvernünftig — er erschütterte mich — ich glaubte ihm."

„So, so," murmelte Philibert nachdenklich vor sich hin. „Nun," flüsterte er dann, „da du so offen gegen mich bist, Klärchen, will ich dir gestehen, daß ich auch einen solchen Prediger gehört habe!"

„Du?" rief Claire überrascht, „in Chillon? wie ist Das möglich?"

„Nicht in Chillon, Klärchen, auf dem Hafenplatz in Vevey, wo ich dich heute erwartete. Es war am Markttage, vor ungefähr vierzehn Tagen. Da erschien so ein Prädikant plötzlich unter der Menge und fing zu predigen an. Das Volk hörte ihm mit erstaunlicher Aufmerksamkeit zu, und er hätte wohl zu Ende gepredigt, wenn es nur vom Volke abgehangen hätte — aber da erschienen plötzlich zwei Dominikanermönche mit dem Stadtbüttel, um ihn zu ergreifen. Sie hätten sich seiner wohl bemächtigt, und es wäre ihm schlecht ergangen, wenn die Dominikaner so leicht die Menge hätten theilen können. Ich glaube, daß man sie absichtlich abhielt, und als sie endlich an der Tonne anlangten, auf der der Prädikant gestanden hatte, war dieser schon im Kahne und eilte über den See. Ein plötzlicher Wind erhob sich und trieb sein Segel mit größter Schnelligkeit, während die Dominikaner die Kette des Kahnes, den sie besteigen wollten, um ihn zu verfolgen, trotz aller Mühe nicht losmachen konnten. Das schien dem Volke wie ein Wunder, und in derselben Stunde wurde einem Kapuziner aus St. Maurice sein Reliquienkram in den See geworfen."

„Mit all Dem," lächelte Claire, „sagst du mir nicht, wie dir der Prediger und seine Predigten gefallen haben?"

„Ungefähr wie dir" — stotterte Philibert.

„Du bist also auch angesteckt, Philibert, auch ein Ketzer?"

„Nein," sagte Philibert entschieden.

„Wenn dir Das nun wahr erscheint, was der Prediger sagte?"

„Ach!" seufzte Philibert Beaufort — „man muß arm sein, niedrigen Standes und von der Welt unbeachtet — man muß mit einem kleinen beschränkten Loose zufrieden sein können, um das Vorrecht zu haben, nur Das zu glauben und zu sagen, was man für wahr hält. Diese Neuerungen sind für die glücklichen kleinen Leute, die sich gehen lassen, denen man sie aber auch verbittern und schmälern wird, nicht für den Adel."

„Und in Deutschland, woher diese Neuerungen kommen," fragte Claire, „sind dort nicht Kurfürsten und Herzoge der Lehre Luthers beigetreten?"

„Dort mögen die Verhältnisse anders sein," fiel ihr Beaufort mit einiger Heftigkeit in die Rede; „und auch dort wird es nicht lange währen. Karl V. kann's nicht dulden, er wird die Lehre mit Stumpf und Stiel ausrotten, sonst verliert er Italien und Spanien, die es ihm nie vergeben würden, wenn er für ihren Glauben nicht Ströme Blutes vergösse. Politik, mein liebes Mühmchen, nichts als Politik steckt bei Fürsten und Adel hinter dem Glauben. Unser Herzog muß römisch sein — ich bin sein Mann, darum muß ich es auch sein."

„So sehr bist du sein Mann?" fragte Claire mit sanftem Spotte.

„Und dir, liebe Claire," fuhr Philibert fort, „rathe ich, eben so sehr savoyisch zu sein und vor Allem in Chillon und vor deinem Vater von den neuen Lehren, die du heimbringst, nichts merken zu lassen."

Claire schwieg. Betroffen blickte sie vor sich hin, nicht nur weil sie das politische Wesen an ihrem Jugendfreunde nicht billigte, sondern vorzugsweise darum, weil sie sich so traurig sagen mußte, daß sie in einer gewissen Angelegenheit nicht, wie sie bisher gehofft hatte, auf seine Hülfe zählen konnte — in einer Angelegenheit, die ihr die Heimreise wie eine Wanderung in heiliger Sendung erscheinen ließ. Mit niedergebeugten Köpfen saß das

junge Paar da. Es war Beiden, als ob etwas zwischen ihnen wäre, was sie trennte, obwohl sie eben einen Blick, Jeder in des Andern Seele, thaten, der ihnen hätte sagen sollen, daß sie einander auch der Reform gegenüber so nahe standen, wie sie sich bisher durch ihre gemeinschaftlich verlebte Kindheit, wie durch ihre gegenseitige Neigung nahe gestanden hatten. Claire hob zuerst den Blick, um ihren Freund von der Seite prüfend zu betrachten. Es war das wohlwollende, gute und schöne Gesicht von ehemals. Sie lächelte und dachte: Spiele du noch so sehr den Politiker, ehrgeiziger Knabe, in meinem Streben, dem edlen Märtyrer zu helfen, wirst du mir doch beistehen müssen.

Ihre holden Züge klärten sich wieder auf. Mit leuchtendem Auge überblickte sie die schöne herrliche Welt ihrer Heimat, der sie so lange fern gewesen, jenen großartigen Halbkreis von Montreux bis hinüber nach Meillerie, in welchem sich Schönheit an Schönheit reiht, wie Edelsteine in einem Diadem, wie Blumen in einem Kranze. Die Schneefelder des Dent du Midi leuchteten schon wie glühende Rosen unter dem Strahl der sinkenden Sonne; die Dame du lac, jene optische Täuschung, welche die Schatten des Abends an den sonderbaren Formationen der Felsen von St. Gingolph hervorbringen, schwebte riesig und geisterhaft über dem Rande des Sees, und von der grünen Wand der nahen abschüssigen Berge hob sich das Schloß Chillon mit seiner damaligen Herrlichkeit der zwanzig Thürme und mit seinen weißen Mauern und vergoldeten Thurmspitzen, die wie Kohlen glühten, wie ein schönes Bildwerk in Marmor ab. Claire fühlte ihr Herz klopfen, als sie das Schloß erblickte, in dem ihre Jugend verflossen war und in welches sie nun mit ernsten Gedanken und mit einem wichtigen Auftrage einziehen sollte. So sehr lag ihr dieser Auftrag am Herzen, daß sie gleich beim ersten Anblick der Veste an Beginn der Ausführung gehen wollte. Aber Vorsicht war geboten, wenn sie es nicht sogleich verrathen sollte.

„Da sehe ich schon meine Stube," rief sie, indem sie sich im Schiffe erhob.

„Du irrst, Claire," rief Philibert, „dein Vater hat dir schönere Stuben im viereckigen Thurme einrichten lassen; dort wirst du bequemer wohnen."

„Im viereckigen Thurme?" fragte Claire, wie unangenehm enttäuscht, und fügte dann lauernd hinzu: „Sind nicht die Gefängnisse gerade darunter?"

„Allerdings, aber sie sind leer." —

„Leer?" fragte Claire erstaunt und mit einem Ausdrucke, dem Philibert den höchsten Schrecken hätte ansehen können, wenn sie sich nicht rasch dem Schlosse zugewendet hätte, wie um es genauer zu betrachten. Nachdem sie sich gefaßt, fragte sie wieder: „In Chillon sind also jetzt keine Gefangenen?"

„Doch, doch, aber tief unten, in den Kellern."

„Also gräßliche Verbrecher?" fragte Claire weiter.

„Hm, hm," murmelte Beaufort, „nicht eigentlich gräßliche, aber wichtige, vielleicht gefährliche."

„Wer denn zum Beispiel?" fragte Claire und gab sich Mühe, die gleichgültigste Miene zu machen.

„Zum Beispiel," sagte Beaufort, „zum Beispiel Bonnivard."

„Bonnivard!" wiederholte das Fräulein und unterdrückte einen tiefen Athemzug, der ihre Brust sichtbar heben wollte. „François Bonnivard, der Prior von St. Viktor in Genf?"

„Derselbe."

„Hast du ihn jemals gesehen, Philibert?"

„Den bekommt kein menschliches Auge und kein Sonnenstrahl zu sehen. Selbst am Geburtstag des Herzogs kommt er nicht in den Hof, wie die andern Gefangenen."

Dießmal war Claire nicht stark genug, um den Seufzer zu unterdrücken, der sich mit Gewalt aus der Tiefe ihres Herzens hervorarbeitete.

„Du hast Recht, zu seufzen, Klärchen," sagte Philibert, „das Leben dieses Mannes ist traurig, und nun währt es beinahe sechs Jahre so."

Während Philibert sprach, wandte sich das Schiff gegen

das Schloß, und ein frischer Windhauch wehte es rasch seinen Mauern zu.

„Siehst du," fuhr Philibert fort, „siehst du dort die kleine Scharte in der Mauer, ungefähr mannshoch über dem See? Der Strahl, den diese Scharte manchmal auf den feuchten Boden tief unter ihr durchläßt, ist François Bonnivards einziges Licht."

Claire war nahe daran, auszurufen: „Der wortbrüchige Herzog rächt sich also an ihm, weil er Bonnivard das Wort gebrochen, weil er ihn trotz sicherem Geleit auf offener Heerstraße hinterlistig, feig, verrätherisch aufheben ließ, ihn, den edlen, guten, trefflichen Bürger," — aber ein großes Jubelgeschrei verhinderte sie, ihrer Entrüstung Worte zu geben. Es kam vom Ufer, wo die Dienstleute des Kastellans von Beaufort standen und Claire erwarteten, während der Sire von Beaufort selbst in einem leichten Kahne seinem Kinde entgegenflog.

Zweites Kapitel.

Der Bischof.

Barberouge's Sorgen waren unbegründet. Als er, eine gute halbe Stunde vor Claire, mit seiner Schaar in Chillon ankam, war das Festmahl, das dem Bischof von Lausanne, Sebastian von Montfaucon, zu Ehren gegeben wurde, noch in voller Blüthe, und als Claire durch den Hof kam, präsidirte er daselbst an dem obersten Ende einer langen Tafel dem Mahle, an dem sich die Leute des Bischofs und die Offiziere von Chillon versammelt hatten. Schon mußte er sich mit der einen Hand auf den Tisch stützen, als er sich mit der andern erhob, um das einziehende Fräulein zu begrüßen. Claire mußte rasch ihre Kleider wechseln, um noch am letzten Viertel der Mahlzeit Theil zu nehmen, die in dem großen, mit gepreßtem Goldleder und Holz-

schnitzereien ausgelegten Speisesaale des ersten Stockwerkes stattfand und welcher der Bischof selbst präsidirte. Seine Eminenz wollten nicht früher aufbrechen, als bis sie etwas über die Vorgänge in Genf aus dem Munde des Ankömmlings gehört hatten. Als Claire eintrat, erhob sich der Bischof mit ritterlicher Höflichkeit und verneigte sich wie ein ausgemachter Hofmann; dann erst nahm er eine salbungsvolle Miene an, nannte sie, die er eben Mademoiselle genannt hatte, seine Tochter, segnete sie und küßte sie auf die Stirne. Der bischöfliche Kanzler, der an seiner Linken saß, mußte etwas tiefer rücken und dem Fräulein von Beaufort Platz machen. Monseigneur de Lausanne fragte dann sogleich, wie sie sich den teuflischen Krallen der Ketzer entwunden habe, und versicherte, er erwarte eine lange Odyssee von Abenteuern, denn so einfach sei sie auf die Zurückberufung ihres Vaters gewiß nicht entkommen; sie müßte gewiß vielen Abenteuern und Gefahren Muth und List entgegengesetzt haben. Aber er war sehr betroffen und offenbar unzufrieden, als sie ihm, wie schon früher Philibert, versicherte, daß von Gefahren gar nicht die Rede sei, und daß sich die Genfer sehr zuvorkommend und ritterlich gezeigt hätten.

„Aber die armen Nonnen von St. Klara,“ rief er, „welchen Beleidigungen, welcher Unbill müssen Die ausgesetzt gewesen sein, als man sie aus dem Kloster jagte. Dich, meine Tochter, hat man geschont, aus Furcht vor deinem tapfern Vater, dem edlen Sire de Beaufort — aber an jenen Hülflosen hat man wohl sein Müthchen gekühlt.“

„Verzeiht, Hoheit,“ erwiderte Claire, „ich habe es selbst gesehen; die Nonnen zogen paarweise aus dem Kloster, durch eine ungeheure Volksmenge; aber nicht eine Hand, ja nicht eine Stimme regte sich, um sie zu beleidigen. Die alte dreiundachtzigjährige Schwester Rosalie wurde sogar von zwei starken Männern des Hafens auf die Arme genommen und so bis über die Brücke von Carouge auf savoyischen Boden getragen. Dahin begleitete das Volk die Abziehenden, und sie hätten sie wohl noch weiter

begleitet, um ihnen ihre Habseligkeiten tragen zu helfen, wenn die Genfer heute einen einzigen Schritt über ihr Stadtgebiet hinauswagen dürften."

Der Bischof schüttelte den Kopf, hüstelte und sagte endlich: „Liebes Kind, erzähle Dergleichen nicht weiter. Abgesehen davon, daß es dir Niemand glauben wird, so ist es auch nicht gut, Ketzer zu loben für Wohlthaten und Güte, hinter denen sich nur des Teufels List verbirgt. Ketzer loben heißt den Teufel loben, und den Teufel loben ist eine Todsünde."

Dann nahm er eine weltlichere Miene an und fragte lächelnd: „Nun, Mademoiselle, was haben Sie sonst gehört von der Stimmung in dieser rebellischen Stadt? Wozu ist man entschlossen? Gibt es viele Parteien, oder ist man einig? Was fürchtet man von Seiner Hoheit, Monseigneur, dem Herzog von Savoyen? Bewaffnet man sich? Befestigt man die Stadt?"

Willst du mich zu deinem Spion machen? dachte Claire und sagte lächelnd: „Ehrwürdiger Vater, wie sollte ich, die ich aus der Stille des Klosters komme, über Dergleichen berichten können?"

„Wohl!" sagte der Bischof, „aber in so bewegter Zeit dringt doch manches profane Gerücht selbst durch die geheiligten Mauern eines stillen Klosters. Und Mademoiselle de Seyssel, Euere fromme Oberin, waren immer mit den edelsten Familien Genfs und der ganzen Umgegend, besonders Savoyens, in Verbindung."

„Sie hat uns Pensionärinnen," lächelte Claire, „nicht eingeweiht in ihre Geheimnisse."

Der Bischof lächelte mit, als ob er zugeben wollte, wie kindisch es sei, sich bei einem jungen Mädchen, das eben aus dem Kloster geholt wurde, nach Dingen von hoher politischer Wichtigkeit zu erkundigen. Ernsthafter wandte er sich zu Claire's Vater und sagte mit gefalteter Stirne, indem er das rothe Käppchen zurückschob: „Messire de Beaufort, wir leben in einer schlimmen Zeit; die Mäßigung und Ruhe, welche diese Genfer in so aufgeregten Verhältnissen zur Schau tragen, lassen mich das Schlimmste befürchten. Von dem Tode des Freiburger

Canonicus Verli, den sie in einer Volksversammlung ermordeten, habe ich das Beste gehofft, aber da waren die Freiburger so ungeschickt, eine Untersuchung zu veranlassen, und da kam es denn heraus, daß er selber der angreifende Theil und an seinem eigenen Tode Schuld war. Die Augustiner waren auch so einfältig, in solcher Zeit Wunder zu thun, da doch vorauszusehen war, daß die Reformatoren und Rathsherren gleich mit ihren Spürnasen dahinter sein würden. Da hat man ihnen das Wunderthun verboten und dabei noch erfahren, daß es nicht die tugendhaftesten Weiber waren, die ihnen dabei geholfen. Aber Gott wird seine Kirche nicht verlassen. Im jetzigen Augenblicke stehen die Dinge nicht schlecht. Die Freiburger halten treu zur römischen Kirche und werden, trotz der Bundesgenossenschaft und beschworenen Mitbürgerschaft, den Genfern nicht zu Hülfe kommen; die Berner, ihre andern und mächtigern Bundesgenossen, hat Euer kluger Herr, Seine Hoheit der Herzog von Savoyen, auf seine Seite gebracht, und sie können nicht gegen ihn auftreten. So ist denn die gottverfluchte Stadt, wie sie es verdient, verlassen und abgeschnitten. Die Löffelritter und die Verbannten bringen sie zur Verzweiflung, und sind sie erst vor Hunger und Elend bis auf die Knochen abgemagert, wird Karl III. herbeieilen, um ihnen den Gnadenstoß zu geben und die Souveränität in Besitz zu nehmen, die sie dem hochedlen Hause von Savoyen seit Jahrhunderten streitig machen."

„Das hoffe ich und erflehe ich," rief der Kastellan von Chillon, „von jenem Gotte der Waffen, der aus den kleinen Grafen die mächtigen Herzoge von Savoyen gemacht hat! Ist Karl III. nicht der Bundesgenosse des mächtigsten Herrn der Welt, des Kaisers des Abendlandes, des Herrn von Hispanien und der Goldgruben von Chili und Peru? Hat ihm dieser großmächtige Kaiser nicht noch neuerlich seine Rechte auf Genf verbrieft und bestätigt, wie es schon Karolus IV. von Luxemburg dem Ahnherrn gethan hat? Sitzt nicht ein Medizeer, Klemens VII., der Anverwandte meines hohen Herrn, auf dem Stuhle Petri

als Statthalter Christi auf Erden? Und ist nicht Franz von Frankreich meines gnädigen Herrn Neffe? Sollte er, obwohl sein Feind, zugeben, daß ein fürstlicher Herr in seinen großen Entwürfen von einer Handvoll Krämer aufgehalten werde? Er, der ritterliche König? Dann lasse sich die ganze Ritterschaft begraben; ihre Zeit ist aus, und eine neue gesetzlose Zeit der Schmach beginnt. Nein, hochwürdiger Herr, von dieser Seite befürchte ich nichts; unsere Schwerter werden mit den Hellebarden und Hakenbüchsen der Bürger fertig werden, der Ritter wird sich als Ritter beweisen — wenn nur," fügte der Herr von Beaufort etwas schüchtern, aber doch im Tone des Vorwurfs hinzu, „wenn nur die Priester der katholischen Kirche eben so mit den Prädikanten fertig würden."

„Seid ruhig," beschwichtigte der Bischof, „die Priester werden das Ihrige thun."

„In Genf," fuhr Sire de Beaufort fort, „haben sie sich leicht schlagen lassen. In allen Disputationen haben sie den Kürzern gezogen, und manche sind nach solchen Disputationen zu den Ketzern übergegangen."

„Das ist wahr, leider wahr," bestätigte der Bischof, „aber unsere Sache ist es nicht, mit Leuten zu disputiren, denen der Teufel mit seiner Logik beisteht. Der Teufel ist ein großer Logiker. Unsere Sache ist der Glaube — und," flüsterte der Bischof, „die Klugheit der Schlangen, die uns die heilige Schrift anempfiehlt. Weil Ihr so geringes Vertrauen habt, Sire de Beaufort," sagte er immer leiser, indem er aufstand und den Kastellan in eine Fensternische zog, „so will ich Euch in ein Geheimniß einweihen."

Der Herr von Beaufort näherte sich dem Bischof, so weit es der Anstand und die Heiligkeit dieser Person erlaubte. Er neigte seine lange Gestalt, um sein Ohr dem Munde des kurzen und dicken Mannes so nahe als möglich zu bringen, und horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit, als dieser so zu sprechen begann: „Seht, Sire de Beaufort, in Genf kommt es nur darauf an,

die Köpfe der Hydra zu zertreten, wie wir Gelehrten uns auszudrücken pflegen. Mit dem kopflosen Leib der Schlange werden wir bald fertig werden. Nun sind in der That kluge Veranstaltungen getroffen, daß die drei Köpfe der Hydra, das ist zu sagen, die drei Hauptketzer Farel, Froment und Viret, auf die kürzeste und stillste Weise auf die Seite geschafft werden. Der Kanonikus Hugonin d'Orsiers ist ein ebenso gottesfürchtiger als tapferer und kluger Kämpfer des heiligen Stuhles Petri, der die Sache in seine geweihten Hände genommen. Die drei Erzschelme Farel, Froment und Viret, sie thun gerne einfach und schlicht, wie es ihrer Angabe nach die Apostel gethan haben, und um das Volk zu verführen, essen sie kaum Eßbares in einer schlechten Herberge. Bettlervolk, das auf seine Mahlzeiten nicht drei Sous verwenden kann — und Die wollen die Welt reformiren? Du mein Heiland! Darum haben sie so große Lust nach den Kirchengütern, die Hungerleider!"

Der Bischof hielt sich den Bauch und lachte, worüber er weiter zu erzählen vergaß. Aber der Kastellan, der neugierig geworden war, fragte: „Und der Anschlag Hugonins?"

„Richtig, der Anschlag. Nun, in jener Herberge dient eine fromme Köchin, eine wahre Judith und Deborah, die der Herr eigens auserwählt und aus der Bresse nach Genf geschickt, auf daß sie unter Anleitung der heiligen Kanonizi und Kapitularen ein großes Werk vollbringe in majorem Dei gloriam."

„Antoina?" rief der Kastellan.

„Ihr wißt?" fragte der Bischof erstaunt.

„Antoina," fuhr der Kastellan fort, „die den Prädikanten ein Pülverchen in die Suppe mischte, das sie von Hugonin erhalten hatte?"

„Ist es geschehen?" fragte der Bischof wieder und hastiger als vorher.

„Hochwürdiger Herr," erwiderte der Andere, „Ihr habt auf Eurer Reise nichts erfahren. Wir, die wir unsere Späher in Genf haben, wissen, daß der ganze Anschlag vereitelt ist. Nur

Viret hat von dem Süpplein gekostet und war nahe daran, dem Teufel in den Rachen zu fahren, aber auch er ist entkommen. Antoina hängt schon seit fünf Tagen an dem Galgen von Champel, und Hugonin ist auf der Flucht. Damit ist es nichts."

Der Bischof hörte die Nachricht mit Entsetzen und sah dem Kastellan mit offenem Munde auf die Lippen. Dann schob er sein rothes Käppchen wieder nach vorn, kratzte sich heftig hinter den Ohren und war nahe daran, einen Fluch auszustoßen. — „Wie dumm! wie dumm!" murmelte er, auf- und niedergehend. „Einfältige Person! Eine Köchin und nicht einmal eine Suppe versalzen können! Sie hat den Galgen verdient!" Dann hielt er wieder vor dem Kastellan: „Ich versichere euch, Sire de Beaufort, es wird mir ganz bange. Es steht nichts mehr fest auf der Welt, der jüngste Tag bricht an. Ich glaube an den jüngsten Tag, obwohl es heutzutage kein Bischof mehr thut. Helas! der Unglaube hat bei Papst und Bischöfen angefangen, und nun haben sie ihren Lohn dafür. — Fort! Nach Hause, nach Lausanne! Wenn ich jetzt nur drei Tage abwesend bin, fürchte ich, daß ich bei meiner Heimkehr meinen Bischofssitz umgestürzt finde und daß es mir so ergeht, wie Monseigneur Pierre de la Baume von Genf, der nur noch ein Bischof in partibus ist. Auch Lausanne ist angesteckt; in den Vorstädten rumort es, und da soll neulich so ein Zwinglianer — o du mein Heiland! fort! fort!"

Eine große Unruhe bemächtigte sich des ganzen Prälaten, und er gab Befehl, daß gesattelt werde. Er wollte heimreiten und nachsehen, wie es um Lausanne stehe. — „Glücklicher Beaufort!" rief er, „Ihr wohnet hier hinter festen, uneinnehmbaren Mauern, während ich mitten unter Bürgern sitze, und heute ist jeder Bürger ein Ketzer und Feind seines von Gott eingesetzten Herrn."

Raschen Schrittes ging er in dem langen Saale auf und nieder. Herr v. Beaufort folgte ihm aus Höflichkeit, und so kamen die beiden Männer wieder in die Nähe Claire's, und sie konnte hören, was weiter besprochen wurde.

„Wie steht es mit Eurem Gefangenen?" fragte der Bischof plötzlich und hielt in seinem Gange inne.

„Welchen Gefangenen meint Eure Hochwürden?"

„Nun, den illustren Gefangenen!" rief der Bischof, nicht ohne Anflug von Hohn, „den Prior von St. Viktor!"

„Bonnivard?" fragte der Kastellan, „der ist, wo er nun seit fünf Jahren ist."

„Ich bitte Euch, Messire de Beaufort," sagte der Bischof aufs Eindringlichste, „ich bitte Euch im Namen des Herzogs wie der Kirche, habt ein gutes Auge auf ihn. Wenn Der jetzt, gerade jetzt wieder unter den Genfern erschiene, es wäre mit ihnen gar nicht fertig zu werden."

„Keine Sorgen," lächelte der Kastellan, „aus Bonnivards Gefängnisse entkommt man nicht; das ist zur Hälfte in den Felsen gegraben, zur Hälfte besteht es aus Mauern, die so fest sind wie die Felsen."

„Was treibt er? wie ist er?" fragte der Bischof.

„Wie er ist, kann ich Euer Hochwürden nicht sagen; seit Jahren hat ihn kein menschliches Auge gesehen, ausgenommen das Auge seines Kerkermeisters, wenn das ihn bei der dort unten herrschenden Dunkelheit sehen kann, denn selbst an den Tagen, da es den andern Gefangenen gestattet ist, an das Licht des Tages, in den Hof hervorzukommen, am Charfreitag und am Geburtstage Seiner Hoheit des Herzogs, muß er allein in seinem Grabe bleiben. Er ist angeschmiedet. Was er treibt? Er schreibt eine Chronik seiner Zeit."

„Wie? in dieser Dunkelheit?" fragte der Bischof erstaunt.

„Ein kleines Loch in der Mauer läßt ihm täglich einen Sonnenstrahl ins Gefängniß dringen; seine Kette ist gerade lang genug, um ihm zu gestatten, dem handgroßen, von der Sonne beleuchteten Flecken nachzukriechen, wie er von Westen nach Osten schleicht. In diesem kümmerlichen Lichte schreibt Bonnivard."

„Daß man aber einem solchen Verbrecher Schreibzeug gönnt!" rief der Bischof entrüstet.

„Das hat seine Ursachen," lächelte der Kastellan. „Laßt ihn nur schreiben! Eines schönen Tages wird man sich seiner Schriftstücke schon bemächtigen und darin treffliche Anklageschriften gegen manchen Genfer, gegen so manchen Freiheitshelden dieser Krämer auffinden. Das wird ganz gute Anklagepunkte geben, aus denen man Hochverrathsprozesse und Verschwörungen gegen Bischof und Herzog herausspinnen wird, so viele man nur braucht."

„Ein guter Gedanke, ein guter Gedanke! Laßt ihn schreiben!" rief der Bischof, „laßt ihn ausschreiben, den Philosophen, bis er sich und seine Spießgesellen um den Hals schreibt. Wenn der Herzog nur wieder erst in Genf ist, kann diese Chronik in der That von unschätzbarem Werthe werden. Diese Schreiber und Philosophen, wenn sie einmal die Schreibekrankheit ergriffen hat, müssen mit Allem heraus, und sollte es sie zehnmal an den Galgen bringen."

Während er so sprach, schnallte ihm ein Diener einen mit rothem Sammet gefütterten Panzer um, der ihn bei jedem Zuge an den Riemen ächzen machte. Man sah es dem feisten Prälaten an, daß er an solche Gewandung nicht gewöhnt war, auch sah er komisch genug aus, wie er den fetten Hals, mit beständiger Bewegung des Kopfes, der Halsberge entziehen wollte, als ob er sich, während er vom Galgen sprach, selber einer beengenden Schlinge entzöge. Der kriegerische Ruf, den sich der berühmte Schinner, Bischof von Sitten, erworben, reizte sämmtliche Prälaten der umliegenden Länder zur Nachahmung, und wenn sie auch nicht, wie jener kriegerische Kirchenfürst, auf den Schlachtfeldern und an der Spitze ihrer Schaaren erschienen, so liebten sie es doch, wie Jener, das Kriegskleid anzuthun. Das Andenken des Papstes Julius Rovere mochte zu dieser Mode auch beigetragen haben. Sire de Beaufort, der sich im Panzer und Eisenhemd so wohl befand wie in seinem Bette, mußte lächeln, als er den Bischof von Lausanne so arg beengt sah.

„Lächelt nur," sagte dieser, als er es bemerkte; „es ist an

der Zeit, daß die Nachfolger Petri wieder das Schwert ergreifen, denn es ist eine böse Zeit. Wir gehören zur streitenden Kirche, und nie war es so geboten, wie heute, daß wir wieder das Schwert umschnallen."

In der That wurde ihm, während er Dieses sagte, auch ein Schwert umgeschnallt, das er aber sofort auf seinen linken Arm legte, wohl fühlend, daß er ohne diese Vorsicht nicht ohne Gefahr aus dem Saale und die Treppe hinab gelangen könnte. Mit der Rechten gab er noch allen im Saale Anwesenden den Segen, verneigte sich dann aufs Ritterlichste vor Claire und ging in Begleitung seines Wirthes die Treppe hinab. Im Hofe, der von Pechfackeln und Kienholzflammen, die aus den an der Wand angebrachten Eisenkörben aufstiegen und einzelne Funken und Kohlen auf den Boden fallen ließen, beleuchtet war, sah es etwas wild aus. Das Faß Waadtländer Weines, das dem Gefolge des Bischofs und der Chilloner Besatzung zu Ehren des hohen Gastes preisgegeben wurde, hatte seine Wirkung gethan. Die bischöflichen Diener saßen bereits im Sattel, aber auf sehr unsichere Weise, während die Soldaten von Chillon hin- und herschwankten und Alle zusammen beim Abschiedstrunk Lieder sangen, die nichts weniger als geistlich waren. Als der Kastellan mit seinem hohen Gaste erschien, wurde es zwar nicht stiller, aber doch still genug, um Barberouge, der in einem Winkel zwischen zwei Thürmen auf dem Boden saß, weil er sich selbst auf einem Schemel nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, hören zu können, wie er den Bischof mit einer Wassermelone verglich und sich ärgerte, daß so eine Gestalt Schwert und Panzer anzulegen den Muth habe. Als er aber erst auf dem Maulthiere saß, brach Barberouge in lautes Gelächter aus. „Ah!" rief er mit lallender Zunge, „Eminenz, ich danke Euch! Ihr erinnert mich an den schönsten Tag meines Lebens! Ihr seht gerade so aus, wie die Monsignori und Kardinäle, als sie sich in die Engelsburg retteten, an dem großen Tage, da wir unter Karl von Bourbon, Gott hab ihn selig, Rom einnahmen und des Papstes Orvieto aus Meßkelchen

tranken. Das war ein Tag! So sollte der jüngste Tag sein! Ei, wie ist der Papst erschrocken."

Die Rede Barberouge's war wohl Ursache, daß der Prälat mit beiden Waden sehr heftig sein Maulthier spornte und schneller, als es seine Gewohnheit war, über die Zugbrücke dahintrabte, die sofort wieder aufgezogen wurde, sobald der letzte Mann des Bischofs sie verlassen hatte. Lange noch hörte man die Reiterei und die Lieder der Abziehenden, die an der Felswand wiederhallten. Sire de Beaufort ging, als er von der Zugbrücke zurückkam, an Barberouge vorbei und stieß ihn mit dem Fuße. Barberouge aber merkte es nicht; er schlief und träumte von der Plünderung Roms und den Seligkeiten jenes Tages.

Drittes Kapitel.

Die Aebtissin.

Als der Kastellan von Chillon beschlossen hatte, seine Tochter Klara aus dem Genfer Kloster zurückzurufen, weil vorauszusehen war, daß in dieser Stadt alle Klöster aufgehoben und geschlossen werden würden, und weil er sie den Gefahren entziehen wollte, denen man außerhalb der Stadt in Folge übertriebener, von den Mönchen ausgebreiteter Gerüchte jede fromme Christenseele ausgesetzt glaubte, ließ er die schönsten Gemächer des Schlosses herrichten, um das nunmehr herangewachsene Fräulein standesgemäß — die Beaufort standen mit ihrem Adel nicht hinter den Herzogen von Savoyen selbst zurück — und so abgeschlossen und fern als möglich von dem Treiben der Kriegsleute unterzubringen. Es waren dieß die Gemächer im zweiten Geschoß, welche seit Jahren geschlossen und unbewohnt waren und welche vor mehr als achtzig Jahren die in der savoyischen Geschichte berühmte Herzogin Anna, Gemahlin Louis', Tochter des Königs von

Cypern aus dem Hause Lusignan, beherbergten, als sie sich hierher flüchtete, um vor den Verfolgungen ihres eigenen Sohnes, Philipp ohne Land, sicher zu sein. Wiewohl schon Manches in der Einrichtung dieser Gemächer veraltet, verstaubt, von der südlichen Sonne, der sie ausgesetzt waren, verbleicht, ja von Motten zerfressen war, so bestätigte doch der erste Blick auf Wände und Hausrath den Ruf ungeheurer Verschwendung, der an dem Namen dieser Fürstin hing. Die Wände des ersten Saales waren von Holzschnitzereien bedeckt, wie sie damals nur in Florenz von Künstlern verfertigt wurden, die als Schüler aus den Werkstätten großer Bildner wie Ghiberti, Donatello u. A. hervorgingen. Sie stellten Gegenstände aus der heidnischen Mythologie, meistens aus der Geschichte der cyprischen Göttin Aphrodite, als Erinnerung an die Insel Cypern, die Heimat der Fürstin, dar und waren durch das feinste Getäfel von Ebenholz in einzelne Felder eingetheilt. Durch die farbigen Sonnenstrahlen, welche durch die bunten Glasmalereien der Fenster erzeugt wurden, die aus Deutschland und den Niederlanden stammten, wurden die erhabenen Schnitzereien wie belebt. Den Wänden entsprechend, war auch der Hausrath mehr Bildhauer- als Tischlerarbeit. Der Riese Briareus hielt mit hundert Armen die Tischtafel, deren Fläche mit vielfarbiger Marketterie ausgelegt war, wie man sie nur in Bologna verfertigt. Hier wurde ein Schemel von den drei Grazien, dort ein Armstuhl von den vier Jahreszeiten getragen, während ein Triton am Eingange des Saales ein alabasternes Waschbecken aus Volterra überm Kopfe hielt. Der Kunst des ersten Saales folgte die Pracht des zweiten. Orientalische Tücher aus Smyrna und Samarkand bedeckten seine Wände mit glänzenden Farben, mit fabelhaften Vögeln und Blumen, die aus Märchenländern zu kommen schienen, während die Felder zwischen den Balken der Decke und diese selbst sich unter unzähligen Arabesken auf dunklem Grunde zu bewegen schienen.

In diesem Saale wurden Bänke und Stühle durch Divans und Polster von karmoisinrothem Sammet oder von scharlach-

rothem, mit Stickereien bedeckten Tuche ersetzt. Das dritte Gemach, das einen runden Thurm einnahm und selbst rund war, war mit veilchenblauem, silberdurchwirkten Sammet ausgeschlagen. In einer von dicken Vorhängen verhüllten Vertiefung stand das Bett, während sich diesem gegenüber ein Erker eröffnete, unter dem die Wellen des Sees an die Grundfesten des Schlosses brausten oder lispelten. Hier lud Alles zur Ruhe und Träumerei ein; hier standen nur tiefe, weiche Armsessel und im Erker ein schwellendes Ruhebett, von welchem aus man liegend die ganze Herrlichkeit des obern Sees von den Einmündungen der Rhone an bis gegen Evian und Lausanne überblicken konnte. Der Lärm der wilden Kriegsleute drang nicht bis da herauf, da die Gemächer vom Hof durch dicke Mauern und einen breiten Gang getrennt waren, wohl aber vernahm man hier all die Töne, die Luft und Wasser durch sonnigen Mittag sowohl als durch mondbeglänzte Mitternacht zu geben pflegen. Bei tiefer Nachtstille konnte man freilich auch das Gerassel der Ketten vernehmen, das aus den Gefängnissen, die am See lagen, durch die kleinen Luken, gedämpft, doch nicht minder traurig, herausdrang wie ein Seufzer. Aber das Gemüth Anna's von Cypern war nicht so geartet, daß es sich durch dergleichen Töne im Schlaf oder Traum hätte stören lassen.

Wie sehr auch dieser Aufenthalt mit seiner fürstlichen Pracht im Innern und mit der größern Herrlichkeit seiner Umgebung, die sich jedem Blicke aus jedem Fenster offenbarte, geeignet war, eine Mädchenseele, die eben der klösterlichen Haft und Einsamkeit entronnen war, mit Wohlbehagen zu erfüllen und ihrer Phantasie die glänzendsten Bilder vorzuzaubern, war Claire, die sich beim Abzuge des Bischofs von Lausanne sogleich hierher begeben hatte, doch nicht im Stande, sich dem Genusse hinzugeben, den sie unter andern Verhältnissen mit Freuden eingeschlürft haben würde. Jedes Wort, das unten im Saale gesprochen worden, hatte sie an den Auftrag gemahnt, den sie mit heimgebracht, selbst wenn er ihr nicht so lebhaft vor der Seele gestanden hätte, wie es

wirklich der Fall war. Sie wußte selbst nicht warum, aber es war ihr, als ständen die Worte, die ihre Aebtissin vor drei Tagen in stiller Einsamkeit zu ihr gesprochen, mit flammenden Lettern und fortwährend vor ihren Augen. Wer im ganzen Schlosse des Herzogs von Savoyen hätte geahnt, daß in diesem Augenblicke in dessen Mauern eine Person verweilte, der von einer frommen Aebtissin eines wegen seiner Frömmigkeit berühmten Klosters wie eine heiligste Pflicht aufgetragen, ja in die Seele geprägt worden, Alles zu thun, um einem Feinde des Herzogs, einem seiner Gefangenen und einem Ketzer, Hülfe oder wenigstens Erleichterung zu bringen. Nur drei Tage waren seitdem vergangen, und schon war diese Sendung mit dem ganzen mitleidsvollen, liebenden Wesen Claire's Eins geworden. Hätte sie sich aus Rücksicht für den Vater und aus Furcht vor den Gefahren, die ihn und sie erwarteten, wenn sie sich auf die Unternehmung einließ, von dieser zurückziehen und ihr gegebenes Wort vergessen wollen, sie hätte es nicht mehr vermocht. Auf dem Ruhebette im Erker ihres Schlafzimmers liegend, öffnete sie leise das Fenster und streckte den Kopf hinaus, nicht um die mondbeglänzte Fläche des Sees oder die silberne Krone der Savoyer Berge zu betrachten, sondern um hinabzublicken auf die öde Mauer und mit angestrengt spähenden Augen in der Dämmerung der Mondnacht die kleine Spalte zu suchen, die vielleicht jetzt einen tröstlichen Strahl in den Kerker Bonnivards gelangen ließ. Deutlicher erkannte sie die savoyische Galeere, die nur wenige Ellen vom Felsen, auf dem der Kerker stand, vor Anker lag und es unmöglich machte, selbst von der Seite durch die kleine Luke dem Gefangenen ein Wort der Theilnahme zuzurufen. Seufzend zog sie den Kopf zurück und sank in die Kissen des Ruhebettes.

Wie eine Phantasmagorie, aber so lebhaft, als ob sie Dasselbe noch einmal erlebte, zog die Szene an ihr vorbei, das Erlebniß, das sie so sehr erfüllte.

Am Abende des Tages, da der Brief des Kastellans von Chillon, welcher Fräulein v. Beaufort heimberief, im Kloster

St. Klara zu Genf ankam, wurde sie von einer dienenden Schwester eingeladen, sich, wenn Nonnen und Pensionärinnen schon zu Bette sein würden, in aller Stille zur Aebtissin zu begeben, welche ihr Manches zu sagen habe. Die gute Mutter, dachte Claire, sie wird mir noch ihren mütterlichen Segen und gute Lehren mit auf den Weg geben wollen. Claire hing an der Aebtissin, einer Mademoiselle de Seyssel, mit wahrhaft kindlicher Liebe und Dankbarkeit, denn diese edle, für ihre Zeit hochgebildete Dame aus einem der ersten Geschlechter Savoyens war ihr vom ersten Augenblicke an, da sie das Kloster betrat, mit einer Zärtlichkeit und mit so inniger Theilnahme entgegengekommen, daß Claire ein Glück kostete, welches ihr durch den frühen Tod ihrer Mutter bisher nicht gegönnt war. Sie sah zu Mademoiselle de Seyssel hinauf wie zu einer Heiligen, obwohl diese, trotz ihrem frühen Eintritt ins Kloster, selbst unter dem Schleier und der braunen Sutane immer die Anmuth und überhaupt das ganze Wesen einer Dame von Welt bewahrt hatte, allerdings gemildert durch ihre Stellung wie durch eine große Traurigkeit, die mehr mit ihrem Charakter als mit ihrem Stande zusammenhing. Eine würdige, eine edle Frau konnte sich Claire nur mit den Zügen der Aebtissin von St. Klara vorstellen, obwohl das Alter — sie stand erst im Anfang der Dreißiger Jahre — zu ihrer Würde noch nichts beitrug. Trotz unzähliger feiner Fältchen auf der Stirne, um Augen und Mund, welche ebensowohl auf ein bewegtes Geistes- wie Gemüthsleben deuteten, konnte man Mademoiselle de Seyssel, die Aebtissin, auf kleine Entfernung für ein junges Mädchen von siebzehn bis achtzehn Jahren halten, so jugendlich und zart war ihre Gestalt, so jungfräulich lächelte ihr Mund, so glühend blickte ihr dunkelblaues Auge. Claire, wie sie sie für die edelste Seele hielt, hielt sie auch für ein Ideal der Schönheit und empfand ein eigenes Glück, wenn sie ihr die zarten, weißen und magern Hände küssen durfte.

Klopfenden Herzens schlüpfte Claire an den Zellen vorbei, durch den langen, nur von einer vor dem Madonnabilde bren-

nenden Ampel beleuchteten Gang in die Gemächer der Aebtissin. Sie fand diese in einem Lehnstuhle mehr liegend als sitzend und setzte sich auf ein Zeichen auf den ihr gewohnten Platz, auf einen Schemel, zu Füßen ihrer mütterlichen Freundin. Sie lächelte, aber erschrak gleich darauf, da sie in das Gesicht der Aebtissin blickte und Spuren von Thränen entdeckte und da sie ihre Hand ergriff und diese wie im Fieber glühend fand.

„Was ist dir, Mutter?“ fragte sie besorgt.

„Du wirst es sogleich erfahren,“ sagte die Aebtissin, indem sie sich zu fassen suchte und den Kopf Claire's zärtlich an ihr Knie drückte. Nach einer kleinen Pause bückte sie sich herab, nahm Claire's Kopf zwischen beide Hände und fragte mit zitternder Stimme: „Claire, mein Kind, glaubst du mir einige Liebe schuldig zu sein?“

„Meine Mutter!“ rief Claire gerührt, — „wem sonst auf Erden, wenn nicht dir!“

„Nun,“ fuhr die Aebtissin fort, „ich habe dich um Verzeihung zu bitten.“

„Um Verzeihung? Mich?“ lächelte Claire ungläubig, „was hätt' ich dir zu verzeihen?“

„Ja, Claire, um Verzeihung, um Vergebung einer Schuld,“ sagte die Aebtissin im Tone des tiefsten Ernstes; „ich bin dir eine Beichte schuldig.“

Immer noch ungläubig, doch erstaunt, wandte sich Claire um und setzte sich aufrecht, um der Aebtissin ins Gesicht zu sehen und aus ihren Zügen die Lösung des Räthsels herauszulesen. Diese fuhr ruhig fort; langsam und entschieden sagte sie: „Claire, ich habe dich mit Heuchelei hier empfangen, mit Absicht und Berechnung habe ich mir deine Liebe gewonnen; ehe du einen Fuß auf die Schwelle dieses Klosters setztest, habe ich einen Plan gesponnen und beschlossen, mich mit allen Mitteln in dein Herz zu schleichen, dich zu meiner Kreatur, zu meinem Werkzeuge zu machen, um dich dann nach Gutdünken zu meinen Zwecken verwenden zu können.“

„Du liebst mich nicht!“ rief Claire entsetzt und ließ den Kopf auf ihre Knie fallen, während Thränen aus ihren Augen stürzten.

Die Aebtissin küßte sie auf die Stirne und sagte: „Ich kannte dich nur wenige Tage, und die Absicht, die Berechnung wich dem natürlichsten Gefühl, dem absichtslosesten, herzlichsten Wunsche, deine Neigung zu gewinnen, da ich dich von ganzem Herzen liebte, wie nur eine Mutter ihr Kind lieben kann. Eben weil ich dich so liebe, mußte ich es dir sagen, daß ich einen Augenblick dir gegenüber heuchlerische, unaufrichtige Gedanken hatte.“

Das junge Mädchen fragte, ohne aufzublicken: „Warum war das so?“

„Weil du die Tochter des Kastellans von Chillon bist.“

Claire sah ihr erstaunt ins Gesicht.

„Ja, mein Kind,“ fuhr die Aebtissin fort, „höre! Ich habe von der Tochter des Kastellans von Chillon erschmeicheln wollen, was ich jetzt von meinem geliebten Kinde erbitten will!“

„O meine Mutter!“ rief Claire schluchzend, „demüthige mich nicht so, daß du etwas von mir erbittest. Befiehl, daß ich für dich sterbe, und ich werde selig sterben.“

„Nein, mein Kind, ich beschwöre dich, ich flehe dich an, auf meinen Knieen, bei dem Jammer von hundert und hundert schlaflos verbrachten, kummervollen Nächten flehe ich dich an, gehe nicht von mir, ohne mir versprochen zu haben —“

„Alles! Alles!“ rief Claire, die es nicht ertragen konnte, sich von der theuern Frau so demüthig angefleht zu sehen. „Was ist es? Sprich!“

Mit zitternder und tonloser Stimme sagte die Aebtissin: „In den Gefängnissen von Chillon schmachtet seit Jahren ein Mann, an dem meine ganze Seele hängt.“

„Wer ist es?“

„François Bonnivard.“

„Der Prior von St. Viktor?“

„Derselbe.“

„Was soll ich thun?“ fragte Klara dringend, als sollte sie noch in dieser Stunde dem Wunsche der Freundin nachkommen.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete die Aebtissin und fuhr fort: „Damit du aber, weil du mich liebst, mit ganzer Seele thust, was du wirst thun können, so sage ich dir —“ bei diesen Worten neigte sie sich zu Claire hinab und sagte ihr, obwohl flüsternd, doch mit dem Ausdrucke der eindringlichsten Innigkeit, „so sage ich dir, Claire, daß ich ihn liebe, daß ich ihn heute noch liebe wie in meinem sechzehnten Jahre, daß ich ihn ewig lieben werde und daß ich den Schleier genommen, weil ich keines andern Mannes Weib werden konnte. Vergiß diese Worte nicht, Claire; mit diesen Worten mache ich dich zu meiner Schwester und aus einem Kinde zum Weibe. Vergiß sie nicht! Es wäre schrecklich, wenn sie verwischbar wären in einer Seele, der ich sie zum ersten Male nach achtzehnjährigem Schweigen, der ich sie allein anvertraue.“

Anstatt mit Schwüren antwortete Claire mit Thränen, die zugleich mit Küssen der Aebtissin Hand bedeckten. Sie fühlte, um wie viel ihr die hohe Frau, zu der sie bisher nur aus der Tiefe aufgeblickt hatte, theurer geworden und zugleich um wie viel näher sie ihr stand, seit sie ihr Herz, als von menschlichen Leiden heimgesucht, erkannte. Auch die Aebtissin fühlte sich seit dem Geständnisse dem jungen Mädchen näher verbunden. Sie hob sie empor, stand auf, legte ihren Arm um Claire's Nacken und ging mit ihr in der halb erhellten Stube auf und ab. Dann, um ein lange unterdrücktes Herzensbedürfniß zu befriedigen, sprach sie, halb wie im Selbstgespräch, halb erzählend, vor sich hin: „François Bonnivard ist mein Landsmann. Er stammt aus der Stadt Seyssel und ist der Sohn eines alten edlen Geschlechtes. Er kam oft zu uns aufs Schloß, als ich ein Kind war, und er liebte das Kind. Das Kind war Jungfrau, als er in der schönsten Jünglingsblüthe stand. O Claire, welche Erscheinung! Die Poesie hat keine schönere Gestalt geschaffen. Der Heldenmuth des Ritters, die Klugheit des Staatsmannes, die Freiheit des Weltweisen und

die Güte einer Kinderseele sprachen schon damals aus seinem ganzen Wesen, und all das Schöne und Große kündigte sich gleich beim ersten Blicke auf seine edle Gestalt in sein offenes, lächelndes Auge an. Und wie herrlich hatten sich alle diese Anlagen entfaltet, als er von seinen Reisen, den Schulen Italiens, aus der Welt der Gelehrten und Künstler dieses gelobten Landes zurückkehrte, erfüllt von den hohen Gedanken des Alterthums und all die Herrlichkeit und Schönheit der Kunstwerke, die seit hundert Jahren dort geschaffen worden, aus seiner Seele wiederstrahlend. Claire, empfinde es, daß wir in einer großen Zeit leben, trotz der traurigen Kämpfe, und glaube, daß François Bonnivard eine der schönsten und edelsten Gestalten dieser Zeit ist. Es hat zur Vollendung dieser Schönheit nichts gefehlt als das Märtyrerthum, und das ist ihm geworden. Der Tag, an dem ich ihn nach seiner Rückkehr aus Italien zum ersten Male wiedersah, war eines Lebens werth. Aber mein Schicksal war entschieden. Als jüngerer Sohn seines Hauses war er zur Priorei von St. Viktor in Genf bestimmt, die in seiner Familie wie erblich war, und er trat bald in das Kloster, da sein Oheim, der bisherige Prior von St. Viktor, kurz nach seiner Rückkehr starb. Der Prior von St. Viktor war damals beinahe souverän und war ein Prälat von Macht und Reichthum. Bonnivard trat freudigen Herzens an die Spitze seiner Gemeinschaft, denn so erlangte er die Muße, um der Wissenschaft zu leben, und er liebte Macht und Reichthum als Mittel, seine großen Zwecke zu verfolgen. Wie er Das gethan, weiß Genf, zu dessen besten Bürgern er gehörte, dessen Wohl er sich ganz widmete. Er wurde der Freund und Kampfgenosse Philibert Berthueliers, Leviers, Pecolats, der edlen Märtyrer, und Besançon Hugues, des großen Bürgers. Mein Kind, du kommst jetzt in eine Umgebung, in welcher du von diesen Männern als Rebellen wirst sprechen hören. Vergiß es nie, daß sie für ihr Vaterland so viel gethan haben, als jemals die edelsten Männer des Alterthums, die Helden Roms, Sparta's oder Athens für das ihrige thaten; vergiß es nie, daß

sie für das Recht ihrer Mitbürger, für die Freiheit ihrer Stadt kämpften und lebten, und daß das Unrecht und die Tyrannei, der Neid und die Treulosigkeit auf der andern Seite waren und noch sind, auf der Seite des Herzogs von Savoyen und der Bischöfe von Genf, ihrer Kreaturen und Henkersknechte. Karl III. ist ein Tyrann wie Nero und Commodus; Berthelier, Levrier, Pecolat, Besançon Hugues, Bonnivard sind Bürger, Helden, Märtyrer wie Aristides, Mucius Scävola, Curtius. Es ist eine edle Stadt, die solche Märtyrer hervorgebracht hat, und der Samen, den sie gestreuet, wird aufgehen als eine herrliche Saat der Freiheit; ja, sie geht schon auf, und bald wird Genf frei sein von der Tyrannei des Herzogs und der Bischöfe."

„Siehe, Claire," fuhr die Aebtissin nach einer Pause fort, „die Klostermauern, in die ich mich mit meiner Liebe flüchtete, konnten meine Gedanken von Bonnivard nicht trennen: als Aebtissin — und als Mademoiselle de Seyssel war ich es schon drei Jahre nach abgelegtem Gelübde — hatte ich Freiheit genug, allen Wegen, die er einschlug, zu folgen und ihn zu beobachten. Ich wußte bald, welche Partei er ergriff. Die Sache, für die er einstand, mußte eine edle sein, aber ich wollte es wissen, ich wollte es nicht allein meinem Gefühle glauben; so beobachtete ich die Vorgänge und prüfte die Geschichte, und alle meine Wünsche stehen in den Reihen dieser Freiheitskämpfer. Wie konnte es anders sein? Bonnivard ist einer jener Geister, die die Zeiten fühlen, die erst kommen sollen, und Gedanken denken, welche die Welt erst lange nach ihnen begreift. Die Gedanken der Reformatoren, welche jetzt die Länder bewegen, sie waren die Gedanken Bonnivards, lange bevor sie der Mönch von Wittenberg oder der Prediger von Zürich aussprach. Auch diese habe ich geprüft, weil sie seine Gedanken waren, und wenn ich das Kloster verlasse, wird es mir wie die Erfüllung einer Pflicht sein. Auch diese Gedanken gehören mit zu Bonnivards Verbrechen und sind die Ursache, daß weder der Papst noch der Metropolitan von Vienne gegen seine Gefangenschaft Widerspruch erheben."

„O!“ rief die Aebtissin wieder nach einer Pause, halb träumend, halb triumphirend; „o, er hat der edlen Verbrechen, die ihm Karl nie vergeben wird, so viele begangen! das erste war, daß er die Geschütze, die er von seinem Oheim ererbte, der Stadt zur Vertheidigung ihrer Freiheit und nicht dem Herzog zur Unterjochung der Stadt schenkte. Das andere, daß er seinen Dolch glänzen ließ und den feigen Mönch zwang, dem Bischof die Vorladung des Metropolitans von Vienne, der ihn zur Verantwortung zog, zu übergeben. Es war, als Herzog und Bischof den guten Pecolat hinterlistig und treulos aufhoben und ihn, gegen alle Privilegien und Freiheiten der Stadt, in ihr Gefängniß werfen und ihn foltern ließen, um ihm Aussagen auszupressen, welche Berthelier aufs Schaffot bringen sollten. Pecolat, fürchtend, daß ihm die Folter eine Lüge oder ein Wort gegen den edlen Bürger abzwingen könnte, schnitt sich die Zunge ab, als er in die Folterkammer abgeführt werden sollte. Bonnivard wollte ihn dem Bischof entreißen und veranstaltete einen Appell an den Metropolitan, und dieser forderte den Bischof vor seine Schranken. Aber Niemand hatte den Muth, dem Bischof, der in Gesellschaft des Herzogs war, die Vorladung zu übergeben. Es war auf den Stufen der Kathedrale. Bonnivard stellte den Mönch mit der Vorladung dahin, und als der Bischof mit dem Herzog heraustrat, ließ er den Dolch vor den Augen des Mönches glänzen, daß dieser in der Furcht vor dem augenblicklichen Tode den Brief übergab. So wurde Pecolat und die Gerichtsbarkeit der Republik gerettet, denn Herzog und Bischof, die schon das Recht, ihre Bürger zu richten, der Stadt entwunden glaubten, mußten sich fügen. Der Herzog schwur damals Bonnivard unversöhnliche Rache, doch versuchte er es, ihn mit Ehrenstellen und Reichthümern zu gewinnen. Das edle Herz blieb unerschütterlich und lächelte über die Schlingen hinweg, die ihm gelegt wurden. Aber als er auch Macht und Reichthümer seiner Priorei der Stadt einverleibte und sie dadurch stärkte, als er der neuen Lehre offen seinen Beifall gab, und als der Herzog durch die Ermordung

Berthelier's und Levrier's Herr von Genf zu sein und sich durch seine Verbindung mit dem Kaiser und die Verwandtschaft des Papstes sicher glaubte, da faßte er den Muth, auch Bonnivard zu verderben. Er sicherte ihm frei Geleit zu, als Bonnivard seine kranke Mutter in Seyssel besuchen wollte, aber kaum hatte dieser savoyischen Boden betreten, als er von den Häschern des Herzogs umgeben und in die Gefangenschaft geschleppt wurde. Wie Kaiser Sigismund dem edlen Huß, so brach er treulos Bonnivard das Wort. Er hat nicht den Muth, Hand an ihn zu legen, wie an Berthelier, Levrier, Blanchet, Navis und so viele andere Märtyrer der Genfer Freiheit, weil er geweiht ist und mit den edelsten Geschlechtern Savoyens verbunden — aber er läßt ihn in seinem Kerker elend verschmachten!"

So sprechend, rang sie die Hände und warf sich dann schluchzend auf ein Ruhebett. Der Schleier, den sie krampfhaft faßte, um sich das Antlitz zu verhüllen, löste sich mit der Haube vom Kopfe los, und volle blonde Haare, die sie, nach der damals in den Klöstern herrschenden Freiheit, lang trug, sanken wie ein goldener Wasserfall bis auf den Boden herab. Es war ein Bild tiefsten, liebevollen Schmerzes. Claire warf sich auf die Knie zu ihr nieder und rief, indem sie ihr die Hände von den Augen zog: „Was soll ich thun? Was kann ich für ihn thun?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte die Aebtissin schluchzend — „aber du wirst dort sein, du wirst die Gelegenheit erspähen, ein gütiger Geist, ein Engel des Lichtes wird dir eingeben, was du zu thun hast. Bring ihm irgend welchen Trost in seine Nacht; bring ihm eine Blume von den Bergen, wenn du zu ihm gelangen kannst — sage ihm, daß es Licht wird in der Welt, Das wird ihm genug sein, Das wird ihm Kraft geben — sage ihm, daß man ihn liebt, daß man sein Angedenken segnet — sage ihm, daß die Erinnerung an ihn und seine Freunde die Bürger Genfs zur Ausdauer gestählt hat, daß sie den Kampf nicht aufgeben, sondern muthig mit den alten und den neuen Waffen für ihre Freiheiten weiter streiten. Laß ihn dein mitleidiges Gesicht sehen,

und wenn jene ewige Heiterkeit seiner Seele nicht ganz erloschen ist, wirst du das herrliche Schauspiel genießen, wie sie wieder aufflammt in diesen edlen Zügen, in diesem unsäglich tiefen und klaren Auge."

„Aber, Mutter, wird er mir trauen?" fragte Claire besorgt, „mir, der Tochter des Kastellans von Chillon?"

„Er wird," lächelte die Aebtissin, „gewiß, er wird, mein Kind; wenn nur so viel Licht in seinen Kerker dringt, daß er dir ins Gesicht sehen kann, dann wird er dir vertrauen, wie ich mich hier mit meinem geheimsten Seelengeheimnisse der Tochter des Kastellans von Chillon anvertraue. Doch will ich dir ein Erkennungszeichen mitgeben, das jeden Zweifel aus seiner Seele verbannen wird, wie ungern ich mich auch davon trenne."

Sie erhob sich, zog einen Schlüssel aus dem Busen, öffnete einen mit Elfenbein ausgelegten Schrank und zog eine kleine Agraffe in Mosaik hervor, die eine Madonna mit dem Kinde vorstellte.

„Dieses kleine Kunstwerk," sagte sie, „hat mir Bonnivard aus Florenz mitgebracht. Es ist die Kopie eines Bildes von Andrea del Sarto. Als er es mir übergab, sagte er: Es ist von meinem Freunde Andrea del Sarto, mit dem ich am Arno lustige Tage verlebte. Ich liebe diesen Meister, weil er den Katholizismus in heitere Schönheiten zu verkleiden weiß. Nimm das Bildchen, Claire, zeige es ihm und wiederhole ihm diese Worte. Sie werden ein Schlüssel zu seinem Herzen sein und ihn an glückliche Zeiten erinnern."

Nachdem sie ihrer jungen Freundin die Agraffe übergeben, nahm sie aus demselben Schranke ein anderes kleines Bild hervor, das sie lange allein betrachtete, bevor sie es schweigend Claire vor die Augen hielt. Claire sah eine schöne junge Mannesgestalt in einer Gewandung, die halb einem ritterlichen Wamms, halb einer Kutte ähnlich sah; das Gesicht, über das ein unverwischbar scheinendes Lächeln ausgegossen war, umrahmten dicke braune Locken und weiter gegen rückwärts eine halb herabfallende

Kapuze, wie sie damals italienische Edle und manche Mönchsorden trugen. Eine goldene Kette fiel über die breite Brust; die eine Hand steckte nachlässig neben dem Dolch im Gürtel, der die Tunika zusammenhielt, während die andere auf den Degengriff gestützt war. Man konnte die schöne Gestalt, besonders das bei aller Männlichkeit wahrhaft erstaunlich heitere und klare Gesicht nicht ansehen, ohne unwillkürlich selbst heiter zu werden und zu lächeln. Es erinnerte an einen wolkenlosen, sonnengetränkten Frühlingstag.

„Wer ist dieser Ritter?" fragte Claire erstaunt und zugleich lächelnd beim ersten Anblicke.

„Es ist Bonnivard!"

„Der Prior?" fragte sie weiter und erstaunter als vorher.

„Ja, der Prior!" versicherte die Aebtissin. „Die Schatten des Klosters konnten die Ritterlichkeit und Klarheit dieses Mannes nicht verdüstern. So war er noch, so trug er sich noch, als ihn der Verrath dem heitern Sonnenlichte entzog. So klar, wie du ihn hier siehst, ist er selbst aus dem Gefängniß von Grolee nach zweijähriger Haft hervorgegangen, als ihn der Herzog zum ersten Male verrätherisch aufheben ließ, weil er sich den Verräthern widersetzte, welche die Thore Genfs dem Feinde öffneten. Dort schmachtete er, als Berthelier das Schaffot bestieg; wäre er frei gewesen, er hätte dieses Schwert gezogen, und der große Bürger lebte noch heute. Weil Bonnivard fehlte und Besançon Hugues auf der Flucht war, sah Genf thatlos zu, als sein Befreier gewürgt wurde."

Dann wieder das Bild betrachtend, sagte Mademoiselle de Seyssel: „Weil er so war, als er den Kerker von Grolee verließ, nähre ich die Hoffnung, daß auch die Kerker von Chillon die edle Hülle des edlen Geistes nicht zerstört haben."

Dann verwahrte sie das Bild wieder in den Schrank, den sie schloß, schlang wieder den Arm um den Nacken Claires, und mit ihr in der Stube auf- und niederwandelnd, erzählte sie ihr bald von ihrer Liebe, bald, damit sie Bonnivard Bericht erstatten

könne, die Geschichte der Stadt und deren Schicksal in den letzten Jahren. Das junge Mädchen sah mit Rührung in ein von hoffnungsloser Liebe gequältes und geadeltes Herz, dann in ein Netz von Listen und Tücken, das Fürst und Kirche spannen, um eine schwache Schaar heldenmüthiger Bürger zu verderben und in Sklaverei zu versenken. Ihr Geist wie ihr Gemüth entfaltete und stärkte sich in dieser Nacht, als hätte sie große und jahrelange Erfahrungen gemacht. Sie sah die Welt anders, als ihr unschuldiges, argloses Auge sie bisher gesehen. Und so hörte sie und so erzählte die Aebtissin, bis die Spitzen des Montblanc schon sanft geröthet vom anbrechenden Morgenlicht in die Fenster des Klosters sahen. Als sie endlich Abschied nahm, küßte sie die stille duldende Mademoiselle de Seyssel, und mit Thränen in den Augen sagte sie: „Vergiß nicht! Halt Wort!" und dann, wie drohend, mit aufgehobenen Fingern wiederholte sie: „Vergiß nicht! Halt Wort!"

Und wie dort, im Kloster zu Genf, die Morgendämmerung die geheimen Bekenntnisse der Aebtissin und ihre Erzählungen unterbrach, so weckten jetzt die Lichter, die auf den Spitzen des Dent du Midi erschienen, im Schlosse zu Chillon das junge Mädchen aus den Träumereien, in denen sie jene Nacht noch einmal durchlebte, jedes Wort der Aebtissin noch einmal hörte, jede ihrer Thränen noch einmal rinnen sah. Als sie sich gegen Morgen vom Ruhebette erhob, um sich in den Alkov zu begeben, war es ihr, als hörte sie noch einmal die bittende und drohende Mahnung: „Vergiß nicht! Halt Wort!" Sie war es selbst, die diese Worte vor sich hin sagte.

Viertes Kapitel.

Bonnivard.

Chillon, heute nur ein hochromantischer Schmuck der Landschaft und Aufbewahrungsort höchst unschuldiger, meist veralteter, neutraler Waffen, Chillon zählte durch Jahrhunderte zu den kostbarsten Besitzthümern der Grafen und Herzoge von Savoyen. Es war der Schlüssel des Rhonethales, und seine Macht reichte wenigstens bis an die Engen von St. Maurice, und der Ruf seiner Stärke trug viel dazu bei, daß sich die Macht der Savoyarden von hier aus auch rasch nach Westen zu ausdehnte und befestigte. Gegen Chillons Willen konnte kein Maulthier aus dem Wallis ins Waadtland, aus dem Waadtland ins Wallis gelangen. Die Grafen von Savoyen hatten ihre lüsternen Blicke kaum auf diese, am nördlichen Ufer des Lemans gelegenen Ruinen des burgundischen Reiches geworfen, als sie auch schon die Wichtigkeit jenes Felsblockes erkannten, zwischen welchem und dem festen Lande der See brandete und in dessen Nachbarschaft der einzige Pfad, der an ihm vorüberführte, durch eine schmale Pforte geschlossen werden konnte. Auf diesem Felsblocke erhob sich schon im dreizehnten Jahrhundert Schloß Chillon, ebenso gewaltig als prächtig. An zwanzig höhere und niedrigere Thürme erhoben sich, aus seinen Festungsmauern hervorwachsend oder auch aus dem Innern der Höfe, sämmtlich durch Zinnen und Zacken gekrönt, untereinander durch Treppen und Galerien verbunden, geschmückt mit Altanen und Balkonen. Denn Chillon war nicht nur der Schlüssel des Rhonethales, die Zwingburg des obern See's und des Waadtlandes, es war auch der Lustsitz der Fürsten und Fürstinnen von Savoyen. Und wahrlich, sie konnten in ihren weiten, von der Natur so reichlich, so groß ausgestatteten Ländern schwerlich eine andere Stelle finden, in welcher sich Anmuth mit Größe so schön vermählte — wo ein

blauer See, freundliche, grüne Höhen, riesige, von ewigem Schnee bedeckte Berge, Golfe, in denen der Lorbeer und die Granate gedeihen, ein herbeistürzender gewaltiger Bergstrom und Hunderte von Schlössern, die sich im See spiegelten, in kleinem Raume so viel des Schönen und Gewaltigen versammelten, als sonst weite Länderstrecken nicht besitzen.

Aber diese Perle in der Perlenkette von Schönheiten, die sich dort um den Hals des Lemans legen, dieser Sitz der Lust üppiger Fürsten, dieses einem Zauberschlosse gleichende Chillon barg in seiner Tiefe die grausamsten Kerker, und seit die Herzoge von Savoyen ihren Kampf gegen die Freiheit Genfs begonnen, bargen diese grausamen Kerker die muthigsten Vertheidiger jener Freiheit.

Auf dem nackten Felsen, über dem der herrliche Bau sich erhob, zwischen den Säulen, welche die Grundvesten bildeten, lag und schmachtete seit Jahren Bonnivard, der Mann, von dem man in Genf nur noch wie von einer Erscheinung schönerer alter Zeit zu sprechen pflegte, der der letzte Rest jener Epoche war, die man das Helden- und Märtyrerzeitalter der Genfer Freiheit nannte, der Mann endlich, um dessen Befreiung, wie um Erfüllung einer heiligsten Pflicht, hoch oben über ihm, in den prächtigen Zimmern der Prinzessin von Cypern, sich ein junges, reines Mädchenherz abquälte.

Die Ursache seines Unglückes war die Ueberfülle herrlichster Gaben, mit denen ihn die Natur wie das Schicksal ausgestattet hatten und die ihn seinem Feinde Karl von Savoyen doppelt furchtbar machten, selbst als die Schaar der Patrioten, die ihn einst umgab, längst gefallen war.

Der Zufall hatte ihm einen edlen, in seiner Welt hochgeehrten Namen gegeben, die Natur einen Geist, der selbst unter den zahlreichen hohen Geistern, mit denen beinahe alle europäischen Länder zur Zeit der Renaissance und Reformation gesegnet waren, als ein ebenbürtiger und hervorragender erschien, der die ganze tiefe Bedeutung jener Uebergangszeit begriff und

die Ziele erkannte, dahin sich alle geistigen Strömungen drängten. Diese Eigenschaften verschafften ihm bald eine hohe Stellung, welche Macht und Reichthum, alle äußerlichen Mittel gewährte, deren er zur Verfolgung seiner Zwecke bedurfte. Seine eigene Wahl gab ihm, dem Prälaten von Fürstenrang, eine Vaterstadt, die in einem großen Kampfe für Freiheit gegen einen eroberungssüchtigen Nachbar, gegen eine verrätherische Geistlichkeit und gegen einen räuberischen Adel begriffen war: also einen Schauplatz, der seiner würdig war und den seine hohe Seele in der Ferne gesucht haben würde, wenn er ihn nicht in seiner nächsten Nähe gefunden hätte. So begabt und so gerüstet, durfte es ihn wohl doppelt schmerzen, aus dem Kampfe zu scheiden, bevor er beendet war, und die kräftigsten Jahre des Mannes in grausamer Gefangenschaft zu verlieren. Und Bonnivard, der Philosoph und Geschichtsschreiber, wußte, wie langsam die Geschichte vorschreitet, wie sie oft erst über die zertretenen Herzen ganzer Menschenalter an ihre Ziele gelangt. Er konnte sich nicht mit der Hoffnung in süße Träume lullen, daß die kleine Republik Genf im Laufe weniger Jahre drei gewaltige, alte, auf Jahrhunderte fußende Mächte, die herrschsüchtige Monarchie, die tiefgewurzelte Kirche, die ein Jahrtausend alte Feudalität besiegen werde, um dann ihre Bürger aus der Haft befreien zu können. Und wie hoffnungsvoll sein Geist war, so oft er an den großen Kampf, die großen Grundprinzipien dachte, so hoffnungslos betrachtete er seine Gefangenschaft.

Zwischen den vier Säulen, welche die Wölbung trugen, und den Mauern, mit denen man die Bogen ausfüllte, um das Gefängniß zu verengern, im nächtlichen Dunkel, gingen ihm einförmig und tonlos die Stunden dahin — die Stunden, die Tage, die Wochen, die Monden, die Jahre: eine Stunde der andern, ein Jahr dem andern gleichend. Kein frohes, kein trauriges Ereigniß, kein Wechsel der Jahreszeit — kaum der Wechsel von Tag und Nacht — brachte in diese Oede abwechselndes Gefühl, abwechselnde Stimmung, oder verschiedene Färbung.

Die Zeiten fielen von ihm ab, wie die verwitterten Fetzen des Gewandes, in dem er gefangen worden. Sein Haupthaar floß über den Nacken herab, und sein Bart reichte an den Gürtel. Auf dem kleinen Raume, den ihm die Kette schreitend zu durchmessen erlaubte, waren die Spuren seines Fußes bereits in den Felsen eingedrückt, in den harten Felsen, der die Feste Chillon trägt. Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende müssen über den Felsen hingehen, bis sie die Fußtapfen verwischen, die ihm Bonnivard in sechs Jahren eingedrückt, diese Zeugnisse, wie dieser von einem Feuergeiste belebte Mann sich gleich einem Löwen im Käfige bewegte.

Keine Maus, keine Spinne, die manchmal die unglückliche Einsamkeit des Gefangenen mit einem Funken von Leben unterbrechen, denen er aus unfruchtbar verrinnendem Borne der Liebe einen Tropfen spenden kann, wohnte auf der Wüste dieses Felsens oder spannte ihr Netz in diesem öden Dunkel, und kein Vogel rastete singend, Frühling verkündend in der Mauerluke seines Fensters, das nur die feuchte Kälte seines Kerkers ausathmete. Durch diese Luke drang nur während des Sommers ein schmaler Lichtstreifen und kroch, als ob er hier rasch versiechte, langsam von einer Wand zur andern, nichts beleuchtend als gefühlloses und undurchdringliches Gestein.

In diesem Jahre — im Jahre 1535 — brachte ihm dieser Lichtstrahl einen Segen, eine Wohlthat, um deren willen er seinen Feinden alle Grausamkeit zu verzeihen bereit war. Er hatte Papier, Tinte und Feder. Er durfte schreiben, so lange das ärmliche Licht in seinen Kerker fiel, und an seiner Kette schleppte er sich, auf dem Boden liegend, dem theuern Strahle nach, der breit genug war, um einige Zeilen zu beleuchten. Er schrieb die Chronik Genfs, die wir noch heute besitzen — jene Chronik, in der wir ein kindliches Gemüth neben der hohen Anschauungsweise eines an der Größe des Alterthums genährten Geistes bewundern — jenes merkwürdige Werk, das die Reize irrthümlicher Aufzeichnungen, wie die Musen Herodots oder

die Bücher Joinville's und Froissarts mit den Errungenschaften hoher Bildung und mit jener philosophischen Einsicht verbindet, welche Vergangenheit und Zukunft, das Gute und das Böse, das Wahre und das Falsche gleich tief durchdringt. Er beschreibt uns die Geschichte einer kleinen Stadt; aber im kleinen Spiegel das Bild der ganzen Zeit auffassend, steht er neben seinen Zeitgenossen Macchiavelli, Guicciardini, Philippe de Commines und d'Avila, welche große Geschicke weiter Länder und ganze Welten umfassende Begebenheiten erzählten, nur daß sich hier die Absicht des Staatsmannes und der weite Gedanke des Weltweisen hinter einer harmlosen, beinahe kindlichen, immer lächelnden Erzählung verbirgt, welche überall ein vertrauensvolles Gemüth und einen Mann verräth, der sich eines reinen Lebens und seines Rechtes bewußt ist.

Die Aufzeichnung der Geschichten Genfs gewährte ihm höhere Freuden, als seine Feinde vermutheten, sie hätten wohl sonst in ihrem Haß gegen Bonnivard schwerlich die Erlaubniß dazu ertheilt, trotz der Hinterlist, die sich hinter dieser Gnade versteckte. Sein Leben im Gefängniß war ihm nicht verloren, verstrich nicht thatenlos; sein Bewußtsein fühlte sich gehoben, er war nicht, wie er bis jetzt glaubte, bestattet und begraben. Was er in der Freiheit, für die Freiheit gethan, er durfte es in dem erhabenen Berufe des Geschichtsschreibers fortsetzen, er durfte als Zeuge auftreten für die Wahrheit mit der Feder in der Hand, wie als Gefangener in dem harten Kerker des Herzogs von Savoyen. Was er mit gefesselten Armen, mit Ketten an den Knöcheln nicht ausführen konnte, vielleicht thut es in später Zeit das Beispiel, das er aufstellte, das Zeugniß, das er ablegte, das schlichte Wort, das er niederschrieb. Mit freudiger Seele, in raschen und kühnen Strichen malte er die Jahrhunderte des Kampfes der Genfer gegen die Herzoge von Savoyen, gegen die Uebergriffe der Bischöfe und die räuberischen Anfälle des Adels; mit Stolz hob er die Ausdauer hervor, mit welcher die kleine Stadt ihre Freiheiten vertheidigte und die verlorenen, freilich um sie

immer wieder zu verlieren, immer wieder eroberte. Nun aber war er in einer Zeit und bei Menschen angekommen, die er schon selber gekannt hatte, und in die Begeisterung und Ruhe des Geschichtschreibers drängte sich jetzt manchmal das Gefühl des Freundes, die Klage des Zeitgenossen, der Schmerz des persönlichen Zuschauens, großen Duldens und ungeheuern Unrechts. Hatte er nicht von den ewigen Torturen des armen, ehemals so lustigen Pecolat, seines Tischgenossen, zu erzählen, von jenem gewaltigen, kräftigen, ruhevollen Besançon Hugues, der verkörperten Ehrenhaftigkeit des Bürgerthums, der sein Leben auf beständiger Flucht und wie ein Abenteurer und Verbrecher in Verstecken und Schlupfwinkeln, wie ein wildes Thier in Schluchten und Klüften, zubringen mußte? Von Levrier, der, weil er das Recht nicht beugen wollte, den Nacken dem Henkerbeil beugen mußte? Und waren sie und so viele andere Märtyrer nicht seine geliebten Freunde und die Genossen seiner freudigen Symposien? O, der schönen Stunden, die in dem großen Saale von St. Viktor in Gesellschaft dieser freudigen, in ihrer Ueberzeugung so beruhigten Menschen, in Gesprächen über vergangene und zukünftige Kämpfe, im Genusse des gehofften Sieges, der einstigen Freiheit Genfs, dahingegangen! Nicht das Dunkel des Kerkers allein, viel öfter war es noch die Thräne, die sein Auge jetzt, da er bei dieser Epoche der Geschichte Genfs angekommen, beschattete und am Schreiben verhinderte. Und nun stand er vor dem Blocke, auf den der herrlichste aller der Märtyrer, sein Freund, der anmuthige, liebenswerthe, tapfere Philibert Berthelier, sein Haupt niederlegen sollte. Seit Tagen stand Bonnivard vor diesem Blocke und wagte es nicht, weiter zu schreiten; er rang nach der Ruhe, die er sich bei Ablegung seines Zeugnisses zur heiligsten Pflicht gemacht hatte. Endlich, da ein goldner, holdlächelnder Sonnenstrahl hereindrang, der ihn an den ewig lächelnden Blick Berthéliers erinnerte, ergriff er die Feder und schrieb mit ruhiger Seele:

„Berthelier hatte außerhalb der Stadt, nahe der Rhone bei

Geracua, einen Garten, dahin er jeden Tag zu gehen pflegte, und den er der Feinde wegen, die er in Genf hatte, jetzt nicht oft verließ. Und wie um mit der Gefahr zu spielen, trug er in seinem Busen ein kleines Wiesel, das er sehr liebte und das er, hin- und herwandelnd, streichelte. Am dritten Tage, nachdem der Vizedom des Herzogs Zuzug erhalten hatte, begab sich dieser mit seinem ganzen Gefolge dahin, um ihn gefangen zu nehmen. Berthelier sah sie wohl ankommen, aber er wich nicht aus, sondern ging geraden Weges auf sie los, so stolz, als ob er den Vizedom gefangen nehmen sollte. Der Vizedom legte seine Hand auf ihn im Namen des Bischofs, denn es war ihm verboten, es im Namen des Herzogs zu thun; als er ihm seinen Degen abnahm, sagte Berthelier stolz: ‚Gebt wohl Acht, was Ihr mit diesem Degen beginnet, denn Ihr werdet darüber Rechenschaft abzulegen haben.' Er wurde nach der Insel geführt, während er, um über seine Feinde zu spötteln, mit seinem Wiesel spielte. Seine Wächter sagten zu ihm: ‚Bittet Seine Hoheit um Gnade!' — ‚Welche Hoheit?' fragte er. — ‚Die Hoheit von Savoyen, Euern und unsern Fürsten.' — ‚Er ist ganz und gar nicht mein Fürst,' erwiderte er, ‚aber selbst wenn er es wäre, würde ich ihn nicht um Gnade anflehen, denn ich habe nichts verbrochen. Mögen Verbrecher um Gnade flehen, Ehrenmänner thun es nicht.' — Der Bischof leitete seinen Prozeß nicht nach den Rechten und Freiheiten Genfs ein, welche besagen, daß jeder eines Verbrechens angeklagte Laie den Syndicis als den ihm zustehenden Richtern überliefert werden müsse. Er setzte für diese Angelegenheit einen Prevost ein, einen alten jetzt in Genf wohnhaften Mann aus Chambery, der sein Leben lang Zahnausreißer gewesen und sich Jehan Desbois nannte. Dieser kam auf Befehl des Bischofs auf die Insel, um Berthelier zu verhören, aber er wollte ihm nicht Rede stehen, sagend, daß er nicht der ihm zukommende Richter sei. Und um sich frei von aller Furcht zu erweisen, schrieb er auf die Wand seines Gefängnisses: ‚Non moriar sed vivam, et narrabo opera Domini.'

„Am andern Morgen kehrte der Prevost wieder mit der ganzen Schaar der Bewaffneten und ihren Kapitänen, welche die Insel besetzten und die Brücken, die zu ihr führten. Besagter Prevost forderte Berthelier aufs Neue auf, ihm Rede zu stehen, und da dieser sich abermals weigerte, that der Prevost seinen wahnsinnigen und bösen Spruch: ‚Für seine vergangenen Missethaten, wie für den Ungehorsam, den er jetzt seinem Fürsten zeige, solle ihm sein Haupt abgeschlagen, sein Körper an den Galgen vom Champel gehängt, sein Kopf im Plainpalais ausgesteckt und solle seine Habe zu Gunsten des Fürsten konfiszirt werden.‘ Man brachte ihm den Beichtvater und den Henker. Dem Beichtvater hatte er nicht Vieles zu sagen. Worauf ihn der Henker ergriff, ihn auf den Platz vor dem Inselschlosse führte, wo Berthelier nichts Anderes sagte, als nur ausrief: ‚Ha! Ihr Herren von Genf.....!‘ Worauf er niederkniete und enthauptet wurde .....“

So weit hatte Bonnivard geschrieben, als er einhalten mußte. Seine Hände zitterten, daß er keinen Federzug mehr thun konnte, seine Augen füllten sich mit Thränen, und sein Gesicht fiel, als ob der Streich nach Bertheliers Nacken ihn selbst getroffen hätte, vorn hin auf das Papier, und „Berthelier! mein theuerer, edler Berthelier!“ rufend, breitete er beide Arme aus, um den harten Felsen, der ihm als Schreibtisch diente, zu umarmen.

Der Sonnenstrahl, der ihn beleuchtete, war längst von ihm fortgekrochen; er lag wieder in tiefer Dunkelheit, und auch in seiner Seele war es wieder dunkel geworden. Die Geschichte der Welt sah er jetzt nur von ihrer traurigsten, schwärzesten Seite. Ueberall und zu allen Zeiten schwebten ihm nur die Holzstöße, Kreuze und Schaffote jeglicher Art vor, auf denen die Edelsten der Menschheit den Martertod litten, während er unter Triumphbogen und auf Thronen ihre Quäler sah, die Feinde des Menschengeschlechtes, die Verhöhner der edelsten Gedanken. Er erhob sich, ließ die Arme herabsinken und saß aufgegeben und trauernd

da. „O mein Grab von Chillon! wärest du wirklich ein Grab!“ rief er aus und kroch nach der Säule zurück, an der seine Kette befestigt war. Er umklammerte sie, als wollte er sie brechen, die Grundvesten Chillons erschüttern und sich unter seinen Trümmern begraben.

Da, in diesem Augenblicke höchster Trostlosigkeit, erscholl es in seinem Gefängnisse von einer menschlichen, kräftigen und doch sanften Stimme. Diese rief: „Hoffe, hoffe, Bonnivard! Gruß von Genf, Bonnivard!“

Bonnivard sprang in die Höhe und blickte um sich. Es war ihm, als hätte er eine himmlische Erscheinung. Er glaubte geträumt zu haben, aber es hatte zu deutlich gesprochen, noch klangen die Worte in seinem Ohre und in seinem Herzen: Hoffe, hoffe, Bonnivard! Er wiederholte sie immer wieder, hob die Arme dankend gen Himmel, die Trostlosigkeit war dahin, und er hoffte in der That, wie es ihm die Stimme geboten hatte. Thränen der Freude schwemmten den letzten Rest jener Thränen der Verzweiflung aus seinem Auge.

Am Abend desselben Tages trat der Kastellan von Chillon mit zornigem Gesichte in die Salle de justice, setzte sich auf den großen Thronsessel, auf dem er zu Gericht zu sitzen pflegte, und befahl einem Diener, sofort den Kapitän Barberouge hieherzubescheiden. Dieser trat auch nach wenigen Minuten ein, lächelte, als er sich in der Salle de justice sah, warf einen Blick auf die Thüre, welche in die anstoßende Folterkammer führte, verneigte sich vor dem Kastellan und sagte mit etwas spöttischer Unterthänigkeit: „Messire de Beaufort, Ihr ladet mich in die Salle de justice, soll ich foltern helfen oder vielleicht selbst gefoltert werden? Gebt Euch keine Mühe, ich will plaudern und alle meine Verbrechen gestehen, ohne Meister Jehan Goulé zu bemühen. Was steht zu Diensten? Was habt Ihr zu befehlen?“

„Barberouge,“ sagte Herr von Beaufort, ohne weiter auf die Scherze einzugehen, „Ihr habt heute meine Tochter, Mademoiselle de Beaufort, an den Fuß des Schlosses gerudert, über

den Kreis hinaus, den ich zu überschreiten erlaubt habe — Ihr habt ihr dann den Felsen hinaufgeholfen — gerade am Gefängnisse Bonnivards." —

„So ist es, ganz richtig, Ihr seid vortrefflich unterrichtet," erwiderte Barberouge mit einer Verneigung, als ob er seinem Kommandanten über seine Allwissenheit ein Kompliment machen wollte.

„Wie kam Das? Wie war Das alles?" fragte der Kastellan mit strenger Miene.

„Das kam so," erzählte Barberouge, ohne sich durch das finstere Gesicht des Sire de Beaufort einschüchtern zu lassen. „Nach dem Essen stieg ich unter der Zugbrücke in den Kahn, um auf den See hinaus zu rudern und draußen, wie es meine Gewohnheit ist, vom See eingewiegt, mein Mittagsschläfchen zu machen. Fräulein von Beaufort, die draußen unter den Bäumen auf- und abging, sieht Das und sagt: „Monsieur Barberouge, nehmt mich mit." Ich, gleich bereit, einem jungen Fräulein mein Mittagsschläfchen zu opfern, reiche ihr die Hand und helfe ihr in den Kahn und fahre an der Galeere vorbei, hinaus in den See. Und wie sie so dasaß und ich sie ansah, denke ich, daß ich für sie auch in den See springen könnte, obwohl ich nicht schwimmen kann. Sollte ich da nicht wieder zurückrudern, als sie es verlangte, und zwar geradaus vor das Schloß und just da halten, wo sie es verlangte, nämlich unter dem Gefängnisse Bonnivards? Dort angekommen, sagte sie: „Barberouge, bindet hier den Kahn an." Das ist nun sehr schwer, an dem Felsen den Kahn anzubinden, aber mit Hülfe einiger elender Wurzeln, die da in den Ritzen stecken, bringe ich es doch zu Stande. Gleich darauf steht Fräulein Claire auf dem Felsen, was sie bei der Abschüssigkeit dieses Felsens nur vermittelst eines sehr kleinen Fußes thun konnte. Verzeiht, Sire de Beaufort, aber ich bin Euch Wahrheit schuldig: Sobald ich dieses Füßchen sah, mußte ich erst vollends Alles thun, was sie von mir verlangte. Und sie verlangte, daß ich sie nun hinaufhebe, daß sie

mit ihrem Gesichte bis an das Gefängnißfenster reiche. Das habe ich denn gethan, obwohl ich sie warnte und sagte: Fräulein Claire, wenn Das Euer Vater erfährt, geht es mir schlecht und Euch vielleicht auch, denn mit Bonnivard versteht Sire de Beaufort keinen Spaß, und er hat die strengsten Befehle gegeben. Während ich Euch da hinaufhebe, schießt mir vielleicht so ein Kerl von der Galeere in den Rücken. Aber sie hat es gewollt — sollte ich vor dem Kerl auf der Galeere Angst haben? — und so hob ich sie hinauf. Das ist Alles."

„Und was that sie oben?" fragte Sire de Beaufort.

„Sie sagte etwas, das ich nicht verstand. Auch habe ich nicht Acht gegeben, ich war zerstreut."

„Und dann?" fragte der Kastellan weiter.

„Dann nichts mehr; sie sprang rasch wieder hinab in den Kahn, weil sie mich der Kugel von der Galeere nicht länger aussetzen wollte, das gute Fräulein — und dann ruderten wir ums Schloß herum in den Graben, Fräulein Beaufort dankte mir und eilte so schnell als möglich ins Schloß. Ich blieb draußen und sah den Schurken von der Galeere, der vorhin hereintrat, um mich und Fräulein Claire zu verrathen, womit er nur seine Pflicht gethan hat und wofür ich ihm nächstens seine Zähne in den Hals schlagen werde."

„Ich werde dich auf vierzehn Tage in den Thurm werfen lassen!" rief Herr von Beaufort.

„Thut Das," erwiderte Barberouge, „ich wußte ja, daß ich Das bekomme — aber vierzehn Tage Thurm sollen mich nie von der Höflichkeit abbringen, die ein guter Kriegsmann den Damen schuldig ist, nota bene in Friedenszeiten, denn als wir unter dem Konnetable Rom einnahmen —"

„Genug, geh!" herrschte ihm Sire de Beaufort zu, und Barberouge ging.

Philibert, der in der Halle das Gespräch mit angehört hatte, ging, um Claire mitzutheilen, daß es ihr Vater wisse, wie sie sich heute dem Gefängnisse Bonnivards genähert habe, und sie

zu warnen. Er freute sich, ihr einen Dienst erweisen zu können, denn er hoffte, dadurch ihr Benehmen gegen ihn wieder etwas freundlicher zu gestalten. Er wußte, was sie ihm halb mitgetheilt, was er halb errathen hatte, daß sie zu Bonnivard zu gelangen strebte, und er durfte sie nicht unterstützen, obwohl sie es ihm schon ans Herz gelegt hatte. Mit Schmerzen sah er sie kalt an sich vorübergehen, sie, deren Ankunft er mit solcher Sehnsucht entgegen geharrt, und er grollte der Zeit, welche überall Parteien schuf, Zwietracht bis in die Familien säete und innig Vereinigtes trennte. In kurzen Worten theilte er ihr mit, was er unten angesehen hatte, und war erstaunt, mit welcher Ruhe sie die Nachricht aufnahm.

„Ich danke dir, Philibert, für die Warnung," sagte sie, „aber sie war überflüssig. Ich bin entschlossen, mich an den Vater selbst zu wenden; ich will ihn bitten, mich ein Mal ins Gefängniß zu Bonnivard gehen zu lassen."

„Um Gottes willen nicht! thue es nicht!" rief Philibert und zwar mit einer Heftigkeit, als ob er sie von einer sehr verderblichen That abhalten wollte.

„Und warum nicht?"

„Weil" — stotterte Philibert verlegen — „weil — ich kann es dir nicht sagen. Aber glaube mir, er wird es dir nie erlauben — zwischen Bonnivard und deinem Vater muß Todfeindschaft sein."

„Sage mir mehr," flehte Claire.

„Ich kann nicht — aber um dich von einem unbedachten Schritte abzuhalten, um dir zu zeigen, Claire, daß ich dein alter Freund bin, wenn ich auch nicht Alles thun kann, was du von mir verlangst, will ich dir einen Rath geben — will ich dir sagen, an wen du dich wenden sollst."

Claire reichte ihm dankbar die Hand und fragte dringend: „Wer ist es?"

„Jehan Goulé!"

„Der Gefängnißwärter? Der Henker?" — rief Claire erschrocken.

„Sein Amt," sagte Philibert, „darf dich nicht abschrecken; sein Amt ist es ja eben, das dir den Zutritt zu Bonnivard erleichtert."

„Aber," fragte Claire zweifelnd, „wie sollte dieses Ungethüm, das meinem Vater mit Leib und Seele verfallen ist, auf meine Wünsche eingehen? Es ist ja bekannt, daß er sich lieber auf die Folter spannen ließe, ehe er um eines Haares Breite von den Befehlen seines Herrn abwiche."

„Wie ich ihn kenne," versicherte Philibert, „wird er, sobald du willst, nur dir gehorchen und mit derselben Hundetreue wie deinem Vater. Versuche es nur."

„Erkläre mir," bat Claire noch immer ungläubig.

„Seit wann," fragte Philibert, „ist Jehan Goulé deinem Vater so ergeben, als hätte er ihm seine Seele verschrieben? Seit deiner Geburt. Savoyen war damals im Kriege mit Wallis, und Jehan Goulé, ein Walliser, schon damals Knecht in Chillon, verrieth das Schloß und wollte um Mitternacht den Feind einlassen. Er selbst wurde verrathen, und dein Vater ließ ihn vor dem Thore aufknüpfen — in diesem Augenblicke brachte man ihm die Nachricht von deiner Geburt, und um das Ereigniß auf seigneurale Weise sogleich zu feiern, ließ er ihn wieder abschneiden. Seit damals tritt Jehan Goulé nicht mehr aus dem Thore Chillons und ist er aus Dankbarkeit der Hund deines Vaters. Von deiner Kindheit an hat er dich immer als seinen Schutzengel betrachtet, obwohl er dich nie zu berühren und kaum anzublicken wagte. Als du aus Genf zurückkehrtest, ging er zum ersten Male seit Jahren bis ans Thor, um dich ankommen zu sehen. Ich glaube, daß er ohne alle weitere Ueberlegung, ohne den geringsten Widerspruch thun wird, was du von ihm verlangst, und daß er von dem Augenblicke an dein Knecht sein wird und nicht der deines Vaters."

„Ich danke dir, Philibert," rief Claire freudig. „Du erweisest mir eine Wohlthat — ich danke dir, aber — schweige, was du auch immer beobachten mögest."



Philibert zuckte die Achsel und sagte seufzend: „Ist es nicht genug, daß ich Andern das Glück, dir zu dienen, überlassen muß — mußt du mich auch noch bitten, daß ich dich nicht verrathe? Claire, noch einige solche Verkennungen, und ich springe in den See oder ich werde ein Ketzer und thue, was du willst."

Fünftes Kapitel.

Der Besuch.

Doch verfloß geraume Zeit, ehe Claire den Rath Philiberts benutzen konnte. Sire de Beaufort hatte ihr keine Vorwürfe gemacht, hatte nicht einmal auf ihr Vergehen, sich Bonnivards Kerker genähert zu haben, angespielt, aber sie konnte wohl bemerken, daß sie beobachtet und ihrem Vater verdächtig war. Er hatte offenbar seine Ursache, warum er jede Gelegenheit vermied, bei welcher der Name des Gefangenen zwischen ihm und seinem Kinde genannt werden könnte; Das hatte ihr ja auch schon Philibert angedeutet. Er zog es vor, anstatt ihr die Annäherung an die Gefängnisse geradezu zu verbieten, diese mit Wachen zu umstellen. An allen Eingängen zu den untern Geschossen begegnete sie Hellebardierern, und wenn sie auf den See hinausfuhr, lag zwischen der Galeere, die die Seeseite des Schlosses bewachte, und der Stelle, die sie mit Hülfe Barberouge's erklettert hatte, eine Barke mit Bewaffneten, die aufmerksam wurden, sobald sie versuchsweise Miene machte, derselben Stelle zuzusteuern. Es war wie ein stiller Krieg, der zwischen ihr und ihrem Vater ausgebrochen war. Sie sah ein, daß sie einen günstigen Moment werde abwarten und die Nacht werde zu Hülfe nehmen müssen.

Es waren Gesandte der Herren von der Ligue — so nannte man damals die gefürchteten Regierungen der Schweizer, die Besieger Karls des Kühnen von Burgund — mit Aufträgen an den

Bischof von Sion vorbeigekommen und in Chillon eingekehrt. Sire de Beaufort wußte sehr wohl, wie viel dem Herzog von Savoyen die Freundschaft der Herren von der Ligue werth war, da es von ihrem guten Willen abhing, ob er diesseits des See's festen Fuß fassen könne oder nicht — da er sich schon mehrere Male, wenn auch zähneknirschend, ihrem schiedsrichterlichen Spruche hatte fügen müssen, und da vorauszusehen war, daß sie in naher Zeit, sobald die Genfer Händel zum endlichen Austrage kommen, ihr Schwert in die Wagschale werfen würden. Verschwendete doch der Herzog von Savoyen jährlich Tausende und Zehntausende von Goldgulden, um sich vorzugsweise im Rathe von Freiburg und Bern Stimmen und Späher zu kaufen. Die Gesandten der Herren von der Ligue, obwohl Berner, d. i. Ketzer, da Bern damals schon die Reformation auf seinem ganzen Gebiete eingeführt hatte und Niemand mehr im Rathe der großmächtigen Herren sitzen konnte, der noch der alten Religion anhing, wurden mit noch viel größerem Pompe in Chillon empfangen und bewirthet, als es vor Wochen mit Monseigneur von Lausanne, dem treuen Diener der Kirche und unterthänigen Anhänger Savoyens, der Fall gewesen. Kurz nach ihrem Abzuge, welcher Abends stattfand, da sie in dieser Nacht noch St. Maurice erreichen wollten, lag Chillon in einem todähnlichen Schlafe. Ein Theil der Besatzung war ihnen zu Schutz und Begleitung mitgegeben worden; nur der Theil, der nach dem Trinkgelage des Tages nicht mehr aufsitzen konnte, war zurückgeblieben. Im Innern war die Zahl der ausgestellten Wachen weit geringer als sonst.

Claire, die auf jeden Umstand lauerte, entging es nicht, daß diese Nacht geeignet wäre, ihr Vorhaben auszuführen. Mit pochendem Herzen saß sie in ihren Gemächern und horchte bei offenen Thüren und Fenstern auf jedes Geräusch, bis sie bemerkte, daß die Schritte der Wachen immer seltener wurden, je nachdem die Hellebardierer auf den Posten einschliefen, und daß es endlich so stille ward, daß sie die Wellen am Fuße des Felsen

lispeln hörte. Ja, sie hörte sogar ein fernes dumpfes Kettengeklirre. Es war ihr, als ob sie dieser Klang riefe. Sie steckte eine kleine Laterne an, zog die Schuhe von den Füßen und schlüpfte die beiden Wendeltreppen hinab, vorbei an der Schlafstube ihres Vaters im ersten und dann an der salle des gardes im untersten Geschosse — dann weiter die gerade Treppe hinab in den Gang, der schon halb unterirdisch zu den Gefängnissen führte. Heute fehlte hier der Wachposten, und sie gelangte ungestört bis an das Ende des Ganges. So weit war sie, ohne eigentlich zu wissen, wie? gekommen — gedankenlos, in der Aufregung, wie in Träumen, wie von einer unsichtbaren Macht getragen. Hier, im Angesicht der vielen Thüren, kam sie zur Besinnung, aber nur um ihre Angst zu fühlen. Philiberts abenteuerlichem Rathe, Jehan Goulé zu befehlen, traute sie nicht viel; sie hoffte, auch ihn eingeschlafen zu finden und ihm die Schlüssel entwenden zu können — aber selbst, wenn ihr Das gelang, wie sollte sie die Thür entdecken, die zu Bonnivards Gefängniß führt? und wird sie mit ihrer schwachen Kraft die eiserne öffnen können, selbst wenn sie Meisterin des Schlüssels wird? Sie hielt inne und wollte sich fassen. Da stand plötzlich Jehan Goulé, nüchtern wie immer, vor ihr, im Strahl ihrer Laterne, mit erstaunten Augen und grinsendem Gesichte. Sie fuhr zurück. Der Gedanke, in dieser Stunde und in dieser Oede mit dem Ungethüme, das so viele Menschen vom Leben zum Tode gebracht, der auf Folterwerkzeugen schlief, allein zu sein, erfüllte sie mit Entsetzen; sie wankte und lehnte sich an die feuchte Wand, um nicht zu fallen. Aber Jehan Goulé neigte sich, ergriff den Saum ihres Kleides und küßte es. Seine Berührung machte sie schauern, aber sie glaubte jetzt dem Rathe Philiberts. Sie faßte sich rasch und sagte mit gebieterischer Stimme: „Wo ist das Gefängniß Bonnivards?"

Jehan Goulé streckte die Hand aus und deutete auf eine nahe niedrige, mit Eisenplatten bedeckte Thüre.

„Oeffne!" befahl Claire.

Er sah sie mit offenen Augen an und kratzte sich hinter dem

Ohr. Claire wurde besorgt. Aber plötzlich flog ein Grinsen über sein Gesicht, das ein Lächeln sein sollte, und so lächelnd ergriff er das Schlüsselbund an seinem Gürtel, suchte einen der Schlüssel hervor und öffnete. Claire setzte einen zitternden Fuß auf die Schwelle, aber nur um sich zu überzeugen, daß sie noch nicht in einem Gefängniß, sondern in einem kurzen und schmalen Gang angelangt war, der in die Tiefe führte und an seinem Ende eine andere, noch niedrigere Thür sehen ließ. Sie ließ den ganzen Schein der Laterne in den Gang fallen und sagte: „Dort diese Thüre!“ Jehan Goulé ging raschen Schrittes durch den Gang, nahm einen zweiten Schlüssel hervor und öffnete wieder. Claire stand neben ihm, streckte die Laterne in das Gefängniß und überblickte den traurigen Raum. Jehan Goulé stieß einen unartikulirten Laut der Befriedigung aus und leitete den suchenden Blick Claire's mit zeigendem Finger nach einem Winkel. Dort, auf faulem Stroh, mit dem Gesichte der Wand zugekehrt, lag Bonnivard: sein Haupt ruhte auf einer Hervorragung des unebenen, felsigen Bodens, am Fuße der Säule, in welcher ungefähr ein Fuß hoch über seinem Haupte der Ring steckte, an dem die Kette mit dem einen Ende angebracht, während sie mit den zwei andern Enden, in die sie sich abzweigte, über seinen Füßen um die Knöchel angeschmiedet war. Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als sie ihn im zerfetzten braunen Gewande so daliegen sah. Welch ein Abstand von der freudigen schönen Rittergestalt, die ihren Gedanken vorschwebte, seit sie das Bild der Aebtissin gesehen!

„Geh zurück in den Gang und wache, daß ich nicht überrascht werde!“ befahl sie ihrem Begleiter, und er that, wie sie befahl. Dann lehnte sie die Gefängnißthüre zu und ging leisen Schrittes weiter. Sie bückte sich zu dem Gefangenen hinab und beleuchtete sein Gesicht — o das edle, bleiche Duldergesicht! die herrliche klare Denkerstirne! Unendliches Mitleid erfüllte ihre ganze Seele; sie kniete nieder und lauschte dem ruhevollen Athem des Schlafenden. Er schlief, als läge er im weichen Bette, nach einem in Glück und Liebe verbrachten Tage; ein Lächeln ruhte auf seinen Lippen, als

ob er schön träumte, und sie hatte ihn nicht eine halbe Minute betrachtet, als ihr schon der Dulder in der zerfetzten Kutte schöner erschien, als jener von Andrea del Sarto gemalte Ritter. Sie hatte nicht den Muth, ihn zu wecken, und überlegte noch, ob sie ihm so viel Trost bringen könne, wie dieser Schlaf, als er die Augen aufschlug und überrascht ausrief: „Licht! Licht!“ Rasch wendete er sich dem Lichte zu, aber geblendet mußte er die an das Dunkel gewöhnten Augen ebenso rasch wieder abwenden.

„Herr von Viktor!“ sagte Claire.

„Auch eine Stimme!“ rief Bonnivard, indem er die Hand vor die Augen hielt und sich wieder der Stimme zukehrte, „eine Stimme, die ich kenne,“ fügte er hinzu, „es ist dieselbe, die mir Grüße aus Genf brachte und Hoffnung, Trost, das Glück all dieser Tage. Gesegnet sei die Stimme! — Warst du es nicht?“

„Ich war es,“ stammelte Claire gerührt.

Bonnivard erhob sich halb auf seinem Lager, stützte sich auf die Linke und suchte, mit zuckenden Augen, sich an das Licht zu gewöhnen, um die Gestalt der Rednerin unterscheiden zu können. Sobald er nur die Umrisse erkennen konnte, faßte er ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „So sei ewig bedankt,“ rief er, „du Engel des Trostes, du Bote der Gnade.“

Claire schluchzte. Er nahm ihr die Laterne aus der Hand und leuchtete ihr ins Angesicht. „Ein holdes liebes Mädchenantlitz,“ sagte er. „Der Gott der Güte hat seinen Boten gut gewählt,“ fügte er lächelnd hinzu. „Wer bist du, meine Friedenstaube?“

„Ich bin Claire von Beaufort, die Tochter des Kastellans von Chillon.“

„Beaufort!“ rief Bonnivard erstaunt und runzelte einen Augenblick die Stirne.

Claire zog rasch die Agraffe aus dem Busen, die ihr die Aebtissin als Beglaubigungszeichen mitgegeben, um sie ihm zu zeigen, aber schon war der düstere Zug aus dem Gesichte Bonnivards verschwunden und dem glücklichen Ausdruck von vorhin

gewichen. Dennoch sagte sie, ihm das Bildchen übergebend: „Daran sollt Ihr, Herr von Viktor, erkennen, daß Ihr mir vertrauen dürft."

Der Prior ergriff es und lächelte in Erinnerung glücklicher Zeiten, und lächelnd zitirte er den schmerzlichen Vers Dante's, als ob er ihn Lügen strafen wollte:

„Nessun maggior dolor che riccordarsi
Del tempo felice nella miseria.

O mein Andrea, wo sind die Zeiten, da ich in der Annunziata neben dir saß auf dem Gerüste und dir zusah, wie du die herrliche Madonna schufft — o ihr glücklichen Tage am Ufer des Arno! — Wem bracht' ich," fragte er sich besinnend — „diese Mosaik mit? Ach! ihr, die diesem Bilde so ähnlich war, der guten, lieblichen Beatrice von Seyssel!"

„Sie ist es, die mich zu Euch schickt," sagte Claire, „und die mir dieses Erinnerungszeichen gab, daß Ihr mir vertrauet."

Bonnivard gab es ihr zurück, sah ihr ins Auge und sagte: „Du bedurftest dessen nicht, mein Kind, dein Gesicht ist dein Beglaubigungsschreiben. Siehe, Kind, ich bin in meinem Leben viel betrogen und verrathen worden, und am Hofe von Turin lebte ich in einer Welt des Truges; die schönsten Jahre meines Daseins führten über Fallstricke, aber lieber wollte ich noch tausend Mal verrathen und betrogen werden, ehe ich einem solchen Gesichte mißtraue. Glaube, Kind, Das wäre schlimmer als das Gefängniß von Chillon. Ihr aber, der guten Beatrice, Segen dafür, daß sie mich nicht vergessen und daß sie dich mir sandte. Sie hat reichlich bezahlt, was ihr Oheim Claude de Seyssel, [1]

[1] Claude de Seyssel, ein berühmter, absolutistischer Schriftsteller seiner Zeit, Verfasser des Buches: „De la Monarchie de la France," ehemals maître des Requestes und allmächtig unter Ludwig XII., jetzt Rathgeber Karls III. von Savoyen und von diesem auf den Bischofssitz von Turin erhoben, welchen der Papst, ihm zum Gefallen, in einen erzbischöflichen erwandelte. Bonnivard sagt von ihm: Il était grand monarchiste et

der Turiner Priester und böse Rathgeber Herzog Karls, an mir verbrach."

Dann legte er sich weiter zurück an die Wand und schob ihr sein Strohlager zu. „Hierher setze dich, mein Kind," sagte er, „ich kann dir keinen andern Sitz und keinen Teppich für deine Füße anbieten. Arme, barmherzige Seele! kamst du nicht in den Strümpfen! stelle die Füßchen aufs Stroh, daß du dich auf diesem kalten Felsen nicht erkältest. So! Jetzt sprich! Laß mich eine liebe Menschenstimme hören und erzähle mir. Woher kommst du? Wie blühte der barmherzige Gedanke in dir auf, mich in meinem Elende aufzusuchen? Was weißt du von Genf?"

Claire that, wie er verlangte; sie setzte sich zu ihm aufs Stroh und erzählte von der Aebtissin und Alles, was ihr diese von der Geschichte und den Angelegenheiten Genfs mitgetheilt hatte, wie die neue Lehre daselbst Wurzel gefaßt, wie Pierre de la Beaume, der Bischof und Helfershelfer des Herzogs, aus Genf geflohen, um nie wieder zurückzukehren, wie das Inselschloß, das savoyische Zwing-Genf in der Mitte der Stadt, in den Händen der Bürger sei, wie diese unter Leiden und Kämpfen fortgehen auf dem Wege, den ihnen Berthelier, Besançon Hugues und Bonnivard gezeigt, wie die Anhänger Savoyens, die sogenannten Mameluken, alle aus der Stadt gejagt seien und wie man sich eben jetzt zum letzten entscheidenden Kampfe vorbereite.

„Sie werden siegen!" rief Bonnivard begeistert, „der Gott der Freiheit ist mit ihnen. Nun mögen meine Gebeine hier vermodern und mein Angedenken ausgelöscht sein aus dem Gedächtnisse der Menschen, ich habe die gute Botschaft gehört."

Er wollte sich von seinem Lager erheben, sank aber kraftlos zurück. Claire stützte ihn, und er richtete sich langsam auf. Die Hand auf ihre Schulter gelegt, sagte er gerührt: „Mädchen, mit welchen Worten hast du mir dieses Grab verklärt! Ach, bis auf

dépriseur de chose publique, gouvernée par plusieurs. Er war es, der Karl III. zur Unterdrückung Genfs und zu allen dahin zielenden Gewaltthaten und Verräthereien aufmunterte.

diesen Tag war es stumm, kein Laut drang zu mir, als das Heulen des Windes und das Getöse der Brandung, die sich an meinem Kerker brach. Nichts hörte ich als die Schmerzenslaute der Natur, und sie waren mir wie Musik in meiner Oede — während der Schiffer im Kahne vor ihnen in Todesangst erbebte, mußte ich mich ihrer freuen. Und hier ertönet nun deine gute Botschaft, und mein Grab ist von Licht erfüllt."

Er sprach wie ein Verzückter und Seher, während er ihren Kopf an sein Herz drückte.

Aber mit der Erzählung Claire's und Bonnivards Fragen waren rasch die Stunden vergangen; mahnend erschien Jehan Goulé an der Thüre und rasselte mit dem Schlüsselbund.

„Gehe," sagte Bonnivard und drückte einen Kuß auf ihre Stirne, „gehe und komme, o komme wieder! Wisse und vergiß es nicht, daß du eine Auserwählte bist, denn dir ist es gestattet, ein Glück zu gewähren, wie es nur wenige Menschen auf Erden gewähren können."

Sie versprach, in der nächsten Nacht wieder zu kommen, und ergriff die Laterne, die sie neben sich auf den Boden hingestellt hatte. Aber wie sie sich niederbeugte, erblickte sie zu Häupten des Lagers, von der Laterne beleuchtet, eine Anzahl beschriebener Blätter — und sie erinnerte sich der Worte, die ihr Vater am Tage ihrer Ankunft zum Bischof von Lausanne gesprochen hatte.

„Ist Das die Chronik Genfs?" fragte sie rasch.

Bonnivard bejahte.

„So gib sie mir," fuhr sie fort, „daß ich sie in Sicherheit bringe, denn sie lassen dich nur schreiben, um von deiner eigenen Hand Zeugnisse gegen dich und gegen deine Freunde zu erhalten. Bald werden sie kommen, um sie dir zu entwenden."

„O!" rief Bonnivard beinahe lachend, „daran erkenne ich sie, und an dieser Warnung hätte ich dich als wahrhaftig erkannt, wenn ich nicht schon deinem Auge traute. Das ist ihre Art. Sie haben dem Genfer Rath seine Register entwendet und glaubten

die Geschichte und das Recht zu vernichten. So mußten wir die Urkunden des Tages von Payerne nach Freiburg retten, denn der Herzog ließ den Boten auflauern, die sie nach Genf bringen sollten. Und doch war der Tag von Payerne auf seine Bitte zusammengetreten und enthielten die Dokumente nichts anders als den Schiedsrichterspruch der Herren von der Ligue, die er selbst zum Obmann zwischen Genf und ihm wählte. Aber weil ihr Spruch unser Recht bestätigte, sollten die Urkunden uns geraubt werden, damit man dann geschworene Eide wieder brechen, bekräftigtes Recht wieder leugnen könne. Daran erkenne ich sie! Nein, nicht allein, weil sie Anklagen gegen mich und die Männer von Genf darin zu finden hoffen, weil sie wissen, daß meine Chronik eine Geschichte und Bekräftigung des Rechtes ist, darum wollen sie ihr habhaft werden. Aber darum soll sie nicht ihnen zur Vernichtung in die Hände fallen, sondern meinen Brüdern von Genf zukommen, denen ich sie versprochen und so Wort halte. Hier, mein Schutzgeist," sagte er, indem er die Blätter eiligst zusammenraffte, „nimm sie, bewahre sie gut, denn du bewahrst ein Stück heiliger Wahrheit, ein Zeugniß des Rechtes vor Mit- und Nachwelt, das ich, fern und abgelöst von aller Welt, ohne Haß niedergeschrieben habe."

Sie nahm die Blätter, verbarg sie unter ihrem Tuche und schlüpfte, da Jehan Goulé wiederholt mahnte, zum Gefängniß hinaus, das der Kerkermeister sofort verschloß. Aber im Gange angekommen, bemerkte sie mit Schrecken, daß vor demselben schon mehrere Hellebardierer auf- und abgingen, und daß sie nicht mehr unbemerkt auf ihre Stube gelangen konnte. Zögernd stand sie vor der Gangthüre und überlegte, was zu thun, als Jehan Goulé, der, um beide Thüren zu verschließen, eine Zeitlang zurückgeblieben war, hinter ihr stand, sie am Kleide zupfte und nach dem entgegengesetzten Ende des Ganges deutete. Sie folgte ihm und stand an einer kleinen Pforte, die er mit einem seiner Schlüssel, aber mühevoll öffnete, da das Schloß verrostet war und die Thüre in Pfosten und Angeln feststak, als ob sie seit

vielen Jahren nicht geöffnet gewesen wäre. Sie trat durch den niedrigen Eingang und befand sich auf einer kleinen, staubigen Wendeltreppe, die von Spinnegeweben angefüllt war, wie von unzähligen Vorhängen. Jehan Goulé nahm ihr die Laterne ab und ging vor ihr her, während er mit der einen Hand die Spinneweben über seinem Kopfe niederriß und nach den Seiten schob, um Claire einen Weg zu bahnen. So stieg sie zwei Geschosse hinauf, bis Jehan Goulé wieder eine Pforte öffnete. Sie trat hinaus und fand sich erstaunt auf dem Gange, der sich längs ihrer Gemächer hinzog. Als sie umsah, war die Pforte wieder geschlossen und Jehan Goulé verschwunden. Aber den Schlüssel zu dieser Pforte hatte er außerhalb von Seiten des Ganges in dem Schlüsselloche stecken lassen. Sie drehte ihn um, zog ihn heraus und eilte in ihre Stube.

Es war ihr, als hätte sie geträumt. Erschöpft sank sie aufs Bett, und doch war ihr unendlich wohl; sie hatte eine Pflicht erfüllt, sie hatte eine Wohlthat erzeigt, und sie besaß die Mittel, diese Wohlthat wieder erzeigen zu können. Sie fiel in einen glückseligen Schlaf; als sie bei hellem, schönem Tageslichte erwachte, glaubte sie wieder nur geträumt zu haben — aber die Laterne, die Bonnivards Kerker beleuchtet hatte, brannte noch, und neben ihr lagen die beschriebenen Blätter der Chronik und auf der Chronik der Schlüssel, der sie wieder zu ihm hinabzuführen versprach.

Sechstes Kapitel.

Vorbereitungen zur Flucht.

Seit jener Nacht wurde Claire nur selten im Schlosse gesehen. Sie schlief lange in den Tag hinein, da sie viele Stunden der Nacht im Gefängnisse bei Bonnivard verbrachte, und während des Tages saß sie einsam auf ihrer Stube, nachdenkend über jedes

Wort, das er zu ihr gesprochen, die Gedanken ausbildend, die er in ihre Seele warf und die sie über jene Anfänge einer Umwandlung ihres ganzen Wesens, ihres Fühlens wie ihres Glaubens, die sie aus Genf mitgebracht, aufklärte. Bonnivard war ihr Lehrer und Apostel geworden; im Gefängnisse saß sie ihm zu Füßen und horchte seiner heitern und doch so ernsten Lehre; auf ihrer Stube las sie in den Blättern, die er ihrer Verwahrung anvertraut. Wie anders sah sie die Welt aus diesen Blättern an, als aus den Lehren und Erfahrungen, die sie im Kloster und im Umgang mit der ritterlichen Welt empfangen. Sie lernte einen heldenmüthigen, Jahrhunderte langen Kampf des Schwachen gegen den Starken, und alle edlen Güter des Menschen kennen, einen Kampf, der noch vor wenigen Jahren, als sie schon lebte, große Märtyrer erzeugte. Es war ihr, als lese sie fabelhafte Geschichten aus der Heldenzeit, und doch sah sie jede Nacht einen der besten Kämpfer aus diesem Streite. Wenn sie zu ihm hinabstieg, war es ihr, als ginge sie in eine bessere Welt; wenn sie dann seine Blätter las, dachte sie sein mit Andacht. Und in der That waren viele dieser Blätter der Art, daß sie ein weibliches Herz mit noch größerer Verehrung für den Schreiber erfüllen mußten, als das jahrelange Märtyrerthum in einem unbarmherzigen Kerker. Mit Thränen in den Augen las sie den Anfang des 22. Kapitels, das so lautet: „Dem Herzog Philibert, der ohne Kinder verstarb, folgte sein Bruder Karl; von dessen Sitten und Wesen ist es nicht nothwendig, daß ich spreche, denn da ich von ihm manches Uebel erfuhr, würde man, wenn ich Böses von ihm sagte, gegen mich den Verdacht hegen, daß ich es thue, um mich zu rächen; wenn ich Gutes von ihm sagte, daß ich es thue, um mir den Ruhm zu erwerben, dem Rachegefühl nicht unterworfen zu sein. Und darum habe ich beschlossen, nur von seinen Thaten zu sprechen, welche sich auf die Angelegenheiten, welche ich behandle, beziehen, das Urtheil über den Werth derselben dem Leser überlassend, und glaube nicht der Lüge verdächtig zu werden, dieweil es sich nur um offenkundige Dinge handelt."

Schon stand sie mit der ganzen Seele, mit der ganzen Begeisterung, deren ein Weib fähig ist, auf Seiten der Unterdrückten, als sie auf dem letzten Blatte der Chronik anlangte und daselbst Worte las, die sie mit Entsetzen erfüllten und zugleich mit der Ueberzeugung durchdrangen, daß sie das Aeußerste wagen müsse, um ein Verbrechen gut zu machen, das, ach, ein ihr so nahe stehender Mann begangen hatte. Es war die Stelle, da Bonnivard erzählt, wie er trotz freiem Geleit des Herzogs auf seinem Gebiet gefangen worden.

„In Lausanne angekommen, ging ich mit einem Führer nach Maudon, wo Tagsatzung gehalten wurde, an die ich gewiesen war, um die Entscheidung des Herzogs entgegenzunehmen; aber von dort zurückkehrend, als wir nahe vor St. Katharina waren, auf dem Jorat, da erschien der Kapitän von Chillon, Namens Messire Antoine de Beaufort, Seigneur de Bierre, mit einem Bailly von Thonon, Namens Du Rosey, welche hinter dem Busche im Hinterhalte lagen, mit zwölf oder fünfzehn Gesellen, die aus dem Hinterhalte auf mich hervorbrachen. Ich sporne mein Maulthier, um mich zu retten, und lege die Hand ans Schwert. Mein Führer aber, anstatt vorwärts zu jagen, kehrt sein Pferd und fällt mich an, und mit einem Messer, das er bereit hielt, schnitt er mir den Schwertgurt ab. Unterweilen stürzten sich jene Ehrenmänner auf mich und machten mich zum Gefangenen im Namen Seiner Hoheit. Wie oft ich ihnen auch den Geleitsbrief zeigen mochte, sie führten mich gebunden und geknebelt nach Chillon ..... Dieß ist meine Passion."

Also ihr Vater war es, der die Schandthat verübt hatte. Sie konnte nicht zweifeln; da stand es mit allen Titeln und Namen: Kapitän von Chillon, Messire Antoine von Beaufort, Seigneur de Bierre! Jetzt begriff sie die Warnung Philiberts, und warum er von Todfeindschaft zwischen ihm und Bonnivard gesprochen; jetzt verstand sie auch den Schrecken und das Staunen des Gefangenen, als sie sich ihm nannte. Weinend ließ sie ihren Kopf auf das Blatt fallen, das eine so furchtbare Enthüllung,

eine so schmachvolle Anklage enthielt. Es war ihr, als wäre sie plötzlich verwaist, und wieder, als hätte sie eine große Sendung, ein Verbrechen wieder gut zu machen und eine Schmach zu verwischen. Sie dankte Gott, daß er sie wunderbarer Weise nach Genf und gerade unter die Obhut der Frau geführt hatte, welche Bonnivard liebte und welche sie durch ihr Vertrauen auf den Weg brachte, auf dem sie die Sendung erfüllen konnte, die sie als eine Pflicht und als ein hohes Glück betrachtete.

Seit der schmerzlichen Entdeckung dachte und brütete sie nichts Anderes, als wie sie Bonnivard seine Haft erleichtern und ihn endlich ganz befreien könnte. Bisher konnte sie, wie sie meinte, nur Kleinigkeiten zu Stande bringen, nicht bedenkend, welches Glück ihm ihre Gesellschaft, ihre Erzählungen aus Genf, ihre Mittheilungen über die Vorgänge da draußen, ihr bloßer Anblick gewährte. Wie kindisch kam sie sich vor, wie arm, wie wenig genügte sie sich selbst, wenn sie ihm eine Blume, eine Frucht brachte; sie fühlte sich nur beschämt, wenn sie es sah, wie er sich mit solchen kleinen Dingen freute und ihr dankbar war, als hätte sie ihm die Freiheit selbst gebracht. Besseres zu thun, war ihr nicht vergönnt. Als sie Jehan Goulé eine Decke ihres Bettes gab, daß er sie dem Gefangenen überbringe, weigerte sich dieser und brummte nur: „Es wird nachgesehen, und dann ist Alles verrathen!“ Jehan Goulé's Vorsicht war begründet, und sie mußte es aus Klugheit sich versagen, dem Gefangenen mehr als augenblickliche Freuden zu bereiten.

All Das machte den Wunsch in ihr, etwas Entscheidendes zu thun, nur noch dringender, und je tiefer sich der Kummer über die verrätherische That ihres Vaters in ihr Herz nagte, desto fester stand der Gedanke in ihr, daß sie sich nur bei gänzlicher Befreiung Bonnivards genügen dürfe, und sollte sie selbst darüber Freiheit und Leben verlieren. Noch in derselben Nacht, die auf den Tag folgte, der ihr das traurige Geheimniß enthüllt hatte, stieg sie in den Kerker hinab, um Bonnivard ihren Entschluß mitzutheilen und ihn um seinen Rath zu bitten. Er lächelte

abwehrend: „Nach Allem, was du mir mitgetheilt, mein theures Kind, gehen die Dinge ihren raschen Gang; ich werde nicht mehr lange hier schmachten — und wenn auch, mehr als die Hälfte der Last meiner Leiden hast du von meinen Schultern genommen und selbst die andere Hälfte mir beinahe theuer gemacht. Soll ich zum Dank dafür in eine That willigen, welche Vater und Tochter für ewig trennen würde?"

Als er sah, wie seine Weigerung, auf ihre Befreiungspläne einzugehen, sie betrübte, fügte er, sie liebkosend, hinzu: „Sieh, Kind, ich bin glücklich! In der Nacht bringst du mir Trost und den Anblick deines Gesichtes; während des Tages denke ich über die glücklichen Folgen all der Vorgänge in Genf und in der Welt überhaupt. Es ändert sich die Zeit, die alten Mächte stürzen, es wird Licht, wie sollte ich mich betrüben, daß ich hier liege, als ein Zeuge für diese neue Zeit, wie eine Schwelle, die aus dem Gefängnisse in lichte Räume führt. Lasse sie über mich hinwegschreiten, sie gehen zum Bessern. Die Tage werden mir nicht lang," tröstete er weiter; „meine Chronik habe ich unterbrochen, aber auf das Papier, das sie mir gönnen, schreibe ich ihnen eine Belehrung, die ich gerne in ihre Hände gelangen lasse, eine Belehrung über Vergangenheit und Zukunft."

Claire warf einen Blick auf das Papier und las: „Traktat über den Adel und die drei Verfassungen, die monarchische, aristokratische und demokratische." Und auf einem andern Blatte las sie: „Ueber die Tyrannei des Papstes und durch welche Listen die Päpste so hoch gestiegen sind.[1] Trotzdem ihr Bonnivard noch lange und auf die heiterste Art zu beweisen suchte, daß er sich jetzt im Gefängnisse wohl fühle, machte ihr der Anblick des öden dunklen Kerkers und seine blassen Wangen doch denselben traurigen Eindruck wie damals, als sie diese Räume zum ersten Male betrat, und sie verließ ihn mit dem festen Vorsatze, das Aeußerste zu wagen.

[1] Zwei Traktate François Bonnivards auf der Bibliothek in Genf.

Sein edler Einwand, das Kind nicht vom Vater trennen zu wollen und lieber seine Freiheit noch länger zu entbehren, hatte, ach, keinen Grund; sie fühlte sich vom Kastellan von Chillon längst durch unübersteigliche Abgründe getrennt, und als ob er eine Ahnung von den Regungen in ihrem Innern hätte, wich er ihr mit einer ängstlichen Scheu aus. Welchen Richter fürchtet ein Vater mehr als den, der im Herzen seines Kindes sitzt? Und der Kastellan von Chillon schien es gewußt zu haben, daß ihn das Herz seiner Tochter verurtheilte. Unter dem Vorwande, daß sie nicht mit den Kriegsleuten, mit denen er die Mahlzeiten einnahm, an einem Tische sitzen sollte, ließ er ihr jetzt die Speisen auf ihre Gemächer bringen, und da die Zahl der Kriegsleute in der Veste zunahm, ließ er ihr durch Philibert den Wunsch ausdrücken, so viel als möglich in ihrer Stube zu verweilen. So saß sie da wie eine Gefangene. Sie ertrug es ruhig, aber sie erschrak, als sie vernahm, daß der Vater einen reitenden Boten nach Thonon abgeschickt, um in dem dortigen Kloster der heiligen Rosalia anzufragen, ob noch ein Platz für seine Tochter da sei?

Eile that Noth, wenn sie nicht wieder aus Chillon verschwinden sollte, ohne für Bonnivards Befreiung etwas gethan zu haben; der Gedanke, wieder in die Ferne zu gehen und den Gefangenen, mit dem sich nun ihr Herz seit Monaten unausgesetzt beschäftigte, der ihr — sie war sich Dessen mit Rührung bewußt — so viel Glück und Trost verdankte, wieder in seiner ehemaligen Einsamkeit zurückzulassen, quälte sie aufs Grausamste. Aber sie allein konnte die Unternehmung nicht zu Ende führen, und wohin sich wenden, um einen Helfer zu finden? Jehan Goulé bewies ihr nun seit Wochen eine Treue, die um so tiefer und verläßlicher erschien, je geheimnißvolleren Charakter sie hatte, als ob sie auf einem Zauber, auf einem wunderbar wirkenden Geheimmittel beruhte. Sie wußte, sie konnte in Allem auf ihn zählen, und sie hatte, nachdem sie sich einmal an sein unheimliches Wesen und seine häßliche Gestalt gewöhnt, auch so viel liebe-

volles Vertrauen zu ihm, daß sie nicht angestanden hätte, ihn in alle ihre Pläne einzuweihen, wenn er überhaupt ein Helfer in irgend welcher verwickelten Angelegenheit hätte sein können. Aber dieses sonderbare Wesen handelte immer nur wie im Traume, wie vom bloßen Instinkte getrieben, und die bestangelegte Unternehmung konnte durch ihn im entscheidenden Momente scheitern. So wandte sie ihre Blicke wieder auf Philibert; Jehan Goulé's Hülfe sollte nur gebraucht werden, wo sie nothwendig war.

Philibert, der sich in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit auf Chillon von ihr zurückgezogen hatte, theils aus Angst, die Gedanken der Neuerer, die im Keime schon in seinem Herzen schlummerten, in Claire's Gesellschaft sich entwickeln zu sehen, theils aus Scham vor ihr, die ihn durchschaute, daß er seine Grundsätze seinem Ehrgeize und seiner Eitelkeit aufopferte, näherte sich ihr wieder, als er sie mehr und mehr zur Einsamkeit verdammt und ihre Stirne von Sorgen und Kummer verdüstert sah. Er ahnte auch, daß sie Manches aus der Geschichte ihres Vaters erfahren haben mochte, und fühlte mit, was ein reines Herz, wie Claire's, in solcher Lage des Schmerzes fühlen mußte. Das Mitleid weckte seine Liebe mit neuer Gewalt, und er suchte sie oft auf, um sie trösten zu können, und bald war der Wunsch in ihm lebendig, ihr hülfreich zu sein. Er fühlte auch, wie die Entfernung zwischen ihm und Claire, dem einzigen Geschöpf auf Erden, an dem er mit ganzer Seele hing, immer größer und endlich zur gänzlichen Entfremdung werden müsse, wenn sie, mit ihm unter einem Dache lebend, ein Geheimniß in sich trüge, das er nicht theilte, und eine wichtige That ausführte, ohne daß er ihr beigestanden hätte. Und immer trauriger ging er von ihr, wenn er auf ihrer Stube oder auf kleinen Wanderungen Stunden mit ihr verbrachte, ohne um seine Mithülfe angesprochen worden zu sein.

Aber es kam noch ein anderer Umstand hinzu, der die Beiden zu einander drängte. Die dringende Gefahr, daß Claire wieder

in ein Kloster geschickt werde, ging zwar rasch vorüber, aber es trat eine tiefer gehende an ihre Stelle.

An demselben Tage, da der Bote aus Thonon zurückkehrte und die Versicherung brachte, daß das Kloster der Karmeliterinnen zur heiligen Rosalia ein Fräulein von Beaufort mit Freuden in seine Mauern aufnehmen werde, sei es als bloßen frommen Schützling, sei es als Novize, an demselben Tage ritt in Chillon ein Kavalier ein, den Messire de Beaufort als Abgesandten seines Herzogs wie wegen seines eigenen Werthes mit höchster Auszeichnung aufnahm. Es war dieß der Junker von Belay, der einzige Sohn eines Hauses, das zum savoyischen Hofe in demselben Verhältnisse stand, wie die Beauforts, das aber in Chambery und Turin mit der größten Zuvorkommenheit behandelt wurde, weil seine Güter an der Rhone, zwischen Savoyen und Frankreich, lagen und die Belays als Gränzbewohner eben so nützliche Freunde waren, als sie gefährliche Feinde werden konnten. So bald sie sich König Franz, als ihrem Souverän, unterwarfen, hatte Frankreich einen Schlüssel mehr in der Hand, der in einen wichtigen Theil von Savoyen diesseits des Mont-Cenis führte. Die Savoyarden schmeichelten darum den Belays und belohnten sie mit vielen Gütern jenseits der Berge, um ihre Interessen an die des herzoglichen Hauses zu knüpfen. Es war dieselbe Politik, die sie mit den Seyssels, ehemals auch mit den Bonnivards, überhaupt mit den an der Rhone sitzenden Geschlechtern befolgten. Der Junker Aimé de Belay, der eben in Chillon ankam, war außerdem ein persönlicher Günstling Herzog Karls, weil er diesseits der Berge seine Lage benutzte, um die Genfer in ihrer Verbindung mit Frankreich zu behindern und den Löffelrittern Vorschub zu leisten, und weil er sich jenseits der Berge in den kriegerischen Händeln mit Salluzzo als tapferer Kriegsmann ausgezeichnet hatte.

In Chillon hieß es, der Herr von Belay sei nur auf der Durchreise nach seinen Gütern begriffen, in der That aber kam er mit Aufträgen an den Kastellan. Sie lauteten, daß Chillon

auf seiner Hut sein sollte. Genf lasse nicht von der mit Bern abgeschlossenen Mitbürgerschaft, und da die Genfer die neue Lehre in letzter Zeit durch allgemeinen Beschluß des engen Rathes und der Bürgerversammlung angenommen, so sei vorauszusetzen, daß die Herren in Bern durch ihr reformirtes Volk früher oder später gezwungen sein werden, sich, trotz der Allianz mit Savoyen, für Genf auszusprechen und vielleicht zu den Waffen zu greifen. Das Waadtland liege dann auf ihrem Wege; sie könnten es überschwemmen, bevor der Herzog, der eben in Italien beschäftigt sei, mit Heeresmacht herbeieilen könnte. Es komme dann darauf an, die festen Plätze zu halten, daß sie dem Herzog, wenn er endlich komme, die Hand zur Wiedereroberung des Landes reichen. Die Neuschateler seien schon zum Aufbruche bereit. Auch erfahre der Herzog durch seine Spione, daß die Genfer mehrere Schiffe ausrüsten. Vielleicht seien diese bestimmt, einen Handstreich auf Chillon auszuführen, um Bonnivard zu befreien; dieser aber sei der einzige Uebrige von jenen Männern, die in Genf die Unruhen erregt haben; es liege viel daran, daß die Partei nicht eines der alten republikanischen Häupter wieder an ihrer Spitze sehe; er sei also doppelt streng zu bewachen, bis sich Zeit und Gelegenheit finde, ihn vielleicht in das Innere von Savoyen, oder in eine Festung jenseits der Berge, etwa nach Pignerol, zu bringen.

Der Kastellan nahm diese Aufträge mit der schuldigen Ehrerbietung entgegen, und der Ueberbringer wurde festlich bewirthet. Claire mußte ihre Gemächer wieder verlassen, um als Dame des Hauses den Gastmahlen vorzustehen. Herr von Belay war von ihrer Schönheit überrascht, legte in ihrer Gegenwart rasch das Wesen des Kriegers ab, um es mit dem eines an italienischen Höfen gebildeten Hofmannes zu vertauschen. Hatte er doch an jenem Hofe, in jenen Palästen und Gärten zu Turin gelebt, die Torquato Tasso in seinem „Befreiten Jerusalem" als die Gärten der Armida schildert. Schon am zweiten Tage seines Aufenthaltes übergab er ihr italienische Stoffe und Goldarbeiten als

Gastgeschenke, die sie nach der Sitte der Zeit, die das erlaubte, und mit Freude an deren Schönheit annahm. Eben so gerne lauschte sie seinen Erzählungen aus Italien, dessen Kunst und Pracht damals eben auf jener schwindelnden, unerreichten und vielleicht nie wieder erreichbaren Höhe standen, von der sie bald abwärts steigen mußten, die aber zur Zeit ewig schienen und Italien allen Menschen diesseits der Berge zu einem Feenlande machten. Die freundliche Annahme seiner Geschenke, wie die Aufmerksamkeit, mit der sie seinen Erzählungen lauschte, waren ihm genug; er verlängerte seinen Aufenthalt in Chillon, und nach wenigen Tagen bat er Messire de Beaufort um die Erlaubniß, seiner reizenden Tochter den Hof machen und ihr seine Liebe zeigen zu dürfen. Der Kastellan antwortete ihm, daß er sehr glücklich sein würde, ihn seinen Eidam zu nennen, und gestattete ihm den unumschränkten Umgang mit seiner Tochter. Noch bevor Messire de Beaufort seinem Kinde die geringste Mittheilung gemacht hatte, war es im Schlosse ausgemachte Sache, daß der Oberst Messire de Belay Fräulein von Beaufort als Gattin heimführen werde. Diese Sache kam auch Claire zu Ohren, und in Verbindung mit den wenigen Worten ihres Vaters, die ein übertriebenes Lob des Obersten und eine dringende, beinahe drohende Mahnung zu freundlichem Entgegenkommen enthielten, erschien ihr das Gerücht glaublich und klärte sie über die Absichten ihres ehrgeizigen Vaters auf. In dieser Gefahr, einem Manne verbunden zu werden, zu dem sie nichts hinzog, als die Erfahrungen, die er in einem schönen Lande gemacht, die aber ohne alle Wirkung auf sein innerstes Wesen geblieben waren, erwachte die alte, mit ihr von Kindheit erwachsene Neigung zu Philibert, die nur durch die fortwährende Beschäftigung mit dem Loose des Gefangenen in den Hintergrund ihres Herzens gedrängt worden war.

Unter so dringenden Verhältnissen war es den beiden Bedrängten, augenblicklich Getrennten leicht, sich wieder zu finden und zu verständigen.

Claire erhob sich eben von einem Gastmahle, bei dem ihr

Herr von Velay schon mit großer Vertraulichkeit seine Aufmerksamkeit erwiesen und bei welchem es, da der landesübliche Hypokras, ein mit Gewürzen stark versetzter heißer Wein, schon mehrere Male die Runde gemacht hatte, leicht zu einer entscheidenden und offenen Erklärung hätte kommen können. Herr von Velay in seinem angeregten Zustande erlaubte sich Anspielungen, denen der Kastellan von Chillon Beifall lächelte. Um diesen Anspielungen auszuweichen, zog sie sich, wie es die Sitte erlaubte, von dem Trinkgelage, das jetzt ausschließlich begann, auf ihre Gemächer zurück. Philibert, der am untersten Ende der Tafel saß, um dem Gefolge des Herrn von Velay zu präsidiren, waren diese Anspielungen nicht entgangen; aufgeregt, aber vorsichtig, erhob auch er sich und schlich davon, um Claire zu folgen. Er fand sie in ihrem Erker.

„So ist es wahr, Claire?“ fragte er, „du wirst nächstens Baronin von Velay?“

Der Ton seiner Stimme sagte ihr deutlich genug, was er bei dieser Frage fühlte. Sie streckte ihre Hand aus und sagte: „Schlage hier ein, Philibert!“

Rasch ergriff er ihre Hand, und ein Strahl freudigster Hoffnung beleuchtete sein ganzes Gesicht.

Claire fuhr fort: „Ohne Umschweife, Philibert, und ohne Ziererei! Die Zeit und meine Lage ist zu ernst für mädchenhafte Spielerei! So höre: Hier gebe ich dir mein Wort, daß ich keines andern Mannes Weib werde, wenn nicht deines!“

Philibert sank vor ihr aufs Knie und drückte die dargebotene Hand an die Lippen.

„Aber, Philibert,“ fuhr Claire feierlich fort, „vor Allem muß ich ausführen, was ich mir in meinem Innersten als heilige Pflicht gelobt habe: die Befreiung Bonnivards. Du mußt mir helfen. Die Schmach des Hauses Beauforts ist mit der Gefangenschaft Bonnivards verbunden, und da du eitel bist auf deinen Namen Beaufort, solltest du mir schon darum helfen, weil meine That einen Theil dieser Schmach verwischt. Denn bedenke: Die

innigste Vermählung ist eine in Gemeinschaft vollbrachte gute That. Wenn du kannst, vergiß deinen Ehrgeiz, vergiß dein Glück, das du als Diener des Herzogs von Savoyen machen willst, eines der Tyrannen, welche einst die Beauforts unterdrückt und zu ihren Dienern gemacht haben, wie sie jetzt die freie Stadt und ihre besten Bürger vernichten wollen; vergiß all deine Eitelkeit, um des Guten willen, das wir thun wollen: und wir sind heiliger verlobt als durch Segenssprüche der Väter oder der Priester am Altare!"

„Alles, Claire, Alles, meine Geliebte, meine Braut!" stammelte Philibert, „vergiß auch du, daß ich dich, schwach und selbstsüchtig, so lange allein gelassen habe. Verfüge über mich! Befiehl, was soll ich thun?"

„Schaffe mir die Mittel, Bonnivard aus seinem Kerker zu ziehen," sagte Claire.

Nach längerer Besprechung kamen die Beiden überein, daß die Störung benutzt werden müsse, welche die vielen Fremden in die Hausordnung des Schlosses gebracht hatte, und der Umstand, daß des Nachts die Zugbrücke nicht aufgezogen wurde, weil die Kriegsleute die ganze Nacht aus- und einzogen und weil ein Theil derselben vor dem Schlosse lagerte. Philibert wußte auch, daß der Gefangene in Folge der neuen Befehle, die Herr von Belay mitgebracht, sogleich nach dessen Abzuge in noch strengern Gewahrsam gebracht und enger, mit doppelten Ketten angeschmiedet werden sollte. Vielleicht, daß dann auch Wachen unmittelbar vor das Gefängniß gestellt werden, und daß man dann selbst mit der Hülfe Jehan Goulé's nicht mehr zu ihm gelangen konnte. Dem mußte man zuvorkommen und so rasch als möglich an die Ausführung gehen, da Herr von Belay schon in drei Tagen das Schloß verlassen sollte.

Philibert, seinem Worte getreu, begab sich in die untern Räume des Schlosses und durchwanderte Gänge, Hallen und Hof, beobachtend und spähend nach Gelegenheiten und Personen, deren er sich bedienen könnte. Den Hof fand er in großer Auf-

regung. Ein Kapuziner aus Evian, angezogen von dem Duft der Gastmähler, die seit der Anwesenheit des Herrn von Belay in Chillon gefeiert wurden, und in der Hoffnung, als Reliquienkrämer bei der großen Versammlung von Kriegsleuten, welche seine Reliquien hieb- und stichfest machen sollten, einen guten Markt zu finden, war diesen Nachmittag in Chillon angekommen und bot nun in der Mitte des Hofes, auf einer Kiste stehend, seine Waare aus. Er mußte gewaltig schreien, denn der Hohn der Landsknechte übertönte seine Stimme. Seinen Anpreisungen des Fußknöchels der heiligen Barbara oder der Wunderkraft eines Barthaares des heiligen Servatius antwortete man mit unflätigen Witzen, und der gute Kapuziner hätte sich überzeugen können, daß damals selbst bei den Vertheidigern der Reliquienverehrung aller Glaube rein ausgegangen war. Empört, seine Waare so verachtet zu sehen, ging seine marktschreierische Rede nach und nach in eine Strafpredigt über, in der er seine Zuhörer Völler, Mörder, Türken und Lutheraner nannte. Aber die Landsknechte jener Zeit waren nicht daran gewöhnt, sich Strafpredigten halten zu lassen; über seine Reden ergrimmt und vom Weine erhitzt, fielen sie über seinen Kram her und warfen Reliquien, Bilder, Medaillons und geweihte Rosenkränze, die der Papst selbst berührt hatte, auf das Unehrerbietigste durch- und auseinander und fingen endlich mit den bestgerühmten Knöcheln und sonstigen Knochen an, Fangball und Kegel zu spielen. Und um sich noch empfindlicher an dem unberufenen Prediger zu rächen, schlugen sie ihm die Weinkanne, mit der er sich trösten wollte, aus der Hand und verboten dem Kellermeister, sie ihm wieder zu füllen, da ein so edles Getränk sündig verschwendet werde an einen Heiligen, der das Gelübde der Entsagung abgelegt habe. Der Kapuziner schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, nannte sich einen ruinirten Mann und sah sich nach allen Seiten um, ob ihm nicht irgendwo Hülfe komme. Diese kam ihm mit Philibert.

Philibert näherte sich dem Bedrängten, bewog ihn, von seiner Kanzel herabzusteigen, und lud ihn ein, ihm zu folgen. Er

führte ihn in das Innere des Schlosses, durch einen langen Gang, in ein abgelegenes kellerartiges Gemach. Er bat ihn, daselbst zu verweilen, und verließ ihn, um bald in Gesellschaft des Kellermeisters, der zwei gewaltige Kannen voll Weines in Händen trug, wieder zu erscheinen. „Hier, Bruder Kapuziner," sagte Philibert, „labt und erholt Euch von dem Aerger, den Euch die wilden Landsknechte verursachten."

Der Kapuziner nippte an der einen Kanne und schnalzte voll Wohlbehagens mit der Zunge. „Ein gesegnetes Naß," sagte er, „darin der Geist des Herrn steckt. Alle Heiligen mögen Euch dafür beschützen, Herr Ritter, Ihr seid noch ein alter Gläubiger von ächtem Schrot und Korn, der einen Mann der Kirche zu schätzen und auf die richtige Weise zu trösten weiß in Leid und Drangsal. Diese Heiden da draußen, wie gottlos sind sie mit meinen Reliquien umgegangen, die ich doch den ganzen gestrigen Tag mit Mühe und Noth auf unserm Kirchhofe zusammengesucht habe, da er durch den Handel, den vierunddreißig Brüder mit der heiligen Waare treiben, ganz und gar erschöpft ist, wie eine alte Goldgrube. Aber ich sehe schon, daß dieser edle Wein von Boloz und Amigné, unverfälschte Gewächse guter katholischer Erde, allen meinen Gram zerstreuen wird."

„Ergebt Euch dem geistlichen Genuß mit Ruhe und Andacht," sagte Philibert aufmunternd, „ich lasse Euch allein und ziehe den Schlüssel ab, damit Ihr von den Heiden da draußen, die Euch den Trunk mißgönnten, nicht gestört werdet."

„Ja, dreht den Schlüssel um und laßt mich, wenn es Euch so gefällt, allein," sagte der Mönch, „ich fürchte die Einsamkeit nicht. Die Engel des Herrn sind immer mit mir, und ein Kapuziner versteht die Kunst, seinen frommen Betrachtungen nachhängend, allein zu trinken."

Philibert ging und steckte den Schlüssel in die Tasche. Bald darauf ertönten aus dem verschlossenen Gemache allerlei Lieder, die es verriethen, daß der Kapuziner sich über den Verlust seines Krames zu trösten begann, und andere folgten ihnen, deren

Worte, obwohl die Weise manchmal kirchlich klang wie ein Meßgesang, nicht im Entferntesten etwas mit Messe, Reliquien oder dergleichen heiligen Gegenständen gemein hatten. Philibert erschien von Zeit zu Zeit vor der Thüre und horchte; so lange er den Gesang oder auch nur eine Bewegung im Innern vernahm, entfernte er sich immer wieder; erst spät, als es mit der vorgerückten Nacht auch da drin stille geworden war, öffnete er die Thüre und trat leisen Schrittes in das Gefängniß des Kapuziners. Er lag auf dem Boden, voll des süßen Weines; die beiden Kannen, ihres Inhaltes leer, lagen friedlich neben ihm. Ein tiefer Schlaf bewegte seinen feisten Leib und drückte auf seine rothen Augenlider. Philibert bückte sich zu ihm hinab und fing an, ihn seiner Kutte zu entkleiden, was ihm leicht war, da der Kapuziner den Strick, der sie vorn zusammenhielt, schon abgelöst und der innern vom Weine erzeugten Hitze wegen auch beide Aermel herunter geschoben hatte. Philibert brauchte ihn nur etwas bei Seite zu wälzen, um der Kutte ganz habhaft zu werden. Er warf eine mitgebrachte Decke auf den halbnackten Leib des beraubten Kapuziners, rollte die Kutte zusammen, versteckte sie unter seinen Mantel und schlich fort, nicht ohne das Gemach wieder abzuschließen.

Mit seiner Beute eilte er die Treppe hinauf zu Claire, die ihn erwartete. „Hier," sagte er, „ist die Kutte des Kapuziners. Mit dieser angethan und mit der Kapuze auf dem Kopfe, in der Morgendämmerung oder auch schon in der Nacht, wird Bonnivard mit seinem Barte vor aller Welt für den Kapuziner gehalten werden, und die Wachen werden ihn frei passiren lassen."

„Gut," sagte Claire, die schon früher von Philibert unterrichtet worden, „aber was fangen wir mit Jehan Goulé an? Er ist verloren, sobald die Flucht Bonnivards bekannt wird."

„Jehan Goulé," sagte Philibert, „geht mit ihm, Bonnivard wird für ihn sorgen. Sie können Beide leicht nach Freiburg entkommen und die Reise in einem Tage zurücklegen; in einem der nächsten Dörfer können sie Pferde oder Maulthiere miethen.

Dieser Tag kann leicht vergehen, ohne daß man im Schlosse etwas von der Flucht bemerkt."

Claire's Augen leuchteten vor Glück, doch sprach sie leise und trat noch leiser auf, als ob sie Angst hätte, irgend einen Späher zu wecken; sie umarmte Philibert und dankte ihm mit Thränen. Dann setzte sie sich hin und schrieb nur zwei Zeilen, die sie Jehan Goulé mitgeben wollte, und die an die Aebtissin, jetzt in Annecy in Savoyen, gerichtet und bestimmt waren, ihr Jehan Goulé zu empfehlen. Sie that es in wenigen, aber so warmen Worten, als ob sie ihr einen Wohlthäter ihres Lebens empföhle.

Gegen Mitternacht stiegen sie die verborgene Treppe hinab; Philibert trug die Kutte und die Laterne, Claire ein kleines Packet Mundvorrath, den Brief an die Aebtissin und einen Beutel voll Goldes. Diesen übergab sie Jehan Goulé, der unten auf seinem Posten stand, und sagte: „Nimm dieß, mein Freund, und mache dich fertig, während wir im Gefängnisse sind. Du gehst auf Reisen. Herr von Bonnivard wird für dich sorgen und die Dame, der du diesen Brief nach Annecy bringen wirst. Lebe wohl, mein Freund," sagte sie weiter mit gerührter Stimme, während sie die Hand faßte, die ihr einst ein solches Grauen eingeflößt, und sie drückte, „lebe wohl, ich werde nie vergessen, was ich dir schulde, und du sollst es erfahren, wenn ich, wie ich hoffe, dich in bessern Zeiten wiedersehe. Du glaubtest mir dein Leben zu schulden — du hast mich reichlich bezahlt. Ich danke dir."

Jehan Goulé war in dem Augenblicke, da sie seine Hand faßte, wie überwältigt auf die Kniee gesunken; anstatt aller Worte stieß er einige dumpfe Töne aus, während er den Saum ihres Kleides wiederholt an seine Lippen drückte. Mit Thränen in den Augen bat sie ihn noch einmal, das Gefängniß zu öffnen. Er that es mit zitternden Händen.

Bonnivard, gewohnt, sie um diese Stunde zu empfangen, stand wartend an die Mauer gelehnt, als Claire zuerst ins Gefängniß trat. „Bist du es, mein Schutzgeist?" rief er ihr entgegen, „komm, bringe mir Trost und Geduld. Geduld vor Allem!

Du hast mir die Ungeduld gebracht, da du mich vom Grabe zum Leben wecktest. Seit ich durch dich wieder lebe und von den Leiden und Freuden da draußen höre, möchte ich wieder hinaus und meine Pflicht thun, anstatt hier angeschmiedet zu liegen, ein Lebendig-Todter."

„So kommen wir gerade zur rechten Zeit," lächelte Claire, „wir kommen, um deine Ketten zu brechen."

Ein Strahl höchster Wonne leuchtete in Bonnivards Gesicht auf, seine Hände hoben sich dankend zum Himmel, während ihm Claire ihren Begleiter zeigte, der mit Zangen und Brecheisen eintrat, ihm ihre Pläne mittheilte und ihn von den Mitteln und der Leichtigkeit der Flucht in Kenntniß setzte. Schon kniete Philibert ihm zu Füßen, um das Schloß zu prüfen, das die breiten Ringe an seinen Füßen festhielt. Auch Claire beugte sich herab, um Philibert zu leuchten und ihm behülflich zu sein. Aber beim Anblick der beiden jungen Leute zu seinen Füßen, die in so barmherziger Weise um ihn beschäftigt waren, veränderte sich plötzlich der Ausdruck in Bonnivards Gesicht; er schüttelte den Kopf, lächelte schmerzlich und wehrte Philibert von der Arbeit, indem er sanft und liebevoll sein Haupt zurückdrückte.

„Nein," sagte er, „laßt nur von Euerer Arbeit ab, so ist es nicht gemeint. Um diesen Preis will ich meine Freiheit nicht erkaufen; lieber hier noch jahrelang schmachten und verschmachten. Du, Claire, du weißt, warum ich die Freiheit nicht aus deiner Hand annehmen kann; es war Ernst, als ich dir sagte, daß ich um meinetwillen das Kind nicht vom Vater trennen will. Ihr, Beaufort, Ihr werdet von Karl von Savoyen, wenn Ihr mir zu meiner Freiheit verhelft, als ein Verräther betrachtet und behandelt — und ich weiß es, wie Karl verfolgen kann. Ihr rennt in Euer Verderben! Warum für mich? Warum mir? Ihr thut es aus Liebe zu Claire — ich danke Euch nicht minder — Ihr habt ihr bewiesen, was Ihr aus Liebe zu ihr zu thun entschlossen seid — sie wird es Euch nicht vergessen. Wenn Euch aber Karl ins Verderben stürzt, Euch so im Gefängniß schmachten läßt wie

mich, wird sie es auch nicht vergessen, daß sie Euch ins Elend brachte, und Euer Leben wird verbittert sein — das Leben meiner Wohlthäterin, des Engels in meiner Finsterniß. Soll ich ihr so danken? Niemals!"

Claire weinte und flehte zu seinen Füßen, daß er sich doch retten möge, da jetzt die Wege offen seien; Philibert versicherte, daß er sich den Gefahren zu entziehen wissen werde und daß er entschlossen sei, die Dienste Herzog Karls zu verlassen und sich ein, wenn auch bescheidenes Loos außerhalb Savoyens zu begründen. — Bonnivard blieb unerschütterlich.

„Nein," rief er, „ich bleibe hier, bis die Genfer kommen, mich zu befreien — aber eure Ruhe soll um keine Stunde gestört werden."

Traurig und um eine große Hoffnung ärmer, verließen sie gegen Morgengrauen das Gefängniß und sagten zu Jehan Goulé, der vor der Thüre bereit stand, daß für heute aus der Reise nichts werde.

Siebentes Kapitel.

Jehan Goulé.

Als Herr von Belay Abschied nahm, gab er Claire die bedeutungsvolle Versicherung, daß er hoffe, bald und in schönen Friedensgeschäften nach Chillon zurückkehren zu können. Nach seinem Abzuge wurde es im Schlosse um so stiller, als auch bald darauf ein Befehl des Herzogs einen Theil der Besatzung abberief, obwohl der Kastellan nach den durch Herrn von Belay gebrachten Anweisungen sich in Vertheidigungszustand setzen sollte; diese Befehle deuteten auf eine große Bedrängniß Savoyens. Man sprach von einem bevorstehenden Ausbruch des Krieges zwischen den beiden großen Nebenbuhlern, Franz von Frankreich und Karl von Spanien, welcher nun zum dritten Male die Welt

mit Blut und Jammer erfüllen sollte. Franz bedurfte, um sich in Italien frei bewegen zu können, Savoyens und Piemonts; Herzog Karl mußte seine Gränzen sichern und mit Genf so rasch als möglich fertig zu werden suchen. Daher die Zusammenziehung seiner Streitkräfte an den Gränzen Frankreichs. Chillon blieb unter der Hut weniger Savoyarden und der von Barberouge angeworbenen und herbeigeführten Walliser.

Traurig schlich Claire durch die beinahe leeren Räume; niedergeschlagen und mit ödem Herzen, da ihr ein theurer Plan mißlungen war und Gedanken, die sie die letzte Zeit so ganz ausgefüllt hatten, mit einem Male wie ausgeglühte Kohlen in ihrem Herzen lagen. Sie wollte Bonnivard befreien, und nun sollte sie sich damit begnügen, nur von Zeit zu Zeit in seinen Kerker zu ihm hinabzusteigen; wie wenig schien ihr Das! Hoffend, daß er etwas von ihr verlangen, daß er ihr vielleicht einen Auftrag geben werde, schlüpfte sie in der zweiten Nacht nach des Obersten von Belay Abzuge die geheime Wendeltreppe hinab und in den untern Gang, als sie erschrocken im Scheine der Laterne zwei Gesichter erkannte, zwei Hellebardierer, die vor dem Gefängnisse Bonnivards auf- und abgingen. Sie betrachteten sie erstaunt, ließen sie aber ungehindert weiter, als sie an ihnen vorbeieilte, um in die Zelle Jehan Goulé's zu gelangen und ihn über die Ursache dieser Veränderung zu befragen, schon besorgt genug, daß sie ihn nicht wie sonst auf seinem Posten und sie erwartend fand. Sie öffnete leise die Thüre und steckte die Laterne in die Zelle, aber noch mehr erschrocken, als vor den Hellebardierern, fuhr sie zurück, als ihr auch hier ein fremdes Gesicht entgegenstarrte: offenbar ein neuer Kerkermeister, denn der alte Soldat, der sich bei ihrem Eintritte vom Lager erhob, trug den Schlüsselbund Jehan Goulé's an seinem Gurt. All Das war ihr wie ein böser Traum; sie floh wie vor Gespenstern und kam, sie wußte nicht wie, auf ihrer Stube an. Athem- und besinnungslos sank sie auf ihr Lager und glaubte noch immer zu träumen. Sie war also verrathen! Selbst das Glück, Bonnivard manchmal

besuchen zu dürfen, das sie noch vor einer Stunde so gering geachtet, war jetzt dahin, und sie fühlte den Verlust aufs Schmerzlichste. Und Jehan Goulé, das treue Thier, der ihr so hingebend beigestanden, was ist aus ihm geworden? In welches Verderben hat sie ihn gestürzt!

Sie schloß kein Auge, die ganz Nacht durchrannte sie ihr Zimmer, immer nach den Spitzen der Berge blickend, ob sie nicht schon das Frühlicht beleuchte. Vom Morgen hoffte sie Trost; sie wird Philibert sehen, sie wird sich im Schlosse erkundigen und vielleicht erfahren, was vorgefallen ist. Aber sie sollte es noch vor dem Morgen von Dem erfahren, um den sie jetzt am Tiefsten besorgt war.

Noch vor dem Frühroth öffnete sich leise die Thüre ihres Gemaches, sie eilte hinzu, und Jehan Goulé stand vor ihr. Ein Freudenschrei entfloh ihrer Brust. Jehan Goulé aber warnte sie mit einem St! nicht zu laut zu werden, und beredter, als sie ihn je-gesehen, sagte er rasch: „Messire de Beaufort war bei Bonnivard; auf Bonnivards Stroh lag eine Blume. Alles verrathen. Ein anderer Kerkermeister.“

„Und du, Jehan? was wird aus dir?“ fragte Claire dringend.

Jehan Goulé lächelte, wie sie ihn nie hatte lächeln sehen. „Weiß nicht,“ sagte er lächelnd, zuckte die Achsel, öffnete die Thüre hinter sich und verschwand im dunklen Gange.

Noch aufgeregter durch diese Mittheilung, blaß und mit glühenden Augen, irrte sie des Morgens durch den Hof, ohne zu wissen, was sie suchte, als ihr Barberouge begegnete und ihr zurief: „Fräulein de Beaufort, wenn Ihr Euch in unserm Neste langweilet, so könnt Ihr Euch heute an einem Schauspiele ergötzen, dergleichen Ihr vielleicht noch nie gesehen habt.“

Claire, die überall Gefahr und Unglück ahnte, fragte ihn, was er meine.

„Was wird's sein?“ rief Barberouge, „Jehan Goulé hat die Welt durch sein Dasein lange genug entstellt. Er wird gehenkt.“

„Jehan Goulé!“ schrie Claire. — „Warum? Was hat er verbrochen?“

„Das wissen wir nicht. Messire, Euer Vater, macht ein Geheimniß daraus. Er hat hier Gewalt über Tod und Leben und braucht Niemand Rechenschaft abzulegen. Uebrigens hängt das Urtheil seit zwanzig Jahren über ihm.“

„Er wurde damals begnadigt,“ stammelte Claire.

„Nein, mein Fräulein,“ erwiderte Barberouge, „nicht begnadigt; das liegt nicht in der Art Eueres Herrn Vaters. Die Vollstreckung wurde nur aufgeschoben. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Messire de Beaufort hat es sich vorbehalten, ihn, wann und wo er will, hängen zu lassen. Verzeiht, ich muß jetzt vors Thor, denn dort soll er zum Schmuck und zur Zierde des Schlosses prangen.“

„Nehmt mich mit!“ flehte Claire, die keines Schrittes mächtig war.

„Ihr seid zu weich,“ sagte Barberouge, wie er sie so zitternd und elend vor sich stehen sah, und reichte ihr mitleidig den Arm. „Chillon ist kein Kloster; in Chillon muß man stärkere Nerven haben. Man sollte doch glauben, daß der tägliche Anblick des Steines, auf dem zweihundert Juden geschlachtet worden, das Herz stärker mache, als Eueres zu sein scheint. Indeß, Fräulein sollen weiche Herzen haben; ich liebe Das. Die Härte gehört uns Männern. Seid ruhig, Fräulein; Jehan Goulé hat so Viele gehenkt und gefoltert, daß er an Dergleichen gewöhnt sein muß. Glaubt mir, es ist so, Das wissen alte Kriegsleute. Auch vom Sterbensehen lernt man sterben, und wer Viele getödtet, stirbt selbst leichter. Ich will Euch was sagen: Das kommt daher, daß man einsieht, wie wenig das Leben eigentlich ist. Uebrigens ist das wie eine Waare, die heute so viel und morgen so viel werth ist. Das wissen wir Schweizer. Glaubt Ihr, daß wir zu allen Zeiten gleich bezahlt werden? Gott bewahre! Unter Sforza waren wir sehr theuer; seit Marignan sind wir schrecklich billig. Die Zeiten verschlimmern sich, und es gibt Momente, da ist ein

Menschenleben nicht mehr werth als ein Hundeleben. Ich spreche von Männern; was Fräulein betrifft, das weiß ich nicht, und es wird wohl auch anders sein."

Während Barberouge so philosophirte, kamen sie auf der Zugbrücke an, auf welcher rechts und links Hellebardierer aufgestellt waren. Auf dem Stein am Thore saß der Mann, den sie heute Nacht in Jehan Goulé's Zelle gefunden hatte; über seinem Kopfe, an einer aus der Mauer hervorragenden Eisenstange mit einem Ringe, der eine Fackel zu tragen bestimmt war, hing ein Strick. Claire schwindelte beim Anblick dieser Vorbereitungen; sie faßte sich erst, als sie ihren Vater mit Philibert durch den Hof herbeikommen sah und unmittelbar hinter ihnen zwei Knechte, welche Goulé gebunden heranführten. Sie stürzte ihrem Vater entgegen, warf sich ihm zu Füßen und rief: „Gnade, Vater! Gnade!"

Messire de Beaufort sah sie mit drohenden Blicken an und ließ sie eine Zeit lang auf dem Boden liegen; dann bückte er sich, hob sie am Arme unsanft auf, zog sie in die Tiefe des Thores und sagte ihr ins Ohr: „Merke es dir, daß du ihn tödtest; ich will dir die Lust verderben, gegen mich und meinen Herzog Ränke zu spinnen. Du selbst solltest mir deinen Verrath bei den Barfüßerinnen büßen, Verrätherin und Ketzerin, wenn du nicht die Braut Aimé de Belay's wärest!"

Er gab den Knechten, die mit Jehan Goulé hinter ihm Halt gemacht hatten, als er im Thorwege stehen blieb, ein Zeichen und wollte selber vorwärts schreiten, als ihm Claire aufs Neue zu Füßen sank und ihn, seine Kniee umklammernd, am Weitergehen hinderte. Sie wollte sprechen, aber sie brachte nur ein tiefes Schluchzen hervor. Messire de Beaufort wollte sich ihrer entledigen, indem er ihre Arme mit Gewalt von seinen Knieen herabdrückte, als Philibert hervortrat und sagte: „Ihr seht den Schmerz, den Ihr Euerer Tochter bereitet; schenkt dem armen Sünder das Leben!"

„Schweig, Philibert," rief der Kastellan zornig, „und freue dich, daß ich schweige."

„Ich will nicht schweigen, ich will reden!" erwiderte Philibert ebenso entschieden. „Ich habe ein Recht, zu fragen, in meinem Namen und im Namen Aller, die in Chillon sind, ob der Mann ein des Todes würdiges Verbrechen begangen? Noch ist Chillon nicht berennt, und Ihr habt nicht das Recht, ohne unsern Rath, ohne Beiziehung der Offiziere einen Einzigen vom Leben zum Tode bringen zu lassen!"

„Willst du Empörung säen, Philibert?" fragte der Kastellan spöttisch. „Willst du fortsetzen, was du angefangen hast? Gib Acht! Gib Acht! Philibert, ich könnte auch den letzten Träger des Namens Beaufort so tief begraben lassen wie — einen andern Verräther — wie z. B. Bonnivard."

„Droht, so viel Ihr wollt. Hier erkläre ich, daß ich nicht mehr einem Regimente diene, das solche Gerechtigkeit übt; Ihr habt mich zur rechten Zeit an Bonnivard erinnert. Meinen Namen kann ich Euch ebenso froh vor die Füße werfen wie meinen Platz hier, denn dieser Name ist seit sechs Jahren der Name eines Wegelagerers, eines Häschers und Kerkermeisters."

„Fort!" rief der Kastellan wüthend den Knechten zu, die Jehan Goulé führten, und sie setzten sich in Bewegung. Aber sie hielten wieder inne, da Claire, immer noch die Füße ihres Vaters umklammernd, ausgestreckt auf ihrem Wege lag, so daß sie über sie hätten hinwegschreiten müssen. —

„Vorwärts!" rief der Kastellan wieder, als er ihr Zaudern bemerkte, aber ein kräftiges „Halt!" antwortete ihm, und die Knechte gehorchten unwillkürlich. Es kam dieses Halt aus dem Munde Barberouge's, der die Scene von ferne mit angesehen hatte und sich jetzt näherte.

„Messire Antoine de Beaufort," sagte er freundlich, „wenn ich etwas über Euch vermag, so gebt diesen Sünder frei."

„Nein!" rief Beaufort.

„Doch, ich bitte Euch," fuhr Barberouge fort — „thut's aus Höflichkeit für eine Dame, die Euch so sehr bittet; ich halte viel auf Höflichkeit!"

„Keine Narrheiten!“ rief Beaufort, „es muß sein; ich habe meine Ursachen!“

„Euere Ursachen in Ehren, aber von Narrheiten ist hier nicht die Rede. Ich will einmal einem Fräulein einen Dienst leisten, aus Courtoisie, ich, der Bauernkerl aus dem Wallis, weil Ihr, der Ritter, es nicht thun wollt. Ich halte viel auf Courtoisie. Ich bitte Euch noch ein Mal.“

„Du bist ein Narr!“ schrie der Kastellan, „Jehan Goulé wird gehenkt. Vorwärts!“

„Ein Narr? Das wäre uns nicht lieb,“ sagte Barberouge kopfschüttelnd; nun hört, Messire de Beaufort, jetzt bitte ich Euch zum dritten Male: gebt den armen Sünder los. Mehr als drei Mal wird um das Leben eines armen Sünders nicht gebeten.“

„Ich glaube, du drohst!“ lachte Herr de Beaufort, „jetzt ist Jehan Goulé's Leben verfallen! Vorwärts!“

„Ja, ich drohe,“ sagte Barberouge in einem höhern Tone und trat näher, „und Jehan Goulé's Leben ist nicht verfallen, wenn Barberouge droht. Barberouge droht nicht umsonst. Erfahrt, Messire de Beaufort, vor Rom habe ich dem Papste gedroht, und Ihr wißt, daß ich ihm manchen Tort gethan. Also Messire de Beaufort, höret! Jehan Goulé ist ein Walliser, und wenn Ihr darauf bestehet, ihn zu hängen, nur weil es Euch so Freude macht, so wird Jehan Goulé nicht nur nicht gehenkt, sondern er zieht noch heute, noch in dieser Stunde mit uns Wallisern, seinen Landsleuten, ab, der Rhone entgegen. Darauf habt Ihr mein Bauernwort, Herr Ritter! Wir verstehen es, wenn es uns gerade einfällt, besonders aber aus Höflichkeit, einen Landsmann in Schutz zu nehmen. Des rückständigen Soldes wegen braucht Ihr nicht in Sorge zu sein, wir werden aus Chillon Feldschlangen und Dergleichen so viel mitnehmen, als der Sold ausmacht, und die Waare in Sion bei unserem kriegerischen Bischof gegen baares Geld vertauschen. Da habt Ihr gleich nach der Drohung den ganzen Plan der Ausführung.“

Barberouge lächelte und spielte mit dem Bandelier an seinem Degen. Herr von Beaufort biß sich auf die Lippen. Er wußte, daß Barberouge ausführte, was er drohte, und er war ganz in seiner Gewalt. Wenn Barberouge mit seinen Valaisanern abzog, blieben ihm nicht zehn Mann zur Vertheidigung der Veste, in einem Augenblicke, da er einen Entsatz vom Heere des Herzogs, der am westlichen Ende seiner Staaten vollauf beschäftigt war, nicht hoffen konnte, und da die Partei der Genfer und Berner mit der Ausbreitung der neuen Lehre ringsumher im ganzen Waadtland immer mächtiger wurde. Diese konnten sich dann des Schlosses leicht bemächtigen, abgesehen davon, daß auch die Berner jeden Augenblick ihr Banner erheben und in das Seeland herabsteigen konnten. Barberouge mit den Wallisern oder Valaisanern, die, nach Art der Schweizer Söldner, zuerst ihm, als ihrem Hauptmann, und dann erst dem Fremden, der sie besoldete, gehorchten, war seine einzige Stütze. Er mußte ihm nachgeben. Er schüttelte die Arme seiner Tochter ab und eilte ins Schloß zurück. Barberouge sagte zum wartenden Henker: „Wenn du dich jetzt selbst hängen willst, so sei dir Das vergönnt; dich werde ich nicht hindern!" Dann ging er auf Jehan Goulé zu, schnitt mit seinem Dolche die Stricke entzwei, die seine Hände über dem Rücken zusammenschnürten, und übergab ihn den Wallisern, daß sie ihn wohl behüten und kein Haar auf seinem Kopfe krümmen lassen sollten. „Aus Courtoisie für das Fräulein, Ihr Bauernlümmel!" fügte er belehrend hinzu. Dann sah er sich um, und als er Claire erblickte, die ihm mit verklärtem Gesichte entgegenlächelte, sagte er, sich verneigend: „Mademoiselle de Beaufort, eben habe ich Euch auf meinen Knieen um meinen Lohn bitten wollen, um einen ganz kurzen Kuß, da ich Euch aber so glücklich lächeln sehe, bin ich belohnt genug!"

Trotzdem lag in demselben Augenblicke Claire an seinem Halse und küßte ihn auf die rauhe, sonnenverbrannte Wange.

„Sehr gut," murmelte dann Barberouge und streichelte den langen Schnurrbart; „Das ist gewiß, keine Tugend wird auf

Erden so belohnt wie die Courtoisie. — Abgemacht! Marsch! und zurück ins Schloß!"

Während Barberouge seine Rotte, mit Jehan Goulé in der Mitte, zurückführte, schwankte Claire erschöpft am Arme Philiberts ihren Gemächern zu. Kaum daß sie die Treppe hinauf gelangen konnte. Dort angekommen, sagte sie zu Philibert: „Jetzt, mein Freund, ist deines Bleibens nicht mehr in Chillon. Du hast zu muthig dein Inneres verrathen und dich zu edel meines Mitschuldigen angenommen, als daß dir vergeben werden könnte. Ich danke dir und erneuere dir die Schwüre, Niemand auf Erden, nur dir anzugehören, wenn auch vielleicht noch viel Zeit und Leid darüber hingehen. Fürchte nicht, daß mir irgend eine Tortur am Altare ein Ja erpressen und mich zum Weibe Belay's machen könne."

„Ich kenne dich, Claire," versicherte Philibert, „und ich bin ruhig."

„Jetzt aber," fuhr Claire fort, „müssen wir uns trennen, mußt du Chillon verlassen."

„Ich weiß es," sagte Philibert, „ich bin aus dem Dienste deines Vaters und des Herzogs getreten, ich würde hier frei umhergehen, so lange die Besatzung nur aus den Leuten Barberouge's besteht; so bald Zuzug anlangt, bin ich nicht mehr sicher. Ich würde gefangen nach Thonon oder Pignerol geschickt werden."

„Darum mußt du fort, aber deine Flucht soll keine zwecklose sein, du mußt Jehan Goulé mit dir entführen und ihn in Sicherheit bringen. Die Aebtissin von St. Clara, jetzt in Annecy, wird für ihn sorgen — und dann — wir haben Bonnivard nicht retten können, retten wir das Werk seiner Gefangenschaft. Mein Vater war in seinem Kerker; die Chronik Bonnivards muß ihm gefehlt haben, er weiß, daß ich sie verborgen habe; sie muß, ehe sie mir entrissen wird, gerettet sein und dann dem Rathe der Stadt Genf übergeben werden. Willst du, Philibert?" Die letzten Worte sprach Claire mit so flehendem Ausdrucke, daß ihr Philibert

nur mit einem liebevollen Blicke antworten konnte. Sie erhob sich und holte die Blätter hinter ihrem Kopfkissen hervor.

„Rette dieses Zeugniß der Wahrheit," sagte sie feierlich, indem sie ihm die Papiere übergab, „du erwirbst dir damit eine neue Heimat, dir und mir."

Die Liebenden wußten, daß ihnen vielleicht eine lange Trennung bevorstand, daß ihr Schicksal mit den großen Weltbegebenheiten zusammenhing, und daß Jahre vergehen konnten, bevor der große Kampf, der begonnen hatte, zu Ende geführt werde. Aber sie klagten nicht. Das Bewußtsein, mit so großen Geschicken zusammenzuhängen, und die Ueberzeugung, in diesem großen Kampfe auf Seiten des Guten zu stehen, erhob ihre Gemüther, und sie verbrachten die letzten Stunden ihres Zusammenseins in einer, wenn auch ernsten, doch mehr freudigen als trüben Stimmung.

Am Abende dieses Tages, der so aufregend begonnen hatte, in dem Augenblicke, als die Zugbrücke aufgezogen werden sollte, trat Philibert, in seinen Mantel gehüllt, wie ein einsamer Spaziergänger, der die Schönheit des Herbstabends genießen will, langsam aus dem Schlosse, und langsamen Schrittes ging er durch den schmalen Paß zwischen Schloß und Berg nach der Richtung von Montreux. Erst als er um den vorspringenden Berg gebogen und, der gewaltigen daselbst aufgehäuft liegenden Felsblöcke wegen, bei dem hellen Mondscheine von Chillon aus nicht beobachtet werden konnte, beschleunigte er seinen Gang, bis er unterhelb Veto ankam, das damals hinter einem Busche von Nußbäumen versteckt lag. Dort, im Schatten eines der Jahrhunderte alten Nußbäume, wie sie jene Gegenden in großer Zahl bis auf den heutigen Tag schmücken, stand unbeweglich wie eine steinerne Gestalt ein Mann, der zwei gesattelte Pferde am Zaume hielt. Er half Philibert das eine besteigen, schwang sich dann selbst auf das andere, und ohne ein Wort zu sprechen, trabten die beiden Reiter in die Nacht hinein, dem Westen zu.

Achtes Kapitel.

Der Abt von St. Claude und die Patrioten.

Ungefähr zwei Stunden nach Mitternacht saßen dieselben zwei Reiter vor einer Herberge, die unmittelbar am westlichen Thore Lausanne's lag. Sie waren um die Stadtmauer herumgeritten und hatten daselbst Halt gemacht, um die Pferde zu füttern und ihnen und sich selbst einige Ruhe zu gönnen. Der Herbergsvater, nachdem er die Pferde mit Heu und Haber, die Reiter mit Brod und Wein versorgt, war wieder zu Bett gegangen; von Einheimischen kam den beiden Reisenden Niemand zu Gesichte, als der Arkebusierer, der auf dem Walle auf und abging. Diese Ruhe benutzte Jehan Goulé, um sich, auf einem Ecksteine der Herberge sitzend, einem tiefen Schlafe hinzugeben. Es ist vorauszusetzen, daß er die vergangene Nacht, die er für seine letzte hielt, wenig geruht hatte; den Morgen darauf stand er unter seinem Galgen, und den Abend ging er auf die Flucht, die Nacht verbrachte er rasch trabend zu Pferde — kein Wunder, daß er wie ein Stein auf dem Steine saß und daß er selbst nicht erwachte, als er vom Steine herabrollte. Die tiefen Töne eines Geschnarches, die allein die Stille der Nacht unterbrachen, verriethen die Tiefe seines Schlafes, und Philibert, bedenkend, wie ihm nach solchen dreißig Lebens- und Sterbensstunden Ruhe und Vergessenheit wohl thun müsse, verweilte sich vor der Herberge länger, als es seine Absicht gewesen, und ging vor dem Schlafenden auf und nieder, als wäre er nur da, um ihn zu bewachen. So wurde die Nacht immer heller, daß er die Häuser in der Stadt und endlich die in Stein gehauenen wilden Gesichter an den Thoren der Stadt unterscheiden konnte. Plötzlich wurde das Thor geöffnet und die Zugbrücke herabgelassen. Beides geschah, wie es Philibert schien, auf sehr vorsichtige Weise und wie in der Absicht, so wenig Geräusch als möglich zu verursachen,

als ob es sich darum handelte, Jemand in aller Stille aus der Stadt entwischen zu lassen. Er wurde aufmerksam. Gleich darauf kamen drei Reiter hervor, die langsamen Schrittes die Brücke passirten und auf dem Platze vor der Herberge Halt machten. Ihnen folgte ein etwas größerer Haufe ritterlich geschmückter Reiter und diesem wieder ein Troß von Knechten, welche eine Anzahl hochbepackter Maulthiere umgaben. Diese ganze Kavalkade, die wohl aus fünfundzwanzig bis dreißig Reitern bestand, hielt auf dem Platze, um sich zu ordnen und dann in gewisser Ordnung die Reise anzutreten. Den Mittelpunkt bildete offenbar der dickbeleibte Reiter, der von Allen der stillste war und ruhig abwartete, bis Alles nach der Anweisung eines höheren Offiziers geordnet war. Philibert war sehr erstaunt, als er in dem Ritter Monseigneur Sebastian von Montfaucon, den Bischof von Lausanne, erkannte. Er wollte sich rasch in den Schatten zurückziehen, als der Bischof, der ängstlich um sich sah, ihn erblickte und wegen der neuen Erscheinung einige Worte an seinen Nachbar richtete. Dieser ritt sogleich aus dem Kreise hervor und näherte sich Philibert. „Ich soll," rief er in gebieterischem Tone, „bei Euch anfragen, wer Ihr seid, was Euch hierher führt und wohin Eure Reise geht?"

„Herr v. Chatelard," sagte Philibert lächelnd, „seit wann habt Ihr Euch gewöhnt, so en grand seigneur zu mir zu sprechen?"

„Siehe da, Philibert v. Beaufort!" rief der Andere, ihn erkennend und laut genug, daß es auch der Bischof hören konnte.

„Herr v. Beaufort!" rief dieser angenehm überrascht, „kommt heran, junger Beaufort, und reicht mir die Hand." Und als Philibert der Einladung folgte, fuhr der Bischof fort: „Verzeiht, daß ich Euch so anhalten ließ, aber wir leben in einer bösen Zeit, und es ist erlaubt, überall Feinde zu sehen. O, lieber Beaufort, welche Zeit, welche arge Zeit! Ich versichere Euch, der jüngste Tag steht vor der Thüre! Wißt Ihr, in welchem argen Momente Ihr mich wieder sehet? Errathet Ihr?"

Philibert machte eine fragende Geberde, und der Bischof fuhr

fort: „Auf der Flucht seht Ihr mich! Auf der Flucht! Wie unser Heiland vor Herodes nach Aegypten, so muß ich mich vor der neuen Lehre, ich weiß nicht wohin, flüchten."

„Auf der Flucht?" fragte Philibert, „ich begreife nicht!"

„Ja, ja, es ist auch schwer zu begreifen. Aus einer Stadt, deren Fürst ich bin — o Sodom! Sodom! — muß ich mich nächtlicherweise fortschleichen wie ein Dieb. Und warum? Weil unmittelbar unter meinem bischöflichen Hirtenstabe im Schatten meiner Bischofsmütze nach und nach Alles zum Ketzer wurde. Der reißende Wolf hat mir ein Schaf nach dem andern entwunden, und jetzt bin ich ein Hirt ohne Heerde."

„Und nun muß Eure Hoheit vor der ehemaligen Heerde fliehen?"

„Das eigentlich nicht. Sie haben mir nichts zu Leide gethan, sie sind Ketzer geworden, ohne sich um mich zu kümmern — aber sie könnten mir doch etwas anthun, und wenn nicht sie, so sind immer die verfluchten Berner da, die jeden Augenblick herabsteigen können. Vor Allem Vorsicht! sagt der heilige Augustinus. Ach, wo sind die Zeiten, da wir in Chillon so lustig zechten! Ihr erinnert Euch, es war an dem Tage, an dem das Fräulein aus dem Kloster heimkehrte."

„Und wohin gedenkt Monseigneur jetzt seine Schritte zu lenken?"

„Ich gehe jetzt zum Abbé von Bomont und von da zu Monseigneur, dem Herzog von Savoyen, wenn Frankreich den Weg dahin noch nicht abgeschnitten hat. Und Ihr, Beaufort, wohin führt Euer Weg?"

„Mich führen Aufträge ebenfalls nach Westen."

„Das trifft sich ja gut; Ihr geht mit uns, da haben wir eine gute Klinge mehr, uns zu vertheidigen. Man kann nicht wissen, das ganze Land ist der Ketzerei voll, und wenn sie unter meinem ritterlichen Gewande die bischöflichen Weihen merken, kann ich hie und da in Fährlichkeiten gerathen."

Philibert überlegte einen Augenblick. Er fand, daß er in

Gesellschaft des Bischofs die Reise am Sichersten zurücklegen könnte. Die Löffelritter, die er vor Allem fürchtete, werden ihn, so sagte er sich, ungehindert durch ihr Gebiet bis an die Genfer Gränze gelangen lassen, wenn sie irgendwie erfahren, daß er, ein Beaufort, in Begleitung eines Bischofs, des Werkzeuges und Knechtes von Savoyen, angekommen sei — und er ging bereitwillig auf den Vorschlag ein. Er winkte Jehan Goulé und stieg zu Roß, ohne diesem seinem Begleiter die geringsten Verhaltungsbefehle zu geben. Er wußte, daß Jehan Goulé nur schweigen könne. Der Bischof lud ihn ein, an seiner Seite zu reiten, und der Zug, um zwei Reiter vermehrt, setzte sich in rasche Bewegung, da der Tag immer heller heraufzog.

Erst gegen Mittag wurde im Schlosse zu Nyon, das dem Herzog von Savoyen gehörte, Halt gemacht. Hinter seinen dicken Mauern glaubte der Bischof eine Zeit lang in Sicherheit ausruhen zu können, doch hielt er es nicht für sicher genug, um daselbst einen längern Aufenthalt zu nehmen, da es nur einige Stunden von Genf entfernt war, obwohl ihm der Gouverneur betheuerte, daß hier von Genf aus nichts zu fürchten sei, da die Stadt von dieser Seite aus von den Mameluken, wie man die Genfer, aus der Stadt verbannten Anhänger des Herzogs nannte, und von den Löffelrittern eng eingeschlossen sei und von der Wasserseite durch den Baron v. Yvoire, den Herrn des Sees, überwacht werde. Die Genfer, versicherte der Gouverneur von Nyon, seien in einer Schlinge, die sie nächstens erdrosseln müsse. Die Neufchateler seien ihnen zwar gegen den Willen ihrer Gräfin zu Hülfe gekommen und vor einigen Tagen bis hierher nach Nyon vorgedrungen, aber die Berner seien dazwischen getreten und hätten die Neufchateler zum Rückzug bewogen. „Das ist eine große Sache!“ rief der Gouverneur, „nun müssen die Genfer Rebellen erkennen, daß sie auch von den Ketzern verlassen werden, wie sie schon von den frommen Freiburgern verlassen worden, und nächstens müssen sie sich Karl III. auf Gnade und Ungnade ergeben. Vielleicht ist Das schon in diesem Augenblicke geschehen,

denn seit einigen Tagen sind in Coppet Unterhandlungen eröffnet worden, und ich weiß, daß die Genfer drei Abgeordnete dahin abgeschickt haben. Was bleibt diesen anders übrig, als sich dem Herzog unter jeder Bedingung zu unterwerfen?"

Während er dem Bischof so freudige Nachrichten mittheilte, bemerkte er einen Trupp Reiter, der von Coppet herkam und sich dem Schlosse von Nyon näherte. Er strengte sein Auge an und rief: „Bei Gott, da kommen Leute des Herzogs gerade von Coppet her — da werden wir gleich die letzten Neuigkeiten erfahren."

Bevor er mit dem Bischof unten im Hofe ankam, war der Trupp schon eingeritten. Es war ein Haufe von zehn Reitern, die drei in lange schwarze Röcke gekleidete Männer in ihrer Mitte hatten, welche, nach ihrem Anzuge und dem Barett zu schließen, bürgerlichen Standes waren, obwohl sie einen Schwertgurt, freilich ohne Schwert, umgeschnallt hatten. Waffenlos, wie sie waren, und von den Reitern sorgfältig umgeben, konnte man sie gleich als Gefangene erkennen. Die Reiter saßen ab und erlaubten auch den Gefangenen, abzusteigen, nachdem sie das Thor des Schlosses hatten schließen lassen. Dann näherte sich der Anführer dem Gouverneur mit den Worten: „Seigneur de Prangins, wir kommen nur, um kurze Gastlichkeit zu bitten und, nach Befehl, noch um zehn oder zwanzig Mann Seiner Hoheit des Herzogs, die uns weiter begleiten sollen."

„Was ist? Welche Befehle habt Ihr?" fragte der Gouverneur.

„Diese Drei" erwiderte der Offizier, auf die Gefangenen deutend, „sind nach Chillon zu bringen."

„Wer sind diese Drei? und warum kommen sie nach Chillon?" fragte der Bischof neugierig.

Der Offizier zuckte die Achsel, als ob er keine Auskunft geben könne, aber an seiner Statt ergriff einer der Gefangenen, ein alter Mann, das Wort, indem er an den Bischof herantrat und mit lauter Stimme sagte: „Wollt Ihr Auskunft über uns, Monseigneur de Lausanne? Die kann ich Euch in aller Ausführlich-

keit geben. Auf Veranlassung der Berner zogen die Neufchateler, unsere tapfern Bundesgenossen, nach einem Siege über die Savoyarden in ihre Heimat zurück und eröffnete der Herzog, wie er sich für diesen Dienst gegen die Berner verpflichtet hatte, in Coppet eine Friedenskonferenz. Man lud Genf ein, die Konferenz zu beschicken, und der engere Rath wählte uns zu Abgeordneten, mich Toquet und hier meine beiden Mitbürger d'Arlod und Lambert. Vertrauensvoll, als heilige und in allen Landen als geheiligt erachtete Friedensboten, begaben wir uns nach Coppet. Als wir dort ankamen, waren die Neufchateler bereits abgezogen; da hatte Herzog Karl III. wieder Muth, jenen Muth, den er schon so oft gezeigt, den Muth der Treulosigkeit, und anstatt zu unterhandeln, ließ er uns gefangen nehmen und sendet uns nun nach Chillon, wo schon Bonnivard schmachtet, den er mit gleicher Schändung aller menschlichen und göttlichen Gesetze dahin gebracht. So hat er Levrier auf savoyischen Boden gelockt, um ihm das Haupt abzuschlagen, so hat er Blanchet Navis in Pignerol ohne Recht und Gericht gehenkt und geviertheilt, so Pecolat gefoltert; ein zehn Schritte breiter Raum gehört ihm in Genf, den hat er mit dem Blute Berthelier's getränkt. Bald wird Savoyen keinen Fuß breit Erde besitzen, die nicht als Mordstätte für Genfer Kinder diente."

Die Reiter hörten dem Bürger zu, als ob er eine Schaudergeschichte erzählte, die ihnen nur die Zeit vertreiben sollte; der Gouverneur schlug die Augen nieder, der Bischof aber fiel dem Redner entrüstet ins Wort, indem er rief: „Ketzern gegenüber hat man keine Pflicht, Ketzern darf man nicht Wort halten, das haben Päpste und Konzilien ausgesprochen, und was Euch betrifft, Herr Toquet, so geschieht Euch ganz Recht, daß Ihr dahin geschickt werdet, wo schon Bonnivard ist, denn Ihr seid ein Sünder wie er, da Ihr es wagt, Eure Zunge gegen Euern Herrn zu bewegen."

„Unsern Herrn?" rief Toquet, „er war es nie und wird es mit Gottes Hülfe niemals. Seit zweihundert Jahren streben die Herzoge von Savoyen nach der Herrschaft in Genf mit Dolch

und Gift, Heuchelei und Verführung; aber Genf hat sie trotz aller Leiden nie als Herren anerkannt und wird es nicht, und sollte darüber das letzte Haus der alten Stadt in Asche liegen. Wir Bürger, Herr Bischof, wir geben unsere Freiheit nicht so leichten Kaufes dahin, wie Monseigneur de la Beaune seine geistliche Souveränetät und wie sein Mitbruder, Monseigneur von Lausanne, ebenfalls gethan hat, eigene Rechte mit den anvertrauten der Bürger zugleich verrathend und verkaufend."

„Schweigt, Ihr Lästerer!" rief der Bischof keifend, „oder ich schreibe an meinen gnädigen Herrn, den Herzog, und bitte ihn, Euch eigens für Eure ketzerischen Lästerungen besonders hart bestrafen zu lassen."

Toquet warf ihm einen Blick der Verachtung zu und wandte ihm dem Rücken. Der Bischof, über diese Behandlung in großer Unruhe, blickte verlegen rings umher, ob man die verachtungsvolle Bewegung bemerkt habe, und gab in seiner Verlegenheit das Zeichen zum Aufbruche.

Während man sattelte und aufstieg, benutzte Philibert das Gewirr und den Lärm, um sich dem muthigen Gefangenen zu nähern und ihm mit leiser Stimme zu sagen: „Messire Toquet, wenn Ihr beim Einzug in Chillon zufällig ein Fräulein im Hof stehen seht, sucht ihr zuzuflüstern, daß ich, Philibert de Beaufort, während ich Euch sprechen hörte, entschlossen war, nicht nur die Papiere Bonnivards nach Genf zu bringen, sondern auch das Lager der Treulosigkeit und des Unrechts zu verlassen, um vielleicht auf den Wällen Genfs für die Freiheit und die neue Lehre zu fallen."

Der so Angeredete sah dem jungen Manne überrascht ins Gesicht. — „Papiere Bonnivards?" fragte er leise.

„Hier drunter sind sie," antwortete Philibert, indem er die Hand auf seinen Panzer legte.

„Behaltet sie nicht lange bei Euch," flüsterte Jener wieder und rascher, „vertraut sie dem Abbé von Bomont."

„Einem Abbé?" fragte Philibert nun seinerseits erstaunt.

„Ja, dem Abbé, dem Freunde Genfs und Bonnivards.“

Der Bischof rief, und Philibert mußte aufsitzen. Er lächelte bei dem Gedanken, daß es gerade der Bischof sein mußte, der ihn unter seiner sichern Hut dem Freunde Genfs und Bonnivards entgegenführen sollte; er fand darin eine gerechte und milde Vergeltung des Gebahrens, das sich der Priester dem muthigen Gefangenen gegenüber zu Schulden kommen ließ, und sagte sich, daß die Feinde der Wahrheit und des Guten in den wunderbaren Verwicklungen der Welt überhaupt, so wie hier der Bischof, vielleicht bestimmt sind, zu fördern, was sie am Liebsten vernichten möchten. Von Nyon aus ging es geraden Weges dem Jura zu, denn dort, am Fuße des höchsten Berges der Jurakette, der Dôle, lag die in jener Zeit berühmte Abtei St. Claude, in welcher der Abbé Bomont, ehemaliger Vikar von Genf, residirte und ein Jäger- und Ritterleben führte. Er kämpfte als Herr der Gebirgsschluchten lieber mit Bären und Wölfen, als mit den Ketzern Genfs, die ihn um sein einträgliches Amt brachten und bei denen er doch mit ganzem Herzen war. Es schmeichelte ihm, daß sie ihn noch jetzt l'élu de Genève nannten, den Auserwählten Genfs, denn als sie vor Jahren ihr uraltes Recht, ihren Bischof in allgemeiner Volksversammlung selbst zu wählen, wieder beleben wollten, vereinigten sich alle Stimmen auf seinem Haupte, und nur der Anmaßung des Herzogs von Savoyen, der ihnen zweimal nach einander seine Kreaturen aufdrängte, hatte er weichen müssen. Der kleine Staat der Abtei war wie eine glückliche friedliche Insel mitten in diesen Gegenden, in denen nun seit Jahren unaufhörliche große und kleine Kämpfe zwischen Genfern und ihren Bundesgenossen, zu denen ehemals die Freiburger, dann die Neufchateler und abwechselnd die Berner gehörten, und zwischen den Herzoglichen, Bischöflichen, Löffelrittern und Mameluken stattfanden. Den Abt von Bomont schonten beide Parteien, da ihn jede, die eine wegen seiner persönlichen Neigung, die andere wegen der katholischen Würde, zu den Ihrigen zählte oder wenigstens hoffte, ihn im entscheidenden Momente

ganz für sich gewinnen zu können, und weil er schon zu wiederholten Malen den nützlichen Vermittler gespielt hatte. Auf seinem Gebiete angekommen, steckten Ritter und Landsknechte das Schwert in die Scheide und hörte man auf, rechts und links in die Büsche zu spähen, ob daselbst nicht ein Feind im Hinterhalt liege. Man konnte da manches Schauspiel genießen, das das Land auf viele Meilen in der Runde seit Jahren nicht mehr gewährte: der Bauer arbeitete ruhig auf dem Felde, ohne bewaffnete Wächter wurde das Vieh auf die Wiese getrieben, an den Fenstern der Bauernhütten saßen die Bewohner und schnitzten kleine Kunstwerke in Holz, die sie dieß- und jenseits des Jura als Künstler berühmt und zu wohlhabenden Leuten machten. Die Mönche in ihren Gassenpredigten wiesen damals auf die Unterthanen der Abtei von St. Claude als auf ein Beispiel hin, wie Diejenigen glücklich und im gesegneten Frieden weiter leben, die dem alten Glauben der Väter treu blieben, hüteten sich aber, zu verrathen, daß unter den Unterthanen der Abtei eben so viele, wenn nicht mehr Ketzer waren, als gutgläubige römische Christen, und daß sie nur darum in Frieden lebten, weil sie ihr Herr, der Abt, glauben ließ, was sie glauben wollten, und daß diese Holzschnitzer schon aus dem nahen Neufchatel mit der daselbst eben übersetzten und gedruckten Bibel von Olivetan versorgt wurden, ja, daß sie, indem sie ihre Holzschalen, Messer, Gabeln u. dgl. auf die Märkte brachten, selbst mit der Bibel einen bedeutenden Handel trieben.

Die Reiter, die von Nyon kamen, hatten nicht die Muße, sich an diesem Stillleben zu erfreuen. Kaum hatten sie die Wege betreten, die allmählig steigend dem Jura entgegenführen, als sie schon der Winter mit seinem ganzen Gefolge, mit Kälte, Hagel und Schneegestöber empfing. In ihre Mäntel gehüllt, ritten sie auf den schmalen Pfaden in langer Reihe, einer nach dem andern, langsam und vorsichtig über den schlüpfrigen Boden dahin. So kam man erst bei später Dunkelheit in der von weiten Ringmauern umgebenen Abtei an. Es war ein altes, weitläufiges

Gebäude, das aus der Ferne so aussah, als stecke es unmittelbar im dichtesten Busche eines Tannen- oder Fichtenwaldes, von dem es aber durch breite Höfe und durch zahllose Nebengebäude getrennt war. Da waren die weiten Stallungen, bestimmt zum Winteraufenthalte der großen Rinderheerden, die den Sommer auf den Höhen verbrachten; andere für die Pferde und Maulthiere, deren der ritterliche Abt für sich und sein großes Gefolge von Edelleuten, Pagen, Jägern und weltlich gesinnten Kaplänen viele bedurfte; dann Wohnungen für die Hunde jeglicher Art und endlich, außerhalb der Ringmauer und an diese gelehnt, schön gebaut und vielfach verziert, lange Reihen von Holzhütten, in denen Unterthanen des Klosters hausten, die nicht mit Land und Feld belohnt werden konnten und sich in frühern Zeiten, um ihre Kunst der Holzschnitzerei in Sicherheit üben zu können, hierher, unter den unmittelbaren Schutz des heiligen Hauses gerettet hatten.

Im Hofe des Klosters, das so eine eigenthümliche und ganz abgeschlossene Welt bildete, herrschte, als die neuen Ankömmlinge eben einritten, ein sehr bewegtes Leben, trotz Sturm und Schneegestöber. Bei Windlichtern und Laternen betrachteten die Jäger einen gewaltigen Bären, der vor dem Thore ausgestreckt dalag, während einige Burschen ihm die Haut abzogen, und bewunderten den Lanzenstich, der zwischen der vierten und fünften Rippe geradenweges ins Herz führte, und erzählten dabei, wie rasch die Sache gegangen war und wie sicher der Abbé den Stoß geführt hatte, obwohl er dabei auf Geröll̈e gestanden und sein Mantel in dem Augenblicke, da der Bär auf ihn losging, sich im Gestrüpp verwickelte und ihn zum Theil hinderte. Es war der erste Bär, der diesen Winter erlegt worden, und es war ein Prachtthier. Man kam darin überein, daß es nur natürlich und gerecht sei, daß der Abt, als Herr der Gegend und zugleich als der beste Jäger, das erste Wild des Winters und zugleich das schönste Thier der Schluchten erlegte.

Philibert, den das Schauspiel im Hofe zurückgehalten hatte, trat später in den Saal als der Bischof, den er schon am Kamine

vor einem gewaltigen brennenden Balken an der Seite des Abtes sitzen fand. Vom Abte freundlich begrüßt, zog er sich in die Schaar der andern jungen Edelleute zurück, entschlossen, das Wesen seines Wirthes zu beobachten und sich so zu benehmen, daß der Bischof es nicht merken sollte, daß er ein besonderes Geschäft mit ihm abzumachen hatte. So saß er auch schweigend bei Tische am untern Ende der Tafel, unter den andern Edelleuten, ohne an dem Gespräche theilzunehmen, das an dem obern Ende stattfand, wiewohl der Abt, als liebenswürdiger Wirth, von Zeit zu Zeit auch an die Jüngsten ein freundliches Wort richtete. Er wurde aufmerksam, als der Bischof nach längerm Gespräche plötzlich ausrief: „Es sind schlechte Zeiten!" ein Wort, mit dem er immer politische Betrachtungen oder Unterhandlungen einleitete. In der That fügte er gleich darauf hinzu: „Diese schlechten Zeiten können nicht besser werden, wenn nicht alle Diejenigen, die das alte gute Recht und den alten Glauben lieben, zusammenstehen, um die alte gute Zeit wieder heraufzuführen. Und Ihr, Herr Abt, werdet Ihr Euch nicht bald für Seine Hoheit den Herzog offen erklären? Seine Sache ist heute Sache der Kirche. Ihr seid so nahe von Genf, und wie Ihr heute das wilde Unthier erlegt habt, so könntet Ihr das Unthier der Ketzerei ersticken helfen. Werdet Ihr nicht?"

Der Abt, offenbar so angesprochen, um vor einer großen Gesellschaft zu einer Erklärung gezwungen zu sein, verbannte plötzlich den heitern Ausdruck aus seinem Gesichte und antwortete ernst und eben so laut, als der Bischof gesprochen hatte: „Nein, Monseigneur, ich werde nicht!"

„Und warum nicht? Gegen Ketzer? Ihr, ein fürstlicher Abt?" fragte der Bischof etwas verlegen und zugleich mit einigem Vorwurf im Ton der Stimme.

„Was die Ketzerei betrifft, Herr Bischof, so handelt es sich hier nicht um eine Disputation; es handelt sich um den Krieg, der mit der Ketzerei nichts zu thun hat, den man nur gerne mit der Ketzerei in Verbindung bringen und zu einem Kreuzzuge

machen möchte, um eine freie Stadt zu unterjochen. Da müssen die Bischöfe Genfs auf Seiten Genfs stehen, denn die Freiheit der Stadt war von jeher die Freiheit der Bischöfe — und ich bin der rechtmäßige Bischof von Genf, von den Bürgern nach ihrem uralten Rechte gewählt. Soll ich Theil nehmen an einem Kriege, der ihnen den elenden Pierre de la Beaune, den Knecht Savoyens aufdrängt? einen verkauften Helfershelfer, der die beschworenen Freiheiten der Stadt verschachert an einen eroberungssüchtigen Feind, an den Herzog von Savoyen? Mir haben die Genfer nichts zu Leide gethan; mich lieben sie, und ich liebe sie wieder. Ich bin der Erwählte Genfs! so nennen sie mich noch heute trotz ihrer Ketzerei, und ich bin stolz auf diesen Titel, den mir Bürger geben, die ich wegen ihrer Ausdauer, wegen ihres Muthes und wegen des Unrechts, des ungeheuern Unrechts, dem sie nicht erliegen, bewundere und beklage —"

Plötzlich unterbrach sich der Abt, als ob er fürchtete, zu viel zu sagen, und führte den Becher an den Mund. Dasselbe that der Bischof vor Verlegenheit. Er bedauerte um so mehr, den Abt vor so zahlreicher Gesellschaft zu solchen Worten veranlaßt zu haben, als er in Lausanne dieselbe Rolle gespielt hatte, die der Abt an den Bischöfen von Genf verurtheilte. Um die Sache in Scherz zu verwandeln, und um zugleich den Abt vor den Zuhörern zu verdächtigen und den Eindruck seiner Rede abzuschwächen, fügte er lächelnd hinzu: „Nun, nun, es ist bekannt, Herr Abt, daß Ihr ein klein wenig, so bis an die Knöchel ungefähr, wenn nicht bis an die Knie, in Ketzerei watet."

„Vielleicht noch etwas tiefer," erwiderte der Abt ruhig und fügte hinzu: „aber auf keinen Fall so tief als der Mediceer, der jetzt auf dem Throne Petri sitzt, und wie jener Mediceer, unter dem die Ketzerei angefangen hat."

Der Bischof sah ein, daß bei einer Fortsetzung des Gespräches nichts zu gewinnen war, lachte und fing von dem todten Bären zu sprechen an, wohl wissend, daß der Abt auf diese Weise am Leichtesten von Politik und Kirchenangelegenheiten abzulenken war.

Nachdem er den Eindruck jenes Ausbruches des Abtes verwischt glaubte, bat er um Urlaub und erhob sich, um zu Bett zu gehen.

Mit dem frühesten Morgen brach er sammt seinem ganzen Gefolge auf, indem er sich nur durch den Haushofmeister seinem Wirthe, dem Abte, empfehlen ließ; er erlaubte nicht, daß man ihn wecke, da er, wie er sagte, ihn nicht stören wollte. Philibert, den er im Hofe traf, forderte er auf, mit ihm weiter zu ziehen. „Glaubt mir," flüsterte er ihm zu, „es ist ein gefährlicher Aufenthalt, diese Abtei; der Abt ist ein Ketzer und Feind des Herzogs. Ich fürchte, daß er mich bei längerem Aufenthalte den Lausannern ausliefert, und Euch könnte er als Geisel für Bonnivard den Genfern übergeben. Macht, daß Ihr fortkommt. Folget mir zum Herzog, er wird uns dankbar sein, wenn wir ihn frühzeitig davon unterrichten, daß er besser thut, wenn er die Abtei wegnimmt."

Philibert entschuldigte sich mit Geschäften und ließ ihn, den Bischof, allein abziehen. Dieser ritt längs des Jura gegen Bellegarde, wo er die Rhone überschritt, um sich dann mit den Herzoglichen, die bei St. Julien am Fuße des Salève standen und von jener Seite Genf bedrängten, zu vereinigen. Der Abt aber hatte von seiner Schlafstube aus den eiligen Abzug des Bischofs mit angesehen. Er zuckte verächtlich die Achsel und lächelte. „Der fromme Bischof hat Angst," sagte er vor sich hin, „und beeilt sich, mich dem Herzog als Feind anzuzeigen. Gehe hin, Späher und Angeber! Bevor Ihr an den Jura gelangt, wird sich in diesem Lande Manches geändert haben, das Euch die Wege verrammelt." — So denkend, erblickte er Philibert mit Jehan Goulé, die im Hofe auf- und niedergingen. Er fragte sich, was diese Leute aus dem Gefolge des Bischofs noch in St. Claude wollten, und befahl einem Diener, den jungen Ritter zu ihm einzuladen.

Einige Minuten darauf trat Philibert in das Gemach.

„Hat Euch," sagte der Abt, „der Bischof mit einem Auftrag zurückgelassen?"

„Nein, Herr Abt, erwiderte Philibert, „ich bin nicht von des Bischofs Leuten; ich bin nur zufällig in seinem Gefolge gekommen."

„Wer seid Ihr?"

„Verzeiht, Herr Abt, daß ich mich nicht schon gestern vorstellte — ich hatte meine Ursachen. — Ich bin Philibert von Beaufort."

„Beaufort?" fragte der Abt erstaunt — „aus Chillon?"

„Aus Chillon!" bestätigte Philibert, „und ich habe einen Auftrag an Euch, Herr Abt."

Der Abt ging einigemal die Stirne runzelnd in der Stube auf und nieder, dann blieb er vor Philibert stehen, der indessen die Papiere aus seiner Ledertasche gezogen hatte, betrachtete die Blätter und sagte mit einem Tone, der Verdruß und Aerger nicht verbergen sollte: „Was kann Euer Anverwandter, der Kastellan von Chillon, von Bomont wollen? So viel ich weiß, passen die beiden Männer ebenso wenig zusammen, als sie jemals etwas mit einander zu thun gehabt haben."

„Ich komme auch nicht vom Kastellan," sagte Philibert, „sondern vom Gefangenen von Chillon."

Das Gesicht des Abtes heiterte sich auf. „Von Bonnivard!" rief er freudig — aber schnell gefaßt, fügte er hinzu: „Beweise!"

Philibert legte die Blätter auf den Tisch und sagte: „Hier sind sie. Diese Blätter enthalten die Chronik Genfs von Bonnivards eigener Hand; ich soll sie in Sicherheit bringen und vertraue sie, da ich nicht weiß, wie ich sie den Genfern zukommen lasse, nach dem Rathe Messire Toquets, dem ich gestern als Gefangener des Herzogs begegnete, Euerer Hut."

„Ja, ja, das ist seine Hand," rief der Abt, indem er in den Blättern wühlte, „armer Bonnivard, armer Freund! Dank Euch, Beaufort, für das Vertrauen; es wird nicht getäuscht werden."

Philibert mußte sich hinsetzen und ihm erzählen, wie er in Besitz dieser Papiere gekommen, von den Vorgängen in Chillon



und Alles, was er von Bonnivard wußte. Nach vielstündigem Gespräche war es zwischen den Beiden ausgemacht, daß Philibert nicht mehr nach Chillon und in die Dienste des Herzogs zurückkehren könne. Er hörte es mit Vergnügen, als ihm der Abt sagte: „Euer Platz ist im Lager der Freiheit und der neuen Lehre, nicht in jenem des alten Götzendienstes und der Tyrannei. Ihr müßt nach Genf und mit Euerm Schwerte Denen helfen, auf deren Seite Ihr mit Herz und Geist steht."

Hierauf vertraute ihm der Abt, daß er in wenigen Tagen eine Gesandtschaft an den Herzog absenden werde, um scheinbar zwischen ihm und den Genfern zu vermitteln, eigentlich aber handle es sich nur darum, um Zeit zu gewinnen, bis sich die Berner besonnen und der hart bedrängten Stadt zu Hülfe kommen. Diese Gesandtschaft werden die Löffelritter und Mameluken, die im Norden und Westen Genf umzingelten, eben so frei passiren lassen wie die Genfer; mit ihr würde Philibert in Genf einziehen und daselbst verbleiben.

„Ihr werdet da," sagte der Abt, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, „eine neue und freie Heimat finden und an einem Kampfe theilnehmen, der nicht zugleich ein Kampf mit Euerm Gewissen sein wird, da Ihr für die gute Sache streitet und zugleich den Schandfleck auswischt, den Euer Anverwandter dem alten Namen Beaufort anheftet."

Aber mehrere Tage vergingen, und der Abt erhielt die erwartete Botschaft nicht, auf die hin er seine Gesandten an den Herzog abschicken sollte. Von der Höhe der Abtei aus sah man oft Flammensäulen in und bei Genf aufsteigen; die Genfer verbrannten ihre Vorstädte, um sich besser vertheidigen zu können, und die Mameluken und Löffelritter verheerten Alles, was im Weichbilde der Stadt lag, und verwandelten die ganze Umgegend in eine Wüste. Es verging kein Tag ohne irgend eine Neuigkeit. Immer neue Heerschaaren kamen aus Savoyen, ihre Vorposten standen bereits auf der Arvebrücke, ja hatten schon Notre dame de Grace, diesseits der Arve, unmittelbar vor den Mauern

Genfs, eingenommen. Aber Tags darauf wurden sie wieder hinausgeworfen und Notre dame de Grace vernichtet. Peter Vandel, der Sohn eines Märtyrers, hat diese That mit einer Handvoll Bürger ausgeführt und wird dafür in der allgemeinen Versammlung zum General-Kapitän der Stadt ernannt. Was soll das helfen? Der Herzog besitzt die bischöflichen Schlösser Jussy, Peney, waffnet Gaillard, läßt auf dem See neue Galeeren bauen, und Löffelritter und Verbannte lagern bereits unter den Thoren. Die Hülfstruppen, achthundert Mann, die Franz von Frankreich den Genfern zu Hülfe schickte, sind in den Rhoneschluchten vernichtet worden, oder vielmehr, sie ließen sich, der Auswurf der französischen Armee und zusammengerafftes Gesindel, wie sie waren, auseinanderjagen, und nur ihr Kapitän Verey ist allein bis Genf vorgedrungen.

Alle diese Nachrichten, verbunden mit der Versicherung, daß die Stadt sich unmöglich mehr lange halten könne, empfangen im Angesichte der hartbedrängten Stadt selbst, waren Philibert eben so viele Vorwürfe für seine Saumseligkeit und eben so viele Stachel, sobald als möglich an dem Kampfe Theil zu nehmen. Mit dem Wunsche, den Schwachen zu helfen, verband sich in seinem Herzen die freilich sehr schwankende Hoffnuug, daß ein Sieg Genfs ihn wieder mit seiner Geliebten, mit Claire, zusammenführen werde; es war ihm, als müßte der Krieg vor Schloß Chillon und mit der Befreiung Bonnivards enden.

Da, eines Abends kehrte ein Jäger, den der Abt ausgeschickt hatte, um die Spuren eines Bären aufzusuchen, den er am nächsten Tag verfolgen wollte, athemlos in die Abtei zurück mit der Nachricht, daß er in den Schluchten des Jura, kaum eine Stunde weit von St. Claude, eine Schaar Bewaffneter entdeckt habe, die sich, wie es scheine, der Abtei zu nähern gedenke.

„Das können nur Mameluken oder Löffelritter sein!" rief der Abt erzürnt — „will mir das Volk meine Ruhe stören?"

Der Jäger versicherte, daß die Leute weder den Mameluken

noch den Löffelrittern ähnlich seien, daß sie eher Leuten aus dem Volke, ehrsamen Handwerkern und Bürgern glichen. —

„Das wollen wir selbst untersuchen,“ erwiderte der Abt. Er gab Befehl, daß man sich für den nächsten Morgen bereit halte, als gelte es eine große Jagd. „Wenn wir,“ sagte er, „die Bekanntschaft dieser Leute gemacht haben, werden wir wissen, ob wir den Bären oder sie jagen sollen.“

Am nächsten Morgen ritt der Abt in Begleitung Philiberts und eines zahlreichen, aus Edelleuten, Jägern und bewaffneten Vasallen bestehenden Gefolges aus den Thoren von St. Claude. Er ging südwärts dem Lande Gex entgegen. Nach ungefähr halbstündigem Ritte stieg man von den Pferden, um die steilen Jurapfade zu Fuß hinanzusteigen. In einer breiten, von Wildwassern ausgeschwemmten Schlucht, die jetzt von Schnee und Eis erfüllt war, machte man zum zweiten Male Halt, denn im Hintergrunde der Schlucht, die durch einen kümmerlichen Tannen- und Buchenwald geschlossen war, sollten die unbekannten Bewaffneten ihr Lager aufgeschlagen haben. In der That sah man aus dem Walde einzelne Rauchsäulen aufsteigen, die in dieser Jahreszeit nicht von Kohlenmeilern oder Hirtenfeuern kommen konnten. Einen Theil seines Gefolges schickte der Abt voraus; sie sollten den Kamm des Berges zu erklimmen suchen, um die Fremden zu umgehen, damit sie, wenn sie sich als Feinde zu erkennen gäben, zwischen zwei Feuer genommen werden könnten. Er selbst setzte seinen Weg mit dem übrigen Gefolge langsam fort, indem er sich dem Holze entgegen bewegte. Erst, als man von der Höhe herab das verabredete Jägersignal hörte, drang man raschen Schrittes in die dichten Waldgänge hinein, den Rauchsäulen entgegen. Da bot sich ein eigenthümlicher Anblick dar.

Um mehrere Wachtfeuer lagen einzelne Rotten bewaffneter Männer in tiefem Schlaf. Ihren Schuhen sah man es an, daß sie einen langen und beschwerlichen Weg zurückgelegt hatten; ihre übrige Gewandung war zerrissen und ärmlich; hier und da ein

Verband deutete auf Wunden und überstandene Kämpfe, obwohl die Männer, trotz der Waffen, welche die Einen auch während des Schlafes in den Armen hielten, die Andern neben sich auf dem Boden liegen ließen, nicht das Aussehen von Kriegsmännern hatten. Eine gewaltige Ermattung schien sie in den tiefsten Schlaf versenkt zu haben, und das ganze Schauspiel hatte Etwas, das Mitleid einflößte.

„Das sind," sagte der Abt, „weder Löffelritter noch Mamelukken; wer und was sie aber sind, wüßte ich nicht zu sagen."

Er befahl, daß eine Büchse abgefeuert werde. Das geschah, und bei dem Knall, dessen Wiederhall sich in der Schlucht unzählige Male und gewaltig wiederholte, fuhren die Ruhenden plötzlich aus dem Schlafe und standen sämmtlich mit den Waffen in der Hand auf den Füßen, noch ehe sie die Betäubung des tiefen Schlafes ganz abgeschüttelt hatten. Einer derselben, der in den vordersten Reihen geschlafen hatte, rieb sich die Augen und starrte erschrocken der Gegend entgegen, woher der Schuß gekommen war. Aber sein Gesicht heiterte sich auf, und er rief seinen Gefährten einige beruhigende Worte zu, als er den Abt, der sogleich auf ihn zugeschritten war, erkannte.

„Seid Ihr es, Herr Abt," sagte er froh, indem er sich verneigte, „dann haben wir keine Ursache zur Furcht."

„Ihr kennt mich?" fragte der Abt.

„Sollte ich nicht? Euch, den Erwählten Genfs? Wie oft habe ich Euch in der Kathedrale St. Pierre gesehen!"

„Wer seid Ihr?" fragte der Abt weiter.

„Wir sind arme Leute, Handwerker aus Genf, aber in der Fremde ansässig. Als die Pest Genf elend gemacht hatte und darin die Unruhen ausbrachen, trieb uns die Noth in die Fremde, um dort für Weib und Kind Brod zu suchen. Wir, die Ihr hier seht, wir alle saßen und arbeiteten in Lyon schon seit Jahren. Da hörten wir von der Bedrängniß unserer Vaterstadt und daß sich Herzog und Bischof verbunden haben, endlich und mit einem Schlage unsere Freiheit zu ersticken, und wir

machten uns auf, um unsern Mitbürgern zu Hülfe zu kommen und, wenn es nicht anders sein kann, mit ihnen zu sterben. Wir konnten doch nicht in Lyon bleiben und ruhig nähen, weben und schmieden, während die Genfer so hart zu streiten haben."

„Ihr kommt jetzt von Lyon?"

„Nein, Herr Abt. Wir haben Lyon schon vor mehr als drei Wochen verlassen. Seitdem schlugen wir uns an der Rhone herum und können nicht nach Genf durchdringen; bald haben wir es mit Savoyarden, bald mit Löffelrittern und Mameluken zu thun. Auch die Bauern der Löffelritter ziehen manchmal gegen uns. Seit zwanzig Tagen leben wir in einem beständigen Kampf, aber wir können die Linien der Belagerer nicht durchbrechen. Vorgestern versuchten wir es, das Schloß Peney zu überrumpeln, weil die Mameluken von da aus den Genfern großen Schaden zufügen, aber wir wurden zurückgeschlagen und bis hierher in den Jura verfolgt. Wir waren hundertzwanzig, jetzt sind wir dreiundachtzig."

„Herr von Beaufort," sagte der Abt zu Philibert, „ich glaube, wir haben Ursache, uns unseres Adels zu schämen. Jene Mameluken, die ihre Vaterstadt so elend machen, sind die Adeligen Genfs; diese Männer hier, die ihren ruhigen Herd, Weib, Kind und Gewerbe verlassen, um für ihre Vaterstadt so zu leiden und zu kämpfen, sind das gemeine Volk Genfs." — Und dann wieder zu dem Manne gewendet: „Ihr lagert da in der Wildniß, und wie ich sehe, fehlt es Euch an Allem, an Kleidern in dieser strengen Jahreszeit und an Speise und Trank. Warum seid Ihr nicht etwas weiter gezogen, bis zur Abtei St. Claude, um dort auszuruhen? Glaubt Ihr, daß der Erwählte Genfs den Genfer Kindern Obdach, Speise und Trank versagt hätte?"

„Verzeiht, Herr Abt, wir haben wohl in unsern Nöthen öfter an Euch gedacht, besonders gestern, da wir uns mit vielen Verwundeten, auch wohl etwas entmuthigt, in diese Wildniß zurückzogen; von dieser Höhe sahen wir St. Claude und sagten

uns, daß wir dort wieder einmal ruhen und uns stärken, auch wohl einen guten Rath finden könnten, aber wir gaben es auf, in St. Claude vorzusprechen. Ihr hättet uns die Gastlichkeit nicht versagt, und Das würde Eueren Frieden mit dem Herzog und den Löffelrittern, die Euch überall umgeben, gebrochen und Euch in viele Unannehmlichkeiten verwickelt haben, denen wir den Freund Genfs um Unsertwillen nicht aussetzen wollten. So unterließen wir es, Euere Hülfe anzusprechen."

Der Abt war von dieser rücksichtsvollen Art der armen Leute gerührt, die sich so vieler Mühsal aussetzten, um ihm nicht eine geringe Verlegenheit zu bereiten. Mit einem bedeutungsvollen Blicke sah er Philibert ins Auge, dann reichte er dem Redner die Hand und sagte mit bewegter Stimme: „Ihr habt klug und weise gehandelt. Es ist in der That vielleicht klug, meine Mittlerstelle noch zu halten; kann ich in Genf nicht beim Herzog dienen, so werden meine Vorstellungen bei den Bernern vielleicht nicht ohne Erfolg sein. — Wie heißt Ihr, braver Mann," fragte er dann den Redner, „und wer seid Ihr?"

„Ich heiße Violet und bin meines Zeichens Waffenschmied."

„Ihr scheint mir der Führer dieser Schaar?"

„Ich bin es. Weil ich Waffenschmied bin und die Meisten von ihnen mit Waffen aus meinem Lager versorgte, wähnten sie mich geeignet und berechtigt, die Waffen zu führen und den Oberbefehl zu nehmen. Aber es ist leider nichts damit. Ich sehe ein, daß bei dem guten Willen meiner Gefährten schon mehr und Besseres hätte gethan werden können, wenn wir von einem im Waffenhandwerk erfahrenen Mann geführt würden."

„Dafür wird gesorgt werden," versicherte der Abt. „Nun aber müßt ihr euch an Speise und Trank laben und frische gute Kleider verschaffen."

So sprechend, wandte er sich an einen seiner Jäger und flüsterte ihm allerlei ins Ohr. Dieser nickte und eilte sofort die Schlucht hinab in das Thal.

„Dort unten," fuhr dann der Abt, zum Waffenschmied

gewendet, fort, „dort unten liegt ein mir gehöriges Dorf St. Cergue; es ist mit allem Nothwendigen wohl versorgt. Ich rathe euch, in dieses Dorf zu brechen, es als Feinde einzunehmen und es zu plündern, bis ihr euch mit Allem, was euch fehlt, versehen habt."

Der Waffenschmied lächelte verständnißvoll; so thaten dessen Gefährten. Aber voll Jubel drängten sie sich an den Abt heran, als dieser, auf Philibert deutend, fortfuhr: „Seht hier diesen jungen Ritter, es ist ein freier Mann, mit mir in keinerlei Verbindung, der sich vom Herzog von Savoyen losgesagt, als Freund Genfs bewährt und schon auf manchem Schlachtfelde Proben abgelegt hat. Der wäre im Stande, euch durch die Reihen der Löffelritter und Mameluken in die Stadt zu führen."

Philibert hob unwillkürlich die Hand wie zum Schwure, daß er sie treu und muthig führen wolle, als er sich plötzlich von der Schaar umringt sah. Jehan Goulé drängte sich mit hinein in den jubelnden, hoffnungsvollen Haufen.

Neuntes Kapitel.

Eine Volksversammlung.

Die Mauern Genfs mit ihren Thürmen blickten kahl und traurig nach allen Seiten ins Land hinaus. Die Vorstädte, die sich noch vor wenigen Wochen dicht bevölkert und so lebhaft, wie die innere Stadt, an sie anlehnten, waren verschwunden, ebenso wie die zahllosen Kirchen, Klöster und Landhäuser, die das ganze Gebiet der Republik von der einen Gränze bis zur andern bedeckten. Flammen und Spaten hatten erbarmungslos aufgeräumt und die prächtigsten Bauten dem Boden gleich gemacht. Die Zahl der Einwohner war durch mehrere Pestseuchen, durch die Flucht der Aengstlichen, durch den Abfall der Verräther und durch die

beständigen Kämpfe zu sehr zusammengeschmolzen, als daß sie Stadt und Gebiet zugleich hätten vertheidigen können; man mußte sich mit der Vertheidigung auf die eigentlichste innere Stadt und auf die einzige Vorstadt St. Gervais, die ebenfalls mit Mauern umgeben war, beschränken. Außerhalb der Mauern, im Südwesten der Stadt, stand nur noch die prächtige und großartig ausgedehnte Priorei St. Viktor, die Bonnivard so eingerichtet hatte, daß man sie allerdings als ein Kastell und Vorwerk hätte benutzen können, wenn es nicht an Vertheidigern gefehlt hätte. So aber vergrößerte sie nur die Gefahr, wenn sie, so nahe der Stadt, den Herzoglichen in die Hände fiel. Sie mußte gebrochen werden. Man hatte sie aus Liebe zu Bonnivard am Längsten geschont; er hatte sie der Stadt geschenkt, und sie war ihr ein theures Andenken, obwohl die dreiundzwanzig Dörfer, die mit der Priorei verbunden waren und der Republik kostbarstes Gebiet ausmachten, sich längst im Besitze des Herzogs befanden. Ueber dem Thore und auf der Courtine von Bourg du four stand eine dichtgedrängte Menge und sah traurig dem traurigen Schauspiele zu, wie die Flammen überall aus den Rundbogenfenstern des prächtigen und alten Baues schlugen, der den Genfern theuer war, weil sie wußten, welche Rolle er in der Geschichte ihrer Kämpfe um die Freiheit spielte. Es wäre ihnen schon genug gewesen, daß er Bonnivard beherbergt hatte, aber sie wußten auch, daß hier die entscheidendsten Berathungen mit Berthelier und Levrier stattgefunden; daß hier Pecolat, nachdem er sich verstümmelt aus den Kerkern Jeans von Savoyen, des Bischofs und Bastards, gerettet, gastlich aufgenommen worden; daß Besançon Hugues, dessen Andenken noch in allen Herzen lebte und der ihnen, obwohl er erst vor drei Jahren begraben worden, doch schon in einem verklärten, heroischen Licht erschien, hier der liebste Gast gewesen. Es war Denen von Genf, als ginge mit St. Viktor ein schönes Stück guter alter Zeit, ja eines Heldenzeitalters zu Grunde.

„Wenn es wahr ist," sagte ein alter Mann aus der Menge, „daß sich die Todten im Grabe bewegen, wenn hier oben etwas



geschieht, was ihrem Herzen schmerzlich gewesen wäre, so muß ich glauben, daß es Bonnivard in seinem Grabe zu Chillon jetzt sehr weh zu Muthe sein muß."

„Es ist nicht an der Zeit, jetzt Dinge zu sagen, welche die Herzen weich machen," erwiderte auf die Worte des alten Mannes eine etwas gebieterische Stimme.

„Es hat nicht Jeder ein eisernes Herz wie Ihr, Herr Baudichon," entschuldigte sich der alte Mann. „Verzeiht, ich meine nicht, daß Ihr ein hartes Herz habt, ich will nur sagen, daß Ihr ein starkes Gemüth seid. Das wissen wir Alle, und es wird mich Niemand mißverstehen. Es weiß es Jeder, daß Ihr der Erste waret, der für die neue Lehre das Schwert erhob, und daß Ihr Euch in Euerem Hause muthig von Pfaffen und Pfaffenknechten habt belagern lassen, wie in einer uneinnehmbaren Zitadelle. Es hätte Euch schlecht gehen können, denn die Zahl der Reformirten war damals noch sehr gering in Genf, und die Pfaffen schleppten Kanonen herbei, um Euch in Grund zu schießen. — Es war eine große und nützliche That, Herr Baudichon, denn Genf erfuhr, daß der Herzog nicht alle muthigen Männer hatte richten lassen, und ganz Genf bekam wieder Muth — freilich, wären die Berner Gesandten nicht dazwischen getreten, sie hätten Euch und Euer kleines Häuflein über die Klinge springen lassen. Ach Gott! Du mein lieber Gott!" fuhr der alte Mann in seiner beredten Art fort, „damals traten die Berner noch tapfer für uns ein, heute lassen sie uns im Stiche trotz aller Mitbürgerschaft und müssen wir uns gegen einen zehnfach überlegenen Feind hoffnungslos vertheidigen."

„Hoffnungslos!" rief Baudichon entrüstet. „Ihr sprecht wie ein schwacher alter Mann, und als wäret ihr nie der Freund Amy de la Joie's, des tapfern Apothekers, gewesen. Nur wer sich selber aufgibt, ist aufgegeben. Uebrigens handelt es sich gar nicht darum, ob wir siegen oder unterliegen. Ob wir Recht haben oder nicht? das ist die einzige Frage, und wenn wir Recht haben, mag der große Salève auf uns losrücken und uns mit Weib und

Kindern unterdrücken — Recht bleibt Recht! und besser vom Salève oder vom Herzog von Savoyen zerquetscht werden, als in Sklaverei leben."

Ein gewaltiges Beifallsgeschrei antwortete diesen Worten Baudichons, der fortfuhr: „Was die Berner betrifft, so ist es auch nicht gut, sie so geradezu zu verurtheilen. Ich kann es ihnen nicht übel nehmen, daß sie erst zusehen wollen, ob wir es mit der Religion und mit der Freiheit so recht aufrichtig meinen. Haben sie sich erst davon überzeugt, dann werden sie kommen, das glaubet! Und dann! Die Berner sind Bundesgenossen des Herzogs, wie sie die unsern sind; ehe sie uns zu Hülfe kommen, müssen sie erst den einen Bund auflösen."

So sprechend, stieg Baudichon auf die Brustwehr, um von einer größeren Zahl gehört zu werden. „Hört, was ich euch sage," rief er von der Höhe herab, „wir haben einen Berner Abgesandten in unsern Mauern. Er wird dieser Tage eine Generalversammlung berufen und euch die Mitbürgerschaftsbriefe zur Zurücknahme vorlegen; rührt sie nicht an, nehmt sie nicht zurück, und sollte er besser sprechen als Farel. Laßt euch durch nichts bewegen, die Mitbürgerschaft mit Bern aufzulösen, und sollte er euch in Versuchung führen, wie Satan unsern Heiland. Dann glaubt, daß er abzieht, um mit dem fliegenden Bären zurückzukehren; dann gilt es nur, unsere elenden Mauern so lange zu vertheidigen, als er Zeit braucht, nach Bern zu eilen, und als der Bär Zeit braucht, von den Bergen herabzusteigen."

Die Zuhörer hoben, wie sie es von den Abstimmungen bei den Generalversammlungen gewohnt waren, sämmtlich als Zeichen ihrer Zustimmung die Hände empor.

„Bravo!" rief Baudichon, „lasset euch von diesem Entschlusse nicht abbringen und suchet überall die Bürger in diesem Sinne zu stimmen. Davon hängt unser Heil ab. Jetzt als Zeichen, daß ihr euch ein rechtes Herz gefaßt, hinaus und St. Viktor in den Grund zerstört, sonst sitzen heute Abend die Savoyarden fest in der Brandstätte."

Baudichon zog den Degen und rückte an der Spitze seiner Kompagnie zum Thore hinaus. Das Volk folgte ihm, mit den Hacken und Spaten bewaffnet, die am Thore behufs der Festungsarbeiten bereit lagen. Baudichon mit seinen Bewaffneten stellte sich jenseits der Priorei auf, während das Volk in seinem Eifer, einen beherzten Muth zu zeigen, in den weiten Bau eindrang, obwohl ihm noch hie und da einzelne Flammen entgegensprangen. Sonderbares Schicksal meiner armen Vaterstadt, dachte Baudichon, vor seiner Schaar stehend und dem Lager der Savoyarden, das ungefähr sechshundert Schritte von ihm begann, entgegenblickend — sonderbares Schicksal. Wie oft schon seit Hunderten von Jahren, wenn die Genfer hinauszogen zur Traubenlese oder zur Ernte, mußten Bewaffnete vor ihnen herziehen, um sie zu schützen, während sie die Frucht auf eigenem Felde sammelten. Wie oft blitzten Schwerter, flogen Lanzen und Pfeile in der ersten Reihe, während in der zweiten eilig die Sichel arbeitete; und ertönte Schlachtgeschrei, wenn auf glücklicheren Feldern Ernte- und Weinlieder erschallen. Armes Volk! Und jetzt mußt du deine eigenen Häuser zerstören, und deine Mitbürger müssen dich schützen, daß du bei dem traurigen Werke nicht gehindert werdest — wie ehemals bei Weinlese und Ernte.

Er hatte noch nicht ausgedacht, als schon im Lager der Savoyarden eine, zwei, drei Arkebusen knallten und die Kugeln vor seinen Füßen niederfielen.

„Vorwärts!" rief Baudichon und rückte an zweihundert Schritt weiter; zu gleicher Zeit kamen einzelne Rotten aus den Verschanzungen der Savoyarden hervor, und während in den Ruinen St. Viktors die Flammen noch prasselten und hier und da schon die Mauern mit gewaltigem Krachen zusammenstürzten, zitterte die Luft über der Arve von Hunderten von Büchsenschüssen, und hier und da wurde sie durch die Kugel einer Feldschlange zerrissen, die von jenseits des Flusses herüberflog, daß es pfiff und raschelte. Dort drüben, hinter aufgeworfenen Erdschanzen, die, wie Igel ihre Stacheln, viele und lange Feld-

schlangen nach allen Seiten ausstreckten, stand Herzog Karl und freute sich bei der Nachricht, daß Bonnivards glänzende Residenz von der Erde verschwinde, und doch gab er Befehl, Schaar auf Schaar nachrücken zu lassen, nur um die gewaltigen Trümmer zu retten, in denen er noch diesen Abend sich festzusetzen hoffte.

Aber je heißer der Kampf wurde, desto eifriger arbeiteten die Genfer in St. Viktor, wie berauscht vom Geknall, als ob sie mitten im Gefechte ständen. Die Mauern wurden hier unterwühlt, dort stückweise mit Haken niedergerissen und lösten sich da und dort wie gewaltige Felsmassen und erschütterten den Boden, daß die Häuser in der Stadt erbebten. Aber die Arbeit war lang und schwierig, denn Mörtel und Gestein waren im Laufe der Jahrhunderte in Eine Masse zusammengewachsen, und der ganze gewaltige Bau war gleich einem in ein Felsgebirge eingehauenen Palast. So dauerte auch der Kampf durch Stunden, und erst als Baudichon die Ruinen immer tiefer sinken sah, bis sie kleinen Erdhügeln glichen, zog er sich langsam zurück, vertheilte die Schaar rechts und links von den Trümmern, hinter welche sich indessen die Schaar Amy Perrins, eines der Kapitäne, lauter erprobte Scharfschützen, gelagert hatte. Die Savoyarden, welche die zurückweichenden Genfer bis an die Schutthaufen verfolgt hatten, wurden da plötzlich von einem Kugelregen empfangen, wandten sich und flohen unter den Schutz ihrer Lagerverschanzungen zurück.

Wie nach einem Siege kehrten Arbeiter und Kämpfer singend von dem Zerstörungswerke heim, an das sie mit so traurigen Gefühlen gegangen waren. Ihr Trost war, daß Bonnivard, wenn er zugegen gewesen wäre, wohl selbst den Befehl zur Zerstörung seiner Residenz gegeben hätte. „Deß," versicherte Baudichon, als einer der Heimkehrenden diesen Gedanken aussprach, „deß könnt Ihr gewiß sein. Er gab uns seine Kanonen, dann seine weiteren Güter, dann seine Freiheit — würde er uns nicht sein Haus gegeben haben? Hoffen wir, daß wir diese Versicherung noch einmal aus seinem Munde hören."

„Wie sollte das kommen?“ fragte ein Zweifler aus der Menge, „wie sollten wir Chillon erobern?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Baudichon, „aber es wird kommen.“

Und in der That begannen die Ereignisse sich so zu drängen, als wollten sie die Zuversicht des ehemaligen Generalkapitäns, die in Genf sprüchwörtlich geworden und doch traurig belächelt wurde, rasch zu Ehren bringen, oder zu Schanden machen.

Schon einen Tag nach dem Gefechte von St. Viktor ertönte die Glocke der Kathedrale von St. Pierre, die Clemence, die nach uraltem Herkommen nur gezogen wurde, wenn die Bürger zu einer Generalversammlung gerufen wurden. Ihr tiefer Ton schwebte feierlich über die Stadt dahin und erfüllte die Luft mit einem geheimnißvollen Summen, auf dessen Grunde die einzelnen Schläge unendlich ernst und andächtig verhallten. Gewohnt, diesen Ton nur in entscheidenden Zeiten zu hören, nur wenn wichtige Grundgesetze oder tief eingreifende Beschlüsse des obersten Rathes dem gesammten Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden sollten, erschien er dem Bürger wie eine Schicksalsstimme und sprang Jeder von seiner Arbeit, von seinem Herde oder Tische, oft selbst der Kranke aus dem Bette, um nach dem Molard, dem großen Platze der Versammlung, zu eilen. Schon nach wenigen Schlägen belebten sich die Straßen mit Herbeieilenden und belebte sich jedes Gesicht mit dem Ausdrucke der höchsten Erwartung und fiebrischer Spannung. Seitdem die Bischöfe an Savoyen verkauft waren, tönte die Clemence nur selten; die Bischöfe fürchteten das versammelte Volk und wollten sein uraltes Recht, sich zu versammeln und an der Gesetzgebung Theil zu nehmen, in Vergessenheit gerathen lassen. Unter dem Bischof Johann, dem Bastard von Savoyen, der sein und der Stadt Rechte heimlich an Savoyen verkauft und sich verpflichtet hatte, die Republik in die Hände des Herzogs zu liefern, trotzdem er die alte Charte des großen Bischofs Ademar Fabri beschworen, wurde das Läuten dieser Glocke für einen Hochverrath

und für Aufforderung zum Aufruhr erklärt, und ein guter Bürger, Bernard, der es damals doch gewagt hatte, die Clemence in Bewegung zu setzen, als man die Verfolgungen begann, und ein anderer guter Bürger und Vertheidiger der Freiheiten, Vandel, wurde deßhalb ins Gefängniß geworfen, gefoltert und zum Tode verurtheilt. Der Ton der Glocke, weil er unter der Tyrannei verstummen gemußt, erscholl jetzt den Bürgern noch deutlicher als Stimme und Zeichen ihrer Freiheit, und weil er seit dem Ausbruche des Kampfes gegen Bischof, Kirche und Herzog öfter und immer in gefahrvollen Augenblicken sich hören ließ, erfüllte er jedes Herz mit Andacht und Muth, mit Trauer und Zuversicht, mit Angst und Ruhe zugleich.

Von allen Seiten strömte es nach dem Molard herbei, wie Ströme und Bächlein einem See entgegenfließen, aus der breiten Straße der Deutschen und der Rue Basse, wie aus den engen gewundenen Gäßchen, die steil und glatt oder in Treppen verwandelt von der Höhe der Stadt, aus der Gegend des Stadthauses und der Kathedrale auf die schmale Ebene mündeten, welche damals den Berg, auf dem die Häuser sich übereinander aufthürmten, vom See trennte. Der Molard nahm damals die ganze Breite dieser Ebene ein, denn der See brandete beinahe unmittelbar an das Thor und die Thorthürme, deren Reste noch heute diesen Platz schließen, und die Barken lagen da vor Anker, wo heute der große Damm mit seinen prächtigen Häuserreihen, ein dem See abgerungenes Gebiet, schön und breit dahinläuft. Die beiden Langseiten des Molard, die gegen das Thor mit seinen Thürmen und Steinpforten zuliefen und daselbst das große Viereck etwas verengten, waren von alten über Haus hohen Häusern gebildet, die zum Theil auf Arkaden ruhten, mit Balkonen und Erkern und vielfacher Steinmetzarbeit geschmückt, hier und da von Thürmchen, ja von hohen, runden, zugespitzten Thürmen überragt waren.

An jenem Tage lehnte sich an eine der Arkaden ein hölzernes Gerüst, das mit rothem Tuche bedeckt war und sich stufenweis

bis an das erste Geschoß des Hauses erhob. Auf der obersten Stufe auf vier Schemeln saßen die vier Schöffen des Jahres und ihnen zu Füßen, auf den tieferen Stufen, die Mitglieder des kleinen Rathes oder des Rathes der fünfundzwanzig, denn dieß war die Gesammtzahl des obersten Rathes, in welcher auch die vier Schöffen mit inbegriffen waren. Der große Rath oder der Rath der Zweihundert, der zur Zeit der savoyischen Bischöfe eingesetzt und dem die Vollgewalt der Generalversammlung übergeben worden, weil man hoffte, sich seiner leichter bemächtigen und bedienen zu können, als der Versammlung sämmtlicher Bürger, die ihre Freiheit liebten und nicht zu bestechen waren — der große Rath hatte seine Bedeutung verloren, seit mit der wiedererwachten Freiheit die Generalversammlung wieder aufgekommen und das Volk seine Angelegenheiten nach altem Rechte aufs Neue in die eigene Hand genommen. Er war nicht als Körper versammelt; seine Mitglieder vertheilten sich unter das Volk und belehrten es über den Gegenstand, der ihm heute zur Entscheidung vorgelegt werden sollte, ohne ihre eigene Meinung über den zu fassenden Beschluß auszusprechen. Man horchte ihnen überall mit großer Aufmerksamkeit. Selbst die Bise, jener scharfe Nordwind, die Plage Genfs, konnte die Andacht der Versammlung nicht stören. Obwohl sie mit jener eisigen Kälte wehte, mit der sie in den Wintermonaten auftritt, fiel es doch Niemanden ein, das Seethor zu schließen und sie so wenigstens theilweise vom Molard abzuschneiden; denn es war althergebrachter Brauch, daß das Thor bei diesen Versammlungen offen blieb, und dieser Brauch war darin begründet, daß der Blick auf den herrlichen See das Gefühl der Versammlung erhöhte und veredelte, ihr das Bewußtsein gab, wie unwürdig es sei, in so schöner Welt unfrei zu leben, ihren Muth stärkte, die Freiheit zu vertheidigen, und sie mit frischer Vaterlandsliebe erfüllte.

Als die Clemence schwieg, erhob sich Amy Perrin, der erste Schöffe, und verkündete dem Volke, daß Herr Augspurger, der Abgesandte der guten und mächtigen Stadt Bern, im Namen der

Herren dieser guten und mächtigen Stadt, der Verbündeten Genfs, eine Botschaft und einen Antrag zu bestellen habe. Die tiefste Stille herrschte in der Versammlung dieser Tausende; nur die Bise pfiff, als ein alter Mann in schwarzem Wamms, eine breite goldene Kette auf der Brust, einen Degen mit silbernem Griffe an der Seite und ein mit weißer Feder geschmücktes Baret in der Hand, auf die unterste Stufe des Gerüstes vor einen kleinen Tisch trat und sich vor der Versammlung verneigte. Ein tausendstimmiges Hoch! auf Bern begrüßte ihn. Er verneigte sich in sichtbarer Verlegenheit und strich zu wiederholten Malen seinen grauen Zwickelbart. Dann begann er mit zitternder, doch kräftiger Stimme:

„Meine lieben Mitbürger von Genf! Im Namen meiner Herren, des Rathes und des Volkes von Bern, die mich hergesandt. — Eure arge Bedrängniß erfüllt uns mit dem heißen Wunsche, euch beizustehen. Aber wir können es nicht in der Weise thun, in der ihr es wünschet: mit Heeresmacht und mit Kampf in offenem Felde. Des Herzogs von Savoyen Hoheit, euer Feind und Widersacher, ist unser Freund und geschworener Bundesgenosse, wie es auch Genf ist, diese gute und tapfere Stadt. Der Kaiser Karolus Quintus, des Herzogs Verwandter und Bundesgenosse, auch unser Bundesgenosse und allergnädigster Herr, hat uns in eigenen Briefen gemahnt und gebeten, nicht die Waffen gegen den Herzog Karl III. zu erheben, da er vom König von Frankreich so arg bedrängt und schon eines großen Theiles seiner Länder beraubt sei. Auch euch hat desselben Kaisers Majestät ermahnt, mit dem Herzoge Frieden zu halten und ihm die Rechte einzuräumen, die ihm Seine Majestät zuerkennt. Wie kann euch da Bern mit den Waffen in der Hand zu Hülfe kommen? Nur als Rather und Vermittler können wir zwischen die beiden Lager treten. Aber Savoyen kann unsere Vermittlung nicht annehmen, so lange als Bern und Genf Eins sind, das ist, so lange unsere Mitbürgerschaft besteht; Savoyen verlangt, daß allzuvor unser Bund der Mitbürgerschaft gelöst werde. Wie soll auch unser Wort Gewicht haben, wenn wir wie

für uns sprechen, so bald wir das Wort zu euren Gunsten erheben? So hat man uns nach langen Berathungen auf dem Tage von Aosta geantwortet, und wir wußten nicht, was zu erwidern. Rath und Stadt von Bern verlangen daher von euch: Löset die Mitbürgerschaft, und Bern tritt zwischen euch und euren Feind als Obmann, und wir versprechen euch, über eure Rechte zu wachen. Löset uns vom Eide, gebt uns die Briefe der Mitbürgerschaft und nehmt hier die euren zurück."

Der Berner schwieg, aber nicht eine Stimme erhob sich, um ihm zu antworten. Was ihm antwortete, war eine vollkommene Todtenstille. Herr Augspurger blickte überrascht über die schweigende Versammlung hin. „Nehmt," rief er noch einmal, indem er eine Pergamentrolle in die Höhe hielt. Aber wieder antwortete ihm nicht eine Stimme, und nicht eine Hand streckte sich aus, um die Rolle entgegen zu nehmen. Da legte er sie auf das Tischchen vor sich hin und sagte laut: „Hier liegen die Briefe, hier lege ich sie nieder!" Aber dieselbe Regungslosigkeit, dieselbe Todtenstille antwortete auch diesen letzten Worten. Der Berner Abgesandte sah sich nach den Schöffen und Räthen um; er begegnete in ihren Gesichtern demselben Ausdruck stummer Entschlossenheit, der ihm schon in den tausend Gesichtern der Versammlung, als ob er aus einem einzigen Antlitze käme, beinahe Furcht eingeflößt hatte. Er schüttelte den Kopf, lächelte und steckte die Rolle ins Wamms und stieg von der Erhöhung hinab. Jetzt erst ging ein Ton durch die Versammlung, als ob sie wie Ein Mann tiefen Athem holte oder auch aufseufzte. Vielleicht war es ein entscheidender Moment; vielleicht wollte Bern nur seine letzte Pflicht thun, Genf zum letzten Male zur Versöhnung mit Savoyen und zur Auflösung der Mitbürgerschaft aufgefordert haben, um es dann mit einem Scheine von Recht gänzlich verlassen zu können. Durfte man nach dem Gebahren, das sich das mächtige Bern in den letzten Monaten zu Schulden kommen ließ, auf sein fürderes Benehmen schließen, dann war Genf allerdings seinem Schicksale überlassen.

Es hatte mit dem Herzog über Genf unterhandelt, ohne Genf zu Rathe zu ziehen; es ließ die Genfer Abgeordneten, die doch an sie gesandt und so widerrechtlich und verrätherisch aufgehoben worden waren, in Chillon schmachten, ohne Widerspruch zu erheben, wohl aber zwang es Genf, die zwei savoyischen Edelleute, welche die Stadt als Geisel für jene Chilloner Gefangenen festgesetzt hatte, frei zu geben. Diese so mächtig gewordenen Herren von Bern, denen damals die beiden Nebenbuhler um die Herrschaft Europa's, Karl und Franz, gleich sehr schmeichelten und die so gerne an ihre Bundesgenossenschaft mit Fürsten und Königen erinnerten, schienen sehr geneigt, die Freundschaft einer kleinen Stadt der Allianz mit einem fürstlichen Herrn zu opfern. An all Das dachten die Genfer, als Herr Augspurger mit seiner goldenen Kette vom Gerüste herabstieg, und sie hatten das Bewußtsein ganzlicher Verlassenheit. Die Versammlung hatte eigentlich auf dem Molard nichts mehr zu thun, dennoch trennte sie sich nicht. Schweigend blieb man zusammen; nur hie und da murmelte ein Nachbar dem andern seine Besorgnisse und Befürchtungen ins Ohr. Traurig sahen die Schöffen vor sich hin und über die Tausende von Bürgern, deren Häupter in sichtbarer Niedergeschlagenheit gebeugt waren.

„Seid nicht betrübt, ihr Genfer!" rief plötzlich eine Stimme von derselben Stelle, die eben Herr Augspurger verlassen hatte, „für den Bundesgenossen, den ihr verliert, biete ich euch einen mächtigeren Freund und Beschützer!"

„Wer ist's? Wer spricht da?" fragte es von allen Seiten, und hie und da rief man: „Es ist Verey, der französische Kapitän — was will er? Wie darf er hier sprechen?"

„Ich bin Verey, Kapitän der achthundert Mann, die euch König Franz zu Hülfe schickt," fuhr der Redner fort, „freilich kam ich allein hier an, da meine Leute in den Schluchten zersprengt wurden, aber daß ich mich doch und allein zu euch durchschlug, ist ein Zeugniß meiner Liebe für diese unglückliche Stadt. Höret, Genfer, einen Freund. Mit fünfzehntausend wohl-

geschulten Kriegern steht der Herzog vor eurer Stadt; sein Feldgeschütz ist so zahlreich, daß er eine Veste von weit größerem Umfange und weit festeren Mauern in wenigen Tagen in Schutt verwandeln kann; die Schaaren der Löffelritter und der Verbannten sind ungezählt, und diese kennen das Land ringsumher, jeden Weg und Steg in und außer der Stadt, so gut wie ihr. Die Schlösser des Herzogs allein, Gaillard, Jussy, Peney, wären hinreichend, euch ohne Schwertschlag zu unterwerfen, denn sie sperren euch die Wege nach allen Seiten ab, und das Land ist bis an eure Thore eine Wüste, die keinen Bissen mehr zu liefern vermag. In der That hungert ihr seit Wochen, obwohl ihr alle Mameluken mit Weib und Kind aus euren Mauern verjagtet und eure Zahl so klein ist, daß ihr kaum die Wälle hinreichend zu besetzen vermöget. Ihr habt heldenmüthig und klug ausgehalten, denn ihr hofftet auf die Hülfe Berns. Nun aber verläßt euch Bern. Ich biete euch einen mächtigen Bundesgenossen. Ich biete euch den Sieger aus der Schlacht der Riesen, den Helden von Marignan, den mächtigen König der tapfersten Nation dieser Erde, den König Franz von Frankreich!"

Kapitän Verey hielt inne, um die Wirkung seiner Rede zu beobachten. Ein tiefes Summen ging zuerst durch die Versammlung, vielfaches Geschrei erhob sich, daß kein Wort zu unterscheiden und nicht zu erkennen war, ob die Worte des Franzosen einen günstigen oder ungünstigen Eindruck hervorgebracht, bis eine gewaltige Stimme alle anderen übertönte und die Frage stellte: „Unter welchen Bedingungen?"

„Unter den günstigsten Bedingungen!" rief Verey zurück, „eure Freiheiten werden euch verbürgt; ihr erkennt nur König Franzens Oberherrlichkeit über eure Stadt an."

Ein furchtbares Stimmengewirr war die Antwort. Die Einen lachten laut auf, die Anderen schrieen „Nein! Nein!" die Dritten fluchten und riefen: „Nieder mit Frankreich! Keinen Fürsten! Keinen Tyrannen!" Einzelne suchten die Ruhe wieder herzustellen und wünschten, daß der Kapitän weiter spreche, man

würde sich vielleicht verständigen können, aber diese Friedensstifter reizten den Zorn der ungeheuern Mehrheit noch tiefer, daß ein Tumult entstand. „In die Rhone mit dem französischen Agenten!" erscholl es aus einem Haufen, der sich dem Gerüste zudrängte. „In die Rhone! Nie, nie soll Genf französisch werden! Es lebe der Ketzerverbrenner Franz I.!" Solche ernste, zornige oder höhnische Rufe erfüllten die Luft, während die Schöppen und Rathsherren ihre Sitze verließen, um den bedrohten Franzosen schützend zu umgeben. „Sonderbares Volk," sagte dieser erstaunt, „sie wollen nicht französisch werden! Ist Das begreiflich?" Indessen ist das Gedränge um ihn und das Geschrei: „In die Rhone! In die Rhone!" immer heftiger geworden, und es wäre dem erstaunten Kapitän vielleicht schlimm ergangen, wenn nicht in dem Augenblicke aus der Straße der Deutschen ein Fähnlein von hundert Reitern herbeigesprengt wäre, das die Stadt verlassen sollte, um im offenen Lande einige Lebensmittel aufzuraffen. Als Verey ihrer ansichtig wurde, rief er: „Ihr sollt erfahren, wie der Mann, den ihr in die Rhone werfen wollt, sich für euch schlagen kann!" Und so sprechend, sprang er mitten durch das Gedränge, halb und halb über die Schultern der Menge mit einer unglaublichen Geschwindigkeit den Reitern zu, die ihn rasch in ihre Mitte nahmen, ihm ein Pferd überließen und mit ihm davonsprengten. Erlustigt über die rasche Art, mit der sich der Franzose zu retten verstanden, lachten selbst Diejenigen auf, die ihn soeben wüthend in den Fluß hatten werfen wollen.

„Nun, Herr Augspurger," raunte Baudichon dem Abgeordneten von Bern ins Ohr, „was meint Ihr von einem solchen Volke, das Ihr der Gnade und Ungnade eines treulosen Fürsten hinwerfen wollt?"

„Herr Baudichon," antwortete Jener, „Ihr habt Recht, auf Euer Volk stolz zu sein; es ist nicht gemacht, einem Herrn zu dienen, und es würde sich wohl wie Sagunt vertheidigen. Was ich sonst meine und denke, werdet Ihr wohl erfahren und, so

Gott will, in naher Zeit. Glaubt Ihr, daß den Berner Herren damit gedient wäre, wenn Frankreich einen Fuß in ünsere Berge setzt? Kapitän Verey ist vielleicht ein tapferer Soldat — aber zur rechten Zeit zu sprechen oder zu schweigen, als ein guter Politikus, Das versteht er nicht. Doch glaubte er den klügsten Moment erfaßt zu haben," lächelte Herr Augspurger, „Das ist nun so französisch."

Zehntes Kapitel.

Kämpfe.

Das Häuflein Genfer, das den Kapitän Verey in seine Mitte genommen, zog indessen zum Thore hinaus, und da in der nächsten Umgebung der Stadt Alles wüste lag, selbst die Bauernhütten verlassen waren, trabten sie raschen Schrittes, aber vorsichtig nach allen Seiten ausspähend, weiter ins Land hinein. Verey schüttelte den Kopf, als sie schon die Gränzen der Landschaft Gex überschritten, ohne eines einzigen Bewaffneten ansichtig zu werden. „Sie haben irgend einen großen Streich vor," sagte er, „und sammeln sich auf irgend einem gewissen Punkte, da es hier so leer ist. Wir thäten vielleicht gut, nach Genf zurückzukehren und Denen in der Stadt die Nachricht zu bringen." Aber die Schaar wollte ohne Mundvorrath, dessen die ausgehungerte Stadt so sehr bedurfte, nicht zurückkehren; jedenfalls sollte man bis in das Dorf Meyrin vordringen, das bewohnt war und in dem sich gewiß etwas Frucht oder Vieh vorfinden werde. Allein einige hundert Schritte vor dem genannten Dorfe angekommen, bemerkte man ausgestellte Vorposten vor demselben, und hinter den Vorposten vor und in den Gassen des Dorfes eine starke Bevölkerung von Bewaffneten. Die Genfer stutzten, und als plötzlich von einer kleinen Anhöhe in ihrer Nachbarschaft ein Reiter hervorstürzte, den sie, da er hinter Gebüsch

versteckt war, nicht bemerkt hatten, und er rasch wie der Blitz dem Dorfe zuflog, offenbar um Alarm zu geben, fing man an, an den Rückzug zu denken. Aber Granson, der Führer, meinte, man solle doch abwarten, in welcher Stärke der Feind auftreten werde. Kapitän Verey lachte: „Sie werden wohl schwerlich stärker sein als wir. Wie viel Häupter zählen wir? Hundertundzehn! Gerade etwas mehr als ein Drittheil der Schaar des Leonidas! Herr Granson, habt Ihr vielleicht Lust, ein dreifacher Leonidas zu werden?"

Granson, durch den Scherz gekränkt, rief seiner Schaar mit Entschiedenheit zu: „Wir bleiben und nehmen den Kampf auf. Diese Herren Franzosen glauben, daß sie allein sich zu schlagen verstehen. Herr Kapitän, Ihr sollt es erfahren, welche Soldaten Euer König bekommen hätte, wenn Genf so einfältig gewesen wäre, auf Euern Antrag von heute Morgen einzugehen."

„Das will ich mit Vergnügen sehen;" erwiderte der Kapitän, ohne auf den zornigen Ton Gransons einzugehen, „welches Schauspiel kann einem Soldaten angenehmer sein?"

Während sie so sprachen, kamen die Savoyarden aus dem Dorfe hervor, sämmtlich Arkebusiere, von zwei ritterlichen Reitern geführt. Nach einer Minute sagte Verey: „Parbleu! es sind ihrer schon so viele als wir," und wieder nach einer Minute fügte er hinzu: „ich schätze sie schon auf dreihundert," dann weiter: „beim heiligen Gott, Herr Granson, wenn Ihr noch länger bleiben wollt, so nenne ich Euch einen zweiten Bayard, denn ich schätze die ganze Schaar auf sieben- bis achthundert."

Granson wandte sich zu den Seinigen zurück und fragte: „Wollt ihr das Feld räumen oder euch brav schlagen?"

„Wir wollen nicht umsonst ausgeritten sein," erwiderte Einer, und die Andern thaten zum Zeichen ihrer Beistimmung einige Schritte vorwärts.

„Das läßt sich hören," sagte wieder Verey, „aber ich erlaube mir die Bemerkung, daß all diese Savoyarden Arkebusiere sind und daß man die Arkebuse nur erprobten Leuten anvertraut."

Da er keine Antwort erhielt, wandte er sich wieder der Gegend zu, daher die Savoyarden kamen, schützte die Augen vor der Sonne, die über dem Jura lag, und spähte dem Feinde entgegen. „Es ist ein Löffelritter, der sie führt — ich sehe einen Löffel an seinem Hut stecken — und der andere Führer — pardi, den kenne ich wohl, es ist der alte Chavanne aus Burgund, ein ausgepichter, alter Wegelagerer.“ — Dann wieder zu Granson gewendet: „Erlaubt mir, daß ich Euch wenigstens einen Rath gebe. Laßt Eure hundert Leutchen nicht so dastehen auf dem breiten Wege wie ein ausgestecktes Ziel für achthundert Arkebusen. Mit so kleiner Schaar vertheidigt man nur Defileen, und wo keins ist, schafft man sich eins. Hier ist die Sache nicht schwer, da wir rechts und links hohe Hecken haben und kleine Dämme. Laßt die hinteren Leute absitzen und ihre Pferde weit zurück jagen, dann sollen sie sich rechts und links hinter die Hecken vertheilen; so an zwanzig Leutchen lasset den Weg schließen und den Feind verlocken, daß er vorrücke, an den versteckten Schützen vorbei. Diese sollen auf einmal losknallen, wenn sie den Feind in ihrer Mitte haben — und dann werden wir sehen, wie es mit Gottes Hülfe weiter geht. Kommen die Savoyarden in Verwirrung, dann laßt die zwanzig Reiter in sie hineinsprengen, daß die Verwirrung noch größer wird.“

Die Genfer, die diese Worte des Kapitäns mit angehört, thaten auf einen Wink Gransons, wie er gesagt hatte. Nur so Viele, als nothwendig waren, um drei Mann hoch den Weg abzuschließen, blieben zu Pferde, die Andern jagten ihre Rosse rückwärts und versteckten sich schnell hinter die Büsche, wo sie sich an einzelnen Lücken in zwei lange Linien vertheilten. Es war hohe Zeit, denn der Feind war schon in der Nähe. Die Reiter, die auf der Straße geblieben waren, zogen sich nun langsam zurück und lockten die savoyischen Arkebusiere nach. Chavanne und der Löffelritter sprengten voraus, Chavanne vorzugsweise durch Verey angelockt, den er ebenfalls erkannt hatte und der ihm herausfordernde und beleidigende, nichts weniger

als ritterliche Geberden entgegenschickte, während er sich langsam zurückzog. Wahrscheinlich kannte er den Charakter des alten Burgunder Wegelagerers und wollte, indem er ihn zornig machte, seine Aufmerksamkeit von den Gebüschen abziehen, hinter deren winterlichen und durchsichtigen Reihen die Genfer Schützen nur sehr unvollständig versteckt lagen. Fluchend sprengte Chavanne, seinen Degen schwingend, voran, und die Arkebusiere, gewohnt, ihm vertrauensvoll zu folgen, eilten ihm raschen Schrittes nach. Der Löffelritter, nicht so zornverblendet wie der Burgunder, bemerkte einige Schützen im Hinterhalte und eilte diesem nach, um ihn aufmerksam zu machen, als es im Gebüsche blitzte und der alte Chavanne auf den Hals seines Pferdes fiel; eine zweite Kugel streckte den Löffelritter nieder. In demselben Augenblicke knallte es längs der Gebüsche. Die Arkebusiere sahen sich umgeben und zugleich ihrer Anführer beraubt; die Einen wollten vorwärts, die Andern wandten sich zur Flucht. Es entstand eine ungeheure Verwirrung und ein dichtgedrängter Knäuel, als sie sich überzeugten, daß sie den Feind auch im Rücken hatten, denn obwohl nur wenige Genfer aus dem Gebüsche hervorgesprungen waren, um den Weg hinter ihnen abzuschneiden, erschienen ihnen diese Wenigen im Augenblicke des panischen Schreckens wie eine große Schaar. Sie drängten sich so sehr zusammen, daß sie von den Arkebusen keinen Gebrauch machen konnten. Die versteckten Schützen erschienen nun auf dem kleinen Damme an der Landstraße und feuerten in den Knäuel, während die Reiter heransprengten und mit ihren Schwertern einhieben.

Das Geschrei der Genfer, die ihren Ueberfall so sehr gelungen sahen, vermehrte noch das Entsetzen der Savoyarden. Nur wenige Schüsse fielen von ihrer Seite. Die Genfer nahmen sich auch nicht mehr die Zeit, ihre Büchsen zu laden, zogen ihre Schwerter und hieben die Erschrockenen nieder. Dieß war der entscheidende Augenblick, da Verey das historische Wort ausrief: „Laßt doch Hände übrig, die das Land bebauen.“ Aber die Genfer ließen nicht ab, und als die Savoyarden nur durch die

Wucht ihrer Masse, die sich instinktmäßig rückwärts bewegte, die dünne Zahl der Feinde durchbrachen, verfolgten sie die wenigen Reiter, die im Sattel geblieben waren, während die andern hinliefen, um ihre verlassenen Pferde zu holen und an der Verfolgung Theil zu nehmen. Die Flucht war allgemein, noch Mancher fiel, bevor die Savoyarden das Dorf Meyrin erreichten, und sie wären vor den siegestrunkenen Genfern wohl auch hinter den Mauern des Dorfes nicht sicher gewesen, wenn nicht die Nacht die Verfolgung und Aufsuchung des Feindes, so bald er hinter Häusern verschwunden war, unmöglich gemacht hätte. So kehrten sie denn siegestrunken zurück über die lange, schmale Walstatt, die von Todten bedeckt war.

Dieß ist der berühmte Tag von Meyrin, welchen die Chroniken ein Wunder Gottes nennen und von welchem Bonnivard sagt: „Dieses aber war ein Wunder, daß hundert oder hundert und zwanzig Männer sieben- bis achthundert aufs Haupt schlugen und noch dazu nicht mehr als einen Mann verloren." Dieser und ein ähnlicher Kampf zwischen Chêne und Cologny veranlaßten auch verschiedene Historiker zu der Behauptung, daß die Genfer ihre Freiheit nicht nur dem Rechte, sondern auch dem Schwerte und der Eroberung verdankten, und noch andere vergleichen sie mit den Schlachten von Platäa und Marathon.

Die Nachricht von dem Siege bei Meyrin, den die Sieger selbst überbrachten, erfüllte die Stadt mit Jubel und erfrischte wieder den Muth, der in Folge der Versammlung am Molard tief gesunken war. Der Widerstand, den man dem Berner Abgesandten geleistet, die Zurückweisung des mächtigen französischen Schutzes hatte zwar die Herzen mit großem Bewußtsein erfüllt, und man war im Allgemeinen mit sich zufrieden, die Freiheit selbst zu so lockendem Preise nicht verkauft zu haben; aber bei längerem Nachdenken sah man ein, wie schwierig, ja wie hoffnungslos die Lage der Republik werde, sobald sich Bern zurückziehe, und der Antrag des französischen Kapitäns bewies, daß man sich den Genfern gegenüber schon Alles erlaubt glaubte, daß

man die Stadt für eine faule Frucht hielt, die dem Ersten Besten in den Schooß fallen könnte. Nun aber sah man sich im Kleinen siegreich einer achtfachen Macht gegenüber; sollte man es nicht im Großen versuchen? Diese neue Ermunterung kam zur rechten Zeit. Ein Verwundeter, bei Meyrin aufgelesen und menschlich nach Genf gebracht, um ihn zu pflegen, sagte aus, daß Herzog Karl einen allgemeinen Sturm auf die Stadt vorbereite. Herr Augspurger war aus Genf verschwunden. Die Gefahr war nahe, Hülfe zeigte sich von keiner Seite. Freilich erzählte derselbe Verwundete, daß im Rücken der Löffelritter und der burgundischen Miethlinge des Bischofs seit einiger Zeit oft eine Schaar aus den Schluchten des Jura hervorbreche und sie fortwährend beunruhige, aber Niemand wußte sich das Dasein dieser den Genfern befreundeten Schaar zu erklären, die nach der Aussage des Verwundeten dem Belagerer großen Abbruch thue und den Herzog selbst beunruhige, da er sie für Berner oder Neufchateler halte. Aber die Genfer wußten zu gut, daß weder Berner noch Neufchateler für sie im Felde standen. Man vermuthete, daß es Genfer Verbannte waren, die, ihren Verrath am Vaterlande bereuend, sich dasselbe durch patriotische Thaten zurückerkaufen wollten, wie unwahrscheinlich es auch war, daß die verjagten Patrizier, von jeher Freunde des Herzogs und mit die grausamsten Feinde Genfs, plötzlich ihre Art geändert haben sollten.

Mittlerweile rüstete man sich. Pierre Vandel bekam als Generalkapitän neue und ausgedehntere Vollmachten, Claude Bernard, Sohn eines der ersten Märtyrer Genfs, und Henri Dolens wurden ihm beigegeben; Baudichon bekam die Oberaufsicht über das Geschütz- und Befestigungswesen; Granson führte die Kompagnie der Fremden, welche die Stadt liebgewonnen, sie im Unglück nicht verlassen wollten und sich zu ihrer Vertheidigung waffneten. Tag und Nacht stand Jedermann auf seinem ihm angewiesenen Posten. An jeder Gassen- und Straßenecke lagen die Ketten bereit, welche die Straßen schließen sollten, um im gegebenen Falle Stadt und Freiheit Schritt für Schritt in

den Straßen selbst zu vertheidigen, wenn die Wälle nicht mehr zu halten sein sollten.

So kam die Nacht des 14. Januar 1536 heran, die für das Schicksal Genfs entscheidende Nacht.

Sie war so, wie sie Herzog Karl von Savoyen zur Ausführung seiner Kriegsthaten liebte, sternenlos und dunkel. Die Finsterniß wurde noch durch jene Nebel verdichtet, die im Winter so oft aus dem See und dem angeschwemmten Boden der ganzen Landschaft dick und in einer unübersehbaren, selbst der Sonne undurchdringlichen Masse aufsteigen und Stadt und Land so dicht verhüllen, wie Wolkensäulen, die auf dem Montblanc liegen. Da bildet selbst die flammende Fackel nur einen kleinen matten Lichthof, der kaum den nächsten Schritt des Wanderers beleuchtet, geschweige, daß er ihn dem Entgegenkommenden verriethe. Aber weil die Nacht so war, wußten die Genfer, daß Herzog Karl sie überfallen werde. War doch auch der Boden vom Nebel so durchweicht, daß er das Heranrücken ganzer Geschwader unhörbar machte und den Katzenschritt, den der Feind ebenso liebte wie eine solche Nacht, begünstigte. Die Genfer waren auf ihren Posten. Die Thore Rive und St. Viktor waren am Stärksten besetzt. Denn vor ihnen lagerte das Gros der Armee mit dem Zelte Karls, das dieser Tage von St. Julien hierher übertragen worden, in seiner Mitte. Das Glockenspiel von St. Pierre tönte melancholisch gedämpft durch die dicke Luft und verkündete die eilfte Stunde, als die Schüsse der einzelnen Schützen, die man vor die Thore gesandt hatte, das Nahen des Feindes berichteten. Die Geschütze wurden diesem Halle entgegengerichtet, und die Arkebusiere nahmen ihre Waffen schweigend zur Hand, während Knaben, Frauen und Mädchen sich um Steinhaufen sammelten, die man zusammengetragen hatte, um sie den Stürmenden aufs Haupt zu werfen, und die sie nun im gegebenen Momente der Brustwehr zutragen sollten. Die ausgesandten Schützen flüchteten sich durch die Thore, und kaum waren die Brücken hinter ihnen aufgezogen, als man auch die Savoyarden mit plötzlichem Geschrei

an die Gräben eilen und Säcke mit Erde und Reiserbündel hineinwerfen hörte. Die Genfer ließen ihre Geschütze spielen, und hinter ihnen erklangen die sämmtlichen Glocken der Stadt, die Sturm läuteten. Die Arkebusiere schossen in die Nacht hinein, ohne Ziel, in die Richtung des Geräusches und der Kommandoworte, die aus der Tiefe kamen. Hier und da wurde eine Leiter an die Mauer gelegt, und dorthin eilte man dann mit den Körben voll Steinen, um ihren Inhalt hinabregnen zu lassen. Aber nirgends am Thore und an der Courtine von St. Viktor kam es zu einer Erstürmung, obwohl die Savoyarden einen furchtbaren Kanonendonner hören ließen. —

„Mein Freund Vandel," sagte Baudichon zum Generalkapitän, der beim ersten Lärm herbeigeeilt war, „erlaubt mir eine Bemerkung. Ich glaube, daß uns Seine Hoheit nasführen will; das ganze Ding sieht mir gerade so aus, wie ein falscher Angriff; es sind mir zu wenig Sturmleitern angelegt worden, und es wird da mit den Feldschlangen, die uns doch nichts anhaben können, ein viel zu zweckloser Lärm verführt. Das ist offenbar angefangen, um unsere Aufmerksamkeit von einem andern Punktte abzulenken. Ich will nach der Porte du Rive laufen, wo ebenfalls stark geschossen wird. Finde ich es dort wie hier, dann wette ich meinen Kopf, daß es auf das Thor und die Bastionen von St. Gervais abgesehen ist, und ich werde mich dahin begeben."

„Thut es, Baudichon," antwortete Vandel, „Ihr sprecht da einen Gedanken aus, der mich selber quält."

Baudichon eilte nach der Porte du Rive und fand es dort wie am Thore St. Viktor. Er war nun überzeugt, daß der wahre Angriff dem fernen, jenseits der Rhone gelegenen Theile der Stadt, St. Gervais gelte. Er wandte seine Schritte sofort dahin. In allen Straßen begegnete er großen Haufen Bewaffneter, die alle den Gegenden zuströmten, daher er eben kam.

„Thoren!" rief er ihnen zu, „Ihr lauft Alle dahin, wohin euch der Herzog mit leerem Geknall locken will. In St. Gervais ist es noch am Ruhigsten, aber dort wird erst der rechte Tanz

losgehen, wenn sie uns Alle schon bei St. Viktor und Rive glauben! Mir nach!"

Das Volk, gewohnt, der Stimme des ehemaligen Generalkapitäns zu gehorchen, folgte ihm überall, so daß er nach wenigen Minuten an der Spitze von mehreren Hunderten die Inselbrücke überschritt, die nach St. Gervais führte. Sofort schickte er Einige in die Kirche gleichen Namens, daß sie Sturm läuteten.

In St. Gervais herrschte Todtenstille. Wäre nicht der Geschützeslärm und das Sturmgeläute von jenseits der Rhone und den Wellen herübergedrungen, man hätte sich hier mitten in friedlichen Zeiten denken können. Der größte Theil der kräftigen Einwohner von St. Gervais, damals schon das Arbeiterviertel der Stadt, stand drüben, um die Cité vertheidigen zu helfen. Der Nebel war hier in der Niederung noch dichter als drüben. Selbst auf den Wällen war es öde. Vor diesen Wällen breitete sich ein kleiner Golf des Sees aus, und an diesen schloß sich bis an das Thor von Cornavin ein breiter Halbgürtel von Sumpf und Moorgrund, der diesen Theil der Stadt besser vertheidigte und unzugänglicher machte, als dieß die festesten Mauern hätten thun können. Die Kähne des kleinen Golfes waren alle herübergebracht und lagen am Fuße der Mauer. Von dieser Seite befürchtete man keinen Angriff und keine Ueberrumpelung. Selbst die kleine Besatzung, die man der Vorsicht halber hieher gelegt, hatte zum großen Theile ihren Posten verlassen und war über die Rhone geeilt, als die Sturmglocken ertönten. Die kleine Glocke von St. Gervais läutete vergebens, die wenigen Bürger, die sie in diesem Theile noch aus dem Bette locken konnte, folgten, einmal in der Straße, dem mächtigen Geläute und dem Kampflärm bei St. Viktor und Rive. Selbst die Bürger, die Baudichon gefolgt waren, schlichen sich von den Wällen von St. Gervais wieder fort, als sie hier Alles so ruhig fanden, und eilten hinüber, wo sie dem Feinde und ihren Weibern und Kindern, die sie vertheidigen wollten, näher waren, und Baudichon ging wie ein einsamer Spaziergänger zwischen den einzelnen, hölzernen

Hütten auf und ab, in denen sich die Gruppen der wenigen Bürger sammelten, um sich an dem kleinen Wachtfeuer zu erwärmen.

Jenseits der Sümpfe aber war es lebhafter, als man in St. Gervais vermuthete. Allerdings war am rechten Rhoneufer seit vielen Tagen kein savoyischer Mann, kein Mameluk und kein Löffelritter zu sehen gewesen und hatte es den Anschein, als ob der Herzog seine ganze Streitmacht wie alle seine Bundesgenossen am Fuße des Salève gesammelt hätte, um die Stadt an beiden Ufern, die eigentliche Stadt Genf, zu nehmen. Aber am Abende vor jenem Angriff war bei Peney eine starke Abtheilung von Savoyarden und Verbannten über die Rhone zurückgegangen, um sich in einem großen Bogen über Sacconex dem See zu nähern und St. Gervais zu nehmen, wenn die ganze Bevölkerung durch einen gewaltigen und lärmenden Scheinangriff nach der entgegengesetzten Seite der Stadt gelockt sein würde. Die Nebel waren Schuld daran, daß diese Abtheilung hinter dem wuchernden Gehölz von Weiden und Erlen bei Paquis an den Sümpfen etwas später, als beabsichtigt, aber doch nicht zu spät ankam. Der Herzog hatte die Ausführung dieses Streiches seinem Liebling, dem Herrn v. Belay, anvertraut. Im Gehölze ordnete er noch einmal seine Schaaren und prägte ihnen zum letzten Male ein, was sie zu thun hätten. Sie sollten sich, sobald die Mauern erklommen seien, nicht einen Augenblick auf den schwach besetzten Wällen aufhalten; Jeder, dem es möglich sei, solle sofort von den Wällen hinab in die Straßen und unter dem Schutze der Nacht und des Nebels geraden Weges dem Schlosse auf der Insel zueilen. In dem Schlosse, das einst dem Herzog gehörte, seien noch einige Diener des Herzogs, die ihnen beim Rufe „Savoyen" sogleich die Thore öffnen werden. Man werde sich so mitten in der Stadt festsetzen und der Schrecken, den Das verursachen werde, werde hinreichend sein, die Stadt zur Uebergabe zu bewegen, denn sie könne nicht eine Belagerung aushalten, während sie im Innern selbst einen festen Punkt zu belagern habe.

Dann schärfte Herr v. Belay seinen Leuten ein, auf dem schmalen Sumpfpfade, dem sie jetzt folgen werden, Einer nach dem Andern zu marschiren und, um Dieses in der Dunkelheit ausführen zu können, Einer dem Andern die Hand auf die Schulter zu legen, denn ein Schritt nach rechts oder links habe den Tod im Sumpfe zur Folge. Wer während dieser Wanderung einen Laut von sich gebe, sei des Todes.

Hierauf wandte er sich zurück und rief: „Herr v. Sarran!" Niemand antwortete. „Wo ist der Genfer?" fragte Herr v. Belay zornig, „habe ich nicht befohlen, daß man ein wachsames Auge auf ihn habe? Wenn er uns jetzt fehlt, ist Alles mißlungen. Er war noch vor einer Minute da; schnell sucht ihn!"

Die Soldaten vertheilten sich in die Büsche und kamen nach einer Viertelstunde, während welcher ihr Anführer am Sumpfe fluchend auf- und abgegangen war, mit einem jungen Manne zurück, der die Arme über die Brust gekreuzt hatte, die Zähne knirschte und von Zeit zu Zeit entrüstet die Schultern schüttelte, an denen ihn zwei kräftige Soldaten vorwärts schoben. Herr v. Belay that, als bemerkte er seinen Widerwillen nicht, und sagte freundlich: „Nun, Herr v. Sarran, jetzt ist der Moment gekommen, um Euch an den Genfern zu rächen, die Euch aus der Stadt verbannt, Eure Güter eingezogen und Euch zum Hängen und Viertheilen verurtheilten, und dem Herzog einen Dienst zu erweisen, für den er Euch mit Gütern und Ehren belohnen wird."

Der junge Mann antwortete auf die freundliche Anrede mit einem verdrießlichen Gebrumme.

„Ihr kennt also," fuhr Herr v. Belay fort, „einen Pfad, der mitten durch die Sümpfe an die Stadtmauer führt."

„Ob ich ihn kenne!" rief Sarran, — „in glücklichern Zeiten ging ich ihn oft, um wilden Enten nachzustellen!"

„Nun, so führt uns!"

„Herr v. Belay, es ist was Anderes, auf die Entenjagd zu gehen, und was Anderes, den Feind in seine Vaterstadt zu führen als ein Verräther."

„Das hättet Ihr früher überlegen sollen," rief Herr v. Belay ungeduldig — „nun aber seid Ihr ein Verräther, so seid es recht. Glaubt Ihr, es sei jetzt Zeit, mit Euch zu unterhandeln? Jetzt werdet Ihr uns führen, oder Ihr hänget in der Zeit von fünf Minuten au diesem Baume, mit dem Gesichte der Stadt zugekehrt, die Euer zartes Gewissen nicht verrathen will."

Sarrans Blick folgte dem Finger Belay's, der auf den Baum deutete, dann stieß er einen Fluch aus und schritt vorwärts. Belay folgte ihm, und diesem schlossen sich die andern Soldaten an. Schon gingen sie in langer Reihe, Einer nach dem Andern schweigend und leisen Schrittes auf dem Sumpfpfade, als plötzlich hinter ihnen ein Schuß fiel. Belay hielt erschrocken inne und sagte zu seinem Hintermann: daß der Mann, dem der Schuß losging, augenblicklich niedergestoßen werde; sag's weiter! — Der Befehl ging von Mund zu Mund, bis er an die Hintersten kam, die, noch in Haufen gedrängt, am Ufer standen. Aber dort war der Schuß nicht gefallen. Er war aus dem Gehölz gekommen. Der Bericht kam von Mund zu Mund bis an Herrn v. Belay. Er stutzte einen Augenblick, aber erkennend, daß er schon viel Zeit verloren hatte und daß er nicht erst zurückkehren konnte, um die Sache zu untersuchen, stieß er Sarran vorwärts, marschirte weiter, und die Andern folgten. Es war ein schlimmer Weg, meist schlüpfrig und weich, da die nächtlichen Wanderer selbst auf den einzelnen Stellen, wo er fest war, nur langsam und mit größter Vorsicht aufzutreten wagten. Hie und da glitt wohl auch Einer aus und riß seinen Vordermann mit sich nieder, an dessen Schulter er sich anklammerte, dieser wieder den seinigen, da sie alle wie die Glieder einer Kette an einander hingen, so daß manchmal eine ganze Reihe zugleich niederstürzte. Wenn sie sich auch wieder aufrafften, war doch die Waffe des Einen vom Wasser durchnäßt und die Waffe des Andern gänzlich verloren, da sie in den Sumpf gefallen und nicht Zeit da war, sie zu suchen. Herr v. Belay, dem fortwährend solche Berichte, von Mund zu Mund gehend, zukamen, wurde um so verdrießlicher, als Sarran an

mancher Stelle erklärte, daß er sich nicht zurecht finde. Sarran war nach seiner Weigerung, die er am Ufer ausgesprochen, nicht zu trauen, und dem Anführer wie der ganzen Schaar war es, als führte er sie geraden Weges ins Verderben. Doch schritten sie tapfer vorwärts; sie hatten schon eine lange gewundene Reise zurückgelegt, als am Ufer hinter ihnen ein zweiter Schuß fiel, dann gleich darauf ein dritter, vierter. Es war kein Zweifel, sie hatten einen Feind hinter sich, und der Feind vor ihnen wird geweckt und wird sie gerüstet empfangen. Herr v. Belay ermaß die Länge des zurückgelegten Weges, und seiner Berechnung nach mußte schon seine ganze Schaar, wenn auch in Einer Reihe, sich tief im Sumpfe befinden. Seine Leute machten dieselbe Berechnung, und da in demselben Augenblicke auch von der Stadtmauer gefeuert wurde, bemächtigte sich ihrer eine große Unruhe.

Jener erste Schuß im Gehölz von Paquis hatte in der That Baudichon aufmerksam gemacht. Rasch lief er von Hütte zu Hütte und stellte die Leute der Reihe nach an der Brustwehr auf. Der ganze Plan ward ihm klar: der Feind wird, von einem Verräther geführt, über die Sümpfe herankommen. Die Schüsse waren ihm allerdings unerklärlich, aber Das konnte ihn nicht abhalten, seine Geschütze so richten zu lassen, daß sie den Sumpf bestreichen konnten. Als dort drüben der zweite Schuß fiel, war Alles geordnet, und er befahl, in die Dunkelheit hinauszufeuern. Erst nachdem die Bürger so drei oder vier Mal ihre Geschütze entladen hatten, gab ihnen ein Geschrei und allerlei Lärm da unten die Richtung an, die sie ihren Geschossen geben sollten. Belay, der sich von hinten abgeschnitten wußte, erkannte auch, daß er nicht umkehren konnte; die hintersten seiner Leute hatten ja keinen Führer, der sie auf dem gefährlichen Pfade an dem Rand des Sumpfes zurückzuleiten vermocht hätte. Auch hatten sie dort keinen Offizier. Und er hatte daselbst seine unentschlossensten Leute aufgestellt, denen er den Muth nicht zutraute, sich am Ufer zu schlagen, wenn dieses vom Feinde besetzt war. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als vorwärts zu gehen und seine Leute

mit sich fortzureißen, mit verzweifeltem Muthe die Mauer zu stürmen und sich trotz Allem, wie es verabredet war, irgendwo in der Stadt festzusetzen. Aber selbst die besten Leute in seiner Nähe, alte eingeübte Soldaten, kamen in Unruhe, als sie sich zwischen zwei Feuer genommen sahen und rechts und links kein Ausweichen möglich war. Ein zufällig gut gezielter Kanonenschuß von der Mauer mochte mehrere niederreißen und die Kette durchbrechen. Dieß geschah auch, und plötzlich stand die größere Hälfte der Rotte ohne Führer und Richtung da, mitten im Sumpfe, mitten in dunkler Nacht und undurchdringlichem Nebel. Die Abgetrennten hielten im Marsche inne und schrieen den Vordern zu, daß sie sie holen möchten. Aber Belay stieß Sarran vorwärts. Dieser machte eine rasche Bewegung, entwand seine Schulter der Hand seines Drängers und war mit einem Sprunge aus dessen Bereiche. Nun war auch Belay führerlos. Er fluchte und gab Befehl, daß man die Fackeln entzünde, die man für alle Fälle, auch um die Stadt in Brand zu stecken, mit sich trug. Die Soldaten, die jetzt nichts inniger wünschten, als den Boden vor ihren Füßen zu sehen, gehorchten schnell und entzündeten Fackeln und lange Blechröhren, die mit Pech gefüllt waren, während hie und da eine Kugel einschlug. Nach wenigen Minuten war die ganze Reihe beleuchtet, wie ein festlicher Zug.

Nunmehr wußten zwar die Belagerten, wohin ihre Geschütze zu richten, da die sich selbst beleuchtenden Angreifer wie ein ausgestecktes Ziel bei nächtlichen Schießübungen waren, aber Baudichon, da er eine große Zahl erkannte und sah, wie sie verzweifelnd heranstürmten, während die Besatzung der Mauer so gering war, wurde erst jetzt mit rechter Besorgniß erfüllt. Am Fuße der Mauer zog sich ein langer Streifen festen Bodens hin, auf dem die Stürmenden eine große Zahl von Leitern anlegen konnten, um auf mehreren Punkten zugleich heranzuklimmen. Es war zweifelhaft, ob Baudichon Leute genug hatte, um einen Sturm auf vielen Punkten zugleich abzuschlagen, und doch mußte er mehrere Männer in verschiedenen Richtungen absenden, um



Hülfe zu holen, und so seine kleine Schaar noch verringern, ohne Hoffnung, diese Hülfe bald ankommen zu sehen, da die Vorstadt St. Gervais wie ausgestorben war und seine Boten über die Rhone bis an die entgegengesetzten Ecken der Stadt laufen mußten. Er eilte von einem Posten zum andern, um aufzumuntern, und legte überall selbst Hand an, um Steine hinabzuwälzen und die Leitern, die hie und da schon angelegt waren, umzustürzen, oder auch einen kühnen Vordermann, der sich schon auf die Brustwehr schwang, niederzuhauen. Dennoch standen schon Einzelne auf der Brustwehr und wurde schon auf dem Walle selbst gekämpft, da es unmöglich gewesen, die Stürmenden überall zurückzuhalten. Ja, mehrere Savoyarden waren bereits, nachdem sie in der Dunkelheit unbemerkt und in einiger Entfernung von der Stelle, wo der Kampf am Lebhaftesten war, die Mauer erklommen hatten, von dieser unaufgehalten hinab in die Straßen gestürzt, die sie mit Siegesgeschrei: „Hoch Savoyen! Savoyen und das Kreuz!" erfüllten.

Die kleine Besatzung erschrak, als sie dieses Geschrei hinter sich hörte, sie stutzte in ihrer bisher unermüdlichen Arbeit, und Baudichon fürchtete, sie im nächsten Augenblicke fliehen zu sehen, als plötzlich eine Sturmleiter nach der andern zusammenbrach und unten, am Fuße der Mauer, mit dem Rufe: „Hoch Genf und die Freiheit!" ein tobender Kampf begann.

Es war wie ein Mirakel, wie eine wunderbare, vom Himmel gesandte Hülfe in der höchsten Noth. Baudichon erinnerte sich der Schüsse, die vorhin jenseits der Sümpfe im Rücken des Feindes gefallen waren; es mußten Freunde sein, die da unten für Genf kämpften, obwohl er sich nicht erklären konnte, woher diese Freunde kommen sollten. Auf einer Leiter, die man wenige Minuten vorher hinaufgezogen hatte, klomm oder vielmehr sprang er hinab, und die Besatzung der Mauer folgte ihm mit flammenden Scheiten von den Wachtfeuern in der Hand. Die savoyischen Soldaten in ihren Uniformen waren leicht von Denen zu unterscheiden, welche gegen sie kämpften, da diese in gewöhnlicher

bürgerlicher und Handwerkertracht waren und, während sie schlugen, immer den Ruf: „Hoch die Genfer!" erhoben. Die wenigen Savoyarden, die noch aufrecht standen, streckten die Waffen, als sie auch die Vertheidiger des Walles herabkommen sahen, und der gewaltige Kampflärm verstummte plötzlich.

„Wer seid Ihr," rief Baudichon, indem er einen der ihm zunächst Stehenden an der Hand faßte, „die Ihr wie Engel des Himmels im rechten Momente die nöthige Hülfe brachtet?"

„Wer wird's sein, Herr Baudichon," antwortete eine kräftige Stimme, „als gute Genfer?"

„Die Stimme kenne ich," rief Baudichon, „ist es nicht unser braver Waffenschmied Violet?"

„Er selbst!"

„Aber seid Ihr nicht seit lange von Genf abwesend?"

„Allerdings, ich und meine Kameraden; wir kommen aus Lyon, um Genf zu helfen, und mit Gottes Hülfe ist es uns gelungen."

„Ja," rief Baudichon und schloß ihn in die Arme, „Das war Hülfe in der Noth. Ohne Euch wäre jetzt Genf verloren. Euch dankt es seine Freiheit!"

„Nicht uns, Herr Baudichon," antwortete Violet, „diesem tapfern Ritter danket. Ohne ihn wären wir längst aufgerieben und hätten die Mauern unserer lieben Vaterstadt nie gesehen. Er wußte unser kleines Häuflein dem Verderben zu entziehen und uns so zu führen, daß wir dem Feinde im entscheidenden Momente in den Rücken fallen konnten.

Baudichon war erstaunt, daß es ein Edelmann sein sollte, dem Genf seine Rettung verdankte, und noch mehr erstaunt war er, als der Waffenschmied diesen Edelmann als Herrn Philibert von Beaufort vorstellte. Bei Nennung dieses Namens erhob sich ein Verwundeter am Fuße der Mauer, blickte beim Lichte der Fackeln Philibert ins Gesicht und rief mit bitterm Lachen: „Seid Ihr es, Herr von Beaufort, der mir den schlechten Streich spielte? In der That, Ihr seid es! Ihr habt Euch gut gerächt

dafür, daß ich Euch Euer Fräulein Claire entführen wollte. Euer Ohm hat mir wohl von Eurer Flucht geschrieben und mich beauftragt, auf Euch zu fahnden; nun habt Ihr mich erwischt. So geht's. Das Leben ist ein Würfelspiel. Aber glaubt nicht, daß Ihr damit Euer Mühmchen gewinnt; Messire Antoine de Beaufort wird Das zu verhindern wissen. Chillon ist ein guter Käfig für Ketzer. Ade! Herr Beaufort, viel Glück bei den Ketzern!"

Herr von Belay sank zurück und streckte sich, und indem er die Hand auf seine Brustwunde drückte, murmelte er noch: „Es ist aus! hol der Teufel den Herzog!"

Mit Mühe brachte man den Verwundeten die Leiter hinan auf die Mauer; als man ihn oben hinlegte, war er eine Leiche. Auf den Leitern, die man nun sorglos in großer Anzahl aufstellte, klomm die Schaar Philiberts hinan, und die Einen küßten den Boden der Vaterstadt, die Andern wurden von Freund und Bekannten umarmt. Die Wälle von St. Gervais füllten sich mit Volk und Bewaffneten, die auf den Ruf der Boten Baudichons in um so größerer Zahl herbeieilten, als sich die Savoyarden von den Thoren St. Viktor und Rive zurückzogen.

Die Sonne ging auf und beleuchtete ein Volk, das im Bewußtsein seiner Rettung glücklich und trunken, und einen Kampfplatz, der von Leichen bedeckt war. Vor einer derselben, die mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken lag und auf Brust und Gesicht breite Wunden gen Himmel wandte, kniete Philibert und sah in ihre weitaufgerissenen Augen. „Armer Jehan Goulé!" seufzte er, „sonderbare Menschenschicksale: da ist der Henker von Chillon für eine gute Sache gefallen! Friede deiner Asche, armer Jehan!"

Als die eigentlichen Sieger wurden die Handwerker aus Lyon, mit Philibert an der Spitze, umgeben von einer jubelnden Volksmenge, vor die Schöffen und den kleinen Rath geführt, um den Dank des Vaterlandes zu empfangen.

Zur selben Stunde eilten einzelne Streifpartien zu allen Thoren hinaus, um für das jubelnde, aber hungrige Volk Mundvorrath zu holen. Am rechten Rhone-Ufer war das Land

vom Feinde frei bis an den Jura. In der Gegend von Versoise stieß eine der Streifpartien auf eine berittene Schaar; es war Herr Augspurger mit Gefolge, der aus Bern zurückkam. Als ihm berichtet wurde, was diese Nacht vorgegangen, ritt er kopfschüttelnd weiter und sagte zu Herrn Diessenbach, der mit ihm kam, um durch Genf weiter in das Lager des Herzogs zu reiten: „Ihr seht, Herr Diessenbach, wie Recht ich hatte. Bern hat zu lange gezögert; Ihr kommt mit Euerm Absagebrief an Savoyen zu spät. Genf hat sich ohne unsere Hülfe gerettet; unser Verdienst wird jetzt nur ein geringes sein. Desto besser für Genf!"

Elftes Kapitel.

Chillon.

Wenige Wochen nach jener Nacht war die Welt um den Genfer See so verändert, als wären mehrere Menschenalter mit den mannigfaltigsten Umwälzungen über sie dahingegangen. Das Volk von Bern war von dem treuen Ausharren der Genfer bei der Mitbürgerschaft und von ihrem Muthe in tiefsten Nöthen gerührt und zeigte sich mit den Herren von Bern unzufrieden; diese erkannten, daß sie sich mit der heldenmüthigen Stadt einen nützlichen Bundesgenossen retteten, und erschraken über die Absichten Frankreichs, die Verey vor Herrn Augspurger verrathen hatte, denn sie wünschten es keineswegs, daß König Franz einen Fuß diesseits des Jura habe. Das Berner Volk war gerüstet, und als ihr Führer, der alte Hans Franz Naegeli, die Fahne mit dem Bären wehen ließ, strömte es schon zwei Tage, nachdem Herr Diessenbach in St. Julien dem Herzog den Absagebrief übergeben, wie in gewaltigen Wildbächen von den Bergen herab ins Waadtland. Die Schaaren des Herzogs flohen und zerstoben, ohne zu wissen, wohin sie sich retten sollten, denn während er

vor Genf seine Kräfte verschwendete, anstatt die Pässe Savoyens zu bewachen, hatte sich König Franz dieses Landes bemächtigt, um sich den Weg zu einem neuen Einfalle in Italien zu sichern. Die Berner nahmen das Waadtland im Sturmschritt und mit dem Waadtland das Bisthum von Lausanne. Die savoyischen Kastellane öffneten in panischem Schrecken überall die Thore; die Burgen der Löffelritter wurden in Asche gelegt und der Erde gleich gemacht, die Löffelritter selbst flohen dem Herzog ins italienische Land nach, um bei ihm oder seinem Bundesgenossen Karl V. Dienste des Kriegsknechts zu thun, oder sie unterwarfen sich demüthig den Herren von Bern, froh, wenn sie als Bailly's in einem ihrer Schlösser belassen wurden. Der Löffel, das Symbol ihrer Gefräßigkeit, war verschwunden. Wie diesseits das Waadtland, so fielen, nachdem sie Genf durchzogen und mit den Genfern das Fest der Befreiung gefeiert, jenseits des Sees die weiten und milden Landschaften des Chablais und Faucigny in ihre Gewalt; erst in Chambery, der Hauptstadt Savoyens, machte Naegeli Halt, während Herzog Karl flüchtig und ohne Land in die Fremde irrte.

Auch die Genfer erhoben ihre Fahne aufs Neue, stürmten aus ihren Mauern hervor und brachen die Schlösser des Herzogs: Peney, woher ihnen noch vor Kurzem die Mameluken so vielen Schaden angethan, Jussy und Gaillard, in deren Kerkern so oft ihre besten Bürger geschmachtet, Sacconex, das von seinem lieblichen Hügel so düster herabdrohte, und eroberten all das Land, das ihnen noch heute gehört und mit dem sie später als Kanton in den Bund der Eidgenossenschaft traten. Den siegreichen Schaaren der Berner folgten überall die Prediger der neuen Lehre und predigten nun auf offenem Markte in denselben Städten, in denen sie vor einigen Tagen, um des Evangeliums willen, hätten das Blutgerüst besteigen müssen. So weit war es gekommen, daß, wie es aus den Rathsregistern von Genf aus dem Jahre der Befreiung 1536 heißt: „Niemand diesseits des Sees es wagte, sich als Savoyarden zu bekennen."

Keine Erdscholle rings um den herrlichen See gehorchte mehr dem savoyischen Herzog — nur Chillon stand noch aufrecht, und von Chillons viereckigem Donjon wehte noch allein die herzogliche Fahne.

Wie ein Geist, der nicht zur Ruhe kommen kann, eilte Messire de Beaufort durch die düstern Räume des Schlosses; nur auf der höchsten Galerie machte er manchmal Halt, um gegen Westen auszuspähen, ob der Feind nicht schon in Vevey zu Lande oder zu Schiffe auf dem See herbeieile. Drüben in Meillerie und diesseits in Clarens wehte schon, wie ihm zum Hohne, die Berner Fahne, und die Bewohner des nahen Montreux kamen oft auf die grünen Höhen in nächster Nähe des Schlosses mit einer Standarte, auf die ein unförmlicher Bär gemalt war, um die letzte Veste des Herzogs von Savoyen zu verspotten, und unter den Nußbäumen am Ufer sammelten sich oft große Mengen, um den neuen Predigern zu lauschen und nach den Predigten Psalmen anzustimmen, deren langsame und feierliche Melodie der Seewind bis an das Ohr des Kastellans herübertrug. Seine Stirn verdüsterte sich mehr und mehr. Obwohl die Zugbrücke aufgezogen war, die Geschütze überall drohend ihre Mäuler nach allen Seiten hervorstreckten, fürchtete er doch, daß jene Mengen, die ihn verhöhnten, eines Tages plötzlich mit ihren Predigern an der Spitze hereinbrechen könnten, um im Hofe von Chillon selbst ihren ketzerischen Gottesdienst zu halten und die Kapelle des heiligen Niton, des Schutzpatrons des Sees, zu entweihen. Der Gedanke, die Veste an eine unsoldatische Volksmenge zu verlieren, war ihm am Unerträglichsten.

Ueberall sah er Verräther, die, während er eben nach den Feinden ausspähte, unten die Zugbrücke fallen lassen und das Thor öffnen könnten. Aber die kleine Schaar der Valaisaner unter Barberouge's Anführung, welche die Besatzung des Schlosses bildete, durfte er nicht dadurch kränken, daß er ihnen den geringsten Verdacht zeigte, obwohl er auch sie fürchtete, seit er wußte, daß auch ihre Landsleute, Die von Wallis, obwohl katholisch, eben so wie

die Freiburger das Unglück Savoyens benützend, losgebrochen waren, um sich eines Antheils an der Beute zu versichern. Seine Besorgniß ging so weit, daß er selbst die Gefangenen in den Kerkern fürchtete, und wenn es nur Einem von ihnen unter diesen Umständen gelang, sich mit der Besatzung in Verbindung zu setzen, wie leicht konnte er sie entmuthigen oder zum Abfall bewegen. Sie waren Ketzer, und Ketzern traute er die größte Hinterlist, vor Allem eine unwiderstehliche Ueberredungskunst zu. Halb in diesem Gefühle, halb um sich an ihnen, als zum Feinde gehörig, zu rächen, hätte er ihre Haft gerne verschärft, wenn es möglich gewesen wäre. Ihre Gefängnisse waren die tiefsten und schlechtesten des ganzen Schlosses; sie waren schon an Händen und Füßen angeschmiedet und von jeder menschlichen Gesellschaft abgeschnitten. Er konnte nur die Wachen vor ihren Thüren verdoppeln und jeden Tag zu ihnen hinabsteigen, um sich zu versichern, daß Flucht oder Hervorbrechen oder irgend welche Verbindung mit außen unmöglich sei.

Aber Chillon beherbergte noch eine Person, die er mehr fürchtete, als alle anderen, und der gegenüber die Furcht sich in einen stillen Haß verwandelte, da er es nicht vermeiden konnte, daß er eben sie am Meisten fürchten sollte. Die Person war seine Tochter Claire. Seit der Flucht Philiberts betrachtete er sie als eine gegen ihn Verschworene, doch schwieg er aus Rücksicht für die Braut des Herrn von Belay; aber seit dem Tode dieses Ritters hatte jene Rücksicht aufgehört. Er behandelte sie als Ketzerin und als offenen Feind. Sein Plan, sie wieder und zwar für immer, sei es als Nonne, sei es als Büßerin, in ein Kloster zu stecken, um die Schande der Familie zu ersticken, wurde aufs Neue aufgenommen; aber bevor er ins Werk gesetzt werden konnte, war alles savoyische Land in die Hände des Feindes gefallen, das katholische Wallis in der Nachbarschaft und Freiburg in seinem Rücken erklärten sich ebenfalls gegen den Herzog, und alles andere Land hinter ihm war der neuen Lehre zugethan. Es blieb Herrn von Beaufort nichts übrig, als seine

Tochter in Chillon zu behalten; aber hier mußte er sie, die ihre ketzerischen Gedanken nicht mehr verbarg und bei der Zuvorkommenheit, die ihr Barberouge bewies, die Besatzung oder wenigstens ihren Führer zum Abfall bewegen konnte, in sicheren Gewahrsam bringen. Wenn sie ihm ehemals seinen treuesten Diener Jehan Goulé abwendig machen und sich zu Bonnivard schleichen konnte, wie leicht konnte sie jetzt, wenn Verwirrung oder Auflösung eintreten mochte, mit den Gefangenen gemeinschaftliche Sache machen, vielleicht die Veste verrathen. Claire war ihm nur noch ein Feind und eine Staatsgefangene.

Sie bewohnte nicht mehr die prunkvollen Gemächer Annens von Cypern, sondern eine einsame Zelle in einem der runden Thürme, die der Landseite zugekehrt sind. Sie, die vor wenigen Monaten mit der Absicht, einen Gefangenen zu befreien, nach Chillon gekommen war, war nun selbst eine Gefangene in Chillon. Sie wußte nun, trotzdem das Tageslicht zu ihr gelangen konnte, trotzdem sie auf der grünen Bergwand vor ihr manchmal einen Jäger oder Wanderer vorbeistreifen sah und von unten die Lieder der Soldaten hörte, wie öde, bang und traurig sich die Tage der Haft dahin spinnen. Diese Erfahrung machte das Andenken an Bonnivard nur schmerzlicher; sie machte sich Vorwürfe, daß sie nicht auf Mittel gesonnen, ihn mit Gewalt, auch gegen seinen Willen, zu befreien, und sann neue Pläne aus für die Zukunft. Oft träumte sie von Philibert, der eines Tages zurückkehren werde, um für sie auszuführen, was ihr mißlungen war. Seit er für sie mit seiner ganzen Vergangenheit gebrochen, für sie in freiwillige Verbannung gegangen war, knüpfte sie jedes ihrer Gefühle, jeden Gedanken an ihn, bis all ihr Dichten und Trachten in den Träumen der Einsamkeit unauflöslich mit ihm verwachsen war und ihr diese Einsamkeit, in der sie ungestört seiner denken konnte, lieb wurde.

Bald nach dem Anfange ihrer Haft, als Barberouge ihr Verschwinden bemerkt und ihren Aufenthalt ausgekundschaftet hatte, kam er an ihre Thüre und bot ihr seine Hülfe an, um sie,

wie es die Courtoisie gebot, zu befreien. Aber sie dankte ihm ablehnend. Es widerstrebte ihr, ihren Vater in der bedrängten Lage seine Abhängigkeit von Barberouge noch einmal um ihretwillen fühlen zu lassen. Seitdem begnügte sich der fröhliche Bandenführer aus Wallis mit einzelnen Aufmerksamkeiten, indem er ihr durch die Frau des neuen Kerkermeisters, die sie bediente, manchmal einen Blumenstrauß zuschickte oder am Fuße ihres Thurmes einzelne Sänger aus seiner Schaar aufstellte, die, ohne zu wissen, für wen sie es thaten, aus Italien mitgebrachte Lieder singen mußten. Es fiel ihnen dabei nur das Eine auf, daß Barberouge bei solchen Serenaden alle wilden Landsknechtlieder mit ungewohnter Sittenstrenge verpönte und ihnen nur die zartesten wälschen Balladen zu singen gestattete.

Schon begann der Berg vor ihrem Fenster — jener schöne Berg, der Chillon so hold umrahmt und diesen Theil des Sees selbst im Winter vor kalten Stürmen schützt — sich mit dem ersten goldnen Grün zu bekleiden. Einzelne Rinderheerden gingen schon langsamen Schrittes über seine gewundenen Pfade hin und ließen ihre Glocken durch die feuchte Luft des Vorfrühlings melodisch und melancholisch erklingen. Claire's Augen füllten sich zum ersten Male seit ihrer Gefangenschaft mit Thränen der Sehnsucht nach Freiheit und nach einem glücklicheren Leben, darauf jedes junge Gemüth Ansprüche erhebt. Die Trauer leitete ihre Gedanken in Bonnivards Gefängniß, dem selbst das Glück fehlte, das solche traurige Stimmung bei den ersten Blicken und Stimmen des Frühlings sogar im Kerker gewährt. Beim Anblicke der friedlichen und holden Natur schien ihr das menschliche Leben unendlich grausam, im verzweifeltsten Widerspruche mit der schönen Schaubühne, auf der es seine Trauerspiele aufführt. Ihr ganzes Wesen empörte sich gegen den Gedanken, daß dieser Widerspruch eine Nothwendigkeit sei, und bekräftigte sie in der Ueberzeugung, daß es besser werden müsse in dieser traurigen Welt — und so verwandelte sich ihre Trauer in Hoffnung. Noch mit thränenden Augen blickte sie zum engen Thurmfenster hinaus

und steckte sie — ein schönes Bild in traurigem Rahmen — das junge Haupt aus dem Gitter hervor, um den Frühling so weit als möglich zu sehen, als sie tief unter sich die Galeere, die vor dem Schlosse auf der See Wache gehalten hatte, eilig hereinrudern sah, um da, wo der See zwischen Chillon und dem Festlande eine Art von Festungsgraben bildete, unterhalb der Zugbrücke, anzulegen. Die Galeere war offenbar auf der Flucht und suchte Schutz hinter dem Schlosse.

Vor wem konnte die Galeere fliehen? Kein Widersacher des Herzogs konnte auf dem See Schiffe ausrüsten, als Genf. Kamen sie endlich, um Bonnivard zu befreien?

An demselben Tage sah sie, hart vor ihr, auf allen Pfaden, die sich den Berg hinaufschlängelten, große Schaaren Bewaffneter erscheinen, die sogleich die gewaltigsten Baumstämme fällten und auf allen Vorsprüngen und Plateau's die Erde aufzuwühlen begannen. Nach wenigen Stunden war der Berg, hoch über Chillon, mit Brustwehren bedeckt. Ochsen und Maulthiere trugen auf ihrem Rücken Geschütze herbei, die gleich darauf aus den Schanzen hervorlugten und ihre ehernen Mäuler dem Schlosse entgegen gähnen ließen. Auf der mittelsten der Schanzen entfaltete sich, ehe die Sonne sank, die Standarte Berns. Chillon war belagert.

Zwölftes Kapitel.

Freiheit.

Die Berner, als sie das Waadtland unter Hans Franz Naegeli eroberten, hatten, um sich in ihrem Siegeslauf nicht aufhalten zu lassen und um Genf rechtzeitig zu entsetzen, von Lausanne aus ihren Marsch westwärts gerichtet und Chillon im Osten vernachlässigt. Von Genf aus setzten sie ihren Zug, auf Bitten der Genfer selbst und mit diesen vereinigt, weiter fort in

die Staaten des Herzogs und eroberten, wie schon erzählt, Chablais, Faucigny und das eigentliche Savoyen. Erst im Monat März, nachdem diese Eroberungen vollendet und befestigt waren, konnten sie daran denken, die des Waadtlandes durch die Einnahme von Chillon zu vollenden. Die Genfer rüsteten freiwillig fünf Galeeren aus, oder vielmehr verwandelten fünf elende Barken in Galeeren, beluden sie mit Geschützen und sandten sie aus, um die Berner von der Seeseite aus zu unterstützen und ihre Gefangenen zu befreien. Die größte der Barken rüstete man mit den vier Geschützen aus, welche Bonnivard der Stadt geschenkt hatte, eine That, welche die Reihe seiner patriotischen Thaten eröffnete, und welche zuerst das Mißtrauen des Herzogs auf ihn zog.

Die Geschütze von St. Viktor sollten nun den Prior von St. Viktor befreien helfen. Als sie auf dem Damme in Genf eingeschifft wurden, umgab sie das Volk mit Segenswünschen und gab ihnen Grüße mit an ihren ehemaligen Herrn. Die Genfer hatten auch gewaltige Wollenballen mitgenommen, die sie rings auf den Rändern der Barken aufschichteten, um sich hinter ihnen vor den Kugeln der Feinde zu schützen; zwischen den Ballen blickten die Geschütze hervor wie aus Schießscharten, so daß die Barken wie kleine schwimmende Festungen aussahen.

Die Kanonen Bonnivards eröffneten das Feuer; ihnen folgten die andern Geschütze der Genfer, und diesen schlossen sich sofort die Berner von der Höhe des Berges an. Es war bei Tagesanbruch, und zwar den 28. März. Chillon erbebte in seinen Grundfesten. Vom nahen Berge wiederhallte der Kanonendonner mit doppelter Gewalt, rollte über den See hin, wo er, auf Felswände stoßend, zurückprallte, um neuem Kanonendonner und Wiederhall zu begegnen. Der ganze große Kessel des obern Sees zwischen Vevey und den Mündungen der Rhone war wie von einer unendlichen Zahl gewaltiger Gewitter erfüllt. In der That glaubte Bonnivard von einem Frühlingsgewitter geweckt zu werden; er erhob den Kopf vom Steine und horchte mit

traurigem Lächeln. „Da ist der Donner wieder," sagte er vor sich hin, „der Bote des Frühlings! Es wird bald Frühling werden, und mein Sonnenstrahl wird mich bald besuchen." Aber da er länger horchte, konnte er wohl die einzelnen Schläge unterscheiden und endlich erkennen, daß jenem Donner von Außen ein Donner von Innen antwortete. Bei dieser Entdeckung schnellte er vom Boden empor, und mit einer Kraft, von der er sich längst verlassen glaubte, stürzte er die wenigen Schritte vorwärts, die ihm seine Kette zu machen erlaubte. Drei Schritte vom Ringe, an den er gefesselt war, mußte er innehalten. Niemals seit sechs Jahren riß er mit solcher Ungeduld, mit solchem Zorne wie jetzt an seiner Kette, die ihm nicht gestattete, bis an die kleine Scharte vorzudringen, welche ihm vielleicht einen Blick nach Außen erlaubt hätte. Mit unendlicher Sehnsucht blickte er hinauf zu ihr; bei jedem Donnerschall spannte er die Kette aufs Neue und strengte er sich an, sie zu sprengen, bis sein schwacher Körper unter den fortwährenden fruchtlosen Anstrengungen und der mächtigen Aufregung zusammenbrach und so die Kette, im Falle, näher an den Ring zog. Aber auf dem Boden liegend und zu kraftlos, um nur noch den Kopf empor halten zu können, murmelte er: „Freiheit! Freiheit!" Und nachdem ihm so qualvolle und glückselige Stunden langsam und rasch dahingegangen waren und plötzlich, wie es ihm schien, über seinem Haupte sich ein mächtiges, stürzendes Gepolter vernehmen ließ, als ob die Berge zusammenfielen, da eine Mauer, vielleicht ein Thurm zusammenstürzte, rief er, die Arme erhebend: „Brechet zusammen, Kerkermauern! Bedecket und begrabet mich mit eurem Schutte, wenn sie nur siegen!"

Es war die obere Hälfte eines südwestlichen Thurmes, die zusammenstürzte, einen Theil der Mauern niederriß, eine Platform durchbrach, den Hof mit Trümmern anfüllte und in den dichten Pulverdampf eine Wolke von Staub mischte, daß die Belagerten zu ersticken dachten und das Feuer für einige Zeit einstellten. Die durchbrochene Platform war die einzige Stelle, von

der aus die Belagerten mit leichten Geschützen und Büchsen, vor den Bernern auf dem Berge durch einen vorstehenden Thurm geschützt, dem Feuer der Genfer antworten, ja ihre Fahrzeuge beherrschen konnten. Die andern Galerien und Platformen waren, trotz ihrer Zinnen und Brustwehren, den Bernern, die auf dem Berge einen höhern Standpunkt einnahmen, so sehr ausgesetzt, daß sie gleich nach der Eröffnung des Feuers mit Verlust verlassen werden mußten.

Die Belagerer erkannten das Günstige ihrer Lage, und da nach dem Einstürzen des Thurmes das Feuer in Chillon schwieg, glaubten sie, das Schloß habe die Artillerie der Verbündeten genugsam erprobt und werde zur Kapitulation geneigt sein. Baudichon, der die Genfer kommandirte und die Veste, die vier edle Genfer als Gefangene beherbergte, nicht in Grund schießen wollte, sandte mit Einwilligung der Berner einen Herold ab, in Begleitung eines Fahnenträgers und eines Trompeters.

Barberouge, der von den Zimmern der Prinzessin von Cypern die Einschiffung des Genfer Herolds beobachtet hatte, stieg in den Hof hinab, um dem Kommandanten die Nachricht zu bringen. Er fand Messire de Beaufort auf einem Mauertrümmer sitzend, den Kopf in die Hand gestützt. Als dieser Barberouge nahen sah, sagte er: „Kapitän, glaubt Ihr, daß das Schicksal der Menschen und Staaten, ja der einzelnen Häuser in Zahlen zu berechnen sei?"

„Ihr meint, wie die Rechnung eines Menschen bei einem Weinwirth auf dessen Durst schließen läßt?" fragte Barberouge.

Aber ohne auf diesen Scherz einzugehen, sagte Messire de Beaufort: „Es ist wohl mehr als Zufall, daß Chillon in diesem Jahre gerade drei Jahrhunderte alt ist. Es wurde im Jahre 1236 von Amadeus V. gebaut. Es ist ihm wohl bestimmt gewesen, sich gerade dreihundert Jahre im See zu bespiegeln. Es ist wohl auch kein Zufall, daß gerade Chillon, wo Philipp von Savoyen durch einen großen Sieg sich den Besitz des Waadtlandes sicherte, wieder der letzte Punkt sein soll, den er im Waadtlande verliert."

„Herr von Beaufort," sagte Barberouge, nachdem er ihn einige Zeit erstaunt angesehen, „Ihr kommt mir sehr empfindsam vor. Es ist übrigens möglich, daß hinter allen diesen Dingen sehr viel Astrologie steckt, vielleicht auch Astronomie. Aber von den Dingen verstehe ich nichts. Meine ganze Astrologie besteht darin, daß ich weiß, wie vor dreihundert Jahren von den Dingen, die wir Kanonen nennen, noch keine Spur bestand, und daß man damals sehr klug sein und ein festes Schloß am Fuße eines Berges erbauen konnte. Euer Amadeus war wahrscheinlich ein sehr kluger Mann, daß er das Schloß hierher baute, wo es den Eingang in das Waadtland beherrschte, denn zwischen Berg und Schloß konnte sich damals kein Feind durchdringen, so eng ist der Paß. Heute aber wäre Euer Amadeus ein ganzer dummer Herzog, wenn er das Schloß wieder an dieselbe Stelle und an den Fuß des Berges bauen wollte, wo man Euch so viele Kugeln auf den Kopf regnen läßt, als man nur will, so daß alle Eure Galerien und Zinnen nutzlos sind. So viel erkenne ich ohne alle Astrologie und hätte ich, wenn ich überhaupt an Denken gewöhnt wäre, erkennen sollen, bevor ich meine Valaisaner auf Euere Platformen aufstellte, wo sie zusammengeschossen wurden wie die Vögel auf laublosen Bäumen. Und so glaube ich auch, werdet Ihr dem Herold Gehör geben, den die Genfer so eben von ihren Schiffen absenden."

„Die Genfer!" rief Herr von Beaufort, indem er erzürnt aufsprang — „niemals werde ich mit den Genfern unterhandeln; sie sind Rebellen gegen meinen gnädigen Herrn. Wären es noch Die von Bern, vielleicht — geht hin, Barberouge, empfanget den Herold an der Brücke und lasset ihn nicht zu Worte kommen."

Barberouge zuckte die Achsel und sagte nach einigem Besinnen: „Ihr seid hier der Befehlshaber. Gesegne es Euch Gott; aber ich sage Euch, Chillon ist nicht zu halten."

Barberouge ging und bestieg die Galerie über dem Thore in dem Augenblicke, als der Herold draußen erschien. Noch

bevor dieser ins Horn stieß, rief er ihm zu: „Gebt Euch keine Mühe, Herr Herold! Messire de Beaufort will von Uebergabe nichts wissen."

Dennoch stieß der Herold ins Horn, da aber Barberouge sich wieder von der Galerie zurückzog, weder ein Anderer an seiner Stelle erschien, noch die Zugbrücke heruntergelassen wurde, ging er unverrichteter Sache wieder zu den Schiff zurück.

Doch wurde den Rest dieses Tages hindurch Waffenruhe gehalten; nur manchmal warfen die Verbündeten eine Kugel ins Schloß, wie um an ihre Anwesenheit zu erinnern. Sie bereiteten sich zu einem kräftigeren Angriff vor, und zu diesem Zwecke wurde Baudichon, ein Kenner des Geschützwesens, auf den Berg zu den Bernern eingeladen, daß er ihnen Rath behufs neuer Schanzenlager ertheile. Er benutzte diesen Besuch im Lager der Verbündeten, sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie tiefere Theile des Schlosses zu schonen hätten. „Dort," sagte er, „befinden sich die Gefängnisse, und in diesen Gefängnissen schmachten die Besten unserer Landsleute, darunter Bonnivard, die allein die Eroberung dieses Felsens wünschenswerth machen. Wir wollen nicht, indem wir ein altes Schloß erobern, uns selbst um gute Bürger bringen und sie unter den Trümmern begraben."

Während draußen große Thätigkeit herrschte, war das Innere des Schlosses von traurigem Schweigen erfüllt. Der letzte Soldat hatte nach den ersten Angriffen erkannt, daß Chillon nicht zu halten sei. Man hielt es für überflüssig, den erlittenen Schaden auszubessern, und ließ Alles, wie es war, von Schutt und Steinen erfüllt. Messire de Beaufort saß immer auf seinem Mauertrümmer, den Kopf in die Hand gestützt, und wälzte Gedanken in seinem Hirn, welche die Besatzung nicht für ermuthigend hielt. Gegen Abend setzte sich Barberouge zu ihm, sah ihn kopfschüttelnd an und fragte endlich, ob er für die Nacht keine Befehle zu ertheilen habe. Der Kastellan starrte ihm lange prüfend ins Gesicht und sagte endlich: „Barberouge, lasset den ganzen Pulvervorrath aus dem Thurme in die untersten Gewölbe tragen."

Barberouge machte große Augen. „Verstehe ich Euch, Messire de Beaufort?“

„Wenn Ihr ein rechter Soldat seid und etwas auf Eure Ehre haltet, so versteht Ihr mich,“ erwiderte der Kastellan, ohne aufzublicken.

„Ihr wollt das Schloß und uns in die Luft sprengen.“

„Dazu bin ich entschlossen. Es war dem Schlosse bestimmt, gerade dreihundert Jahre zu leben. Die Herzoge von Savoyen haben es gebaut, ihnen gehört es, und es soll diesen Krämern und Kuhhirten nicht in die Hände fallen. Schade genug, daß die fünfzig Schlösser des Herzogs, der Ritter und der Bischöfe so rasch nacheinander fielen wie vergiftete Fliegen. Der letzte Besitz des Herzogs auf diesem Grunde soll wenigstens auf gute alte Weise von der Erde verschwinden.“

„Und wir Alle mit?“ fragte Barberouge.

„Ja, wir Alle mit!“

„Das thut mir leid! Jetzt gerade, da es wieder in Italien losgegangen. Rom wird vielleicht wieder genommen, und ich sage Euch, wer einmal dabei gewesen, der wünscht sein Leben lang, dieses Vergnügen zum zweiten Mal zu genießen. Von Chillon aus wollte ich geraden Weges über den Simplon nach Wälschland reiten; seit Wochen träume ich nichts Anderes. Nun soll ich hier in die Luft und zum Teufel fahren. Aber Ihr habt zu befehlen, und zur Zeit ist meine Seele Euch verschrieben.“

Barberouge ging, um den Befehl des Kastellans zu vollziehen und den Pulvervorrath in die untern Gewölbe tragen zu lassen, aber nach wenigen Schritten kehrte er wieder zurück.

„Sire de Beaufort, sollen die Gefangenen mit in die Luft fahren, oder werden sie vorher freigelassen?“

„Sie bleiben, wo sie sind!“ antwortete der Kastellan.

„Das mögt Ihr mit Eurem Gewissen ausmachen, Herr von Beaufort, wenn Ihr Leute, die an der Kette liegen, mit in die Luft sprengt oder unter den Trümmern Eurer Thürme begrabt. Das geht mich nichts an. Aber da sind auch einige Weiber im

Schlosse und unter andern Euer Fräulein. Sollen die auch mit?"

Der Kastellan schwieg. Barberouge fuhr fort: „Es ist gegen die Courtoisie! Was weiblichen Geschlechts ist, muß aus dem Schlosse, Das mache ich Euch zur Bedingung, wenn ich Euch zu der Luftfahrt verhelfen und Gesellschaft leisten soll."

„Thut, wie Ihr wollt," antwortete der Kastellan kurz, „nur daß für morgen Alles bereit sei."

Barberouge wandte sich wieder, um zu gehen, hatte aber noch eine Frage zu stellen: „Und wem, Sire de Beaufort, habt Ihr die Ehre zugedacht, den Funken in das Pulverfaß zu werfen?"

„Mir selbst!"

Barberouge zog den Hut, verneigte sich und sagte: „Erlaubt mir, Euch mein Kompliment zu machen, wenn ich Euch nicht mehr sehen sollte."

Er putzte den Staub von Wamms und Stiefel, strich sich den Bart in Ordnung und stieg die Thurmtreppe hinauf, die zu Claire's engem Gemach führte; aber er fand die Thüre offen, und das Gemach war leer. Die Thüre hatte sich während der Beschießung des Schlosses, als alle Mauern beim Einstürzen des einen Thurmes erschüttert worden, von selbst geöffnet, und Claire war hinabgeeilt in die unteren Gänge. Unwillkürlich floh sie in die Nähe der Gefängnisse, und dort fand sie den Kerkermeister, von einem herabstürzenden Stein getödtet, ausgestreckt liegen. Sie nahm den Schlüsselbund von seinem Gürtel und öffnete mit unendlicher Mühe die beiden Thüren, die zu Bonnivards Gefängniß führten. Erschöpft von den Anstrengungen des Tages, sank sie kraftlos neben ihm nieder, kaum fähig, ihm, was draußen vorging, in klaren Worten mitzutheilen. Aber ihm war die Gegenwart genug; sie erschien ihm wie ein Bote der Freiheit, und die Thüren, die offen blieben, sagten ihm, daß er sie bald frei durchschreiten werde, wenn sein guter Schutzgeist Claire auch nicht fähig war, die Fessel von seinen Füßen zu lösen und den Ring aus der Mauer zu reißen, an den er angeschmiedet war.

„Dieß," sagte er ihr tröstend, „werden die Genfer thun!"

Aber die Stille, in der die Stunden des Nachmittags und des Abends vergingen, erfüllten sie wieder mit ängstlicher Spannung; nur wenn hier und da sich ein einzelner Kanonenschall hören ließ, athmeten sie in Hoffnung auf. Sie erschraken, als Barberouge spät Abends eintrat und ausrief: „Ich habe mich also nicht geirrt, Fräulein von Beaufort — ich wußte, daß Ihr hier sein werdet, als ich Euer Nest dort oben leer fand. Habt die Güte und folgt mir!"

„Wohin?" fragte Claire erschrocken.

„Seid unbesorgt, Barberouge lockt Damen nicht in einen Hinterhalt. Hier ist Eures Bleibens nicht!"

Claire wollte sich weigern, aber Bonnivard, dem Barberouge's Wesen Vertrauen einflößte, forderte sie selber auf, ihm zu gehorchen, und sie ging.

Eine Stunde später, es war schon tief in der Nacht, wurde die Zugbrücke herabgelassen, und aus dem Schlosse, an der Spitze mehrerer Frauen, trat Claire, von Barberouge bis jenseits des Grabens begleitet. — „Jetzt," sagte dieser, „geht nur nach links, den Weg nach Montreux entlang. Er ist von Feinden frei. Es thut mir leid, daß ich Euch nicht weiter geleiten kann. Mein edles Fräulein, geht mit Gott und denket manchmal des alten, höflichen Soldaten."

„Und mein Vater?" fragte Claire, „warum erlaubt er nicht, daß ich Abschied von ihm nehme? Soll ich ihn nicht wieder sehen?"

„Auf all Das kann ich Euch nicht antworten, lebet wohl; geht mit Gott!"

Mit raschen Schritten ging er in das Schloß zurück: die Zugbrücke wurde hinter ihm aufgezogen, und die Frauen standen draußen allein in der dunkeln Nacht. Claire schien es vergessen zu haben, daß sie weiter wandern sollte, denn sie setzte sich auf einen Stein und weinte bitter. Sie weinte, daß sie von ihrem Vater gehen mußte, ohne den Kummer empfinden zu können,

den sie bei einem solchen Abschiede lieber empfunden als vermißt hätte, und doch that es ihr weh, daß er nicht einmal ein Wort des Abschiedes an sie richten wollte. Dann sollte sie den alten Bau verlassen, in dem sie so viel erlebt hatte und über dem, wie sie ahnte, schon in dieser Nacht vielleicht, ein entscheidendes Schicksal schwebte und in dessen bedrohten Mauern ein Unglücklicher verweilte, mit dessen Geschick seit langer Zeit alle ihre Gedanken verwachsen waren; und hier draußen, außerhalb der Mauern, in denen sie ihre Kindheit verbracht, war sie gänzlich verlassen und einsam, als ob sie durch keine Bande mehr mit der Welt zusammenhinge. So stark sie sich oft bewährt hatte, jetzt brach die Kraft ihres Gemüthes zusammen; sie weinte und sagte sich, daß sie ein Recht habe, zu weinen. Die Frauen, die sie als ihre Führerin betrachteten, hielten ebenfalls inne, setzten sich zu ihr und ließen ebenfalls ihre Thränen fließen, während von Zeit zu Zeit eine glühende Kugel über die Häupter der traurigen Gruppe dahin flog.

Sie erhoben sich, um weiter zu wandern, als sie in den Gebüschen einen Mann bemerkten, der sie zu beobachten und sich endlich zu nähern schien. Aber sie hatten nur wenige Schritte zurückgelegt, als derselbe Mann ihnen in den Weg trat und mit dem Ausrufe: „Bist du es?" auf Claire losstürzte.

„Philibert!" rief Claire und sank an seine Brust, „dich sendet ein gütiger Gott!"

„Konntest du glauben, daß ich ferne sein werde, wenn dir Gefahr droht?" fragte er vorwurfsvoll. „Ich zog nicht als Feind Chillons mit den Verbündeten; ich kam mit ihnen, nur um dir nahe zu sein, nur hoffend, daß ich dir einen Dienst leisten könnte. Den ganzen Tag und diese ganze Nacht irrte ich um das Schloß, immer nach dir spähend, und nun halt' ich dich in den Armen!"

Das Gefühl der Verlassenheit war von ihr genommen; an seinem Arme hängend, folgte sie ihm mit den Frauen in die Nacht hinaus, gegen Montreux, wo er sie in Sicherheit bringen wollte. Sie waren dort noch nicht angelangt, als sie mit

erstem Morgenanbruche hinter sich aufs Neue die Kanonen donnern hörten.

„Das Feuer," sagte Philibert, „ist heute noch heftiger als gestern. Chillon wird sich den Tag hindurch nicht mehr halten können."

In der That tobte heute der Donner mit verdoppelter Gewalt. Die Nebel auf dem See und auf den Bergen zitterten und zerstreuten sich bald, als ob sie ängstlich die Flucht ergriffen. Chillon erbebte noch heftiger als gestern, und öfter als gestern stürzten Bruchstücke von Mauern und Thürmen in die Tiefe, bald nach innen in den Hof, bald in die Wasser des Sees, die dann hoch aufbrausten. Von den zwanzig Thürmen, die Chillon damals ein so stolzes und gewaltiges Aussehen gaben, hoben nur noch wenige unversehrt ihre Häupter empor, und die hohen Mauern klafften mit weiten Rissen nach allen Seiten.

Herr von Beaufort stand an einen Pfeiler des Hofes gelehnt und sah der Verwüstung zu. Von Zeit zu Zeit wandte sich sein Blick nach dem Kreuze, das sich über dem viereckigen Thurm in der Mitte, dem gewaltigsten des Schlosses, erhob. Wenn das Kreuz fiel, dann sollte die Stunde der letzten Entscheidung geschlagen haben. Aber es stand fest, und des Kastellans bemächtigte sich beinahe eine gewisse Ungeduld, da die Kugeln rechts und links einschlugen, ohne es zu berühren. Er fragte sich, ob es nicht Feigheit von ihm sei, daß er vom Zufall ein Signal erwarte, das auch ausbleiben konnte. Er steckte sich ein anderes Ziel, dem nicht auszuweichen war. Wenn der Schatten des Kreuzes, der in den Hof fiel, bis an die Mauer vorgerückt ist und diese berührt, dann soll die That geschehen, selbst wenn das Kreuz noch aufrecht steht. Aber der Schatten hatte die Mauer noch nicht erreicht, als das Kreuz, von einer Kugel der Genfer getroffen, herabstürzte und vor seinen Füßen zersplitterte. Messire de Beaufort that einen tiefen Athemzug und schritt über die Trümmer des Kreuzes hinweg, in den Gang, der in die untern Gewölbe führte. An einem Pfeiler dieses Ganges, in einem

Ringe, steckte eine Fackel, deren Flammen unruhig hin- und herflackerten. Er ergriff sie und verschwand auf der untersten Treppe.

Aber nach wenigen Minuten erschien er wieder im Gange; er warf die Fackel gegen die Wand und sah zornig und mit bleichem Gesichte um sich. — „Ihr habt mir einen schlechten Streich gespielt," rief er Barberouge zu, der eben von der Platform herabstieg, „ich habe unten nicht ein Pfund Pulver gefunden."

„Nicht ich habe Euch diesen Streich gespielt, Herr von Beaufort, aber meine Leute. Als sie heute Morgen die Pulverkammer leer fanden, schöpften sie Verdacht, suchten und fanden Euer Pulver, wohin ich es während der Nacht hatte bringen lassen. Sie sagten, sie wollten es bis zum letzten Korn verschießen, wenns Noth thue, aber sich um nichts in die Luft springen lassen, Das wollten sie nicht. Unter uns gesagt, Herr von Beaufort, die Leute haben Recht. Ich habe Euch zugesagt, weil mich mein ritterlicher Sinn verleitete, Euch bei einer solchen Unternehmung Gesellschaft zu leisten; aber was erwartet Ihr von solchen Bauernkerlen? Die sehen nicht ein, warum sie um nichts in die Luft springen sollen. Und weil es denn einmal so ist, und weil es wirklich nicht länger geht, so thätet Ihr gut, Herr von Beaufort, wenn Ihr den Herold hören wolltet, den sich die Berner anschicken, an Euch abzusenden. Ich habe es von der Platform aus beobachten können."

Anstatt aller Antwort ging Herr von Beaufort in den Marstall, aus dem er sein Pferd herauszog. Er sattelte es selbst und bestieg es. „Jetzt, Meister Barberouge, laßt mir die Brücke fallen; ich reite davon; Ihr könnt kapituliren, so viel Ihr wollt."

„Meint Ihr es so? Nun, Das geht auch an, wenn Ihr es nicht übers Herz bringen könnt, zu kapituliren."

Barberouge ließ selber die Brücke herab, Herr von Beaufort verneigte sich vor ihm und ritt, ohne sich umzusehen, langsamen Schrittes zum Thore hinaus und wandte dann sein Roß rechts,

auf den Weg, der nach Wallis führt. Als die Berner einen Reiter bemerkten, der aus Chillon herauskam und ins Land hineinritt, wandten sie ihm rasch ihre Büchsen zu, und es folgte ihm ein Hagel von Kugeln. Herr von Beaufort ritt weiter, ohne den Kopf nach rechts oder links zu wenden, ohne seinem Pferde den Sporn zu geben, langsamen Schrittes. Erst als er aus dem Bereiche der Kugeln war, griff sein Pferd aus und trug ihn in wenigen Minuten bis an den Eingang in das Rhonethal. Dort erst sah er sich um und sah die weiße Fahne auf Chillon flattern. Er zuckte die Achsel und verschwand hinter den Bergen.

Bevor Barberouge den Befehl gegeben, daß die weiße Fahne aufgepflanzt werde, hatte er den Rest seiner kleinen Schaar im Hofe versammelt und so zu ihnen gesprochen: „Jetzt, Jungens, werden wir das Nest Denen da draußen überlassen. Sie werden uns nichts anhaben wollen, weil wir Walliser sind; uns können sie auch nicht brauchen, weil die Schweizer selbst losschlagen, wo sie was zu schlagen haben. Meine Meinung ist also, wir marschiren geradeswegs nach Italien zu Kaiser Karl oder König Franz, je nachdem. Ich meine, König Franz ist heut zu Tage dem Kaiser Karl vorzuziehen. Denn dießmal ist es wohl König Franz, der Rom plündern wird, da Papst Klemens der Alliirte des Kaisers ist."

„Nach Italien!" riefen die Söldner, und Barberouge ließ die Fahne aufstecken und zugleich die Zugbrücke fallen. Er rückte zum Schlosse hinaus und sah ruhig zu, wie die Berner, gleich einem Wildbach, von den Bergen herabstürzten und sich in das Thor drängten. Zu gleicher Zeit ruderten die Kähne der Genfer heran, um an der Zugbrücke anzulegen. Bald war das ganze Schloß erfüllt und tobten die Sieger durch Gänge und Gemächer.

Dieß geschah am neunundzwanzigsten Tage des Monats März des Jahres Ein Tausend Fünf Hundert Dreißig und Sechs.

Aber die Genfer vergaßen es im Taumel des Sieges nicht, warum sie ihre Barken in Galeeren umgewandelt, und warum sie

den Zug gegen Chillon, für sie ein Kreuzzug, mitgemacht. Während die Berner die weiten Hallen einnahmen und die schönen Waffen des Herzogs von Savoyen aus erbrochenen Schränken holten oder auf die Thürme eilten, um von da aus ihr Siegesgeschrei, wie sie es als Hirten oder Gemsenjäger gewohnt waren, als ständen sie auf Alpenspitzen, in die Welt hinauszusenden, während die Söhne der Wengern-Alp und des Grindelwaldes die Pracht der cyprischen Gemächer anstaunten und sich auf die morgenländischen Ruhebetten warfen, drangen die Genfer in alle untern und dunkeln Gänge, immer „Bonnivard! Bonnivard!" rufend. Sie kannten die Gänge in die Gefängnisse nicht, die tiefer lagen, als sie dachten, und stießen und brachen alle geschlossenen Thüren auf, immer hoffend, den geliebten Gefangenen endlich zu entdecken, und immer aufs Neue enttäuscht. Es war Niemand da, der sie führen konnte, denn die Besatzung war abgezogen, und die wenigen zurückgebliebenen Bewohner hatten sich beim Hereinstürmen der Eroberer verborgen. Schon hatte sich der Genfer die Sorge bemächtigt, die Gefangenen seien vor ihrer Ankunft entfernt, aus Chillon entführt oder vielleicht ohnmächtiger Rache geopfert worden, und in dieser Sorge begannen sie in der Tiefe des Schlosses, ohne Plan und Ziel, zu graben und zu wühlen, als plötzlich, zu ihrem Staunen, ein junges Mädchen unter ihnen erschien und ihnen zurief: „Folget mir! Ich führe euch zu Bonnivard!" — Es war Claire, die, als sie von Montreux aus die weiße Fahne über dem Schlosse flattern sah, mit Philibert herbeigeeilt war.

Sie ließ eine Fackel anzünden, und mit dieser in der Hand eilte sie den Genfern voraus, die tiefste Treppe hinab, den feuchten Gang entlang, durch die beiden Thüren, die noch offen standen.

Bonnivard stand an die Mauer gelehnt, unfähig, zu antworten, als er seinen Namen von den Heranstürmenden rufen hörte, und unfähig, die Arme zu erheben, als sie nun, von Claire geführt, hereinstürzten. Im Augenblicke war der Kerker von

ihnen erfüllt und Bonnivard von zwanzig Armen umschlungen. Die Einen lagen an seinem Halse, die Andern umschlangen seine Kniee. „Ihr seid frei, Bonnivard! Wir sind Genfer, Herr von St. Viktor!" riefen sie durcheinander, Jeder begierig, ihm die Kunde seiner Befreiung mitzutheilen. Bonnivard nickte nur lächelnd mit dem Kopfe. Plötzlich erfüllte, trotz dem Gedränge, tiefe Stille den ganzen Kerker; denn da sie um sich blickten, die öden Kerkermauern, den felsigen Grund erkannten und dann das bleiche Gesicht des Gefangenen, seinen Bart, der halb ergraut über die Brust herabfloß, seine Kleidung, die in Fetzen an dem abgemagerten Leibe hing, bemächtigte sich ihrer eine tiefe Andacht. Man hörte nur die Küsse, die die Einen auf die Fetzen seines Kleides drückten, und das Schluchzen, das aus mancher Männerbrust heraufstieg. Dann wieder rafften sie sich auf, um ihn auf ihren Schultern hinauszutragen, aber da erklirrten die Ketten, und sie ermahnten sie, daß Bonnivard angeschmiedet war. Ingrimmig zogen sie die Schwerter, um die Ketten zu zerhauen, oder rissen sie an dem Ringe, der sie an der Mauer festhielt. Ketten und Ring widerstanden, bis man Zangen und Brecheisen herbeibrachte. Endlich wich der Ring, und in demselben Augenblicke saß Bonnivard auf zwei kräftigen Schultern, und unter einem Jubelgeschrei, das die alten Wölbungen erzittern machte, trugen ihn die Genfer hinaus ans Licht und in die Freiheit.

Bald folgten ihm die drei anderen Genfer Gefangenen, Arlod, Toquet und Lambert.

Die eine der Genfer Galeeren, die Bonnivards Kanonen trug,[1] wurde in ein Lustschiff verwandelt und spannte noch am selben Tage die Segel. Sie trug Bonnivard und Claire und Philibert, welche die Genfer als ihre Mitbürger proklamirten. Ein sanfter Ostwind trieb sie gegen Genf.

[1] Die Kanonen Bonnivards (mit seinem Wappen: fünf Muscheln im Kreuze) wurden von der Stadt Genf wie eine Reliquie aufbewahrt, bis sie die Franzosen in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Paris entführten, wo sie verschwanden.

Vor sechs Jahren, als es Bonnivard verlassen, lag es unter dem eisernen Fuße eines herrschsüchtigen und tyrannischen Herzogs, der ein Schloß, ein Zwing-Genf, in seiner Mitte besaß, in der Schlinge eines verrätherischen Bischofs und als preisgegebene Beute eines räuberischen Adels da. Er sah es wieder: frei, eine Republik, beleuchtet vom Lichte der neuen Lehre, die Kalvin noch nicht entstellt hatte.

Bonnivard war einer der glücklichen Märtyrer, welche die Früchte ihrer Leiden sehen konnten.

In Genf bewohnte der ehemalige fürstliche Herr von St. Viktor eine kleine ärmliche Wohnung; aber es war das Vaterland, das sie ihm gab, und neben ihm, als seine Gattin, lebte die ehemalige Aebtissin von Sancta Clara.

Die letzten Tage eines Königs.

Historische Novelle.

Erstes Kapitel.

Der alte Republikaner.

Heilig sei der Gastfreund, theuer
Sei der Sänger, der ihn preist.
Hermann Lingg.

Schimmernder Purpur bedeckte das Meer; nur am südlichen und östlichen Horizonte hatte es seine tiefdunkle, blaue Farbe bewahrt, gegen Abend glühte, ja loderte es wie in hellen Flammen, und die Felsen von Marseille waren wie Erz, das zu schmelzen bereit ist, denn über ihnen stand die heiße Augustsonne der Provence, deren Gewohnheit es ist, im Sinken ihre höchste Macht und Pracht zu entfalten. Die Luft war unendlich klar und durchsichtig, und der Blick hätte von den Hügeln bei Toulon bis nach Korsika's Küsten dringen können, wenn ihn nicht die Lichtströme, die vom Himmel fielen, um ins Meer zu münden, geblendet hätten. Aber dieses zauberhafte Meer hatte trotz aller Licht- und Farbenwunder eines Augustabends für Anwohner dieser Küste doch etwas Oedes, Trauriges, Wüstes, denn von dem gewohnten Treiben und Leben auf dieser unendlichen Fläche war nirgends eine Spur. Wie einladend die ruhevollen Wellen den Fischern winken mochten — von den Hunderten weißer Segel, die sonst in einem großen Halbkreise hier das Land umspannten, war eben so wenig etwas zu sehen, als von Kauffahrern und Postschiffen. Es war leicht zu erkennen, daß man hier ein Meer vor sich hatte, von dem irgend eine Kalamität,

Krieg oder Pest oder etwas Dem Aehnliches die meerbelebenden und bevölkernden Fahrzeuge weggefegt haben mußte. Nur hie und da bewegte sich langsam oder lag vor Anker ein Schiffskoloß, von dessen Verdecke Kanonenmäuler drohten, und von dessen Masten Old Jack, die britische Flagge, wehte. Diese Schiffe, obwohl dem meerbeherrschenden Volke gehörig und ein Theil der Flotte, der jetzt alle Gewässer der Erde gehorchten, die allein aus dem seit zwanzig Jahren wüthenden Kriege unbesiegt hervorgegangen, hatten, wie sie so träge dalagen oder hin und herkrochen in langsamen Bewegungen, doch etwas Trauriges, Niederschlagendes, etwas von einer Schildwache oder einem Späher. Sie waren da, um die Küste der Provence und besonders Toulon zu bewachen, und gehörten zur Flottille des Admirals Lord Exmouth. Sie lagen da, seitdem sie in Folge der Flucht Joachim Murats von Neapel nichts zu thun hatten, und seitdem Wellington von Waterloo nach Paris marschirt war, um diesem und den Befehlen des eisernen Herzogs näher zu sein und einen Theil des eisernen Ringes zu bilden, der das nunmehr zum zweiten Male besiegte Frankreich umschlang. Außerdem hatten sie noch den Zweck, die Küste polizeilich zu überwachen und nichts entwischen zu lassen, was man der Rache der Bourbons nicht entwischen lassen wollte, und, wenn nöthig, die grausamen Bewegungen zu unterstützen, die sich zur Ausrottung des Bonapartismus mit besonderer Energie im Süden aufthaten. England fühlte sich nicht zu stolz, den Bourbons solche Dienste zu leisten, und hatte, trotz seiner Frömmigkeit, keine Gewissensskrupel, diese Bewegungen zu unterstützen, obwohl sie zum Theil von den Jesuiten und ihrem Freunde, dem Grafen von Artois, späteren Karl X., ausgingen und gegen die Protestanten gerichtet waren. Lord Exmouth war ein würdiges Werkzeug der Politik Castlereaghs. Die blutgierigen Verdets, so genannt nach der Farbe des Grafen von Artois, welche vorzugsweise den sogenannten „weißen Schrecken" in Szene setzten und das südliche Frankreich mit Mord und Gräuel erfüllten, ebenso wie alle

Royalisten, blickten auf diese Engländer, aller Ehre und aller Vaterlandsliebe vergessend, wie auf liebe Freunde und Alliirte, während der Patriot von ihnen seine Blicke abwandte, um leichter den Seufzer unterdrücken zu können.

Darum war es für Herrn Pascal Morin ein wahres Unglück, daß sein Landhaus in der Nähe von Toulon, nur durch die Landstraße von der heiligen Salzfluth getrennt, eine solche Lage hatte, daß er, im alten Lehnstuhle sitzend, von seinem Fenster aus die englischen Schiffe immer und immer wieder sehen mußte. Es hätte ihm eine Feigheit geschienen, wenn er den Engländern gewichen wäre und, eine beinahe zehnjährige Gewohnheit aufgebend, den Stuhl von seinem alten Platze gerückt hätte. Er blieb und suchte sich nur dadurch zu helfen und zu zerstreuen, daß er sich anstrengte, sich mit allen Sinnen in die alten Geschichten Philipps de Comines und Joinvilles und mit allen Gefühlen in die alte Zeit zu versenken. So oft er aber von alten, ruhmvollen Thaten las, blickte er unwillkürlich auf- und seitwärts nach den verhaßten Flaggen und Masten Altenglands — und da war es ihm, als wäre es für immer zu Ende mit dem Ruhm und der Größe Frankreichs. Sein von einer preußischen Kugel für immer gelähmter Arm, mit dem er mühevoll die Blätter des Buches gewendet hatte, fiel dann wie todt in den Schooß, als ob er Alles aufgäbe und an aller Zukunft verzweifelte, oder er erhob sich steif und drohte wie ein Stock gegen das Meer hinaus.

„Monsieur Pascal," sagte dann die alte Haushälterin Marguerite Beaujean, die trotz der Augusthitze ihren altgewohnten Platz an dem freilich flammenleeren Kamine im Hintergrunde der großen, gewölbten Stube einnahm — es war das kühlste Plätzchen von wegen des beständigen Luftzuges, der da stattfand — „Monsieur Pascal," sagte die gute Alte mit einem Gemisch von Ehrfurcht und Zutraulichkeit, „Ihr lest da wieder ein trauriges Buch."

„Im Gegentheil, ein so kluges Buch, ein so unterhaltendes

Buch, daß es Jeden erheitern müßte, der überhaupt noch einiger Heiterkeit fähig und — kein Franzose wäre."

„Unterhaltend oder nicht! Werft es weg, macht einen Spaziergang, Das wird Euch gut thun — Ihr seid seit drei Wochen nicht vor die Thüre gekommen."

„Ausgehen?" rief Pascal. „Ich werde mich wohl hüten."

„Ich glaube, Ihr habt nichts zu fürchten; Ihr wart nie ein Bonapartist, Das weiß Jedermann; Ihr hattet Muth genug, Das selbst unter dem Kaiserreich offen zu gestehen. Ihr wart immer ein braver Mann von Anno 89 und 93, ein Republikaner, ein Wähler Barbaroux' — und wie die Sachen jetzt stehen, verfolgen sie eigentlich nur Anhänger des Kaisers, nicht der Republik."

„Das ist es nicht," erwiderte Pascal unwillig und machte mit dem steifen Arme eine Bewegung, als ob er eine Beschimpfung abwehren wollte. „Du solltest mich besser kennen, alte Margot. Ich habe keine Angst vor den Buben, die jetzt Muth haben, weil eine Million fremder Soldaten hinter ihnen steht — ich gehe nicht aus, weil ich von neuen Niederträchtigkeiten zu hören fürchte, von neuen Verräthereien, von neuen Mordthaten, Das ist's und Das allein, was Pascal Morin fürchtet."

„Nun gut, ich verstehe ganz gut," versicherte die alte Margot, „und ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich glauben konnte, ein Freiwilliger von 93 fürchte sich vor diesen Bedienten der Cidevants und Emigranten — aber Ihr brauchet frische Luft, Ihr sollt nicht immer die verfluchten Engländer vor Augen haben, geht in die Einsamkeit, in die Weinberge. Die Reben stehen jetzt so hoch, daß Ihr keinen Menschen und daß Euch kein Mensch zu Gesicht bekommt."

„Aber Margot!" rief der alte Soldat von 93 verwundert und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Wie kannst du glauben, daß ich mich jetzt auch nur für eine Minute von Hause entferne? Hast du vergessen, wen wir im Hause haben? Weißt du, ob ich nicht vielleicht noch in dieser Stunde die Waffen ergreifen muß, um —"

„Das ist richtig,“ fiel ihm die Alte ins Wort. „Um Gotteswillen, geht ja keinen Schritt aus dem Hause, ich würde vor Angst vergehen.“

„Nun also!“ sagte Herr Pascal und sah nach einem alten Gewehre, das an der Wand hing.

Margot murmelte Einiges vor sich hin, dann aber stand sie entschlossen auf, that ihrem Herrn einige Schritte entgegen, warf ihr Nähzeug auf den Tisch in der Mitte der Stube und sagte mit kräftiger, doch gedämpfter Stimme, als ob sie nur von ihm gehört sein wollte: „Es ist gar nicht so arg, Herr Pascal, ich versichere Euch, es ist nicht so arg; ich bin nicht so zaghaft, wie ich es selbst sage. Ich versichere Euch, sie brauchen nur zu kommen — wie ich merke, daß sie etwas wittern, ich selbst ergreife diese Büchse, schieße Zwei nieder und schlage die Anderen mit dem Kolben todt. Ich habe den Muth einer Löwin, wenn ich daran denke, wie er hülfeflehend hier hereingetreten. Ich werde es mein Lebtag nicht vergessen, und ich freue mich, daß Ihr nicht dabei waret, denn es wäre Euch ein Herzeleid bis zur Todesstunde. Ein solcher Mann um ein Stückchen Brod betteln! Ein solcher Soldat, der den Tod auf hundert Schlachtfeldern nicht fürchtete, und ich mußte ihn sehen, wie er ängstlich um sich blickte, wie er in meinen Augen spähte, ob der Verrath drin wohne. Und dann, als ich ihm die Eier vorsetzte, wie er aß — Gott verzeihe mir die Sünde — er aß nicht, er fraß. Es war ein Elend. Und wie blaß sah er aus, ein so schöner und starker Mann! Und wie Ihr dann hereintratet, die neue Angst in seinem Gesichte — und wie Ihr dann die Münze aus der Tasche zoget und auf den Tisch vor ihn hinlegtet, und er darauf sein Bildniß sah und wußte, daß Ihr ihn erkanntet — seine Blicke, die zwischen Euch und mir hergingen, so ängstlich, so besorgt: werdet Ihr mich verrathen? O Gott! O mein Gott! Ich werde es niemals vergessen, niemals! Und wär's Louis Capet gewesen, ich hätte ihn nicht verrathen, wenn sie mich hundertmal dafür guillotinirt hätten.“



„Du bist ein gutes Weib," sagte Herr Pascal, der aufstand und ihr sanft die alten, faltigen Backen klopfte. „Du bist ein gutes Weib, aber schweige, sprich nicht davon, die Wände haben Ohren. Ganz Frankreich ist voll von Spionen und Angebern."

„Ihr habt recht, ich will schweigen, aber sagt mir nur Eines, das ich mir nicht erklären kann, seit der — seit Er bei uns ist — sagt mir nur, wie war es möglich, daß der Postmeister Drouet den Louis Capet auf der Flucht aufhalten und ausliefern konnte? Er war doch ein Republikaner, dieser Drouet?"

„Das war etwas Anderes," erklärte Herr Pascal, „Louis Capet hat ihn nicht um seine Hülfe gebeten, war auch nicht sein Gast — jetzt aber still, ich bitte dich — ich höre viele und schwere Tritte — vielleicht kommen sie gerade jetzt."

Der alte Republikaner und seine Bonne hielten den Athem an und lauschten, indem sie unwillkürlich die Köpfe der Landstraße entgegenstreckten. In der That hörte man immer näher kommende schwere und regelmäßige Schritte, die um so mehr einer Schaar von Bewaffneten anzugehören schienen, als sich in ihren regelmäßigen Schall unverkennbar der Klang von Eisen mischte. Margot flüsterte: „Jetzt gilt's, ruhig zu sein; Monsieur Pascal, thun Sie, als ob Sie läsen."

„Ist nicht nothwendig," sagte dieser, der indessen Schritt und Gerassel erkannte, „es sind die Galeerensträflinge, die aus dem Steinbruch zurückkehren."

„So sei Gott und Notre Dame de la Garde gepriesen," rief Margot. „Nur noch wenige Stunden, und er —"

„Stille!" gebot Morin.

Indessen zogen die Galeerensträflinge in geordneten Reihen, zwei und zwei aneinander geschlossen, hart am Fenster der Ferme Morin vorüber. Sie hatten nur einen Arm frei, der Schaufel, Spaten und Steinbrecherwerkzeuge trug; an der einen Hand und an beiden Füßen rasselten schwere Ketten. Vor und hinter dem Zuge marschirten Soldaten und Gendarmen, und

zwei berittene Sergeanten galoppirten fortwährend auf und nieder an jeder Seite desselben. Wie eine böse Erscheinung ging er am Fenster vorüber.

„Hast du nichts bemerkt, Margot?“ fragte Herr Pascal und unterdrückte einen Seufzer.

„Ja wohl!“ antwortete die Alte.

„Und was denn?“

„Es fiel mir auf, daß die Galeerensträflinge nicht sangen, wie sie doch sonst zu thun pflegen.“

„Und dann?“

„Und dann, daß die bewaffnete Eskorte wenigstens dreimal so stark ist wie sonst.“

„Und dann?“

„Und dann? — Nichts weiter, Herr Morin.“

„Nichts weiter?“ sagte Herr Pascal und zuckte die Achseln, „nichts weiter? — Dann hast du die Hauptsache nicht bemerkt — dann hast du nicht bemerkt, daß mehr als die Hälfte dieser Unglücklichen nicht wie Fälscher, Unzüchtige und Mörder aussehen, sondern wie Märtyrer, wie erhabene Dulder, wie unschuldig Leidende. Wie lange ist's her, daß wir die Bourbonen im Lande haben, und schon sind die Bagnos mit Republikanern, Bonapartisten und Protestanten bevölkert. Margot, Margot, ich sage dir, Robespierre's Guillotine war barmherziger als dieses Regiment, das uns die Bajonette der Fremden zurückbrachten. Ach, wie viel Blut ist umsonst geflossen, und wie viele Patrioten werden noch umsonst leiden!“

Er fuhr sich mit der linken Hand über den kahlen Schädel, rieb sich die Stirne, als wollte er ein Gedränge schmerzlicher Gedanken verjagen, und riß dann mit dem steifen Arme das Fenster auf, um einen tiefen Athemzug zu thun, für den ihm die weite Stube nicht Luft genug zu haben schien. Er lehnte sich weit hinaus und starrte in die Pracht des Sonnenunterganges und in die Herrlichkeit des glänzenden Meeres, ohne auch nur das Geringste von all der Schönheit zu sehen. Seit

zwanzig Jahren durch die preußische Kugel, die ihm in den Ardennen den Arm gelähmt, zur Unthätigkeit verdammt und hier auf seinem kleinen Gute lebend, wo er die Republik und das Kaiserreich und die Rückkehr der Bourbonen und eben erst die kurze Tragödie der hundert Tage an sich vorübergehen gesehen, immer in alten Büchern lesend, hatte er sich zu einer Art von Philosophen ausgebildet, den, wie er sich einbildete, nur noch Weniges in Aufruhr versetzen konnte — und doch starrte er jetzt ins Meer hinaus, um seiner Margot das Zucken seiner Gesichtsmuskeln zu verbergen, und redete sich ein, daß ihm das Auge nur von dem Glanze der untergehenden provenzalischen Sonne übergehe. Er sah sich spähend um, und da er keinen Lauscher erblickte, fuhr er rasch mit dem beweglichen Arm in die Höhe und wischte die Thräne ab, in der sich der lächelnde Himmel spiegelte und die dem Elend des Vaterlandes und dem vielen vergebens geflossenen Blute galt.

Aber wie erschrak der alte Soldat der Republik, als gleich auf diese Bewegung, gleichsam als ob sie ein gegebenes Zeichen gewesen wäre, eine andere in dem dichten Gebüsche jenseits der Landstraße erfolgte, die Granatsträucher raschelten und eine sonderbare, fremdartige Gestalt hervor- und rasch wie der Blitz, obwohl gebückt und mit dem Kopf zwischen den Schultern, über den Kies und der Ferme entgegen huschte. Gleich darauf flog die Thüre auf, und dieselbe Gestalt lag vor den Füßen Pascal Morins, der kaum die Zeit gehabt hatte, das Fenster zuzuschlagen.

Margot, die eben auf den Knieen vor dem Kamine lag und das Feuer zur Bereitung des Abendessens entzünden wollte, stieß einen Schrei des Schreckens aus und war unfähig, sich zu erheben; Pascal stand mit aufgehobenen Armen da, wie versteint vor Ueberraschung. Die fremde Gestalt war aber auch der Art, daß sie, so plötzlich vor den Augen erscheinend, mit dem höchsten Erstaunen erfüllen mußte. Alles an ihr war fremdartig, außerordentlich; Tracht und Farbe, wie Gesichtsbildung und Aus-

druck: Alles verrieth, daß man hier ein Kind fremden, fernen Landes und außerordentlicher Verhältnisse vor sich hatte. Die Beine waren nackt bis über die Kniee; in den kurzen, weitbauschigen, blauen Beinkleidern stak ein faltiges, weitärmeliges Hemd, dessen Stoff wie Seide glänzte; der Zipfel eines weißen, wollenen Mantels lag auf der rechten Schulter, während sich der Rest lang, breit und faltig hinter ihm auf dem Boden ausbreitete; ein weißes Tuch schlang sich als Turban um die schwarzen Haare, die zwar kurz, aber dick und üppig sich hervordrängten. Diese morgenländische Kleidung war überall von Staub bedeckt und an vielen Stellen zerrissen, wie bei Einem, der sich durch Dorn und Gestrüpp hatte winden müssen. Der Tracht entsprechend waren Körperbildung und Farbe. Das Gesicht, die unverhüllte Brust, die Beine, Alles war tief dunkelbraun, so braun, wie es selbst in der dunklen Provence selten oder nie zu sehen ist; das Antlitz war ohne alle die Farbenabstufungen, die den Sohn des Nordens auszeichnen, nur daß es über dem braunen Grunde wie ein Schleier von Blässe lag; die schwarzen Augen glühten um so stärker, ja schienen förmlich zu flammen, als sich neben ihrer natürlichen Gluth noch eine ungewöhnliche Fieberhitze zu entzünden schien. Es war ein junger Mann von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, stark und stramm gebaut, groß und schlank und mit Gesichtszügen und Ausdruck, die auf den ersten Blick den hellen Geist verriethen, der hinter ihnen brannte und sie durchleuchtete: desto erschütternder war der Anblick, wie er so aufgegeben, offenbar krank und erschöpft und Hülfe flehend da lag.

Margot war die Erste, die die Sprache wieder gewann. „Mein Gott, Das ist ja gerade so, wie — nun, Ihr wißt schon, Herr Pascal, was und wen ich meine — aber gerade so sah er aus. Der Mann da ist ein Flüchtling, ein Verfolgter — der hat seit mehreren Tagen nichts gegessen.“

Der Fremde nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Nun, wenn Dem so ist,“ sagte Herr Pascal ungeduldig, „so sprich nicht lange, du weißt, was du zu thun hast.“

„Freilich weiß ich Das, ich habe Erfahrungen. Wenn heutzutage Einer so ins Haus stürzt, weiß man, was Das zu bedeuten hat; die Welt ist wohl voll von Flüchtigen und Verfolgten.“

So sprechend, eilte sie hinaus, während Pascal den Fremden aufhob, ihm zuredete und ihn einem Sessel zuführte, wo er ausruhen sollte. Dieser ließ sich auf den Sessel fallen und schloß die Augen, aber nur, um sie sogleich wieder zu öffnen und erwartungsvoll der Thüre entgegen zu sehen. An dieser blieben sie haften, bis Margot mit einem Plateau voll Teller und Töpfen zurückkehrte. Der Fremde erzitterte bei diesem Anblick, und noch ehe Margot die Speisen hingestellt, hatte er mit Wildheit, als ob er einen gewaltsamen Raub beginge, das Brod ergriffen. Er verschlang es mit furchtbarer Gier, während Margot ihrem Herrn zuflüsterte: „So, gerade so hat es Jener gemacht, nur daß er sich abwandte, damit ich es nicht sehe.“ — Nach hausmütterlicher Weise wollte sie dann die Speisen vor ihm aufstellen, aber ordnungslos griff er bald nach dem geräucherten Fleische, bald nach den eingemachten Weintrauben oder getrockneten Früchten, je nachdem ihm etwas, wie er den Arm ausstreckte, zuerst in die Hand gerieth. Aber schon nach wenigen Minuten konnte man bemerken, daß ihn ein Gefühl der Scham überkam, seinen Wirthen dieses Schauspiel furchtbarer Gier zu geben. Leichte Röthe überflog sein blasses Gesicht; er hielt einen Augenblick im Essen inne und sagte mit eben so anmuthiger Handbewegung als mildem Lächeln: „Verzeihung, seit mehr als drei Tagen bin ich auf immerwährender Flucht, ohne Speise und Trank.“ Die letzten Worte schienen wieder den ganzen Hunger geweckt zu haben, denn mit erneuter Begier kehrte er zu den Speisen zurück und aß, als ob er die durch seine Rede verlorene Zeit wieder einholen wollte. Es waren die ersten Worte, die aus seinem Munde kamen; sie überraschten sowohl durch die Art und Weise, wie er sie sprach, als wie durch den vollen, schönen Klang seiner Stimme, mehr aber noch durch den vollkommen

guten französischen Accent, der gegen die fremde Kleidung und das ganze fremde Wesen des Flüchtlings abstach. Herr Pascal Morin sagte sich, daß er hier einen gebildeten Mann vor sich habe, und um ihn nicht wieder zu beschämen, wandte er seine Blicke von dem Essenden ab und gab Margot ein Zeichen, ein Gleiches zu thun. Das that sie auch, kehrte aber bald wieder zu ihm zurück, um ihm Wein vorzusetzen. Der Fremde dankte mit einer leichten Kopfbewegung und hielt sanft ihre Hand zurück.

„Warum denn nicht?" fragte Margot verwundert, „ein kleiner Schluck kann nicht schaden und gibt Kräfte. Ihr seid erschöpft."

„Ich bin ein Moslem," erwiderte Jener, „und der Prophet verbietet mir, Wein zu trinken."

Margot riß die Augen weit auf. „Der Prophet?" wiederholte sie und schrie dann beinahe erschrocken: „Er ist ein Heide!"

Pascal wandte sich rasch um und wollte sie zurechtweisen, als ihm der Fremde ins Wort fiel und sanftmüthig sagte: „Nein, gute Frau, kein Heide! Mein Gott ist auch der Eure; der diese Trauben hier vor dem Fenster wachsen läßt, ist derselbe, der der Palme am Hause meines Vaters am Nil das Leben gab." Und zu Herrn Pascal gewandt, fuhr er fort: „Ich glaube nicht, daß es eine große Sünde ist, Wein zu trinken, aber ich halte an der Sitte der Heimat fest, als dem einzigen Bande, das mich noch mit dem Lande der Väter verbindet, mit dem Lande der Väter, das ich vielleicht nie wiedersehen werde."

Pascal nickte zustimmend und setzte seine Wanderung durch die Stube fort, nicht ohne von Zeit zu Zeit mit einiger Unruhe zum Fenster hinaus zu sehen oder der Straße von Toulon entgegen zu horchen. Der Fremde aber benützte die ihm so gewährte Freiheit nicht mehr, um im Essen fortzufahren; er lehnte sich im Stuhle zurück, schloß die Augen und schien sich zu sammeln wie Einer, der, eben einer großen Gefahr entronnen, sich der Rettung zu vergewissern strebt und sich im Hafen fühlt. Tiefe Ruhe lagerte sich über sein noch vor Kurzem aufgeregtes Gesicht, daß

er zu schlummern schien und Margot nur noch auf den Fußspitzen durch die Stube ging. Plötzlich aber öffnete er die Augen wieder und sagte zu Pascal: „Ihr fragt nicht, wer ich bin. Ihr seid ein edler Mann, und es genügt Euch, mich gastlich aufgenommen und gerettet zu haben. Ich aber weiß, wer Ihr seid, wenn ich auch Euren Namen nicht kenne. Auf Eurem Antlitze liegt ein tiefer Kummer, und Das kann nur der Kummer um das Vaterland sein, denn die Feinde weilen zahllos auf eurer Erde, eure Armeen sind besiegt, und ihr wüthet schrecklich gegen einander, als wäre dieses Land von zwei feindlichen Stämmen bewohnt, deren einer den andern vernichten muß, um in den Besitz desselben zu gelangen. Und weil Ihr so traurig seid und in innerster Seele betrübt, bin ich sicher bei Euch, denn ich gehöre mit zu den Besiegten."

Pascal sah ihn fragend an; er fuhr fort: „Ich heiße Nadir und gehöre mit zu jenen Arabern aus Aegypten, die ihr Vaterland verlassen, als ihr Freund Buonaberdi es aufgeben mußte, weil sie treue Freunde der Franzosen gewesen, und weil ihr Leben nach dem Abzuge der Franzosen nicht mehr sicher war. Zehn Jahre war ich alt, als wir uns, dreihundert an der Zahl, einschifften und nach Marseille segelten, wo uns der mächtige Kaiser Wohnung und Nahrung gab und seinen allmächtigen Schutz."

„Nun?" fragte Pascal gespannt und ahnend, daß ihn eine furchtbare Antwort erwarte, „was ist es mit dieser ägyptischen Kolonie?"

Die Frage machte mit einem Male und wie auf einen Schlag der Ruhe Nadirs ein Ende. Er sprang auf und stand groß und gewaltig da. Beide Arme erhob er, streckte die flachen Hände empor, als ob er den Himmel ergreifen wollte, und rief, anstatt Pascal zu antworten: „Wehe den Siegern! Fluch den Mördern!" Dann aber brach er zusammen, fiel auf den Boden, und mit dem Gesichte der Erde zugekehrt, lispelte er eben so sanft und flehentlich, als er eben ingrimmig geschrieen hatte: „Friede den Schlummernden! Friede! Friede!" Und ein Strom von Thränen

folgte diesen wie ein brünstiges Todtengebet ausgesprochenen Worten.

Pascal schlug entsetzt die Hände zusammen: „Was ist geschehen?"

„Der größte Gräuel dieser gräuelvollen Tage, der blutigste Frevel dieses Frevlervolkes. Gott suche sie mit allen Strafen der Hölle schon auf dieser Erde heim, daß ich mich weiden könne an ihren Qualen, Allah tödte ihre Kinder vor ihren Augen und vor meinen, lasse ihre Weiber und Töchter von den Fremdlingen schänden vor ihren Augen und vor meinen. Amin! Amin! Amin! Wie das Korn zwischen zwei Mühlsteinen mögen sie zwischen Noth und Schmach zermalmt werden! Amin! Ihre Gastfreunde haben sie gemordet, ihre Schutzbefohlenen, ihre Freunde, die um ihretwillen das Vaterland verloren und in der Fremde irrten; Schuldlose, Unbewaffnete überfielen sie plötzlich wie die Pest, wie ein Feuer, und Alles metzelten sie nieder, Männer und Weiber, Greise und Kinder — Alle! Alle! — Ich, vielleicht der Einzige, bin entronnen!"

Er ließ den Oberleib, den er aufgerichtet hatte, wieder auf den Boden sinken und verbarg das Gesicht in den Falten des Mantels. Bald lag er wie ein Todter da. Rasch schienen sich Grimm und Rachsucht in ihm auszutoben und stillem Schmerze Platz zu machen. Dafür geberdete sich jetzt Herr Pascal wie ein Verzweifelter, denn er lief in der Stube auf und ab, rang die Hände und rief einmal über's andere: „Es ist aus mit Frankreich! Schande! Schande! Nur noch Mord und Verrath sind bei uns zu Hause! — „O, la belle France!" lachte er dann höhnisch, „la belle France!"

Margot stand indessen unbeweglich vor Nadir und blickte auf ihn hinab, als ob sie von all Dem gar nichts begriffe. Als er sich wieder regte und den Mantel vom blassen Gesichte fallen ließ, um tief aufzuathmen, war es ihr, als ob sie selbst aus einem Traume erwachte, und sie fragte: „Aber warum, warum haben sie das Gräßliche gethan?"

„Warum?“ fragte Nadir zurück, „weil die Armen Bonaparte liebten, vielleicht nur, weil man morden wollte.“

Nadir erhob sich und setzte sich in den dunkelsten Winkel der Stube; der alte republikanische Soldat ging stumm auf und ab. Margot räumte Teller und Töpfe vom Tische ohne das geringste Geräusch, als ob sie die Stille zu unterbrechen fürchtete. So war es mit einem Male todtenstill geworden, wo eben noch Schmerz und Verzweiflung getobt hatten. Nadir war der Erste, der wieder zu sprechen anfing. Er stand auf, stellte sich vor Herrn Pascal hin und sagte: „Du bist anders, als Jene, du erinnerst mich an die Helden, die mit Bonaparte und Kleber nach Aegypten kamen und wie Helden alter Zeiten waren. Du hast mich gestärkt nach dreitägiger Flucht, nach dreitägigem Hunger! Gesegnet sei dein Haus, wie immer du mir jetzt antworten mögest, und auch dein Haupt sei gesegnet, alte Mutter, denn dein Auge leuchtete vor Freude, als du mich speistest. Saget mir, ob ihr mich beherbergen wollt, und ob ich unter eurem Dache ausruhen darf?“

„Freilich, freilich!“ antwortete Margot geschäftig.

Aber Pascal fiel ihr ins Wort: „Nein, mein Freund,“ sagte er rasch, „nicht heute! Siehe zu, wo du dich diese Nacht bergen kannst; morgen früh darfst du wiederkommen und wirst willkommen sein. Nur heute nicht! Deine Spur lockt vielleicht die Verfolger in mein Haus — und nur noch diese Nacht möge ein gütiger Gott sie von meiner Schwelle fern halten.“

„Allerdings!“ stammelte Margot verlegen.

Nadir sah Beide mit seinen klugen Augen prüfend an. „Ihr berget schon Einen,“ sagte er, „und so habt ihr recht. Ich sehe, daß ihr mich nicht aus Unbarmherzigkeit fortweiset, sondern aus Barmherzigkeit. Der Herr behüte, daß ich die Verfolger auf die Spur eines Verfolgten lenke. Lebet wohl! Ich fliehe weiter, aber nicht zu weit, um euch nahe zu sein, wenn ihr meiner Hülfe bedürfet, vielleicht auch er. Noch Eines! Wenn Er es ist, den ihr berget, so seid auf eurer Hut! Die ganze Küste, jedes Haus,

jede Hütte, alle Gärten, Weinberge und Klüfte werden durchforscht von den Spähern der Regierung, wie von Elenden, welche die achtundvierzig tausend Franken gewinnen wollen. Dieser Preis, wenn ihr es noch nicht wißt, ist auf seinen Kopf gesetzt. Lebet wohl!"

Mit unhörbarem Schritt verließ er das Zimmer, warf den Mantel unter den Armen wie einen breiten Gürtel um den Leib, wand sich links um die Ecke des Hauses, bückte sich und war in den Weinbergen verschwunden, von deren weißem Boden, selbst wenn ihn die Reben nicht deckten, sein weißer Mantel und Turban nicht abstachen.

Margot sah ihm durch ein kleines Hinterfensterchen nach, aber ihre Blicke folgten ihm nicht lange, sondern blieben an einem großen, bretternen Verschlage hängen, in dem sich eine zahlreiche Hühnerschaar laut machte und welcher sich mit der hinteren Bretterwand an die steile Berglehne schloß, von der die Reben dick und dicht herabfielen und mehr als die Hälfte des kleinen Bretterbaues verdeckten. Sie konnte die Blicke von diesem an sich unansehnlichen Gegenstande kaum abwenden und betrachtete ihn mit einer Theilnahme, die mehr als ein haushälterisches Interesse für das Geflügel errathen ließ. Herr Pascal aber gebot ihr unwillig, in die Stube zurückzukehren. — „Ich denke," sagte sie leise, „es wird bald Zeit sein, ihm einige Nahrung zu bringen."

„Nein, nicht heute!" sagte er kurz. „Du hast gehört, was der Araber berichtete. Sie können jeden Augenblick ins Haus brechen."

Dann wandte er sich wieder dem Fenster zu und beobachtete die Sonne, die ihm heute viel zu langsam unterzugehen schien.

Zweites Kapitel.

Die Häscher.

Wie wenig ist, was Blutes floß,
Um welke Kränz' im ehrnen Feld,
Vor Allem, was sich still ergoß
Durch jedes Herz, das Liebe schwellt.
Rückert.

In der That war es noch heller Abend, als es plötzlich um die Ferme Pascal Morins von Fußgängern und Reitern, von Leuten mit und ohne Uniform wimmelte. Die Reiter waren noch nicht abgestiegen, und schon war die Stube von den Fußgängern erfüllt und war das ganze Haus umstellt. Die Einen pflanzten sich an allen Thüren und Ausgängen auf, die Anderen liefen hin und her und blickten, gleich Spürhunden, mit spähenden, ja gierigen Augen in alle Winkel, unter und hinter alle Möbel, ohne auch nur die Hausbewohner begrüßt zu haben. Zwei Männer zwangen Herrn Pascal und Margot, sich auf eine Bank in die Ecke zu setzen, und verboten ihnen, sich vom Platze zu rühren. Eine Minute später hörten diese schon, wie es über ihnen, unter dem Dache rumorte und polterte. Die Decke erzitterte von den Tritten, Möbel stürzten und wurden aufgerissen; dabei erschollen von allen Seiten Flüche und Schimpfreden, so oft ein Winkel oder Schrank, Alles, was zu einem Verstecke dienen konnte, durchsucht oder umgekehrt war, ohne daß das Gesuchte gefunden worden. Die Haussuchung war in ihrem vollsten und scheußlichsten Gange; schon sah es aus, als wäre die Wohnung von einem barbarischen und plündernden Feinde erfüllt, als ein Mann eintrat, der ein Bändchen im Knopfloche trug und dem zwei andere Männer mit weißen Schärpen um den Leib folgten. Unter einem dreieckigen Hütchen trug der Mann leichtgepudertes Haar, und dem entsprechend war der Schnitt des breiten Frackes, waren die kurzen Höschen und die

breiten Silberschnallen an den Schuhen. Er war beinahe ganz so gekleidet, wie man sich vor der Revolution getragen, obwohl sein Alter der Annahme widersprach, als hätte er diese Tracht aus Gewohnheit der Jugend beibehalten, da sie schon längst aus Frankreich verschwunden war.

Er ging auf Herrn Pascal zu und sagte, sich vorstellend: „Ich bin der Präfekt von Marseille, Marquis von Rivière."

„Ich habe die Ehre, Sie zu kennen, Herr Marquis," erwiderte Pascal mit einer leichten Verbeugung.

„Sie kennen mich?" fragte Jener verwundert. „Ich bin doch erst seit Kurzem in hiesiger Gegend."

„Wir sind alte Bekannte," versicherte Pascal wieder.

Der Marquis war in einiger Verlegenheit, faßte sich aber bald wieder und sagte lächelnd: „Desto besser, dann werden Sie mich, als einen alten Bekannten, vielleicht um so lieber in Erfüllung meiner Pflicht unterstützen. Wir suchen nach Joachim Murat. Es ist Seiner Majestät, unseres Königs Ludwigs XVIII., ausdrücklicher Wille, daß dieser Schwager des Tyrannen und Usurpator von Neapel gefangen genommen werde. Es ist gewiß, daß er mit zahlreichen Einwohnern dieser Gegend Verbindungen angeknüpft, daß er hier wo verborgen ist und daß seine Gegenwart für die Ruhe und Ordnung in diesem Departement, für das ich verantwortlich bin, gefährlich werden kann. Vor nur wenigen Tagen irrte er hier am Ufer des Meeres, fuhr auch auf einem Kahn hinaus und rief eine Brigg an, daß sie ihn aufnehmen solle. Die Brigg verweigerte die Aufnahme, und er kehrte aufs feste Land zurück. Man sah einen müden und ausgehungerten Mann hier in den Weinbergen umherirren, der nach der Beschreibung und den Aussagen der verhörten Landleute kein Anderer sein kann, als Joachim Murat. Es gilt, der Schätze und Kostbarkeiten, die er mit sich führt, habhaft zu werden und sie an Diejenigen zu vertheilen, die ihn in die Hände Seiner Majestät ausliefern helfen."

Der Marquis schwieg einen Augenblick und erwartete die

Antwort Pascals; da diese aber nicht erfolgte, beugte er sich zu ihm herab und fügte seiner früheren Rede noch leise die Worte hinzu: „Achtundvierzig tausend Franken erhält Derjenige, der sich um seine Gefangennehmung ein besonderes Verdienst erwirbt oder ihn ausliefert."

Pascals Mund blieb ohne Antwort und sein Gesicht ohne Ausdruck. Eine düstere Wolke zog über die Stirne des Marquis und wollte drohend werden, doch verschwand sie bald wieder und machte einem freundlichen, schmeichlerischen Lächeln Platz. Er nahm wieder das Wort: „Sie sagten, daß wir alte Freunde sind — wann haben wir uns kennen gelernt?"

„Vor langen Jahren."

„Vor langen Jahren?" fragte der Marquis gespannt, „und wo?"

„In Grenoble," erwiderte Pascal ruhig, „Sie waren wegen Theilnahme an der Verschwörung Cadoudals gegen den Kaiser zum Tode verurtheilt und standen bereits auf dem Richtplatze. Ich war dabei. Auf Bitten der Königin Karoline, der Gattin Joachim Murats, und des Königs selbst wurden Sie begnadigt."

Der Marquis zuckte zusammen, und seine Hand ballte sich zur Faust. Er machte eine halbe Bewegung, um Pascal den Rücken zu kehren, und offenbar in der Absicht, seinen Leuten einen Befehl zu ertheilen; aber er besann sich, wandte sich wieder zu Pascal und sagte: „Es ist ganz richtig, der König und die Königin von Neapel haben mir das Leben gerettet; dafür bin ich dankbar und will Joachim Murat den gleichen Dienst erweisen. Einmal gefangen, ist er in Sicherheit, aber so herumirrend kann er der Populace in die Hände fallen und ermordet werden, wie Marschall Brune."

„Marschall Brune ermordet!" schrie Pascal voll Entsetzen.

„Vorgestern, in Avignon," bestätigte der Marquis, „von einem wüthenden Volkshaufen. Demselben Schicksale geht Murat unfehlbar entgegen, wenn es uns nicht gelingt, ihn in unsere Hände zu bringen. Wer ihn uns ausliefert, rettet ihn."

Der Marquis wartete wieder vergebens auf eine Antwort; es schien ihm nun nicht mehr am Platz, sich länger zu verstellen; er wandte sich zu seinen Leuten und befahl, Haus und Hof und Garten aufs Genaueste zu untersuchen. Dann über die Schulter nach Pascal zurückblickend, rief er mit drohendem Tone: „Wer Joachim Murat versteckt oder auch nur um sein Versteck weiß, ohne ihn der Autorität anzugeben, wird als Theilhaber am Hochverrath ohne weitere Umschweife auf die Galeeren geschickt. Herr Morin, es ist nicht weit von hier nach Toulon.“

Pascal nickte einfach mit dem Kopfe.

Während dieses Gespräches hatten die beiden Männer mit den weißen Schärpen, beide Polizeikommissäre aus Toulon, die alte Margot ins Verhör genommen. Der Eine derselben befahl ihr, bei Notre Dame de la Garde zu schwören, daß sie vom Aufenthalt Joachim Murats nichts wisse. Sie erschrak, aber sie that, was man von ihr verlangte, hoffend, sich nächsten Sonntag in der Beichte die Absolution holen zu können. Dann sagte ihr derselbe Mann, trotz der Schwüre, daß, wenn sie Joachim Murats Versteck kenne und es ihm verrathe, sie achtundvierzig tausend Franken bekommen solle, welche Summe der Minister Fouché für diese patriotische That ausgesetzt habe.

„Fouché!“ rief die Alte einfältig, „Das ist nicht möglich, Das ist ja der schlechte, lügnerische Minister des korsischen Tyrannen!“

„Er ist jetzt der Minister Seiner Majestät Ludwigs XVIII.“

„Nicht möglich!“

„Doch, so ist es.“

„Dann ist es schade, daß ich von Joachim Murat nichts weiß. Achtundvierzig tausend Franken! Für mein ganzes Leben hätte ich ausgesorgt — aber so gut soll es einer armen, alten Magd nicht werden. Sie werden sich überzeugen, Herr Kommissär, das Geld kriegt wieder irgend ein Reicher, der es am Wenigsten braucht, besser wär's, Minister Fouché gelobte diese schöne Summe Unserer lieben Frau Notre Dame de la Garde zu Marseille, dann erwischten Sie Murat gewiß.“

„Und," fuhr der Kommissär fort, „Murat hat unzählige kostbare Juwelen in seinen Kleidern verborgen, einen ungeheuren Reichthum; die Hälfte davon bekommt Derjenige, der uns auf seine Spur verhilft."

„Sehen Sie, Herr Kommissär, Das bedauere ich weniger," sagte Margot treuherzig, „aus Juwelen mache ich mir nichts. Ich habe mein Lebtag keine Juwelen getragen und möchte in meinen alten Tagen nicht anfangen. Man würde mich auslachen, wenn ich Diamanten tragen wollte. Die bekommt auch wieder irgend ein Reicher, Sie werden an mich denken."

Der Beamte wandte ihr verächtlich den Rücken zu und ging aus der Stube in den Hof, wohin sich bereits der Marquis und sein Gefolge gezogen hatten; der andere Beamte mit der weißen Schärpe blieb noch einen Augenblick vor Margot stehen und sah ihr prüfend ins Gesicht. Ein kaum wahrnehmbares Lächeln flog über seinen Mund, dann sagte er in einem Tone, der drohend sein sollte, und doch durch eine gewisse beigemischte Milde verrieth, daß er warnend war: „Wenn wir auch heute nichts finden, so kommen wir doch morgen wieder zurück." Dann ging auch er in den Hof.

Die Geschichte hat den Namen dieses Mannes aufbewahrt, und zwar durch die Feder eines der edelsten unter den Geschichtschreibern, Pietro Coletta's, des italienischen Tacitus. Er hieß Joliclère. Es ist Derselbe, den man schon früher brauchte, als man mit Joachim Murat als mit einer berechtigten Macht unterhandelte, und der sich weigerte, dessen Aufenthalt zu verrathen, als man das Vertrauen täuschen und ihn plötzlich gefangen nehmen wollte. Joliclère büßte seine Treue im Elend, ohne seine Handlungsweise jemals zu bereuen. Doch war der Mann sein Lebtag nichts Anderes als Polizist gewesen. Welche Wohnungen wählt die Tugend!

Indessen wurde in Haus und Hof weiter gesucht und auch nicht der allergeringste Winkel unberücksichtigt gelassen. Man holte Herrn Pascal und seine Haushälterin aus der Stube, ließ

sie im Hofe hinsetzen, und mehrere Beamte beobachteten ihre Gesichtszüge, während die Untergeordneten überall umherspähten und selbst an die massiven, aus Quadern gebauten Mauern klopften, um an dem Schall vielleicht eine Höhlung in denselben zu entdecken. Man hoffte, am Ausdrucke ihres Gesichtes vielleicht zu erkennen, ob man sich dem Verstecke des Verfolgten nähere oder nicht. Aber die beiden Alten blickten, er mit ruhiger Würde, sie mit einem einfältigen Lächeln, in das eifrige, ja fieberische Treiben der Häscher. Erst als mehrere derselben sich dem Hühnerstalle näherten, gerieth Margot in einige Unruhe, und als sie die Thüre mit dem Fuße auftraten und hineindrangen, sprang sie in höchster Aufregung von ihrem Platze und geradenweges in das Geflügelhaus.

„Mein Geflügel," schrie sie, „sollt ihr in Ruhe lassen, das hat mit eurer Politik nichts zu thun, und der König hat euch nicht geschickt, um meine Hühner und Truthühner einzufangen!"

Die Männer lachten und wollten Margot wieder zum Hühnerhause hinausdrängen; sie hielt aber Stand, focht mit den Armen in der Luft, fuhr fort in lauten und schreienden Reden und brachte es glücklich dahin, daß in der übervölkerten Hühnersteige ein furchtbarer Aufruhr und Lärm entstand, eine betäubende Bewegung und Verwirrung. Die Truthühner geriethen in Wuth und flogen wie zum Angriff auf die Fremden los, welche bald, ohne selbst zu wissen, wie es geschehen, aus dem Hühnerhause hinaus gedrängt, ja geflüchtet waren. Margot setzte sich erschöpft an den Eingang desselben, bereit, wie sie versicherte, jeden neuen Angriff auf ihre Lieblinge mit Gewalt abzuschlagen. Man verhöhnte sie und ihre Lieblinge, versuchte es aber nicht zum zweiten Male, nach jener Seite vorzudringen.

Beinahe ohne dämmernde Uebergänge verwandelt sich während der hohen Sommermonate im Süden der Tag in Nacht. Plötzlich brach die von Pascal lange ersehnte Dunkelheit herein und schien jeder weiteren Untersuchung ein Ende machen zu wollen. Aber die Späher wollten auch während der Nacht nicht

ablassen und hatten sich mit Laternen und Fackeln versehen, die jetzt rasch entzündet wurden; und da der Vorrath für die große Mehrzahl nicht hinreichte, flochten sie aus den trockenen Olivenzweigen, die auf dem Hofe aufgeschichtet lagen, schlanke Bündel, tauchten sie in das Oelfaß, das in einer Seitenhalle stand, und improvisirten so neue Leuchten.

„Jetzt in die Weinberge!“ kommandirte Herr von Rivière, und den Leuten bei den Pferden befahl er, sich um den Berg nach der anderen Seite zu begeben. Während diese dahin trabten, vertheilte sich der Troß in die Weinberge Pascals, wo die Leuchten wie Irrlichter hin und her flackerten und den beiden im Hofe zurückgebliebenen Alten zeigten, wie so zu sagen hinter jeden Rebstock geleuchtet wurde, aber auch, wie die armen Reben mißhandelt und niedergetreten wurden. Margot näherte sich ihrem Herrn und wollte sprechen, aber er legte ihr schnell die Hand auf den Mund. Man konnte nicht wissen, ob nicht ein Späher zurückgeblieben, der sie in der Dunkelheit belauschte; doch konnte er nicht umhin, ihr die Hand zu drücken und ihr ins Ohr zu flüstern: „Du hast dich brav gehalten, gute Margot!“

Noch lange standen sie da und blickten den Lichtern nach, die sich allmählig den Berg hinaufzogen, bis sie sich an einer gewissen Stelle sammelten, um theilweise gleich wieder zu verschwinden.

„Jetzt sind sie an den Höhlen,“ sagte Pascal.

Margot zuckte mit den Achseln und sagte verächtlich: „Freilich, man wird sich in Höhlen verstecken, die jeder Ziegenbube kennt; da wäre es leicht, achtundvierzig tausend Franken zu verdienen!“

Wieder nach einiger Zeit verschwanden die Lichter jenseits des Berges. Nun erst wurde im Hause Licht angezündet, und Pascal ging mit einer Laterne rings um die Ferme, um sich zu überzeugen, daß kein Späher zurückgeblieben sei, und das Gleiche that Margot unter dem Vorwande, den Hof wieder in Ordnung zu bringen. Diener waren nicht vorhanden: Pascal hatte sie seit

drei Tagen mit den verschiedensten Aufträgen nach Cannes, Aix, Marseille geschickt, zum Theil an vertraute Freunde, die sie so lange als möglich zurückhalten mußten.

Die frühere Ruhe, nur noch erhöht durch die Stille der Nacht, herrschte in und um die Ferme Morin, kaum unterbrochen durch die Wellen des Meeres, die etwas stärker als unter Tages an das Ufer schlugen. Die Dunkelheit war tief, denn Wolken verhüllten die Sterne, und der Mond ging erst spät auf. Mit Wohlgefallen machte Pascal diese Bemerkung, nur der stärkere Wellenschlag mochte ihm nicht ganz behagen.

„Komm einmal ans Fenster, Margot, du bist hier geboren und die Tochter eines Lootsen — sage mir, was du vom Wetter hältst?"

Margot streckte den Kopf und die Hand hinaus, horchte dem Wellenschlage und betrachtete den Himmel nach allen Weltgegenden. „Schlimm," sagte sie, „schlimm, Herr Morin! Zwar die Nacht bleibt es erträglich, aber gegen Morgen haben wir den Mistral."

„Nun, dann ist's gut," antwortete Pascal beruhigt; „ehe es Morgen ist, hat er sein Schiff erreicht, und der Mistral treibt ihn rasch von der Küste Frankreichs und Korsika entgegen."

„Er geht also doch nach Korsika?"

„Um dort die Antwort des Kaisers von Oesterreich zu erwarten, der ihm halb und halb ein Asyl versprochen."

„Aber wird er in Korsika sicherer sein als hier? Ist Korsika nicht auch französisch?"

„Wohl! Aber der Kaiser stammt aus Korsika, die Korsen werden ihn als zur Familie gehörig aufnehmen; sie sind gastfrei, und wenn er ihnen sagt, daß er sich in ihren Schutz begibt, ist er dort sicherer als irgendwo in der Welt."

„Aber sind nicht auch dort französische Soldaten?"

„Freilich, doch nicht in genug großer Anzahl, um es mit den Korsen aufzunehmen, wenn diese ihn beschützen wollen — und endlich sind es Soldaten, die zum Kaiser halten. Das alles hat der König aufs Genaueste erfahren."

„Der König!“ sagte Margot, „nun ist Euch das Wort selbst entschlüpft.“

„Die Gefahr,“ lächelte Pascal, „scheint vorüber oder wenigstens bald zu Ende. Mache dich bereit, Margot — aber sei still, daß wir das verabredete Zeichen nicht überhören, da das Meer immer lauter wird.“

Pascal zog den Tisch nahe ans Fenster, stellte die Lampe darauf und blieb selbst in der Nähe stehen, immer hinaushorchend, während sich Margot im Hintergrunde zu schaffen machte und ein kleines Bündel voll Lebensmittel zusammenthat. Dann setzte sie sich hin, und eine lange Zeit verging im vollkommensten Stillschweigen. Plötzlich erklang vom Meere her, gedämpft, aber noch deutlich vernehmbar, die erste Strophe jenes provenzalischen Matrosenliedes, das so wehmüthig das Schicksal eines Schiffsjungen beklagt, der im Angesicht der heimischen Küste zu Grunde geht. Pascal und Margot fuhren auf, und die Strophe war noch nicht zu Ende, als sie Beide schon im Hofe und vor dem Hühnerhause standen. Margot riß die Thüren desselben auf und zeigte gegen die Bewohner eine Rücksichtslosigkeit, die gegen die Besorgniß, welche sie vor den Häschern für ihre Schutzbefohlenen verrieth, auf die auffallendste Weise abstach. Sie weckte die Schlafenden und trieb sie mit einem Besen zu ihrem Asyle hinaus; die schlaftrunken von den Sprossen fielen, ergriff sie und warf sie grausam den Fliehenden nach. Dann fegte sie mit dem Besen den Boden des Hühnerhauses so rein, als es in der Hast und Eile, die ihr ganzes Benehmen aussprach, möglich war. Pascal stand indessen neben ihr mit einer Laterne in der Hand, die er mit dem Rockschoß so zu verdecken wußte, daß ihr Schein nur unmittelbar auf den Raum vor ihm in das Hühnerhaus fiel. Dann fuhr er mit der freien Hand über ein Brett des hinteren Verschlages, zog einige vorstehende Nägel heraus, und die Hälfte der Wand fiel ihm entgegen. Margot fing sie auf und legte sie leise auf den Boden. Eine kleine Höhle öffnete sich vor ihnen in der Felswand, an die das Hühnerhaus hingebaut war, und von

der die Reben über dasselbe herabfielen, eine jener Höhlen, die man in der Wissenschaft als lithotomi cavi bezeichnet, die überall in Kalkgebirgen und besonders im südlichen Frankreich oft vorkommen, eine jener Höhlen, die zur Zeit der Dragonaden und Kamisardenkriege den verfolgten Protestanten als Zufluchtsstätten und Verstecke dienten.

Vor Margot und Pascal stand lächelnd ein großer, schöner Mann, dem lange, braune Locken über den Nacken herabfielen, und die sammt den sanften, wenn auch glühenden, schwarzen Augen gewissermaßen einen Kontrast bildeten gegen den schwarzen Schnurrbart und das sonstige durch und durch kriegerische Aussehen dieser überraschenden, eigenthümlichen, im Ganzen einnehmenden Erscheinung. Margot nahm, wie er mit einem entschiedenen Schritte aus dem Verstecke trat, unwillkürlich eine gebückte Haltung an, als ob sie sich tief vor ihm verneigen wollte, und selbst Pascal blieb in ehrerbietiger Weise vor ihm stehen.

„Nun, meine Wirthe," sagte der eigenthümliche Mann, „heute war es Ernst. Durch eine dünne Bretterwand war ich von Schmach, vielleicht vom Tod getrennt. Ich habe Alles gehört, das Toben im Hause, die Flüche, die gegen mich ausgestoßen wurden, und auch deine tapfere Vertheidigung des Hühnerstalles, meine gute Margot."

Er sprach laut, als ob keine Späher zu fürchten gewesen, und mit einer Ruhe und Gelassenheit, als ob nicht Eile nothwendig gewesen wäre. Pascal bat ihn darum, in das Haus zu treten, und theilte ihm mit, daß er das verabredete Zeichen gehört und daß Alles zur Abreise bereit sei. Joachim Murat ließ sich dadurch nicht stören. In der Stube angekommen, nahm er seinem Wirthe die Laterne aus der Hand, leuchtete Margot ins Gesicht und sagte, indem er ihr eine Hand auf die Schulter legte: „Dieses gute Gesicht will ich mir einprägen für alle Zeiten. Aufrichtig, Herr Pascal! Sie sind mein Wirth, mein Gastfreund, Ihnen danke ich, daß ich entwische, und vielleicht noch

glücklich, vielleicht noch mächtig werde — aber Sie sind ein Mann — dieser guten Alten fühle ich mich unvergleichlich inniger zu Danke verbunden als Ihnen."

„Sie haben Recht, Majestät," bekräftigte Pascal.

„Du mußt einmal schön gewesen sein, meine gute Margot," fuhr Murat fort, „deine Augen haben noch heute einen anmuthigen Glanz, und diese Grübchen in den Wangen waren gewiß verführerisch. Und du waist nie verheirathet? Wie kommt das? Ich möchte deine Geschichte kennen."

„Majestät," stammelte Margot verschämt, und jugendliche Röthe flog über das alte Gesicht.

„Sollte ich wieder einmal König werden, dann, Margot — dich werde ich nicht vergessen. Ach, wie wird dich meine Karoline hegen und pflegen! Könnte ich nur jetzt schon etwas für dich thun — doch, halt hier dieses Kästchen, es ist noch genug darin, um dich reich zu machen, da, nimm es."

Bei diesen Worten zog er aus den Falten der wollenen Blouse, die er unter dem Mantel trug, eine kleine Schatulle hervor und wollte sie Margot zwischen die Hände schieben; diese aber that rasch einen Schritt rückwärts und rief: „Daß mich Gott bewahre! Lassen Sie ab, Sire, ich flehe Sie an! Ich nehme es nicht!"

Da im Tone dieses Ausrufes einiger Vorwurf lag, zog er das Dargebotene auch in der That wieder rasch zurück. „Verzeihe mir, gute Margot," sagte er, „siehe, ich war zu lange König, und da meine ich, daß jede Güte bezahlt werden muß. Verzeihe mir. Und jetzt — was habe ich zu thun?"

„Der Kahn erwartet Sie, Sire," fiel hier Pascal ein. „Um diese Stunde muß Ihr Schiff auslaufen, das Sie auf hoher See an Bord nehmen soll. Es ist keine Zeit zu verlieren, da Alles auf die Minute verabredet ist. Sie müssen an Bord und auf hoher See sein, bevor der Mond aufgeht, sonst kommen Sie nicht durch die Engländer. Sie müssen fort, Sire, und augenblicklich."

„Also vorwärts und ohne Säumen!" rief Murat, denn es

geht dem Feinde entgegen. Ich nehme keinen Abschied von Euch, denn ich sehe Euch wieder. Vorwärts!"

Als ob es zur Schlacht ginge, schritt er zur Thüre hinaus; Pascal eilte voraus, um ihm den Weg zu zeigen, Margot trug ein Päckchen Lebensmittel nach. Sie gingen eine Strecke weit die Landstraße entlang, dann bogen sie links ab und wanderten am Fuße eines kleinen Hügels hin, einer Bucht entgegen. Sie kamen an einigen Häusern vorbei, in denen noch Lichter brannten und die Bewohner wachten; trotzdem wollte Joachim Murat mehrmals ein Gespräch anknüpfen, aber Pascal erlaubte sich, ihm mit einem leisen „St!" Schweigen aufzuerlegen. Ihn zu einem leiseren Auftreten zu bewegen, da er hallenden Schrittes einherging, war nicht möglich. Doch kamen sie glücklich an die Bucht und an die verabredete Stelle.

„Jaquet!" rief Pascal.

„Hier!" antwortete eine Stimme, und sofort sprang der Angerufene aus einem Kahne, den er an der Kette so weit als möglich aufs Land zog.

„Rasch in den Kahn und fort," flüsterte Pascal dem König zu, „ich habe hinter uns Schritte und Geräusch gehört."

„Ade! und auf Wiedersehen!" rief Murat und sprang in den Kahn.

„Nun," sagte Pascal zu Jaquet, „warum steigst du nicht ein?"

„Ich? Ich gehe nicht mit!" erwiderte der Matrose.

„Verräther! Was soll Das? Bist du nicht dafür bezahlt, den König bis an die Themis zu bringen?" rief Pascal voll Schreck und Zorn.

„Bezahlt?" fragte Jener zurück. „Für zweihundert Franken habe ich genug gethan — wenn man's erfährt, daß ich im Komplott war, schickt man mich auf die Galeeren. Und ein Verräther bin ich nicht, sonst hätte ich eine größere Summe verdient. Und die Themis? Nun, Das wollen wir erst sehen, wo der König die trifft."

„Die Themis," belehrte Pascal, „ist das Schiff des Königs, es muß ihn draußen erwarten."

„Das weiß ich vielleicht besser," sagte Jaquet, „Das wollen wir erst abwarten. Ich glaube, Seine Majestät muß die Reise nach Korsika im Kahne machen."

„Geschwätz!" rief Murat. „Bube, willst du einsteigen oder nicht?"

Er bekam keine Antwort; Jaquet war mit einem Satze auf dem Hügel und gleich darauf hinter demselben in der Nacht verschwunden.

Margot schlug die Hände in einander. „Mein Gott, was soll jetzt aus dem Könige werden?" rief sie verzweifelnd.

„Mein Arm, mein lahmer Arm!" rief Pascal. „Sire, ich kann Sie nicht fahren!"

„Unbesorgt, meine Freunde," tröstete Murat, „ich kann mich wohl selbst so weit rudern, bis ich mit der Themis zusammentreffe." Er setzte sich hin und ergriff die Ruder, als der Kahn von einem heftigen Sprunge erzitterte.

„Sind Sie es, Pascal, der in den Kahn sprang?" fragte der König.

„Nein, Sire, ich stehe hier auf dem Lande. Ist Jemand im Kahne?"

„Wir sind verloren!" rief Margot.

„Ich bin es, Herr Morin!" scholl es jetzt aus dem Kahne, „ich, Nadir, Ihr Gastfreund!"

„Der Aegypter!" rief Margot wieder.

„Sagen Sie dem König, Herr Morin, daß er sich mir anvertrauen darf, daß ich ein guter Fährmann bin, ein Verfolgter wie er, und vom Stamme Derer, die ihre Liebe zum Kaiser mit Verbannung und Tod büßten."

„So ist es, Sire," rief Pascal, „Sie haben einen Freund an Bord."

„Mein Stern! Mein Stern!" sagte Murat andächtig und hob den Hut in die Höhe. „Stoß ab, Aegypter, du fährst den Cäsar und sein Glück!"

Und der Kahn flog ins Meer und in die Nacht hinaus.

Drittes Kapitel.

Auf hoher See.

Ein unsichtbares Ungethüm,
Herblies der Mistral schneidend scharf,
Der Schaum und Fluth mit Ungestüm
An Korsika's Gestade warf.
Heinrich Leuthold.

Wilde Wellen wiegten das leichte Fahrzeug, das die beiden Flüchtlinge trug, zwei Menschen so weit verschiedenen Blutes und eben so weit verschiedenen Schicksals, die einander nie von Angesicht zu Angesicht gesehen, die auch jetzt noch, da sie ihr Geschick so eng an einander fesselte, bei der tiefen Finsterniß Einer dem Andern nicht ins Auge zu blicken vermochten. Die Hülfe, die ihm so plötzlich, so unverhofft gekommen war, erfüllte den König mit Zuversicht und gab ihm die freudige Stimmung, deren er in so hohem Grade fähig, und weckte den Muth, der ihm, wie wenigen Sterblichen, angeboren war. Mit Freude bemerkte er, wie der Kahn, trotz der hohen Wellen, rasch dahinflog.

„Du führst das Ruder, Nadir," sagte er, „als wärest du als Schiffer geboren."

„Das bin ich nicht, mein König," erwiderte der Araber mit Stolz; „mein Vater war der Fürst unseres Stammes, aber allerdings habe ich ihn und die Geschwister seit Jahren in Marseille manchmal als Schiffer und Fischer ernährt. Ich verstehe mich darauf, ein Boot zu führen, und hoffe, Eure Majestät glücklich in Sicherheit zu bringen. Doch ich will schweigen; jene Flamme, die uns dort vor den Augen tanzt, ist das Licht auf einem englischen Schiffe."

Lautlos flog das Boot weiter, daß man in der nächsten Nähe das Ein- und Auftauchen der Ruder nicht gehört haben würde. Bald bewegte sich das Schiffslicht hinter ihnen.

„Leb' wohl, perfides England," rief Murat, „das mich in seine Falle locken wollte. Du sollst meiner nicht habhaft werden. Denkst du daran, wie ich dir auch bei Capri einen Streich spielte? Es war meine erste That als König von Neapel und ich habe mir damit diese schöne Krone verdient."

In Erinnerung an diese allerdings kühne That, mit der er einst den Antritt seiner Regierung auf glänzende Weise feierte, lächelte Murat, hüllte sich in seinen Mantel und streckte sich, unbekümmert um die Wellen, die manchmal über Bord schlugen, im Kahne aus, in der Absicht, von alten Tagen zu träumen und die nächste Zukunft zu überdenken. Bald aber fiel er in einen tiefen Schlaf und träumte sich in die hundert Schlachten seiner Vergangenheit zurück, in den Pomp des neapolitanischen Königsschlosses, in die Mitte seiner Kinder und in die Nähe seines klugen und treuen Weibes Karoline, der jetzt im fernen Oesterreich wohl kein Sehertraum die Lage und Umgebung ihres Gatten zu verrathen vermochte.

Der König schlief, der Araber ruderte. Ein Segel zog Nadir nicht auf, theils aus Furcht vor dem Sturm, der sich mehr und mehr als der gefürchtete Mistral offenbarte, theils in der Besorgniß, mit einem Segel unter dem starken Nordwind zu rasch in das weite Meer hinaus und in zu große Entfernung von der Themis getrieben zu werden. Mitternacht war längst vorüber, die Finsterniß verlor an Dichtigkeit, der Sturm jagte die dicksten Wolken auseinander, und einige Sterne traten hie und da leuchtend hervor. Für Nadirs Auge war es hell genug, den schlafenden König betrachten zu können. Wie er so ruhig da lag, fühlte sich der Sohn des Morgenlandes von einer tiefen Ehrfurcht durchdrungen. Solche Ruhe bei solchem Schicksal schien ihm nur möglich bei einem auserwählten Wesen, das der erhabensten Verheißungen sicher war. Der Sohn eines Schenkwirthes in einer kleinen Stadt lag vor ihm, ein in Dunkelheit Geborener, dessen Schicksal mit dem der gewaltigsten Gestalt vieler Zeiten, mit der Napoleons, aufs Innigste verbunden war; der Sohn

des Volkes, der zwei Kronen getragen und der in seinem, Nadirs Mutterlande, wie in allen Ländern Europa's, die gewaltigsten Siege erfochten. War er nicht ein Auserwählter des Herrn? ein Werkzeug in der Hand, vielleicht ein Liebling im Herzen Gottes? War es nicht ein stilles Gebot Gottes, seinem Liebling beizustehen und ihm treu zu sein in allen Fährlichkeiten? Und war es nach der wunderbaren Art, wie Nadir mit ihm vereinigt wurde, nicht im Buche geschrieben, daß er ihm folgen und ihm anhängen solle — ohne zu prüfen? wie er sein Fährmann und Pilot wurde, ohne sein Antlitz gesehen zu haben?

Mit frischer Kraft ergriff er die Ruder, die er ermattet hatte sinken lassen, und blickte, da schon graue Dämmerung über der See lagerte, mit seinen scharfen Augen weit hinaus nach dem Schiffe, das des flüchtigen Königs Schätze, Papiere und Freunde trug und ihn selbst aufnehmen sollte. Plötzlich brach ein Sonnenstrahl über die weite Meeresfläche herein, und in demselben Momente tanzte eine Korvette, von dem Strahle beleuchtet, scheinbar nahe vor Nadirs Augen. Er schnellte empor und rief das Schiff an, das ihn nicht hören konnte. Der König erwachte, folgte den Blicken und Bewegungen Nadirs und sagte ruhig: „Das sind sie! Strenge dich nicht an, mein Freund; sobald es etwas heller wird, werden sie uns erblicken, denn sie sehen besorgt nach allen Seiten aus, und werden sie uns entgegensteuern."

Nadir aber ließ nicht ab, sondern erhob sich bald, um Zeichen zu geben und seinen weißen Mantel in der Luft flattern zu lassen, bald setzte er sich wieder hin und ruderte, da das Schiff trotz aller Zeichen seinen Kurs einhielt. Zum Glück begann mit Tagesanbruch der Mistral so gewaltig zu wehen, daß die Themis sämmtliche Segel einreffen mußte, um dem Winde so wenig Prise als möglich zu geben, und daß sie, obwohl gewaltig herauf und hinunter geschleudert, in ihrem Laufe nur sehr geringe Fortschritte machte.

„Du siehst," sagte der König, „sie halten schon still, um sich zu überzeugen, ob wir die Erwarteten sind!"

Nadir aber schüttelte den Kopf. Dieser Grund schien ihm die Equipage des Schiffes nicht zu bestimmen; hätten sie sich dem Kahne nähern wollen, so hätten sie schon ein Zeichen gegeben, daß sie ihn bemerkt, und sie hätten, trotz des starken Windes, das Bramsegel aufsetzen können, um den Kahn in wenigen Minuten zu erreichen. Vielleicht aber waren die Flüchtlinge auf der Themis schlechte Seeleute und hatten, da sie das Schiff nur mit Vertrauten bemannen mochten, zufällig nur unerfahrene Leute an Bord nehmen können. Er fragte in diesem Sinne den König, um einen Argwohn zu zerstreuen, der furchtbar in ihm auftauchte.

„Wie?" rief der König und lachte, „schlechte Seeleute, unerfahrene Menschen? Blancard, Langlade, Donnadieu, drei der trefflichsten Seeoffiziere, befinden sich an Bord."

„Dann," antwortete Nadir besorgt, „dann, Majestät, ist mir das Benehmen der Korvette unbegreiflich."

„Das Räthsel wird sich lösen, — nur auf das Schiff zugesteuert."

Nadir strengte seine Kraft aufs Aeußerste an; der Kahn flog, als ob er das Ruder eben jetzt erst mit ungeschwächter Kraft in die Hand genommen; der Raum zwischen dem Kahne und der Themis wurde immer kleiner. Der König stand aufrecht und winkte, und schon war kein Zweifel, daß man sie auf dem Schiffe bemerkt hatte. Es wurde lebendig an Bord, und Matrosen und Offiziere liefen hin und her.

„Etwas Außerordentliches geht vor an Bord," sagte Nadir, „es herrscht nicht die gehörige Ordnung."

„Vielleicht ein Leck?" sagte der König.

„Schwerlich, Majestät, denn alle Mann sind oben. Auch wird keine Anstalt gemacht, ein Boot auszusetzen oder eine Leiter herabzulassen."

„Schweige!" befahl der König, und seine Stirne zog sich in Falten, während er wie Einer, der warten will, was da kommen werde, die Arme übereinander schlug. Nach einiger Zeit sagte

er: „Ich erkenne schon die Einzelnen. Es ist Bonafoux, mein Neffe, der eben über das Hinterdeck lief — er ist verschwunden — will er sich vor mir verstecken?"

„Mein Gott!" schrie Nadir, „was bedeutet Das? Sie setzen alle Segel auf."

Nur wenige starke Bewegungen, und sie waren nur noch einige Faden vom Schiff entfernt. Der König stand stumm und starrte den Rumpf an. Mit Einem Male, da alle Segel fielen, bäumte es sich wie ein Roß, das sich mit einem Sprunge zum Laufe vorbereitet, warf sich auf die Seite und flog dahin wie ein Geier mit ausgebreiteten Fittigen. Man hörte, wie ein Offizier Befehle ertheilte, die nur geeignet waren, der fliehenden Themis noch größere Schnelligkeit zu geben.

„Rosetti! Rocca-Romana!" schrie der König. „Verrath! Verrath! Sie verrathen mich! Ich bin verloren!"

Er warf sich auf den Boden des Kahnes, und eben da, wo er mitten in Wind- und Wellensturm die halbe Nacht so ruhevoll geschlafen und glücklich geträumt hatte, lag er jetzt, während die Sonne, durch feuchte Wolken brechend, dunklen Purpur über ihn und die See breitete, aufgegeben, verzweifelt, vernichtet, zaghaft, wie er es nie gewesen, ohne Muth, der ihn doch sonst auf hundert Schlachtfeldern nicht verlassen. Der Achilles der großen Armee, wie man ihn nannte, lag trauriger da, als der Held vor Troja, da er den Tod seines Freundes erfuhr. Diesem war der Freund nur gestorben; den Achilles der großen Armee hatten die Freunde auf unerhörte, auf diebische, bübische Weise verrathen.

„Sie, die ich aus dem Staube gezogen, die ich aus Nichts zu Etwas machte, die mir Alles danken, Alles, deren Schicksal ich war, die mich wie ihren Gott anbeteten, so lange mir das Glück lächelte! Ist es möglich? Ist der Mensch solcher That fähig? Ist Das nicht schlimmer als die That des wilden Thieres, das seinen Feind nur zerreißt und verzehrt? Vor meinen Augen fliehen sie mit meinem Schiffe, das mich in einen rettenden Hafen

bringen sollte, mit meiner Habe, mit meinen Papieren, den Dokumenten meiner Rechte — und lassen mich hier auf wildem Meere, auf einem elenden Fahrzeug, tausendfachem Tode ausgesetzt, meinen Häschern und Verfolgern preisgegeben. Das ist schlimmer als Meuchelmord, schlimmer als alle Thaten, die je mit Gift und Dolch ausgeführt wurden. Habe ich Das verdient, König der Könige, sage!"

Er war bei den letzten Worten aufgesprungen und richtete Gesicht, Augen und Arme gen Himmel. Er schwieg einen Augenblick, aber nur, um sich mit einem neuen, wilden Ausbruch selbst zu der furchtbaren Antwort zu sammeln: „Ja, Herr im Himmel, ich habe es verdient, du missest mit gerechtem Maße, denn ich habe ein Gleiches gethan. Als er, der mir das theure Weib und die Krone gab, an den ich mit meinem ganzen Leben und mit den heiligsten Banden gebunden war, als er bei Leipzig ins Elend stürzte, da verließ ich ihn treulos und fuhr mit dem Schiff meines Glückes, vor seinem Antlitz flüchtend, an ihm vorbei wie jene Verräther, mit allen Schätzen, mit denen er mein Lebensschiff beladen, und floh ins Lager der Feinde. Du richtest gerecht, mein Gott, ich fühle dein ganzes Strafgericht und weiß, daß es nicht beendet ist. Ich bin gerichtet."

Wie ein todter Körper fiel er jetzt in den Kahn, daß er schwankte. Zu der Wassermasse, die ihn bereits erfüllte, schlug noch eine Welle herein. Der König achtete es nicht, daß er nur mit dem Kopfe, der an die Seitenbank lehnte, aus dem Wasser hervorragte.

Nadir wußte, daß er jetzt weder auf die Klagen und die Verzweiflungsausbrüche des Königs horchen, noch an den fürchterlichen Verrath seiner Freunde denken durfte; daß es ihm allein erlaubt war, an die Gefahr zu denken, die gierige Hände über den Rand des Kahnes nach ihnen, den beiden Flüchtlingen, ausstreckte. Nur noch Eine starke Welle, und der Kahn ist mit Wasser erfüllt, und sie sind verloren. Alles Rudern war beinahe ganz vergebens, denn das überlastete Fahrzeug gehorchte nicht

mehr dem Fährmann, sondern nur noch der Welle, die es vor- und rückwärts trieb. Dieses sonst so heitere, belebte Meer war öde, denn die Vorgänge an den Küsten des südlichen Frankreichs hielten die Kauffahrer ferne; nichts als das Verrätherschiff war zu erblicken, wie sehr auch Nadir seine Augen anstrengte. Es war der einzige Halt, darum hafteten trotz allem Verrath Nadirs Blicke mit Hoffnung an demselben. Aber es flog dahin, alle seine Segel voll des Sturmes, als ob es sich beeilte, gleich einem Mörder den Schauplatz seiner Missethat zu meiden. Und doch! — Nadirs Auge blickte scharf — die Schaluppe senkte sich, ein Fahrzeug wurde ausgesetzt. Bereuen sie? Nein, die Themis flog weiter, aber die Schaluppe ruderte in der That dem Könige entgegen; drei Männer regierten sie, kraft- und kunstvoll; sie beherrschten die wilden Wellen, und es war, als ob der Sturm, der ihnen doch entgegenarbeitete, ihnen dienstbar wäre. Aber konnten die drei Männer in der Schaluppe nicht auch Verräther sein, ausgesandte Mörder, die mit dem schwachen Kahne die Zeugen und Opfer ihrer Unthat auf ewig in die Tiefe der See versenken wollten? In der That, ein einziger Stoß ihrer starken und hochbordigen Schaluppe, und der König ist sammt seinem Piloten begraben. Nadir ließ das eine Ruder fallen und erhob sich, das andere emporschwingend wie eine Waffe, entschlossen, sein und des Königs Leben nicht ohne Kampf enden zu lassen. Doch war mehr Hoffnung des Gelingens, wenn der Achilles der großen Armee am Kampfe Theil nahm; vielleicht konnte man sich dann noch des Fahrzeugs der Feinde bemächtigen, und auf diesem, meinte Nadir, wollte er den unglücklichen König gewiß an irgend eine, wenn auch noch so entfernte befreundete Küste lootsen. So rief er ihn denn an: „Auf, König, es steht uns wohl ein Kampf bevor!"

Aber der König regte sich nicht. Wiederholt versuchte es Nadir, ihn aus seiner Versunkenheit zu wecken; vergebens. So stand er allein da, mit dem Ruder auf der Schulter, angstvoll die nächsten Minuten erwartend und hoffend, daß im schlimmsten

Falle der Kampf den König wecken werde. Trostvoll schien es ihm, daß sich die Themis entfernte, während die Schaluppe sich mehr und mehr näherte und zwischen beiden ein immer größerer Zwischenraum entstand. Wären die Verräther in der Themis mit diesen drei Männern in der Schaluppe einverstanden, so würden jene diese erwarten. Diese Berechnung täuschte nicht; schon von ferne winkten und grüßten die drei Männer und schwangen von Zeit zu Zeit ihre Kappen in die Luft; sie riefen auch, aber ihre Rufe verhallten ungehört im Heulen des Sturmes. Endlich waren sie so nahe, daß man schon einzelne Töne vernehmen konnte, und endlich klang es deutlich und hallend über die Fluthen herüber: „Hoch Abukir! Hoch Marengo! Hoch Eylau, Madrid und Borodino!"

Wie ein Zauber weckten diese Namen seiner Siege den König aus seiner Dumpfheit; wie eine Feder schnellte es ihn in die Höhe. Aufrecht stand er da, seine Augen blitzten, er warf die dunklen Locken zurück in den Nacken, hob beide Arme empor und rief: „Langlade, Donnadieu, Blancard, meine Freunde! Nein, ich bin nicht verrathen, mein Stern ist nicht untergegangen!"

Die Todtenmaske, die eben noch sein Gesicht bedeckte, war wie von unsichtbarer Hand weggewischt; Leben, Hoffnung, Glück, Triumph strahlten aus allen Zügen, als ob es nicht ein schwanker Kahn mit drei Männern, als ob es eine gewaltige, weltbesiegende Flotte mit zahlloser Mannschaft wäre, die ihm zu Hülfe kam. Ein Mann, der aus einem Nichts ein König und weltberühmter Krieger geworden, sah er leicht überall und im Kleinsten den Keim zu Großem, zu einer glänzenden Zukunft. Nadir, der ihn und die raschen Uebergänge in diesem Gemüth, in dieser Einbildungskraft nicht kannte, sah ihn erstaunt an und vergaß darüber den sinkenden Kahn und die mit Freuden- und Freundesrufen nahende Rettung.

Plötzlich verschwand der König vor seinen Augen; mit einem gewaltigen Sprunge war er in der Schaluppe; der Kahn tauchte unter, und Nadir wäre mit ihm gesunken, hätte ihn nicht eine

gewaltige Hand erfaßt. Es war die Hand des Königs selbst, die ihn am Arm ergriff und mit starkem Rucke über Bord der Schaluppe hob. Es war ihm Das alles wie ein Traum, wie er sich so mit einem Male auf sicherem Fahrzeuge fand, in Gesellschaft befreundet und glücklich blickender Männer, und wie der König, sie alle umarmend, lachte und voll Freude war — nachdem kurz vorher Alles voll Trauer, Verrath, Hoffnungslosigkeit gewesen. Der König bemerkte es kaum, was doch die Seeoffiziere mit Entsetzen erfüllte, wie, kaum, daß er mit Nadir die Schaluppe betreten, das Meer aufgluckste und den Kahn hinunterschlang — es machte ihm nicht den geringsten Eindruck, daß die Hülfe, um eine Minute später, zu spät gekommen wäre. Er plauderte mit erstaunlichem Behagen und erkundigte sich nach dem Befinden der drei Freunde; es fiel ihm nicht einmal ein, nach der Art des Verrathes zu fragen, den die Themis an ihm begangen; er sah und fühlte nur, daß er noch Freunde, noch Anhänger hatte. Wer konnte sagen, nach wie vielen Tausenden noch die Zahl seiner Anhänger zählte? Es fiel ihm auch nicht ein, zu fragen, auf welche Weise sich die Freunde vom Verrätherschiff losgemacht, um ihn zu retten und sich ihm anzuschließen. Er wäre in diesem Augenblicke fähig gewesen, „Nach Neapel!“ zu kommandiren, um sein verlorenes Königreich wieder zu erobern, aber schon saß Blancard ruhig am Steuer, und die Schaluppe nahm die Richtung auf Korsika.

Viertes Kapitel.

Vescovato.

Wenn noch der Alten Glaub' und Sitten währten,
Den Göttern heilig wähnt' ich dieses Land.
Mehr als der Menschen Wünsche je begehrten,
Thut hier sich auf — und hier wird klar erkannt,
Daß noch auf Erden eine Schönheit waltet,
Die sich dem stumpfen Sinne nie entfaltet.

Camoens.

Ein Paradies, ja wahrlich ein Paradies, auf der herrlichen Insel einer der herrlichsten Winkel, überhaupt auf der weiten Erde eine der holdesten, lieblichsten, zaubervollsten Gegenden ist das Kastanienländchen oder die Castagniccia, und doch ist es nur der Schrein zu einem Juwel, und dieses Juwel ist der Ort Vescovato, der Hauptort der Castagniccia. Wohl Dem, der die Castagniccia und ihr Vescovato gesehen hat. Dorthin lud der edle Korse, Graf Buttafuoco — wir kommen hierher wandernd an seinem Thurme vorbei — den armen Selbstquäler Jean Jacques Rousseau; wäre dieser der Einladung gefolgt, er, der Anbeter der Natur, hätte die Natur noch inniger lieben gelernt, und sein ewig wacher Argwohn wäre unter der großartigsten Gastfreundschaft der Welt entschlummert, und seine kranke Seele wäre gesundet. Wo auf weiter Erde gibt es einen schöneren Frieden, als im Schatten dieser Kastanienwälder, an der Schwelle jenes von Epheu bedeckten Klosters, am Rande dieses rauschenden Wildbaches, auf allen diesen Wegen und Pfaden, die sich durch hohe Erikabüsche, durch üppige Rebengelände, durch Orangenalleen an den Hügeln hin und herauf und herunter winden? Von hohen Bergen ist dieses Paradies schützend umschlossen, umarmt wie von himmlischen Wächtern; damit aber keiner der himmlischen Erdenreize fehle, öffnen sich diese Berge dem Osten zu, und der Blick schweift frei hinaus über die glückliche Golo-Ebene, über das blau-purpurne Meer, hinüber über die Inseln bis an die Küsten

Italiens. Ja, glücklich, glücklich, wer hier im Abendschatten wandelte, und dem zu dem Frieden der Natur das Ave-Maria-Glöcklein jenes epheubedeckten Klosters noch den höheren Frieden ins Herz läutete. Es ist ein Friede, den die Erinnerungen an alle die Thaten und Männer dieses geschichtlichen Ortes der kampfberühmten Insel nicht stören, sondern erhöhen, denn es sind erhabene Helden, die hier gestritten, und es sind heilige Kämpfe, die hier gekämpft wurden, Kämpfe für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Vaterland. Jedes dieser Häuser und Hütten weiß von einer großen That zu erzählen; in jedem dieser Häuser wohnten Menschen, die große Thaten gethan oder von großen Thaten treu berichteten. In Vescovato weilten oder wurden die edelsten Männer geboren, in Vescovato sind ihre größten Chronisten und Geschichtsschreiber zu Hause.

Seht zum Beispiel jenes Haus, das etwas abgesondert von den anderen Häusern Vescovato's daliegt und mit zwei Geschossen über die andern hervorragt, von üppigem Baumwuchs umgeben und von einer tiefen Stille, die nur durch das Gemurmel des Brunnens und durch das Girren der zahlreichen Tauben, die es umkreisen, unterbrochen wird, es ist das Haus der Ceccaldi — unter seinem Dache wurde der Historiker Korsika's, Ceccaldi, geboren und der große General Andrea Colonna Ceccaldi, der Triumvir mit Gaffori und Hyacinth Paoli, dem großen Vater des größeren Sohnes Pascal Paoli. Dieses Haus steht so zu sagen auf jeder Seite der Geschichte Korsika's; die meisten Helden vieler Jahrhunderte dieser heldenmüthigen Insel sind hier eingekehrt; wie oft wurde hier Rath gehalten über die Art der Bekämpfung des Erbfeindes, des verfluchten Genua, des grausamen, hab- und blutgierigen Genua. Ein Heiligenschein liegt auf diesem Hause, denn es ist zugleich ein Tempel des Gastrechts; es hat zu allen Zeiten Hunderte und Hunderte von Flüchtigen und Verfolgten geborgen und zeichnet sich durch Gastlichkeit aus, selbst in dem gastlichsten aller Länder, in Korsika.

Tiefe Stille, tiefer Friede lag mit der Gluth der Augustsonne über Vescovato und über diesem Hause am Tage des heiligen Ludwig. In dem großen Gemache des unteren Stockwerkes, das gegen die Sommerseite mit Läden gegen die Ueberfülle des Lichts geschützt war, in halber Dämmerung hatten sich die Bewohner und Herren des Hauses versammelt; aber sie hielten, trotz der gewaltigen Hitze, nicht Siesta, sondern saßen an dem langen, wuchtigen Tische, mit Unterbrechungen plaudernd, wie es die ermüdende Schwüle des Tages erlaubte. Obenan saß der eigentliche Besitzer und Herr des Hauses, Colonna Ceccaldi, ein uralter Greis, dem die weißen Locken dicht und lang über den Nacken fielen und die alte Wahrheit bestätigten, daß es auf Korsika keine Kahlköpfe gebe. Der andere, viel jüngere Mann, der neben ihm saß, schien allerdings gegen diese Wahrheit zu zeugen, denn sein Schädel war nur spärlich von braunen Haaren bedeckt; bei näherer Prüfung aber konnte man erkennen, daß nur das jahrelange Tragen einer schweren Kopfbedeckung, eines Helmes oder anderen Soldatenhutes, an dieser Aermlichkeit des Haarwuchses Schuld war und daß unter der leichten phrygischen Mütze des Korsen mit der Zeit an derselben Stelle sich wieder die alte Ueppigkeit zeigen könne. Zur Zeit trug jene Armuth nur dazu bei, die hohe und edle Stirne des jüngeren, wenn auch nicht mehr jungen Mannes in ihrer ganzen Schönheit hervortreten und ihre Harmonie mit der geschwungenen Geiernase, den gerade und offen blickenden Augen, dem gewaltigen Soldatenschnurrbarte, der einen mild lächelnden, ja, etwas weichen Mund verhüllte, sehen zu lassen. Es war dieß der Schwiegersohn und Gatte der einzigen Tochter des alten Colonna Ceccaldi, General Franceschetti. Seine Gemahlin, Katharina Ceccaldi, saß ihm gegenüber und hörte ihm unverwandt zu, als wollte sie die verlorene Zeit einbringen, die vielen Jahre, die er ferne von ihr verbrachte. Obwohl sie bereits etwas Matronenhaftes in Gesicht und Gestalt hatte und die Tage der Jugend längst vorüber waren, blickte sie ihn doch mit jugendlicher Liebe an, mit Augen, aus

denen Zärtlichkeit und Bewunderung zugleich sprachen. Ebenso that seine achtzehnjährige Tochter, Maria Benvenuta, die neben ihm saß, seine Hand hielt und nur manchmal einen Blick des Einverständnisses zu ihrer Mutter hinüberschweifen ließ.

Franceschetti war zwar schon vor mehr als vierzehn Tagen, von seinem König Joachim entlassen, zu den Seinen zurückgekehrt, aber diese hatten ihn noch immer nicht genugsam angesehen und angehört. Daher auch seit seiner Rückkehr trotz der glühenden Mittage nie an Siesta gedacht wurde; man setzte sich nur während der heißesten Stunden ruhig zusammen, und die Fragen von Seiten der Familie und die Antworten des Heimgekehrten flossen um diese Zeit nur etwas spärlicher. In der That hatte Franceschetti viel zu erzählen; seit vielen Jahren an Joachim Murats Schicksal gebunden, war er, seit dieser den Thron von Neapel bestiegen, trotz der Nähe der Insel nicht auf diese zurückgekehrt, denn gerade in dieser Zeit war Joachim die Gegenwart seiner Getreuen nothwendiger als vorher, da er in dem neuen Königreiche auch eine neue Welt zu schaffen hatte. Und wie viel war gerade in den letzten zwei Jahren mit diesem Könige vor sich gegangen, seit er nach der Schlacht bei Leipzig seinen Stern aus dem Bereiche des sinkenden Sternes des Kaisers entfernen und vor gleichem Falle retten wollte, seit er mit den verbündeten Feinden seines Schwagers unterhandelte, ja Allianzen zu knüpfen suchte, herüber und hinüber schwankte; endlich, da der Kaiser Elba verlassen, sich zum König von Italien machen wollte und sein Schwanken wie seine Kühnheit bei Tolentino büßte, wo er Vergangenheit und Zukunft zugleich verlor und als treulos am Kaiser wie an den Verbündeten erscheinen mußte. Wie viel hatte Franceschetti von der Katastrophe dieser Tragödie zu erzählen, in der er selbst eine hervorragende Rolle gespielt bis ans Ende, eben weil er bei der allgemeinen Treulosigkeit und Verrätherei bis ans Ende bei seinem Herrn ausharrte. Gattin und Tochter hatten das Leben in der Einsamkeit Vescovatos immer dem Glanze des neapolitanischen Hofes vorgezogen, wo sie doch in nächster

Nähe des Thrones hätten prangen können. Aechte Korsinnen, liebten sie vor Allem ihre Heimat, aber als ächte Töchter ihres Landes begriffen sie es auch nicht anders, als daß der Vater und Gatte dort sei, wo ihn seine Pflicht zurückhielt, wo Gefahr und Kampf war, wie es sich für einen Krieger ziemt. Durch die englische Flotte vom Festlande gänzlich getrennt, waren sie oft durch Monate ohne Nachrichten vom Vater und vom Kontinente. Der Nachricht von Waterloo, vom zweiten Zusammensturze des Kaiserreiches, vom zweiten Einmarsche der Verbündeten in Paris, von der Zertrümmerung des neapolitanischen Thrones und dem tiefen Falle Joachims war Franceschetti beinahe auf dem Fuße gefolgt. Ueber die zahllosen Ereignisse, welche sich im Laufe, fast könnte man sagen, weniger Tage drängten, über die ungeheure und plötzliche Verwandlung der ganzen Welt erhielten sie den ersten, ausführlichen Bericht durch ihn, der ihnen der glaubwürdigste Bote war. In ihren einfachen Verhältnissen groß geworden, mit den anderen Bewohnern Vescovatos, trotz ihres höheren Ranges, wie mit ihres Gleichen verkehrend, frische, naive und leidenschaftliche Naturen, lebten sie jetzt Alles mit doppelter Lebhaftigkeit durch und pochten bei den Erzählungen ihre Herzen und Pulse von Mitgefühl, Kampfluft, Racheburst, wie es bei den betheiligten Personen des großen Drama's selbst kaum lebhafter der Fall gewesen sein mochte.

Nur der alte Ahnherr Colonna Ceccaldi, der noch Pascal Paoli in Waffen, der noch Korsika im großen Kampfe für seine Freiheit, überhaupt die alten Zeiten gesehen und in dessen weisem Herzen die Leidenschaften ruhten wie in einem tiefen See, nur Ceccaldi hörte die Erzählungen seines edlen Eidams mit der Ruhe eines Weisen an. War er doch auch mit seinem Herzen niemals auf Seiten jener Familie von jenseits der Berge, wo man Korsika und die Freiheit nie so geliebt hat, wie diesseits an der östlichen Küste — jener Buonaparte's, die, wie großen und blutigen Ruhm sie auch über das Eiland brachten, doch die Freiheit überall vernichteten und bewiesen, daß sie wenig Verwandt-

schaft hatten mit jenen Korsen, aus deren Blute die Gianpolo's, Sampieri's, Gaffori, Paoli, die großen Bürger und menschenliebenden Menschen hervorgegangen. Er stammte noch aus der Zeit, da die Buonaparte's auf der Insel nur wenig geachtet waren — und was blieben sie, trotz aller Siege, neben den Colonna Ceccaldi's, welche die Insel in grauen Zeiten schon mit Siegen vor den Sarazenen zu schützen wußten? Wenn sie vor den Augen des alten Edlen irgend welche Gnade fanden, so dankten sie es nur dem Umstande, daß der große Pascal Paoli den Carlo Buonaparte aus Ajaccio, den Vater des späteren Kaisers, einiger Freundschaft würdig geachtet hatte. Außerdem erinnerte er sich gar wohl der Zeit, da der junge Napoleone Buonaparte aus Ajaccio sich auf der Insel als eifrigen Klubbisten und Republikaner aufgethan, und sein Herz, das fest war wie ein Berg, konnte sich nie einem Menschen zuwenden, dessen Herz sich so wandelbar erwies, daß er aus einem Vertheidiger der größte Unterdrücker der Freiheit und Tyrann aller Völker geworden. Und weil er aus seiner Meinung und seiner Abneigung gegen Napoleon nie ein Hehl gemacht, und weil er zu ihrer Zeit auch die französische Republik nicht liebte, die Korsika seine geraubte Freiheit vorenthielt und es wagte, Pascal Paoli vor ihre Schranken zu fordern, und ihn zwang, im Exile zu sterben, zählte man den alten Colonna Ceccaldi auf der Insel zu den Royalisten. Die Frauen dieses Hauses, Katharina und ihre Tochter Maria Benvenuta, waren nur Korsinnen: sie liebten nur Korsika und hatten alle Tugenden der Frauen dieser Insel im ausgesprochensten Grade; sie liebten die Freiheit und die Besiegten und Unterdrückten. Franceschetti hing an Dem, dessen Waffenbruder er war und dem er Treue versprochen — und so fanden sich in diesem kleinen Kreise drei Parteien zusammen und gehörten diese vier Menschen drei verschiedenen Parteien, eben weil sie alle ächte Korsen waren. Aber eben darum waren auch die Bande der Familie so stark, daß diese Verschiedenheit nicht den geringsten Riß hervorbrachte, am Allerwenigsten jetzt, da alle ihre Gefühle

bei den Gefallenen waren, über die sich ein so welterschütterndes Strafgericht mit aller Wucht hergestürzt hatte.

An diesem Tage hatte sich in Vescovato das Gerücht verbreitet, daß ein Schiff in der Nähe von Bastia von verfolgenden Engländern eingeholt, untersucht und wieder frei gelassen worden. In dem kleinen Kreise beschäftigte man sich mit der Frage, wem die Verfolgung gegolten haben möge.

„Ich bin ruhig," sagte Franceschetti, „dem Könige Joachim galt diese Verfolgung nicht. Ich weiß es, daß sein Unterhändler Maceroni in Paris mit den Alliirten und er selbst mit Kaiser Franz von Oesterreich wegen eines Asyles unterhandelt und daß man auf diese Unterhandlungen eingegangen, da König Joachim während des letzten Krieges, Dank dem Hasse Napoleons, in Unthätigkeit verharrte. Weh dem Kaiser, daß ihm Joachim bei Waterloo fehlte; er, er allein hätte die englischen Carré's gesprengt. Nie hat ihm ein Carré widerstanden. Waterloo wäre nicht verloren gegangen, und Beide säßen noch heute auf den Thronen. Aber wie die Dinge jetzt stehen, ist es so gut für den König, denn die Alliirten haben keine Ursache, Joachim zu verfolgen, den sie eben, als Napoleon von Elba losbrach, als König von Neapel anerkennen wollten. Möge er, wenn er es vermag, seine Tage in Ruhe beschließen, ohne Klage über das Verlorene, glücklich in der Erinnerung an seine glänzenden Thaten, glücklicher durch die Freuden, die ihm ein treues, liebevolles Weib und geliebte Kinder bieten können, — wie mir," setzte der General nach kurzer Pause hinzu, indem er die Hand seiner Frau entgegenstreckte und seiner Benvenuta zulächelte.

„Amen!" sagte Katharina mit Andacht.

„Der König ist jetzt wohl schon in der Schweiz, auf dem Wege nach Oesterreich, wohin sich seine Gemahlin von Neapel aus unter dem Namen einer Gräfin Lipano eingeschifft hat. Wahrscheinlich reist er unter demselben Namen. Es ist eine Verstellung der Buchstaben von Napoli — eine arme, traurige Maskirung alter Herrlichkeit."

„Gott und die heilige Jungfrau," betete Katharina, „mögen über dem Frieden seiner Seele wachen, wie über dem Frieden der Welt. Ein ungeheurer Sturm, der die ganze Erde erschütterte, hat ausgetobt — o, daß es jetzt so ruhig und klar würde wie nach einem Gewitter."

„Ein Gebet, in das jeder Gute mit einstimmen sollte," sagte Colonna Ceccaldi; „ich bin alt, und mir wird bald der unzerstörbare Frieden kommen, aber die Jugend bedarf des Friedens, damit sie erkenne, was die Welt seit einem Vierteljahrhundert vergessen, daß auch die Liebe, das ruhige Denken, die fruchtbare Arbeit auf Erden walten können."

„Das," rief Franceschetti, „sollten zuerst die Herrscher erkennen und wünschen, die jetzt über die Geschicke der Völker entscheiden werden. So sie nicht Freiheit geben, ist auch an Frieden und Liebe nicht zu denken. Ueber den gefallenen Napoleon hinüber erinnern sich jetzt die Völker der Zeit, die ihm vorangegangen, und der großen Worte, die damals die Welt durchhallten. Und vor Allen sollen die Bourbonen es wissen, daß sie in ein anderes Land zurückkehren, als sie verlassen. Wie sie aber jetzt beginnen, wird der Kampf in Frankreich und in Europa unendlich."

„Was immer kommen möge, mein Vater," sagte Benvenuta flehentlich und mit gerührter Stimme: „du hast das Deinige gethan in der Welt, du bleibst bei uns, mein Vater! Nicht wahr, deine Benvenuta, die ihre ganze Kindheit ohne dich sein mußte, wird jetzt das Glück, einen Vater zu haben, in aller seiner Süßigkeit kennen lernen?"

„Ja, mein theures Kind," erwiderte der General gerührt und drückte einen Kuß auf ihren Scheitel, „ich bleibe bei euch, ich gehe nicht wieder von dir. Habe ich nicht schon meinen braunen Rock von grobem korsischem Tuche angethan."

„Er steht dir besser als deine Uniform!" fiel Benvenuta rasch ein, „es ist ein schönerer Anzug, als alle Prachtgewande der Welt. Ein Korse und nur ein Korse zu sein, ist mehr als Alles!

Wehe Dem, der kommen würde, dich wieder unserem Hause zu entführen; ich würde mich an ihm rächen, wie ein Mann, der Verwandtenblut zu rächen hat."

Ihr schönes, schwarzes Auge flammte; sie fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, daß die Mandile, die Kopfbedeckung der korsischen Frauen, rückwärts über den Nacken fiel.

„Mein ächtes Korsenkind!" lächelte Franceschetti, als eben der alte Diener Serafino eintrat und meldete, es sei ein fremder Mann draußen, der den General dringend zu sprechen wünsche.

„Ein Fremder? Hat er sich nicht genannt?"

„Nein! er sagte, er könne seinen Namen nur dem General anvertrauen."

„Wie sieht er aus?"

„Serafino zuckte die Achsel: „Schwer zu sagen — wie ein stolzer und gebeugter Mann, wie ein großer Herr und wie ein Bettler."

„Es ist ein Verfolgter!" rief Katharina und erhob sich.

„Dann haben wir ihn schon zu lange warten lassen," sagte Colonna, indem er sich ebenfalls erhob. „Gehen wir, denn er will sich meinem Sohne allein entdecken."

Der alte Mann stützte sich auf den Arm seiner Tochter und ging mit ihr in eine Nebenstube. Benvenuta eilte zur Saalthüre hinaus. In dem dämmerigen Gange draußen stand ein Mann, der sich an die Wand lehnte und die geschlossenen Augen aufschlug, als Benvenuta an ihm vorbeistreifte. Sie fuhr zusammen, als sie der Strahl dieser Augen traf, und sie mußte sich zusammenraffen, um nicht stehen zu bleiben und länger in diese Augen zu sehen. Welch ein Unglück! und welche eigenthümliche Gluth brach aus diesen Augen! Wer war es? Aber der Fremde wollte sich nur dem Vater entdecken, das heilige Recht der Gastlichkeit verbot ihr, auch nur einen fragenden Blick auf ihn zurückzuwerfen, und in der Angst, sich gegen die hohe Sitte zu vergehen, eilte sie wie fliehend weiter, bis sie im Hofe unter den Kastanienbäumen stand. Zu begierig war sie, zu wissen, wer der Mann

war, der wie ein Bettler und Flehender im Gange gestanden, darum eilte sie so weit fort, wo es ihr unmöglich war, etwas von ihm zu sehen oder einen Ton seiner Stimme zu erlauschen.

Der General, nachdem ihn seine Familie allein gelassen, stand am Tische und blickte der Thüre erwartungsvoll entgegen. Der Fremde trat ein. Eine Capote hing um seine Schultern, eine schwarze seidene Mütze bedeckte ihm den Kopf tief über die Stirne bis über die Augenbrauen, daß die Augen tief beschattet waren. Ein dichter, dunkler, verwilderter Bart faßte das Gesicht ein. An den Füßen trug er Schuhe und Kamaschen eines gemeinen Soldaten. Die ganze Gestalt war von Staub bedeckt und sah müde und erschöpft aus, wie nach einer anstrengenden Wanderung.

Franceschetti erzitterte und wußte nicht, warum.

Der Fremde öffnete den Mund und sagte mit bebender Stimme: „Willst du mir Gastfreundschaft gewähren? Schutz? Rettung? Bist du treu? Ich überliefere mich deinen Händen."

In demselben Augenblick lag der General zu des Fremden Füßen. „Mein König!" rief er und stieß einen Schrei der Ueberraschung und des Schmerzes aus.

Katharina und Colonna hörten diesen Schrei in dem fernen Gemache, aber sie blieben, wo sie waren, denn der Fremde wollte sich Franceschetti allein entdecken. Auch Benvenuta hörte den Schrei ihres Vaters. Sie rührte sich nicht von der Stelle, aber unwillkürlich wandte sie den Kopf gegen das Fenster des untern Saales und sah, wie der Fremde am Halse ihres Vaters hing. „Es ist ein Freund des Vaters," sagte sie vor sich hin — und gleich darauf, aber mit nur lispelnder Stimme: „Es ist König Joachim!"

Sie bebte zusammen. Es war ihr, als wollte ihr Herz stille stehen; ihre Wangen erblaßten, kalt fuhr es ihr durch alle Glieder. Sie sah sich um, ob nicht ringsumher an Haus, Hof, Bäumen plötzliche und große Veränderungen vor sich gegangen, denn es schien ihr, als ob ein großes Schicksal hier eingezogen wäre.

„Mein Vater," murmelte sie, wirst du uns wieder entführt?!" Dann schüttelte sie sich und ging aufrechten Hauptes und raschen Schrittes vor das Thor des Hofes. Da stand sie und blickte in die Runde wie eine Wache. Er war unter ihrem väterlichen Dache, er kam als Verfolgter, Schutzflehender: schon stand sie wie bewaffnet da, um ihn zu schützen, und ihre scharfen Augen drangen weit ins Land hinaus, hinab über die Golo-Ebene bis ans Meer, in die Thäler und in die nahen Gebüsche, ob sich nicht ein Feind, ein Späher nähere. Sie hörte jedes Säuseln und Rascheln in den Gebüschen. Doch war es ruhig überall; die Einwohner von Vescovato hielten noch Siesta, und selbst die Vögel schwiegen unter der Gluth der brütenden Augustsonne. Nur die Luft zitterte und Benvenuta's Herz.

Fünftes Kapitel.

Benvenuta.

> I here present you a shadow
> Of majesty, but in effect a substance
> Of pity.
> John Ford »Perkin Warbeck.«

> Man's yesterday may ne'er be like his
> morrow.
> Shelley.

Sie stand nicht lange, als es sich in einem von Oleander- und Granatsträuchen gebildeten Hage rechts von ihr zu regen begann, leise, vorsichtig, aber doch ihren gespannten Sinnen vernehmbar. Sie hätte jetzt mit verbundenen Augen und Ohren gesehen und gehört. Sie trat einige Schritte vor und heftete ihre Blicke an die leise bewegte Stelle. Zwei dunkle Augen glühten hinter den rosigen Oleanderkelchen und flammenden Granatblüthen hervor, Augen, wie sie selbst auf Korsika selten zu sehen sind.

Sie trat einige Schritte weiter vor und rief: „Hervor! Wer lauscht hinter dieser Hecke!“ Die Hecke öffnete sich, und dem Rufe gehorchend trat eine kräftige, hohe, aber für Benvenuta befremdliche Gestalt hervor, die sich durch Tracht wie Ausdruck und Gesichtsbildung von allen Männern, die sie bisher noch gesehen, aufs Auffallendste unterschied.

„Wer bist du?“ fragte sie streng.

„Ich komme, um vor dieser Thüre Gastlichkeit und Schutz zu suchen.“

Diese Worte verboten ihr, zum zweiten Male nach des Fremden Namen zu fragen; sie sagte nur: „Ich will dich dem Vater anmelden.“

„Nein, noch nicht,“ rief der Fremde in Hast; „sage mir erst, ob ich recht gegangen, ob dieß das Haus Colonna Ceccaldi's ist?“

„Es ist das Haus Colonna Ceccaldi's, meines Großvaters.“

„Also bist du die Tochter Franceschetti's, des edlen Kapitäns!“

Benvenuta bestätigte mit einem Kopfnicken.

„So habe ich nicht geirrt, und es ist wahr, was ich dachte, während ich dich hier hinter der Hecke beobachtete. Du stehst hier draußen und blickst ins Land, als eine Wache, ob nicht ein Feind, ein Verräther naht. So ist er hier schon eingetroffen?“

„Wer?“ fragte Benvenuta.

„Du bist Franceschetti's Tochter, und ich darf dir auf diese Frage antworten, ohne Furcht vor Verrath; auch sagt mir dein edles Antlitz, daß dir alle Verrätherei ferne ist. Ist er glücklich über eure Schwelle gekommen? der unglückliche König, Joachim Murat?“

Benvenuta fuhr zusammen und dachte: so ist er es wirklich? Da sie mit der Antwort zauderte, fuhr der Fremde fort:

„Ich bin Nadir, ein Araber, sein Diener. Ich führte die Barke, auf die er sich von Toulon flüchtete. Drei Getreue stießen auf offener See zu uns, und mit ihnen vereint setzten wir die Reise fort. Ein französisches Schiff, das wir um Aufnahme baten, versuchte es, uns in Grund zu bohren; ein anderes nahm

uns freundlich auf, und an Bord desselben fanden sich mehrere Flüchtlinge aus Marseille, die den König erkannten und ihn ihrer Liebe und Treue versicherten. Mit ihnen landeten wir endlich nach tausend Gefahren in Bastia, sämmtlich unter fremden Namen, denn der König hatte beschlossen, unbekannt zu bleiben. Aber auf dieser Insel leben Tausende, die ihn in der Schlacht und am Hofe gesehen, und Hunderte, denen er Wohlthaten erzeigt. Sogleich verbreitete sich das Gerücht von des Königs Anwesenheit in Bastia; die Beamten und Soldaten der Bourbons bereiteten eine Verfolgung vor, wie die war, vor der der König aus Toulon entfloh; zugleich aber rüsteten sich viele Bewohner, um ihn zu vertheidigen. Um es nicht zu nutzlosem Kampfe und Blutvergießen kommen zu lassen, floh der König auf weiten Umwegen hierher zu deinem Vater; ich folgte ihm auf anderen Wegen, und bald werden ihm noch Viele folgen."

„Sie werden Alle willkommen sein," sagte Benvenuta.

„Doch," fuhr Nadir fort, „wäre es gut, wenn der Aufenthalt des Königs nicht verrathen würde, ehe eine genug große Anzahl von Getreuen versammelt ist, die ihn gegen einen Handstreich von Bastia schützen könnten. Die größere Anzahl derselben kann erst morgen oder in den nächsten Tagen hier eintreffen, da der König Vielen von ihnen Aufträge gegeben; aber Häscher und Späher sind schon auf seinen Fersen."

„Aber wer lehrt uns die Treuen von den Verräthern unterscheiden?" fragte Benvenuta gedankenvoll; „nicht dich meine ich, dir glaube ich. Dort zwischen den Büschen des Baches sehe ich einen Fremden schleichen — es kann ein Verfolgter, es kann auch ein Späher sein. Er blickte hierher und wird mich wahrscheinlich anreden. Gehe in den Hof, Nadir, und bleibe ungesehen in der Nähe; vielleicht kennst du den Fremden."

Nadir that, wie sie befahl, trat in den Hof und legte sich hinter das Becken der Zisterne.

Benvenuta stand wieder allein, regungslos und mit einem scheinbar theilnahmlosen Gesichte die Gegend überwachend. Es

entging ihr nicht, wie das Gebüsch sich hie und da auseinander bog, und wie es, wenn auch sehr leise, hie und da erzitterte, wenn es der Fremde streifte, der sich hinter demselben immer näher schlich. Aber zuletzt blieb Alles ruhig und war jede Spur von dem Fremden verschwunden. Sie mußte wissen, wo er blieb, und mit wenigen raschen und leisen Schritten stand sie an der Hecke, aus der vorhin Nadir hervorgekommen war. Da lag der Mann in der That auf dem Boden und blickte durch die weiten Lücken, die das Gebüsch am Fuße der Sträucher gelassen, dem Hause Ceccaldi entgegen.

„Wer bist du? und wonach spähst du hier?" rief ihm Benvenuta plötzlich zu.

Der Mann erschrak und stammelte einige unverständliche Worte.

„Warum erschrickst du?" fragte sie mit zusammengezogenen Augenbrauen.

„Ach," stotterte der Fremde, „ein armer Flüchtling, ein Verfolgter erschrickt leicht — wem darf er vertrauen?"

„Hier darf jeder Verfolgte Jedem vertrauen."

„O gewiß — freilich, wir sind ja in Korsika, hier wird kein Verfolgter verrathen und den Sbirren ausgeliefert."

Er erhob sich und drückte sich durch die Hecke, die ihn bis jetzt von Benvenuta getrennt hatte; dann nahm er den Hut ab und fragte mit unterthäniger Miene: „Du bist die Tochter des Generals Franceschetti?"

„Die bin ich!" antwortete sie stolz und trat einen Schritt zurück, da sie sich von der Unterthänigkeit des Mannes abgestoßen fühlte. Er aber folgte ihr, stellte sich wieder so nahe als möglich zu ihr und flüsterte lauernden Blickes: „Nun, so wirst du mir sagen können, ob der König schon bei euch angekommen?"

„Wer bist du?" fragte Benvenuta wieder.

„Einer seiner Getreuen," flüsterte der Fremde, „die Bastia verlassen haben, um sich hier in Vescovato um ihn zu sammeln."

Seine Art stach so sehr von der Art ab, mit der ihr Nadir

Aehnliches gesagt, daß ihre Zweifel an der Aufrichtigkeit des Fremden noch stärker wurden.

„Höre!" sagte sie mit furchtbarer Stimme, „wer lügt und sich als Verräther unter das Dach eines Korsen schleicht, der verläßt diese Insel nicht wieder; der Tod ist ihm gewiß."

Der Fremde erbebte am ganzen Körper, doch lächelte er und wollte etwas antworten — aber mit einem Schrei fuhr er zurück gegen die Hecke, offenbar in der Absicht, sich zu flüchten, als Nadir wie ein Thier der Wüste schon seinen Nacken gefaßt hatte, um in demselben Augenblicke sein Messer in die Brust des Fremden zu stoßen. Nur ein leiser Schrei folgte dem ersten entsetzenvollen, und eine Leiche lag vor den Füßen Benvenuta's, während das Blut die Wurzeln des Rosenlorbeers und der Granaten besprengte. Ruhig stand Nadir da, der eben erst in der furchtbarsten Aufregung, wie von unsichtbarer Macht geschleudert, vom Brunnen hierher gesprungen war; ja er lächelte, als er jetzt auf Benvenuta sah und sie eben so ruhig da stand, wie er selber.

„Es war ein Verräther?" fragte sie.

„Ein Verräther und ein Mörder," antwortete Nadir, „einer von Denen, die in Marseille die Meinigen gemordet. Ich erkannte ihn, wie er aus dem Gebüsche hervortrat. Ich habe nur Blutrache geübt."

Benvenuta streckte ihm die Hand entgegen: „Dir traue ich!"

Er ergriff die Hand und drückte sie an seine Stirne.

„Du bist kein Knecht?" sagte sie dann.

Nadir lächelte: „Ich bin der Sohn eines Stammfürsten aus Arabien."

Sie nickte befriedigt und sagte: „Komm ins Haus und labe dich. Ich schicke die Diener, daß sie die Leiche wegschaffen."

Als sich die Sonne neigte, kam Benvenuta wieder aus dem Hause hervor, dießmal mit einem jener Wassergefäße auf dem Kopfe, die noch heute mit ihrer Form an die Amphoren der alten Welt erinnern. Sie ging die sanfte Senkung des Bodens hinab

bis an den großen Röhrenbrunnen, der in der Mitte von Vescovato in dicken Strahlen sein frisches Bergwasser fließen läßt, stieg die zwei Treppen hinauf, stellte die Amphore hin und lehnte sich wartend an den Rand der Zisterne. Sie war eine der Ersten am Brunnen. Nach und nach kamen andere Mädchen, ältere und jüngere, die nicht im Geringsten erstaunt waren, die Tochter des Generals und den Sprößling des alten Hauses am Brunnen zu finden. Offenbar kam Benvenuta oft, vielleicht alle Tage an den Brunnen. Man begrüßte einander, man plauderte mit dem herabplätschernden Wasser um die Wette. Aber wenn eine der Wasserschöpferinnen ihr volles Gefäß auf den Kopf heben und ins Haus zurückkehren wollte, sagte Benvenuta: „Warte noch, ich habe dir etwas zu sagen," — und wenn die so Angeredete antwortete: die Mutter wird zanken, wenn ich länger ausbleibe, erwiderte Benvenuta: „Sie wird nicht zanken, wenn du ihr sagst, daß ich und warum ich dich aufgehalten habe." So kam und sammelte sich allmählig eine große Schaar von Mädchen, die Mehrheit der Töchter von Vescovato. Schon öffneten sich hie und da die Fenster, um auf die auffallend große Versammlung zu sehen, und kamen selbst einzelne Mütter herbei, um zu erfahren, was am Brunnen vorgehe. Aber Benvenuta wartete noch immer schweigend, während die Andern, um sich die Zeit zu vertreiben, zu scherzen anfingen. Nur wenn Eine fort wollte, rief ihr Benvenuta zu, zu bleiben, und zwar mit solchem Ernst, daß sich Keine fand, die ihr nicht gehorcht hätte.

Endlich, ohne ihren Platz zu verlassen, ohne eine Bewegung und ohne die Stimme viel höher zu erheben, als nothwendig war, um in diesem Kreise gehört zu werden, begann Benvenuta ruhig und einfach: „Giulia, Emilia, Vanina, du Maria und du Serafina, ihr alle meine Freundinnen, Töchter Vescovato's, auf deren Namen kein Makel ist, höret mich! Ich erachte, daß eben ein großer Tag für Vescovato hinter den Bergen zur Ruhe geht, ein Tag, der bestimmt ist, uns in Korsika großen Ruhm zu bringen. Wenn ein Verfolgter an unsere Thüre klopft, so bergen

wir ihn, nähren ihn und hüten ihn, bis er in die Macchia entwischen kann. Aber was ist's? Wir hüten ihn gegen einige Sbirren oder einen verfolgenden Bluträcher. Allein der heutige Tag hat nach Vescovato einen Verfolgten gebracht, den wir vielleicht gegen große Armeen, gegen die ganze Welt werden zu vertheidigen haben. Höret, Freundinnen! Höret Freundinnen! Joachim Murat, der König von Neapel, ist bei uns, verfolgt von Häschern, Spähern, vielleicht Mördern."

Ein Ruf der Ueberraschung ging durch die Versammlung: die Mädchen, die die Wasserkrüge schon auf dem Kopfe hielten, stellten sie wieder hin. Benvenuta fuhr fort: „Noch diese Nacht oder nächsten Morgen werden von Bastia her die Soldaten Frankreichs kommen, um unsern Gast unsern Händen zu entreißen. Dieser aber kam, um, seit Wochen gehetzt wie ein Wild, eine Zeit auszuruhen unter dem Schutze korsischen Gastrechts, nachdem er sich durch große Gefahren, durch Sturm, Hunger, Verrätherei durchgeschlagen. Er aber ist kein Gast, dem man sagen kann: gehe in den Busch und lasse dich dort von den Ziegenhirten nähren; er muß hier ruhen und rasten können, so lange es ihm gefällt, bis er es für gut findet, seinen weiteren großen Schicksalen entgegen zu gehen. Und was habt ihr zu thun? Nach Hause zu gehen und es euren Vätern und Brüdern zu sagen, daß es diese wieder weiter sagen lassen ihren Verwandten und Gastfreunden. Sonst nichts! Und der König wird auf Korsika sicher sein, wie es Sampiero und Paoli waren, als man ihre edlen Häupter ächtete. Geht!"

Rasch nahmen die Mädchen ihre Krüge auf und eilten nach allen Seiten ihren Häusern und Hütten zu.

Die Sonne war untergegangen, als Benvenuta in das Haus ihres Großvaters zurückkehrte; alle Fenster desselben waren beleuchtet; die Diener trugen die Feiertagskleider, der Vater begegnete ihr und hatte seine Generalsuniform, die Mutter, Katharina, hatte verweinte Augen. „Mein Kind," sagte sie, indem sie Benvenuta auf die Stirne küßte, „alle Hoffnungen, die uns

noch vor wenigen Stunden so freundlich lächelten, sind dahin. Hast du den Vater gesehen? Er ist wieder als Soldat gekleidet. Die Heiligen wissen, welches Schicksal beginnt, und wohin es ihn wieder entführen wird, und wie weit von uns! Ich bin trauriger, als ich es je gewesen, wenn er von mir ging; denn dießmal, wenn er geht, geht er nicht mit einem Glücklichen, sondern mit einem Unglücklichen."

„Ist der Ruhm nicht um so größer, Mutter?" fragte Benvenuta.

„Wohl, mein Kind, aber glaube, es ist ein großes Schicksal bei uns eingezogen, und es wird nicht schadlos an uns vorüber gehen."

„Gegen Das, was bestimmt ist, kann kein Mensch ankämpfen, Mutter; aber er kann sich an die Seite des Schicksals stellen, wie ein Waffengefährte und Bundesgenosse, und uns befiehlt die Pflicht, so zu thun. Ich weiß nicht, was der König will, aber so lange er auf Korsika ist und unser Gastfreund, müssen wir ihn in unsere Hut nehmen. O Mutter, hast du in seine Augen gesehen? Wer könnte ihn verrathen oder verlassen? Mein Vater hat mich ihm vorstellen wollen, ich flehte ihn an, es nicht zu thun; er soll nicht wissen, daß ich lebe, aber ich will für ihn sorgen und ihn schützen. Nur einen Augenblick sah ich ihn, wie er als Elender eintrat — es war genug."

„Mein Kind!" rief die Mutter erschrocken, „wie sprichst du? Was soll ich errathen?"

„Errathen?" fragte Benvenuta, „wann habe ich meiner Mutter etwas verborgen? Verstecke ich meine Gedanken? Bin ich eine Heuchlerin?"

„Bist du nicht die Braut Giuseppe Galvani's?"

„Vielleicht! Ihr habt mich ihm versprochen. Aber er steht in Bastia bei den Soldaten Ludwigs XVIII. Wenn er morgen mit ihnen gegen Vescovato zieht, um unsern Gast zu bekriegen; wenn er unsern Gast nicht schützt, wie jeder Korse soll, ist er mein Bräutigam nicht mehr."

„Merkst du das Schicksal, Benvenuta?" fragte Katharina

mit zitternder Stimme. „So klopft es an, so meldet es sich, indem es heilige Bande zerreißt.“

„Und andere heilige Bande fester knüpft,“ erwiderte die Tochter ruhevoll. „Ich weiß nur, daß ich jetzt zu handeln habe, wie es mir mein Herz eingibt; was weiter folgt, ist Gottes. Was sagt der Großvater?“

„Er sagt, er sei Syndikus von Vescovato, und auch wenn er es nicht wäre, so lange der König hier ist, darf ihm kein Haar gekrümmt werden.“

„Du siehst, Mutter — und doch ist Colonna Ceccaldi ein Anhänger der Bourbonen. Höher als Alles ist das Unglück und das Gastrecht.“

Katharina ging seufzend in die Küche, um nach dem Gastmahle zu sehen, das für den König bereitet wurde. Vor dem Hause hatte sich indessen Alles auf wunderbare Weise verändert. Der ganze große Platz von Vescovato war von Bewaffneten erfüllt, denn kaum waren die Mädchen vom Brunnen heimgekehrt, als aus allen Thüren die Männer traten, mit ihren Doppelbüchsen auf der Schulter. Sie traten zusammen, sie bildeten Gruppen, und Einzelne zogen vor den Ort hinaus, auf Punkte, von denen aus man die Straße nach Bastia beherrschte. Ganz Vescovato war von Posten umgeben, und wie auf dem Platze, wo die größere Schaar versammelt blieb, so brannten ringsumher auf einzelnen Hügeln große Wachtfeuer. Die von Vescovato wollten kein Hehl daraus machen, daß sie ein Lager bildeten, um die Ruhe und den Schlaf des verfolgten Königs zu schützen. Am Eingange in den Hof Colonna's standen zwei Männer, wie eine Ehrenwache. Doch war es stille überall; kein Lied, keine Rufe ertönten; nur das große Feuer in der Mitte des Platzes prasselte.

Hinter einem der Fenster des oberen Stockwerkes im Hause Colonna stand Joachim Murat und blickte lächelnd hinaus. War es der Widerschein des Wachtfeuers, war es der Widerschein seines Innern, was seine Wangen so hoch und freudig röthete?

Er blickte in ein Lagerleben, und sein Herz fühlte sich gehoben. Es war wieder ein ganz anderer Mann, als der Bettler, der heute Nachmittag, ungewiß, wie er empfangen werde, zu seinem einstigen Diener eintrat. In jener Stunde fühlte er noch den Tod im Herzen, denn er hatte eine tödtliche Erfahrung gemacht. Jene drei Marineoffiziere, die ihn auf offenem Meere retteten und mit so großen Hoffnungen erfüllten, auch sie hatten ihn in Bastia verlassen. Sie waren keine Verräther, sie wollten nicht Theil haben am Verrathe der Themis, sie wollten den König auf offenem Meere, im lecken Kahne nicht zu Grunde gehen lassen — aber die abenteuerlichen Gedanken, die sie in ihm erweckten, lagen ihnen ferne. Sie glaubten nicht an seine Zukunft, sie glaubten nicht, daß Murats Stern wieder aufgehen könne, nachdem die Sonne von Austerlitz für immer untergegangen; ja sie hielten es für ihre Pflicht, Alles, was neue Unruhen über die müde, friedensdurstige Welt bringen könnte, zu unterlassen und Joachim, indem sie alte Hoffnungen wieder erweckten, zu enttäuschen. Zufrieden, ihn gerettet zu haben, erklärten sie ihm, ihn verlassen und, wenn auch nicht sich an die neue Ordnung in Frankreich anschließen, sich in ein stilles Leben zurückziehen und in Frankreich retten zu wollen, was an Ueberbleibseln und edlen Resten der Revolution noch zu retten war. — Der Abfall der drei Retter war für Joachim ein Todesstoß — aber was war ihm jetzt dieser Abfall, da er, kaum erschienen, schon ein Lager von Bewaffneten um sich sah? Welche Keime der Zukunft konnten in diesem kleinen Lager liegen? Sind die Korsen nicht die tapferste Nation der Welt? Haben sie es nicht zu allen Zeiten mit überlegenen Armeen aufgenommen? — selbst mit Frankreich, das sie zu wiederholten Malen schlugen? Wenn sie seine Sache zu der ihrigen machten? Napoleon kehrte von der Insel Elba mit einer Handvoll Soldaten zurück, um sein Kaiserreich zu erobern, Frankreich, das er elend gemacht hatte. Er, Joachim Murat, hatte Neapel so viel Gutes gethan, er hatte es erst zu einem zivilisirten Lande gemacht, ja, zu einem freien Lande — sollte

es ihm nicht entgegen kommen? sollte es ihm schwer werden, sein Land wieder zu erobern, wenn er eine korsische Nation hinter sich und ein dankbares Volk vor sich hatte? Joachim fing zu träumen an. Es gab vielleicht auf Erden keinen Menschen, der so gerne die Zukunft im rosigsten Lichte sah und der so schnell und leicht Muth zu den gewagtesten Unternehmungen faßte, wie jener Gastwirthssohn und spätere Studierende der Theologie von Cahors.

In seiner glücklichen Stimmung wäre er am Liebsten hinausgetreten mitten unter die Bewaffneten, hätte gerne ein Wort zu ihnen gesprochen und einen Funken der Begeisterung für ihn und seine Sache in ihre Herzen geschleudert. Er hätte sich ihnen als König zeigen können, denn nicht mehr in der traurigen Gestalt, wie er heute hier eingetreten, stand er da, sondern in der Pracht seiner besten Tage. Franceschetti, sein Adjutant in Neapel, hatte zum Andenken an den König, dem er so viel dankte, während Andere Kostbarkeiten und Gelder retteten, nichts mit sich fort genommen, als einen Anzug Murats. Als er ihn dem König brachte, war es diesem, als brächte er ihm mit der Kleidung seine Würde und die alten glücklichen Zeiten. Rasch legte er die glänzende Tracht an, die einst in der ganzen großen Armee bekannt war und an der ihn alle Welt erkannte. Sie strotzte von gesponnenem und geschmiedetem Golde, und auf dem Tische lag der Hut mit dem hohen weißen Reiherbusch, der auf allen Schlachtfeldern einer Fahne gleich geachtet wurde. Und draußen brannten die Wachtfeuer. Sollte er nicht an den Beginn eines neuen und glänzenden Lebenslaufes glauben? Das Schicksal erhebt einen Menschen nicht so hoch, um ihn dann wieder und für immer in den Staub fallen zu lassen. Wer bürgt, daß Napoleon in der Gefangenschaft sterben werde? Und jener Bernadotte, der hier auf dieser Insel als gemeiner Soldat an einer Straße baute, Steine trug, Schutt herbeiführte, stand er nicht auf den Stufen des schwedischen Thrones, um demnächst sich auf diesen selbst niederzulassen, auf den Thron des ruhmreichen Gustav, des erhabenen Gustav Adolph, des heldenmüthigen Karls XII.?

Joachim wurde in seinem Nachdenken gestört, aber so, wie er gestört zu werden wünschte. Die Thüre flog auf, und ein Mann lag vor ihm, der die Arme ausbreitete und ausrief: „Darf ich die Füße meines Königs umklammern?"

Serafino, der alte Diener des Hauses, stand in der Thüre und schüttelte den Kopf; er hatte vergebens versucht, den Eindringling zurückzuhalten, beruhigte sich aber wieder, als diesen der König mit freudiger Ueberraschung erkannte und ausrief: „Täusche ich mich nicht? Bist du es, mein Hausverwalter!"

„Ich bin es," antwortete dieser, „ja, Majestät, Ihr treuer, Ihr bis in den Tod getreuer Carabelli."

Bei Nennung dieses Namens schüttelte Serafino aufs Neue den Kopf; doch ging er, da er es für unschicklich hielt, länger an der Thüre zu stehen, und da der König den Fremden als einen alten Bekannten und gerne empfangen hatte. Aber im Gehen murmelte er zu wiederholten Malen: „Carabelli! Carabelli! Schlechter Name! Die Carabelli sind schlechtes Blut!"

Aehnliche Szenen, wie die mit Carabelli, wiederholten sich diesen Abend noch viele Male, denn Bastia war seit Wochen der Vereinigungspunkt vieler französischer Flüchtlinge, die sich nach dem Falle Napoleons der ersten Wuth des „weißen Schreckens" entziehen wollten, und die nach der Ermordung des Generals Brune in Avignon und nach den Szenen gleicher Art in den verschiedensten Städten immer zahlreicher wurden. Zu ihnen kamen jene Franzosen, welche unter Murat in Neapel gedient hatten, und Italiener, welche, als Muratisten verdächtig, sich den Verfolgungen der heimgekehrten neapolitanischen Bourbons entziehen wollten. Hohe Beamte und hohe Offiziere waren unter diesen Flüchtlingen; vor Kurzem noch mächtig und angesehen, waren sie durch die Ereignisse, die ihnen den Boden unter den Füßen wegzogen, sozusagen zu Abenteurern geworden. Wie viel edles Blut auch unter ihnen war, so mag, wie Serafino von Carabelli behauptete, auch viel schlechtes und manches gemischte Blut unter ihnen gewesen sein. Thatenlos in Bastia,

als dem nächsten Zufluchtsorte von Frankreich und Italien aus, umherschlendernd, leichtsinnig oder traurig, kam plötzlich Bewegung unter sie, als sich dort das Gerücht verbreitete, Joachim Murat sei gelandet. Joachim Murat war ein Name, an dessen Nennung sich sofort Hoffnungen auf neue Unternehmungen knüpften; die ihn nicht in seinem Elend gesehen, konnten sich ihn nicht anders als glänzend, prächtig, glücklich denken. Er war auch der Einzige, der in dem allgemeinen napoleonischen Schiffbruche nicht unsichtbar geworden, und die Fahne, um die man sich noch schaaren konnte. Die meisten dieser Flüchtlinge hatten keinen Verlust mehr zu fürchten, und jede Bewegung konnte Gewinn bringen; so wurden die Männer, die seit Jahren Soldaten waren, leicht zu Abenteurern. Einzelne hatten allerdings edlere Motive; sie trieb Dankbarkeit, Treue, Mitleid oder begründete Verachtung für die Bourbons Frankreichs wie Neapels zu dem letzten Vertreter jener Epoche, welche die Bourbons und das alte Regime gestürzt hatte. Sie waren zahlreich genug, um Bastia bald durchforscht und sich überzeugt zu haben, daß Joachim nicht mehr dort verweilte; da war es kein Zweifel, daß sie ihn bei Franceschetti zu suchen hatten — und kaum eine Stunde nach Carabelli's Ankunft war das Haus Colonna Ceccaldi's von herbeiströmenden Offizieren und Beamten des gestürzten Kaisers und des flüchtigen Königs beinahe überfüllt. Die in solcher Lage zu Joachim Murat kamen, ungewiß über ihre eigene wie über seine Zukunft, waren natürlicherweise entschlossen, oder auch aus alter Gewohnheit, oder aus Rücksicht für den Gefallenen geneigt, ihn als König zu behandeln. Die meisten kamen in ihren Uniformen — und es war noch lange nicht Mitternacht, und schon sah sich Joachim von einem zahlreichen Hofstaate umgeben und begann auf unerwartete, reißend schnelle, beinahe übernatürliche Weise die Verwirklichung jener Träume, die er eben erst in der Einsamkeit geträumt hatte. Draußen vor dem Hause ein freiwilliges Heerlager; so weit sein Auge reichte, Wachtfeuer, die zu seinem Schutze angezündet worden und denen bereits auf

fernen Hügeln und auf den hohen Bergen andere Flammenzeichen antworteten; hier im Hause eine Schaar von Tapferen, die sich in den nächsten Tagen noch vergrößern sollte und von denen man nicht glauben durfte, daß sie Eigennutz, die nur Treue und Hingebung herbeigeführt haben konnte — sollte Joachim Murats Herz nicht voll Hoffnung schlagen und sein schönes Antlitz nicht in Freude strahlen? Er war an diesem Abend so voll Majestät und bezaubernder Liebenswürdigkeit, wie er es je in seinen schönsten Tagen auf dem schönsten Throne der Welt gewesen.

In seinen Gemächern war das Gedränge so groß, daß Carabelli sich unbemerkt fortschleichen konnte. Vor dem Hofe ging er leise auf und ab und blickte den Wegen, die von Bastia herführten und zum Theil von den Wachtfeuern hell beleuchtet waren, so aufmerksam entgegen, wie es nur ein Treuer thun konnte, der von dorther den Feind erwartete. Er setzte seine Füße in raschere Bewegung, als er auf einer beleuchteten Strecke einen Mann in neapolitanischer Kapitänsuniform herbeikommen sah. Dieser Mann antwortete den Wachen, die ihn anriefen, mit Stolz: Simone Carabelli, Kapitän Seiner Majestät Joachim Napoleons. Die Wachen ließen ihn passiren, aber der wartende Carabelli faßte ihn am Arme, bevor er in den Hof treten konnte, und zog ihn in den Schatten der Kastanienbäume.

„Bist du es, Bruder?“ fragte der Ankommende. „Wie steht's?“

„Da drin wird Hof gespielt,“ antwortete der Andere, „aber ich müßte Joachim schlecht kennen, wenn er aus dem Spiel nicht bald Ernst machen wollte. Zwar spricht er jetzt noch immer von seiner Reise nach Oesterreich, von ruhigem Privatleben und Dergleichen, — aber wir wissen ja, wie leicht sich dieser schwache Kopf berauschen läßt. „Majestät“ herüber, „Majestät“ hinüber, das verträgt er nicht; bald wird ihn der Schwindel erfaßt haben. Und unsere theueren Landsleute, die von der Welt gerade so viel wissen, als die Wellen des Meeres ihrer Insel anvertrauen

wollen, werden in ihrer Dummheit noch das Ihrige thun, um ihm vollends den Kopf zu verdrehen und ihn glauben zu machen, daß sich die ganze Welt für ihn abschlachten lasse. Du mußt das Opfer bringen und dir den Anblick dieser Komödie versagen — du mußt fort nach Neapel."

„Nach Neapel? Ich verstehe — aber früher möchte ich mir da drin die Sache doch ansehen."

„Das darfst du nicht — es ist ein Glück, daß ich dich vor dem Hause aufgefangen habe — du darfst ihn auf Korsika gar nicht gesehen haben, du mußt ganz unverdächtig und rein von Muratismus bei Ferdinand in Neapel ankommen. Dann bleibst du dort — ich werde dich auf dem Laufenden erhalten. Mit jedem Schiffe sollst du Nachricht erhalten, wie es immer gehe. Eine Seite wird siegen. Siegt Der da drin, dann war ich sein treuer Diener in verzweifelter Zeit; siegt Ferdinand, dann warst du Derjenige, der ihn vor dem drohenden Gewitter zuerst gewarnt. Es ist übrigens kein Zweifel, wie die Sache enden muß; Murat kann es nicht mit ganz Europa aufnehmen. Es schadet darum nichts, wenn du mich in Neapel als die Quelle deiner Nachrichten verräthst."

Der Kapitän war nicht so schnell von Begriffen wie sein Bruder; dieser hatte ihm darum noch viel auseinander zu setzen, und es wurde späte Nacht, bevor Jener wieder nach Bastia zurückkehrte. Der ehemalige Hausverwalter Murats ging, wie andere Fremde, um an einer der Hütten Vescovato's zu klopfen und um Gastfreundschaft zu bitten. Aber er überlegte es sich und stieg dann den Berg hinauf und zog an der Glocke des Kapuzinerklosters, wo sich die höchsten Offiziere Joachim Murats untergebracht hatten.

Sechstes Kapitel.

Die Banditen.

Sind Die auch ehrlich, ist's doch nicht ihr Aussehn.
Mich wundert's nicht, daß man sie Räuber schmäht.
Das Unglück blicket bald wie höchste Tugend,
Bald wie Verbrechen. O, wie stark ist Unglück,
Daß es die Menschen so verwandeln kann,
Wie Circe hier und wie Minerva dort.

Field.

Der alte Diener Serafino war von jeher gewohnt, sich mit allen seinen Anliegen und Bedenklichkeiten an Benvenuta zu wenden, und so suchte er auch diese auf, nachdem er Carabelli vor der Thür des Königs erwartet und ihn aus der Ferne so lange beobachtet hatte, bis er mit seinem Bruder hinter den Kastanien verschwunden war.

„Signorina," sagte er nun, „es war ein Carabelli beim König, und Seine Majestät hat ihn vertraulich empfangen."

„Der König weiß nicht, daß die Carabelli schlechtes Blut in den Adern haben," erwiderte sie, „aber es ist bis jetzt nichts zu verrathen."

„Carabelli," fuhr der Diener fort, „hat dann heimlich mit einem Manne in neapolitanischer Kapitänsuniform gesprochen, und dieser Mann hat sich darauf schleunigst gegen Bastia zu entfernt."

„Es wird sein Bruder gewesen sein," sagte Benvenuta nach einigem Nachdenken, „vielleicht wäre es gut, wenn er Bastia nicht erreichte."

Serafino's Augen flackerten auf. „Wenn Ihr glaubt, Benvenuta, daß er hingehe, um Verrath zu spinnen — meine alten Beine sind noch flink genug, um ihn im Busch zwischen Borgo und Oletta einzuholen, und meine Arme noch stramm genug, um eine Büchse fest ihrem Ziele entgegen zu halten."

„Laß Das, mein guter Serafino, du bist zu alt, um noch

eine Vendetta auf dein Haupt zu laden und im Busch zu leben als Bandito."

„O," rief Serafino, „wenn es nur Das ist, die Carabelli sind feige, ich würde ihretwegen nicht in die Macchia flüchten müssen."

„Aber die Stefani sind ihre Anverwandten, Serafino, und die sind nicht feig und würden keine unbezahlte Rache auf der Ehre der Familie haften lassen. Nein, nein, laß Das; die Dinge sollen jetzt größer angefaßt werden, so groß, daß alle Vendetten einige Zeit ruhen müssen, wie in der schönen Zeit Korsika's, wenn es sich um die Freiheit und die Ehre des Landes handelte. Korsika muß so gewaltig für seinen Gast eintreten, daß der Verrath des Einzelnen nicht zu fürchten ist. Serafino," fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, „willst du mich auf einem gefährlichen Gang begleiten?"

„In die Hölle, meine Herrin!"

„Doch nein, es geht nicht; man würde deine Abwesenheit bemerken. Du mußt zurückbleiben und, wenn man meine Abwesenheit bemerkt, versichern, daß ich für die Nacht hinunter zu Giulia gegangen bin, um fern von dem Lärm auszuruhen. Schicke mir den Araber."

„Den Araber?" fragte Serafino erstaunt.

„Traust du ihm nicht?"

„Doch, ja, er sieht aus wie die Klugheit und die Treue selbst. Aber wohin wollt Ihr mit ihm?"

„In die Macchia."

„Jesus! und bei Nacht! Nehmt mich mit, Fräulein!"

„Hast du vergessen, daß dort der Michele steckt, der dir schon einen Bruder ermordete? Nein! Schicke mir den Araber; seine Abwesenheit wird nicht bemerkt werden, und er hat keinen Bluträcher in den Büschen zu fürchten. Als Fremder ist er sicher."

Serafino machte noch einige Einwendungen, aber den starren Willen Benvenuta's kennend, ging er doch bald und schickte ihr den Araber.

„Nadir," sagte sie, „du siehst, wie schnell und bereitwillig

sich meine Landsleute bewaffnet haben, um den König zu schützen; es kommen auch viele tapfere Franzosen und Italiener herbei, die sich in Bastia als Flüchtlinge gesammelt haben, — aber diese ganze Schaar ist doch nicht stark genug, um die Truppen, wenn sie gegen den König rücken sollten, zu schlagen. Andere Kräfte, andere tapfere Männer, mit die tapfersten von Korsika, welche gezeigt haben, daß sie einen Feind niederzuschmettern verstehen, und welche außerdem die Soldaten Frankreichs hassen als ihre Todfeinde, müssen herbei. Daß Das geschehe, dafür will ich sorgen. Aber ich habe einen langen Weg zu machen — du sollst mich begleiten."

Sie ging in ihr Zimmer, aus dem sie bald, in einen leichten Mantel gehüllt, wieder heraustrat. Im Hofe zog sie eine Kapuze empor und bedeckte Kopf und Gesicht. Nur die schwarzen Augen leuchteten aus kleiner Oeffnung hervor. Sie ging nicht durch das Dorf, sondern in einem großen Halbkreise hinter den Häusern her, bis sie auf einen gebahnten Weg kam, auf dem sie den Schritt noch beschleunigte. Wie rasch sie auch auftrat, es war doch, als ginge sie über weiche Teppiche mit unhörbaren Tritten. Unwillkürlich nahm Nadir ihre Gangart an und huschte eben so geräuschlos hinter ihr einher. Die Nacht war lieblich und hell; der Mond stand hoch und voll, und aus der Ferne glänzte ein großes Stück des Meeres, wie eine breite Flamme. Benvenuta aber verließ überall, wo Das möglich war, die weiße, beleuchtete Straße, um im Schatten der Bäume und hohen Gesträuche hinzulaufen. Wenn sie an den Todtenkapellen am Wege vorbeikam, schlug sie ein Kreuz; aber für die üppige Blüthenwelt rechts und links, für die vielen an der Straße murmelnden Brunnen, für die Fluthen, die rechts von ihr, tief in der Schlucht, wild schäumend, bald dunkel, bald vom Monde versilbert, der Golo über Felsen und Baumstämme jagte, für all die Herrlichkeiten dieses herrlichen Landes hatte sie keine Augen. Unaufhaltsam ging es über Hügel und durch Thäler, so weit das Land schön und freundlich war. Erst dort, wo der Weg plötzlich und wie

erschrocken von der Wildniß abbog, am Eingang dieser Wildniß selbst, hielt sie einen Augenblick inne und sprang dann über einen Graben, um mit Einem Male in Nacht und dichtestem Gebüsche zu verschwinden.

„Hier," sagte sie, „können wir ein wenig ausruhen, hier sieht uns Niemand."

Nadir blickte um sich und sah ein Chaos von Bäumen, Sträuchen, Gestrüppen; Steineichen, Albatros, wilde Myrte, Alles wirr durch- und ineinander verschlungen, scheinbar undurchdringlich wie eine Mauer.

„Wo sind wir?" fragte er erstaunt.

„In der Macchia," antwortete Benvenuta; „hier fängt der Buschwald an, ein wilder Wald, den die Axt noch nie gelichtet hat, ein Urwald."

Und wie sie Das sagte, lachte sie laut auf.

„Warum lachst du so, Herrin?" fragte Nadir beinahe erschrocken.

„Weil ich mich freue. Ich freue mich, daß es solcher Wälder viele gibt in Korsika, und so lange es solche Wälder in Korsika gibt, sind wir frei. Was können die Franzosen mit allen ihren Bajonetten und Kanonen gegen diese Festungen! Hier hinein flüchtet sich der Freie und ist geborgen. Man nennt sie Banditen — was liegt daran? sie sind frei und verkaufen ihr Leben theuer. Komm! wir haben keine Zeit zu verlieren."

„Aber ich sehe nirgends einen Pfad; willst du dich durch dieses furchtbare Dickicht durchdrängen?" fragte Nadir besorgt.

„Die Pfade führen nirgends bis heraus vor den Buschwald, sie fangen erst tief drin an," belehrte ihn Benvenuta; „wir werden einen finden."

Nadir ging ihr voran, um das Dickicht zuerst zu durchbrechen und ihr Bahn zu machen; er blutete an Händen und Gesicht, als ihm endlich Benvenuta zurief: „hier, rechts!" Er folgte ihr und befand sich in der That auf einem Wege, auf dem man, weniger behindert, weiter wandern konnte; doch war er schmal, dunkel

und so tief überwölbt, als wäre es ein unterirdischer Schacht. Er mündete nach vielfachen Windungen auf eine Lichtung, die mit gewaltigen Felsblöcken wie besäet war, sich in Hebungen und Senkungen einem hohen Berge entgegenwand und nur spärlich mit Gebüsch besetzt war. Auf den Felsblöcken, aus deren Rissen allerlei Sträucher hervorwuchsen, standen, gespenstisch im Mondschein anzusehen, hochgehörnte Ziegen und Böcke, die beim Herannahen der Wanderer mit gewaltigen Sprüngen die ganze stille Gegend in Bewegung brachten. Hinter einem der Felsblöcke lag eine Hütte von der Farbe des Blockes selbst, so tief versteckt, daß sie Nadir nicht entdeckt haben würde, wenn Benvenuta nicht vor derselben stehen geblieben wäre. Sie war fensterlos und sah eher einem großen, verwahrlosten Grabe als einer Wohnung lebender und menschlicher Wesen gleich. Benvenuta klopfte an die hölzerne Thüre; alsbald ließ sich darin die Stimme einer alten Frau vernehmen und flog die Thüre auf, als Benvenuta ihren Namen nannte.

Heraus trat eine hohe, mächtig und stramm auftretende alte Frau, in eine braune Wolldecke gehüllt, mit grauen Haaren, die wild und ordnungslos herabfielen; aber ihre Züge waren freundlich, und in ihrem ganzen Gesichte sprach sich die froheste Ueberraschung aus. „Bist du es, Madamigella, mein Kind? was führt dich so spät hieher? was macht deine sanfte Mutter? Dein edler Großvater ist doch wohl?"

Benvenuta beantwortete schnell ihre Fragen und fügte eben so rasch hinzu, um der Alten zu weiteren Ergießungen ihrer Freude und Liebe keine Zeit zu lassen: „Mattea, meine gute Amme! ich habe Eile, ich muß mit meinem Milchbruder, deinem Matteo, sprechen."

„Da kommst du gerade recht, mein Kind. Sieh, seit Wochen habe ich ohne ihn leben müssen, denn die Sbirren waren scharf hinter ihm her, und er hatte sich in eine andere Macchia flüchten müssen; aber jetzt ist es in dieser Macchia ruhig, Gott sei gepriesen, denn die Sbirren, so sagt man, haben jetzt in Bastia

zu viel zu thun und lassen die armen Gebannten ein wenig aufathmen. So kam denn mein Matteo zu mir zurück. Doch schläft er selten hier, der größeren Vorsicht wegen. Komm, ich will dich zu ihm führen, — gewöhnlich ist er bei seinem Vetter Cesario, der ebenfalls seit Kurzem in diese Macchia zurückgekehrt ist. Aber sage mir, wer ist der sonderbare Mann, der dich begleitet?"

„Es ist ein Fremder, und du darfst ihm trauen."

„Da er mit dir kommt, mein Kind, vertraue ich ihm das Leben meines Matteo; Das versteht sich."

Die Alte ging, um wenige Minuten darauf gekleidet und gerüstet wieder aus der Hütte zu treten. Sie hatte einen Gurt, die Carcchera, um den Leib geschlungen, ein Tuch um den Kopf und trug ein doppelläufiges Gewehr auf den Schultern.

„Gehst auch du bewaffnet, Amme?" fragte Benvenuta erstaunt.

„So oft ich zu meinem Sohne gehe, ja," erwiderte sie, „vielleicht komme ich gerade, wenn er bedrängt ist, da kann ich ihm helfen. Schon zweimal habe ich ihm Luft gemacht, daß er den Sbirren entwischen konnte."

Sie gingen über die Lichtung, der entgegengesetzten Seite und dem Busche zu. Die Amme machte große Schritte, wobei ihre Beine nackt bis übers Knie unter der braunen Decke, die, nicht geschlossen, nur durch den Gurt zusammengehalten war, zum Vorschein kamen. Mit der Büchse auf der Schulter sah sie gewaltig groß und fürchterlich aus, doppelt fürchterlich, da sie so durch Oede und Mondschein dahinschritt. Mit Flüchtigen und Gebannten lebend, denen sie sich angeschlossen, um ihrem Sohne nahe zu sein, war es ihr zur Gewohnheit geworden, nur schweigend durch die Büsche zu gehen — denn Schweigen ist das Gesetz dieser Wildnisse, in denen manchen Tag mehr Flintenschüsse als Worte erschallen. Kann nicht jedes Wort den Gebannten verrathen und einen lauernden Sbirren oder Bluträcher herbeilocken? So wurde denn eine lange Wanderung bald durch Gestrüpp, bald über Lichtungen, über Felsengrund und weichen

Rasenboden schweigend zurückgelegt — bis Mattea plötzlich und erstaunt stehen blieb und nach einem Punkte blickte, von dem ein mattes Licht herschimmerte. — „Was ist Das?" fragte sie vor sich hin — „Licht in Andrea's Hütte? um diese Stunde? Es ist etwas geschehen. Der Bube dort auf dem Steine ist eine Schildwache; Gebannte sind versammelt; Matteo wird dabei sein!"

So sprechend, ging sie mit noch größeren Schritten dem Lichte entgegen, Nadir und Benvenuta folgten, bis alle Drei vor dem Fenster einer größeren Hütte stehen blieben. „Eine Tola!" rief die Alte entsetzt und taumelte zurück. „Benvenuta, meine Seele," sagte sie mit schwacher Stimme, „sieh du hin, ich habe nicht den Muth — sieh du hin und sage mir, ob der Todte mein Kind Matteo ist?"

Benvenuta trat näher ans Fenster. Auf einem Tische in der Stube lag die Leiche eines jungen Mannes. Dieser Tisch heißt, so gebraucht, die Tola. Der junge Todte auf der Tola trug ein Leichenhemd und auf dem Kopfe die korsische, der phrygischen so sehr ähnliche Mütze, das Baretto. In einer Art von Kamin brannte ein großes Feuer, welches ein unsicheres flackerndes Licht durch die Stube verbreitete, daß es aussah, als ob dunkle Schleier fortwährend mitten durch die Helle auf und nieder, hin und her flatterten. Nur mit Mühe konnte Benvenuta ihr Auge auf dem Antlitz des Todten haften lassen; sie kannte ihn nicht, wohl aber erkannte sie, daß es nicht Matteo war.

„Tröste dich, Amme," sagte sie, „es ist nicht dein Sohn Matteo."

Die Alte, die mit Einem Male viel kleiner geworden war und zusammengekrümmt an der Wand der Hütte lehnte, erhob sich wieder und sagte: „So treten wir ein und sehen, wen wir zu beklagen haben."

In die Stube tretend, sahen sie erst, daß an zehn Männer auf dem Boden herumsaßen; jeder hatte seine Büchse im Arm, die der Gebannte nie, auch im Schlafe nicht von sich läßt, und um den Leib trugen sie den breiten Gurt der Carchera, die

immer mit Patronen gefüllt ist. Der Pellone, der gewöhnliche korsische Rock, hatte bei diesen in der Wildniß Lebenden meist schon einem rohen, aus Ziegenfellen zusammengesetzten Kleidungsstücke weichen müssen. Sie sahen meist sehr wild und verwildert aus, diese um die Leiche eines Leidensgenossen versammelten Gesellen, aber noch wilder, als sie beim Eintritt der Fremdlinge auffuhren und die Hähne ihrer Büchsen wie auf ein gegebenes Zeichen knacken ließen. Sie beruhigten sich und setzten sich wieder stille hin, als Einer aus ihrer Mitte rief: „Es ist meine Mutter!"

Matteo wollte auf seine Mutter zueilen, sie aber winkte ihm, auf seinem Platze zu bleiben, und setzte sich selbst auf den Boden an die Wand, legte die Arme auf die Kniee und den Kopf auf die Arme. War das Schicksal dieses Todten nicht das Schicksal ihres Sohnes, das ihn übermorgen, morgen, heute erreichen konnte? Von den Zehntausenden und Zehntausenden, die von je in die Macchia geflohen, um sich der Blutrache zu entziehen, hatten nur äußerst wenige ihrer wilden Freiheit und ihres traurigen Lebens durch einige Jahre genossen; endlich erreichte sie nach beständiger Flucht, nach immerwährendem Kampfe, nach einem Jammerleben voll Unruh, Elend, Hunger und Mangel doch die Kugel des Bluträchers oder des Sbirren. Daran mochte wohl die Alte im Angesichte der Leiche gedacht haben, und darum wollte sie ihr Gesicht nicht zeigen und ihre zitternde Stimme nicht hören lassen.

Benvenuta und Nadir setzten sich ebenfalls hin, und nichts war zu hören als das Knistern der Flamme.

Nach langem Schweigen erst fragte die Alte, indem sie auf den Todten deutete: „Wer hat Das gethan?"

„Die Kugel hier," erwiderte einer der Banditen, „wird wohl in den Lauf Romano's aus Oletta passen, dem er den Oheim erschossen — auf offenem Markte in Bastia. Ich habe sie ihm aus dem Herzen geschnitten und als sein treuer Vetter geschworen, daß sie noch einmal im Herzen Romano's wohnen soll."

Nach einiger Zeit fuhr derselbe Mann fort: „Ugone war ein

tapferer Junge, aber er hat weder Mutter noch Schwester hier, die ihm den Lamento anstimmen könnten; Mutter, ehrt ihn mit einem Vocero."

„Thut es, Mutter," bat Matteo; „er war ein guter Junge und hat uns Allen schon Dienste geleistet, wie jung er auch war."

Sie sah ihren Sohn mit einem melancholischen Blicke an, dann wie von einem heftigen Geiste ergriffen, schnellte sie empor und stellte sich in die Mitte der Stube; sogleich erhoben sich auch die Männer und stellten sich im Halbkreise um sie herum, die Gesichter der Leiche zugekehrt. Die Blicke der Alten irrten bald traurig, bald voll wilden Feuers zwischen dem Todten und ihrem Sohne hin und her, bis sie plötzlich und mit schmetternder Stimme den Vocero begann, den Klagegesang, der keiner korsischen Leiche fehlt, der immer frisch aus der Seele hervortönt, vom Momente eingegeben und vom augenblicklichen Schmerz. So tönen diese Klagegesänge schon seit Jahrtausenden, und viele von ihnen sind die Volkslieder, beinahe die einzigen Volkslieder dieses Volkes der Bluträcher geworden.

Vocero.

Millionen Blätter fallen,
Blumen jährlich Millionen,
Tod ist heimisch, wo es wachset,
Und wo Thier und Menschen wohnen.
Doch die Knospen sollt' er lassen,
Und die Jugend sollt' er schonen.

Spotte, Tod, in deiner Höhle,
Schlage auf die grimm'ge Lache,
Stark, wie du, und noch viel stärker
Ist die Gluth, die ich entfache;
Sitzest du auf einem Stühlchen,
Auf den Bergen sitzt die Rache.

Blaß sind deine schönen Wangen,
Blaß und bleich wie frisches Leinen,
Deine Seele hör' ich jammern,
Und du starbest fern den Deinen.
Eine weiß ich, die dich liebte —
O, wie wird die Mutter weinen.

Weh den Sbirren, die dich zwangen,
Dich im Busche zu verstecken,
Denn daheim wär' dir's gelungen,
Deine Feinde hinzustrecken.
Möge sie dein Geist so ängst'gen,
Daß sie sterben all' vor Schrecken.

Jetzt liegt er daheim und schlummert,
Schlag ihn Gott, der dich erschlagen.
Kuchen hat ihm seine Mutter,
Als er heimkam, aufgetragen,
Und er lachte, und er brauchte,
Was er that, nicht erst zu sagen.

Gott behüt' ihn nur vor Wahnsinn,
Daß er's immer deutlich wisse,
Daß die Rache wie ein Hündlein
Ihn verfolgt mit Wuth im Bisse.
Wäre nur sein Schlaf wie Kleider,
O, wie gern ich ihn zerrisse!

Nennet stets des Mörders Namen,
Wenn ins Rohr ihr Kugeln senket,
Sein Gesicht höhn' euch im Spiegel,
Wenn euch eine Quelle tränket.
Mit dem letzten Funken Hirnes
Sein und seiner Sippschaft denket.

Wenn ihr alle sie getödtet,
Ihn und alle seine Sippen,
Ist gerächt das letzte Haar nicht
Aus dem Bart auf diesen Lippen.

Hundert Morde für den Einen,
Zechen sollt ihr und nicht nippen.

Schlafe nicht zu fest, du Todter,
Sage mir, daß gut ich's mache;
Schlafe nicht zu gut, Geliebter,
Manchmal nur erwach, erwache.
Ueberzeuge dich mit Freuden,
Daß dir wird die gute Rache.

Meinem Sohn hast du geholfen,
Als die Sbirren ihn umschlossen,
Ach, wär' ich dabei gewesen,
Ich, nicht du wärst jetzt erschossen.

Die Mutter Matteo's sprach diesen Vocero nicht so ohne Unterbrechung, wie er hier niedergeschrieben ist. Die Banditen umstanden sie nach alter Sitte, wie ein Chorus, und fielen ihr oft in die Rede, indem sie bald einzelne Worte, bald ganze Sätze wiederholten, besonders solche, welche die Klage über den Gemordeten oder einen Aufruf zur Rache ausdrückten. Es war ein Schauer erregender Chor, denn aus tiefstem Herzen beklagten die Geächteten den Leidensgenossen, in dessen Schicksal sie ihr eigenes Verhängniß voraussahen; und die Rache war ja das Gefühl, das sie vor allen andern erfüllte und das sie meist ins Elend gejagt hatte. Mattea war von ihren eigenen Worten so erschüttert, daß sie am ganzen Leibe zitterte. Als sie geendet hatte, küßte sie den Mund des Todten, auch so seine ferne Mutter oder Schwester ersetzend; dann kauerte sie sich müde und unendlich traurig auf ihren früheren Platz.

Auch die Banditen wollten wieder ihre Plätze auf dem Boden einnehmen, als Benvenuta sich erhob, vortrat und die Kapuze zurück auf den Nacken warf. Wähnend, daß auch sie einen „Lamento" oder Vocero über den Todten sprechen würde, stellten sich die Banditen wieder im Halbkreise um sie auf; sie aber sagte:

„Ich will keinen Lamento erheben über den Todten, dem sein Recht und seine Ehre geworden, aber ich will euch Allen



sagen, was ich meinem Milchbruder Matteo sagen wollte, da ihr, obwohl aus traurigen Ursachen, doch glücklicherweise hier versammelt seid. Ihr werdet sagen, was hat das Mädchen Benvenuta hier zu sprechen, wenn sie nicht in einem Vocero den Todten beklagen und seine Freunde zur Rache aufrufen will? Ich antworte: neben der heiligen Pflicht der Rache hat der Korse noch eine andere nicht minder heilige Pflicht: das Gastrecht zu schützen, und ihr, die ihr gebannt seid, weil ihr der Einen Pflicht folgtet, seid gute Korsen, und auch das Gastrecht wird euch heilig sein. Nun ist unter unser, des alten Colonna, Dach zu Vescovato der gefallene König von Neapel, Joachim Murat, als ein Verfolgter gekommen und Schutz flehend, und Das ist kein Flüchtiger, den ein einziger Feind oder eine kleine Schaar von Sbirren verfolgt, gegen die ihn mein Vater, mein Großvater und das Gesinde und die Sippschaft schützen könnten; nach diesem Verfolgten werden Frankreich und Neapel und, wenn es diesen nicht gelingt, noch vieler Länder Herren ihre Armeen und Flotten ausschicken. Schon ist Vescovato bewaffnet, aber ganz Korsika muß sich bewaffnen, denn er kam nicht zu meinem Vater Franceschetti, sondern zu Korsika als einem gastlichen Lande, weil in allen Ländern der festen Erde die Verfolgung und Erniedrigung seiner warten. Ihm darf Korsika kein Haar krümmen lassen, so lange er diesen Heldenboden tritt. Dieß wollte ich euch sagen, daß ihr es weiter saget den andern Braven in dieser Macchia und in den andern Macchien: gebt die Zeichen zur Versammlung, die Zeichen, die ihr habt, schicket die Ziegenhirten aus, die um die Verstecke wissen, in die Büsche, auf die hohen Berge, in die Schluchten und Höhlen. Erwählet auch Parolanti, Vermittler, Friedenstifter, die zu euren Feinden gehen und die Rächer zur Ruhe bringen und Versöhnung stiften für immer oder für die Zeit, so lange Korsika von der Schmach bedroht ist. So hat man zu allen Zeiten gethan, wenn das Vaterland in Gefahr war, unter Sampiero und unter Paoli, und was man für die Freiheit gethan, Das muß auch für das Gastrecht geschehen, denn es ist auf

Korsika so heilig wie die Freiheit selbst. Dieß hatte ich euch zu sagen; verzeiht, daß es euch ein Mädchen sagte."

Benvenuta sprach diese Worte mit kaum erhobener Stimme; kaum auch, daß sie den Arm dabei bewegte: ruhig schien sie da zu stehen und gelassen diesen wilden Männern ins Gesicht zu sehen — aber ihr Busen hob sich, die Stimme zitterte leise, ihre Augen flammten, und es war, als sei sie um eine Kopfeslänge größer geworden.

Matteo antwortete ihr: „Meine Milchschwester, du hast keinen vergeblichen Gang gethan. Ich möchte weinen, daß du diesen Muth hattest, in der Nacht in die Macchia zu gehen. Wir sind Unglückliche und haben keinen Herd mehr, aber wir haben das Vaterland, das uns die Franzosen nicht beflecken sollen. Jetzt laß uns nur diesen Todten hier begraben, dann geben wir unsere Zeichen und senden unsere Boten aus, wie du es befiehlst."

Sie reichte ihm die Hand, und er küßte seine Milchschwester auf die Stirne.

Mattea blieb als Todtenwache bei der Leiche, aber einer der Banditen leitete Benvenuta und Nadir durch die Macchia auf Pfaden, die sie erstaunlich schnell auf die Landstraße führten. Vor der Macchia blieb der Bandit eine Zeit lang stehen, sah sich mit gierigen Augen im offenen Lande um, als ob er eines lang entbehrten lieben Anblicks genöße, dann verschwand er wieder im Busche, während Benvenuta und ihr Begleiter eilenden Fußes dem Thale entgegenstrebten, denn schon begannen die höchsten Spitzen der Berge sich mit Tageslicht zu färben.

Je tiefer das Licht sich an den Bergspitzen herabzog, desto rascheren Schrittes eilte Benvenuta vorwärts; den Weg abkürzend, verließ sie die gewundene Landstraße, um in gerader Linie Vescovato zu erreichen; Hecken, Ackerfelder, ausgewaschene Betten der Wildbäche, hohe Ufer und steile Abhänge, nichts sollte sie aufhalten. Aber die Reste der schon auf den dornigen und steinigen Pfaden der Macchia zerrissenen Schuhe blieben bald an den Hindernissen dieses Weges hängen; ihre Füße

bluteten; sie war zu Tode müde; die lange nächtliche Wanderung und Alles, was sie seit der Mitte des vorigen Tages erlebt, erschöpfte ihre letzten Kräfte; der Körper des jungen Mädchens war nicht so eisern wie ihr Wille. Mit Besorgniß sah Nadir, wie sie sich hinschleppte, wie das Blut ihrer Füße an den Steinen kleben blieb, wie sie sich immer wieder aufraffte, um nach wenigen schnellen Schritten wieder in sich zusammen zu sinken. Er flehte sie an, ein wenig auszuruhen, aber sie wollte vor dem Erwachen ihres Hauses daheim sein, Niemand sollte von ihrer nächtlichen Wanderung etwas erfahren, und noch lagen zwei hohe Hügelreihen zwischen ihr und Vescovato. Da standen die Wanderer vor einer Felsenwand, auf deren Höhe man nur über das Geröll eines ausgetrockneten Wildbaches gelangen konnte; die Steine und Sträucher wichen unter Benvenuta's Füßen, sie mühte sich ab, wie in einem bösen Traume, und kam nicht weiter. Endlich ließ sie sich fallen, und die Arme im Schooße sagte sie lächelnd: „Ich kann nicht mehr!"

Ein erster Morgenstrahl lag auf ihrem schönen Gesichte, das blaß und dessen Züge abgespannt waren; desto heller und größer leuchteten die schwarzen Augen. Sie lächelte, weil sie sich ihrer Schwäche schämte, und die Schwäche und Hülflosigkeit gaben ihr etwas unsäglich Kindliches, das mit dem starken und heldenmüthigen Wesen, das Nadir bis jetzt allein an ihr kannte, auf rührende Weise im Widerspruche stand. Das Kind, das Weib lag vor ihm. Mit gekreuzten, fest auf die Brust gedrückten Armen stand er da und blickte voll Bewunderung und Mitleid auf dieses räthselhafte Kind hinab. Er hätte sich vor sie hinwerfen und seine Stirne voll Unterthänigkeit an ihren blutigen Fuß drücken mögen und dann wieder sie aufheben und wie ein Kind an seine Brust pressen. Seine morgenländische Seele war voll Weichheit und Gluth zugleich, aber er war schon zu lange im Abendlande, um nicht seine Worte wie seine Thränen zurückzuhalten, die er daheim, in der Wüste, ohne Scham und Rückhalt hätte fließen lassen. Benvenuta sah nur die Rührung und das Mitleid in

seinen Augen; freundlich lächelte sie ihm zu, und mit der weiblichsten Milde lächelnd, sagte sie: „Du bist gut, Nadir, mein Freund! Ja, alle Menschen sind Brüder, denn sieh, da kommt ein Sohn des fernen Morgenlandes, um einem armen korsischen Mädchen zu helfen, sie durch Nacht und Fährlichkeiten als treuer Hüter zu begleiten und mit ihr zu sorgen für den Schutz eines Verfolgten und Unglücklichen, der weder der Korsin noch des Arabers Bruder oder Verwandter ist. Das ist schön, voll Trostes und Heiterkeit, und ich möchte Gott, dem Vater des Muhamedaners wie des Christen, danken für die brüderliche Liebe, die er über die weite Erde, über Orient und Occident ausgegossen, wie einen Frühling."

„Wie einen Frühling!" rief Nadir, und die Zurückhaltung und Selbstbezwingung, welche die europäische Bildung ihm gegeben, schmolzen vor diesen Worten Benvenuta's und in seiner eigenen Gluth. Er lag vor ihr auf den Knieen und umklammerte ihre blutenden Füße, auf die seine Thränen in mächtigem Gusse hervorstürzten. „Eine Weise bist du, eine Heldin!" rief er schluchzend, „und sterben möchte ich für dich und zu deinen Füßen!"

Benvenuta sprang auf: „Komm! laß uns gehen!"

Aber sie hatte noch nicht zwei Schritte auf dem schwierigen Wege gethan, als sie sich mit Macht emporgehoben fühlte und wie ein Kind auf beiden Armen Nadirs lag. Donnernd wie ein Wildbach stürzte das Gerölle hinab in die Schlucht, während Nadir mit seiner Last hinaufflog, als hätte er Flügel. Oben auf dem Hügel angekommen, suchte Benvenuta sich aus seinen Armen loszuringen. — „Jetzt lasse mich," sagte sie, „der Rest des Weges ist weniger beschwerlich," aber er hörte nicht, er drückte sie nur um so fester an seine Brust, als ob man sie ihm entreißen, als ob er sie nie wieder frei lassen wollte. Hügel auf, Hügel ab eilte er, unaufgehalten durch Felsen, Erdrisse und Hecken, und da der Morgenwind vom Meere her frisch zu wehen anfing, schlug er seinen weißen Mantel um Benvenuta, und so sah er aus wie Einer, der ein Kleinod in die Falten seines Kleides verhüllt und

damit vor Räubern entflieht. Sie hörte deutlich das Klopfen seines Herzens, sah, wie er mit weit offenen Nüstern athmete, mit den dunkeln Augen bald herausfordernd über das Land hin, bald milde und glühend auf sie herniedersah, und angstvoll, wagte sie es nicht, sich zu regen oder seiner weiteren Hülfe Widerspruch entgegen zu setzen. Sie ahnte, daß dieses gewaltige Pochen des Herzens, das sie so deutlich hörte, nicht allein vom schnellen Laufe und von der Last komme — und er wußte es. Er fühlte sich glücklich, wie nie im Leben, und zum ersten Male verstand er, was die Europäer Liebe zu einem Weibe nennen. Er hätte ewig so hinlaufen mögen, Benvenuta an sein Herz gedrückt, und sein Blick, der über das Land flog, galt sowohl der Furcht, es könnte ein Feind kommen und ihm seine theure Last entreißen, als der Angst vor dem Ende dieser glücklichen Wanderung. Aber seine Gluth gestattete ihm nicht, langsamer zu gehen, und der Wunsch Benvenuta's, vor völligem Tagesanbruch daheim zu sein, stand ihm noch höher als das Glück, das ihm das Tragen der süßen Last gewährte. So flog er unaufhaltsam dahin, und ach, schon standen die Häuser Vescovato's, schon stand das Kapuzinerkloster nahe vor seinen Augen. Die Trennung vom seligsten Momente seines Lebens stand bevor; mit einer Art von Wuth eilte er den letzten Hügel hinan; auf eine Rasenbank, die sich die Väter unter den Kastanienbäumen hinter dem Kloster angelegt, ließ er sanft Benvenuta nieder und sank dann, ohne sie mit einem Blicke anzusehen, mit einem großen Seufzer kraft- und athemlos am Fuße der Bank hin. Er lag da wie ein Todter. Besorgt blickte Benvenuta auf ihn hinab. „Nadir!“ lispelte sie; er regte sich nicht. Da bückte sie sich herab und zog leise den Mantel hinweg, den er über den Kopf geworfen hatte; mit thränenvollen Augen blickte er ihr entgegen, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Im Klostergarten aber, hinter der lebendigen Hecke, die ihn abschloß, lag Carabelli. Als er des Abends in das Kloster getreten, fand er daselbst unter den höheren Offizieren, die es be-

herbergte, auch viele Korsen, die ihn scheel ansahen und wie Serafino etwas vom „schlechten Blute der Carabelli“ murmelten. Es wurde ihm unheimlich im Kloster, und er ging, um nicht an eine korsische Hütte klopfen zu müssen, in den Klostergarten. Die Nacht war schön und warm; er konnte hinter der Hecke kampiren. Dort sah er Nadir und Benvenuta an sich vorbeikommen, als sie in die Macchia gingen; er schüttelte den Kopf, denn er wußte wohl, es war die Tochter Franceschetti's, und auch von dem Araber wußte er bereits, daß er mit Joachim angekommen war. So oft er aus seinem unruhigen Schlafe erwachte, blickte er dem Wege entgegen, auf dem die beiden Wanderer verschwunden waren. So sah sein spähendes Auge, wie Nadir mit Benvenuta an seiner Brust erst am Morgen aus der Tiefe der Schlucht herauskam, wie er sie auf die Rasenbank niederlegte, wie er weinte und ihre Hand mit Küssen bedeckte.

Als sie dem Dorfe zugingen, erhob sich Carabelli und streckte den Kopf über die Hecke hinaus, um ihnen so lange als möglich nachzusehen. „Sie waren in der Macchia,“ sagte er, „um die Banditen aufzurufen, und auf dem Wege scheinen sie ewige Freundschaft geschlossen zu haben. Nun aber die Banditen kommen, gilt es, doppelt vorsichtig zu sein.“

Die Wachtfeuer waren überall im Orte wie auf den Hügeln tief heruntergebrannt; die Mädchen von Vescovato mit ihren großen, ehernen Henkelkrügen auf dem Kopfe gingen an den Brunnen.

Siebentes Kapitel.

Unterhandlungen.

Frau'n,
Jungfrau'n, welcher Mann
Gefahren flieht und unwürdig gegen
Die Heimat wirkt und seine Wünsche kann
Auf niederem, gemeinem Grunde bau'n,
Dem möget Haß ihr hegen.

Leopardi.

Um zu verstehen, was an diesem und den folgenden Tagen sich entwickelte, muß man wissen, daß Joachim Murat als General und als König mehr als zweitausend Offiziere von korsischer Abstammung ernannt hatte; was von diesen die zahlreichen und blutigen Schlachten der letzten Jahre am Leben gelassen, war jetzt in der Heimat versammelt. Aus Bastia und der nächsten Umgebung kamen sie schon in den ersten Tagen herbei, aus den ferneren Gegenden, sobald die Nachricht von der Ankunft des Exkönigs, die sich übrigens mit unbegreiflicher Schnelligkeit verbreitete, dahin gedrungen war. Sie kamen, ohne zu wissen, warum? und wozu? Die Einen, um ihren König zu sehen, die Andern mit unbestimmten Hoffnungen auf eine neue Zukunft. Einmal da, blieben sie auch, und zwar um so hoffnungsreicher und erwartungsvoller, als sie ihre große Zahl und die Bereitwilligkeit des Volks, dem Könige zu dienen, erkannten. Joachim Murat, als er des Morgens nach einem langen und an schönen Träumen reichen Schlafe aus dem Fenster blickte, sah ganze Schaaren bekannter und befreundeter Uniformen. Er lächelte, doch blieb sein Auge gerührt an Nadir hängen, der allein, in sich verschlossen auf einem Ecksteine am Eingange in den Hof saß. Er pochte leise ans Fenster, Nadir fuhr zusammen, blickte auf und folgte der winkenden Hand des Königs.

„Mein Freund,“ sagte dieser, als der Araber eintrat, „du siehst da draußen die Männer in den prächtigen Uniformen und

mit hohen Titeln. Was sie haben, haben sie von mir; mit mir waren sie glücklich, sie theilten meine Macht, meinen Ruhm, meine Reichthümer. Sie sind jetzt gefallen, wie ich, aber ihre Vergangenheit wie ihren Ruhm kann ihnen Niemand rauben. Und doch hat Keiner von diesen so viel für mich gethan, wie du —. Sie gingen mit mir, als ich jede That wie ein Gott belohnen konnte — du schlossest dich im Elend an mich an, du hast mich aus der Gefangenschaft, aus den Händen meiner Feinde, vom Tode errettet und dich den ungeheuersten Gefahren ausgesetzt, ohne alle Hoffnung auf Belohnung. Ich kann es nicht ertragen, daß man dich wie einen meiner Diener betrachtet — was kann ich für dich thun?"

Nadir sah den König mit einem Blicke voll Dankbarkeit an, zuckte aber die Achsel und sagte mit einem schmerzlichen Lächeln: „Nichts!"

„Nichts? Du glaubst, ich sei arm, Nadir," fuhr der König fort, „ich bin es nicht, trotz dem Verrath, dessen du Zeuge warst. Ich habe viele Kostbarkeiten gerettet, und in den nächsten Tagen kommt aus Paris ein Agent an, der mir ein großes, dort angelegtes Vermögen überbringt. Du weißt auch, daß in Bastia drei Schiffe für mich gekauft und ausgerüstet werden."

„Danke, Sire," erwiderte Nadir, „ich bedarf keines Geldes."

„Wessen bedarfst du? Willst du Ehren?"

„Sire, in mein Vaterland zurückgekehrt, bringen mir meine Landsleute alle Ehren entgegen."

„Willst du ausgerüstet werden, um würdig, stolz, deinem Range gemäß in deine Heimat zurückzukehren? Ich gebe dir eines meiner Schiffe, ich belade es mit Schätzen und lasse dich von meinen höchsten Offizieren im Triumphe heimbringen."

Nadir schüttelte den Kopf. „Ich habe einst," sagte er mit zitternder Stimme, „von einer solchen Heimkehr geträumt — aber dort ist Niemand, den ich liebe. Ist es dann noch meine Heimat? Dort sind wir zu Hause, wo unser Herz ist. Auch sehe ich die Welt anders, als man sie dort sieht — meine Seele wäre dort in der Fremde — fremd in meiner Heimat."

Joachim Murat sah ihn erstaunt und prüfend an. Ein anderer Mensch stand vor ihm. Die Ruhe und Heiterkeit, die er mitten in den größten Gefahren an Nadir bewunderte, war dahin; dafür lag ein tiefer Schatten der Wehmuth auf seinem Gesichte und sprach aus jedem Worte, aus jedem Tone seiner Stimme eine Trauer, ein Entsagungsschmerz, die er sich nicht erklären konnte. Herzens- und Menschenkenntniß war nie die starke Seite dieses leichten Naturells, dieses Glückskindes, das sich von seinem Schicksale wie von einer Woge tragen ließ, herauf und herunter, mehr auf die Ereignisse und Zufälle achtend, als auf die Menschen. Nach einer langen Pause sagte er: „Ich verstehe dich nicht, Nadir. Was wäre dir wünschenswerth?"

Nichts!" antwortete Nadir wie vorhin; „vielleicht daß ich hier bleiben könnte auf dieser Insel, daß ich hier sterben könnte."

Da lachte der König: „Du bist verliebt, jetzt verstehe ich dich."

Er legte die Hand auf Nadirs Schulter und sah ihn mit jenem gewinnenden, alle Sorgen und Muthlosigkeit zerstreuenden Lächeln an, das an Joachim Murat berühmt war, das ihm so viele Herzen gewann und das so viele Herzen mit Zuversicht und Heiterkeit erfüllte. Auch Nadir mußte lächeln, und es war ihm, wenigstens für einen Augenblick, als wären alle Sorgen und Schmerzen von ihm genommen. Joachim führte ihn, immer die Hand auf seiner Schulter, ans Fenster und sagte: „Vor wenigen Tagen hast du mich im tiefsten Elende gesehen, jetzt sieh diese Schaaren, die sich schon um mich versammeln und die von Stunde zu Stunde wachsen; ich darf nur ein Wort sprechen, eine Proklamation erlassen, und eine Armee steht in Waffen, und ich kann mich zum Herrn dieser schönen Insel machen. Ich könnte von der vereinigten Macht Europa's wieder besiegt werden, aber ich hätte doch wieder Wochen und Monate des Ruhmes zu meinen ruhmvollsten Jahren hinzugethan, und Europa würde sagen: Joachims Stern glänzt länger als die Sonne von Austerlitz. Siehst du, so glänzt das Leben immer neu auf, wenn man ihm vertraut."

Er hielt in seiner Rede inne, denn er bemerkte, daß die Bewaffneten vor dem Hause und daß ganz Vescovato in große Bewegung gerieth. Die Männer, die unter den Kastanienbäumen gelagert hatten, sprangen auf und ergriffen die Waffen, die Veteranen unter ihnen stellten sich in Reihe und Glied, andere liefen wie Boten hin und her, und die Offiziere vertheilten sich und stellten sich zu den einzelnen Gruppen und Haufen. — Joachim legte die Stirne an die Fensterscheibe und sagte: „Es sieht aus wie vor einer Schlacht; gewiß nähert sich der Feind!"

Franceschetti trat ein und bestätigte die letzten Worte des Königs. Von Bastia her sehe man Reiter, Gendarmen nahen, und ihnen folge Infanterie.

„Ich muß hinunter," rief Joachim, „Franceschetti, mein Freund, lasse mir ein Pferd satteln, ein Pferd! ein Pferd!"

„Nein, Majestät!" lächelte Franceschetti.

„Warum nicht?"

„Wenn Eure Majestät zu Pferde steigen," sagte Franceschetti immer lächelnd, aber doch im sanft abmahnenden Tone, „dann kommt es zur Schlacht — und Das wollen doch Eure Majestät nicht."

„Du hast Recht," lachte der König, „einmal im Sattel, muß ich vorwärts reiten. Ich will hinunter gehen und zu Fuß zu ihnen sprechen."

„Auch Das, mein König, halte ich nicht für rathsam," sagte der General, „es ist besser, Denen von Bastia und der Regierung nicht das geringste Recht zur Anklage zu geben und mit den Bewaffneten in keine Berührung zu kommen."

„Wie," rief der König entrüstet, „ich soll thun, als ob diese guten Leute, die sich für mich bewaffneten, gar nicht für mich existirten?"

„Die Leute wissen Ihre Stellung zu beurtheilen, Sire, und der Letzte von ihnen weiß, daß Ihnen Zurückhaltung geboten ist. Sie sind da, um das Gastrecht des Hauses Colonna zu schützen."

„Nicht für mich?“ fragte Joachim düster.

„Für Sie, Sire, sobald Sie es aussprechen, sobald Sie es wollen, aber lassen wir es für jetzt nicht die Regierung Ludwigs XVIII. und die Alliirten in Paris wissen.“

„Du hast immer Recht, mein guter Franceschetti; aber was wird jetzt geschehen?“

„Die Truppen werden auf den Höhen bleiben, sie werden nicht einzurücken wagen, wenn sie die große Zahl bewaffneter Korsen sehen; der Kommandant, wenn er unser Land nur ein wenig kennt, wird sich vor einem blutigen Angriff auf unser Haus hüten; er weiß, daß er es im entgegengesetzten Falle mit der ganzen Insel zu thun hätte, und in diesem Augenblicke, da Frankreich seiner Truppen nicht sicher ist und Europa und die Alliirten gerne glauben machen möchte, daß man die Bourbons in allen Theilen des französischen Gebietes mit Freuden aufnehme, kann es nicht wünschen, ganz Korsika in Aufruhr zu sehen, — man weiß aus alten Zeiten, was ein Aufruhr in Korsika zu bedeuten hat. Ich glaube, daß Herr La Verrière, der Kommandant, nur imposant auftritt, um mit Eurer Majestät nachdrücklich zu unterhandeln.“

„Ehrenvollen Bedingungen,“ sagte der König, „werde ich mein Ohr nicht verschließen.“

Es geschah, wie Franceschetti prophezeite. Nachdem die Truppen stundenlang regungslos auf den Höhen gestanden und man in Vescovato nicht wußte, ob es zum Kampf kommen werde oder nicht; nachdem Hunderte von Bewaffneten, welche theils auf Seitenwegen den Truppen von Bastia aus gefolgt, theils, aus den nächsten Dörfern kommend, herbeigeströmt waren und die Zahl der Vertheidiger Murats oder des Hauses Colonna bedeutend vermehrt hatten, ritten die Reiter bis an den Eingang des Dorfes, wo sie absaßen, und stellte die Infanterie auf den Höhen, die Vescovato überblickten, ihre Gewehre in Pyramiden auf. La Verrière, der Kommandant, ritt, nur von wenigen Offizieren begleitet, ins Dorf und geraden Weges auf das Haus

Colonna Ceccaldi los. Er that, als ob er sich um das kriegerische Aussehen Vescovato's nicht kümmerte, würdigte die Bewaffneten rechts und links keines Blickes, schwang sich aus dem Sattel und fragte den vor der Thüre wartenden Serafino nach Joachim Murat.

Serafino verstand ihn nicht. „Ein Herr Joachim Murat," sagte er, „ist nicht im Hause."

Herr La Verrière verzog ein wenig die Mundwinkel, machte mit dem linken Arm eine spöttische Bewegung und rief ungeduldig und nachdrucksvoll: „Nun, Seine Majestät König Joachim Napoleon!"

„Hier oben, eine Treppe hoch," erwiderte Serafino mit einer Verbeugung.

La Verrière eilte die Treppe hinauf. Die Offiziere blieben im Hofe und zu Pferde; nur Einer, ein schöner junger Mann von höchstens vierundzwanzig Jahren, dessen dunkle Hautfarbe und ganzes Gesicht sogleich den Korsen verriethen, schwang sich aus dem Sattel und eilte dem großen Saale im untern Geschoße zu. Er drückte dem alten Colonna Ceccaldi, der auf seinem gewohnten Platze saß, die Hand, dann küßte er die der Frau Katharina, welche bei seinem Eintritte mit einigem Schrecken zusammenfuhr. Der junge Offizier machte die beiden Begrüßungen, wenn auch achtungsvoll, mit vieler Hast ab, um so rasch als möglich zu Benvenuta zu gelangen, die in der Fensternische auf einer Erhöhung stand und ihn kommen gesehen hatte.

„Benvenuta!" rief er, indem er ihr beide Arme entgegenbreitete, „theure Sposa, wie lange habe ich dich nicht gesehen."

Benvenuta schwieg und machte eine abwehrende Bewegung.

„Bist du böse, daß ich so lange nicht gekommen bin? Verzeihe! der Dienst ist jetzt so streng in Bastia, die Soldaten sind unzuverläßig, es ist, als ob hundert Ereignisse in der Luft schwebten, der Offizier darf sich nicht auf eine Stunde aus der Festung entfernen."

„Signor Galvani Serra," sagte Benvenuta mit zusammen-

gezogenen Augenbraunen, „Sie scheinen ein sehr gewissenhafter und eifriger Diener Frankreichs zu sein."

„Meine Tochter!" rief die Mutter vorwurfsvoll.

„Benvenuta," sagte Galvani Serra erstaunt, „wie sprichst du mit deinem Verlobten?"

„Daß Sie sich darüber wundern, beweist mir, daß Sie mich nicht kennen und daß wir einander nicht bestimmt sind. Mein Verlobter sind Sie nicht mehr, denn Sie sind der Feind meines Hauses."

„Ein Feind deines Hauses!" lachte Galvani Serra bitter, „Du sprichst kindisch, Benvenuta."

„Ein Feind," sagte sie nachdrücklich, „wie es nur jemals Feinde in Korsika gegeben. Daß du mich liebst, daß du mich heirathen willst, Das beweist nicht das Gegentheil. Du kommst mit den Feinden, in ihren Reihen und als einer ihrer Führer, um einen Verfolgten zu verfolgen, um das korsische Gastrecht und das Gastrecht des Hauses Colonna zu nichte zu machen. Sieh, der Letzten einer von Denen da draußen ist besser als du. Sie sind nicht meine Verlobten, sie sind nicht unsere Anverwandten, wie du, aber sie Alle haben sich versammelt und bewaffnet, sobald es hieß, es sei Einer da, dem Gefahr droht und dem nichts übrig blieb, als die Flucht unter den Schutz Korsika's. Du bist drüben geblieben bei Denen, die uns bekriegen wollen und wohl noch bekriegen werden, du wirst die Soldaten gegen uns, gegen das Gastrecht führen, wenn es Herr La Verrière befiehlt."

„Ich stehe im Dienste Frankreichs," stammelte Serra vernichtet.

„So haben ehemals korsische Söhne den Dienst nicht verstanden," fiel Benvenuta streng ein, „sie haben sich überall in der Welt tapfer und gegen alle Feinde geschlagen, aber niemals gegen Korsika und korsische Sitte."

„Benvenuta hat Recht!" fiel hier Colonna ein.

„So sehr sind wir noch nicht die Knechte Frankreichs

geworden," fuhr Benvenuta fort, „um gegen die Seele unserer Heimat kämpfen zu müssen. Hier dieser Greis hat noch unter Pascal Paoli gegen Frankreich gekämpft, ich, seine Enkelin, sollte so sehr Französin geworden sein, um einen Häscher Frankreichs zu heirathen?"

Der junge Offizier fuhr zusammen, das korsische Blut in seinen Adern fing zu kochen an. „Gib mir den Ring, Benvenuta, gib mir den Ring," rief er stoßweise, „es ist Feindschaft zwischen uns!"

„Hier ist der Ring!" sagte sie und zog ihn aus der Tasche.

Er nahm den Verlobungsring und stürzte aus der Stube und in den Hof, immer den goldenen Reifen wie etwas Schreckliches anstarrend.

„Was hast du da in der Hand?" fragte einer der Offiziere, „daß du es so fürchterlich anstarrst? Einen Ring? Was ist daran so Furchtbares?"

„Mit diesem Ringe," lachte Serra, „verlobe ich mich mit Frankreich für immer, es mache Alles aus mir, einen Sbirren, einen Häscher, wenn ich mich nur an dieser Insel und ihrem Wahnsinn rächen kann."

„Ein Ring?" fragte Carabelli, der sich mit den Offizieren unterhalten hatte, „ich vermuthe, woher er kommt."

Serra rannte in seiner Aufregung hinaus auf den Platz; „man muß ihn beruhigen," sagte Carabelli und folgte ihm nach. „Signor Galvani Serra," sagte er leise, „ich habe eben, als Ihr ins Haus tratet, erfahren, daß Ihr der Verlobte der Tochter seid."

„Wer bist du?"

Carabelli beantwortete die Frage nicht und fuhr fort: „Ein Diener hat es mir gesagt, und nun sehe ich Euch aufgeregt und mit einem Ringe in der Hand aus dem Hause stürzen. Madamigella Benvenuta hat Euch wohl aufgekündigt, und Ihr möchtet wissen, warum?"

„Wer bist du?" wiederholte der Offizier.

„Ein treuer Diener Seiner Majestät — Ludwigs XVIII.“ sagte Carabelli leise, „Das darf man hier nicht laut sagen, obwohl der alte Colonna auch so thut, als wäre er ein Bourbonist. Hier kann es uns Allen schlecht gehen, die wir uns zu Ludwig XVIII. bekennen, — seht nur diese bewaffneten Kerle, — seit zwei Stunden kommt auch ein Bandit nach dem andern an, und viele andere werden nachfolgen, alle Macchien sind aufgeregt. — Aber ich muß bleiben; meine Treue, meine Pflicht hält mich hier zurück.“

„Nicht weiter, ehe du mir nicht deinen Namen sagst!“ herrschte ihm Serra zu.

„Nun wohl, obgleich der Name nichts zur Sache thut, — ich heiße Ignazio Carabelli.“

„Carabelli? ein Verräther — schlechtes Blut!“ rief der Andere mit hervorbrechendem Abscheu.

„Ein Verräther? Nun, ich habe Euch allerdings Mancherlei zu verrathen, was Euch die Augen öffnen wird — und ob ich schlechtes Blut bin, Das wird sich zeigen, wie ich dem König von Frankreich und Ferdinand von Sizilien diene. Was kann man mehr verlangen, als treue Dienste? nützliche Dienste? Nun aber bin ich im Stande, Euch und allen Potentaten sehr wichtige Dienste zu leisten — und es soll schon noch Korsen geben, die nach dem Sturze Napoleons neben Pozzo di Borgo obenauf bleiben. Niemand wird es fürderhin wohl gehen, als Denen, die gegen diese Napoleoniden handeln; seht, Pozzo di Borgo hat sein Lebtag gegen diesen Buonaparte gearbeitet, und jetzt steht er allein aufrecht unter allen Korsen. Aber Ihr hört mich nicht; Das alles ist Euch jetzt gleichgültig; Ihr denket an Euren Korb.“

„Verstumme!“ rief Galvani Serra.

„Nein, ich muß Euch Aufklärungen geben, — ich bin ja ein Verräther — ich kann Signorina Benvenuta verrathen und die Ursachen, warum sie einen braven, schönen, jungen Offizier vor die Thüre setzt.“

Serra wurde aufmerksamer; Carabelli fuhr fort: „Die ganze

Nacht war sie außer dem Hause, mit einem Araber, der mit dem Exkönig gekommen — ich sah sie, als sie gegen Morgen zurückkehrten — ach, mit welchen glühenden Blicken er sie ansah — Stille! fahrt nicht auf — kommt ein wenig weiter vom Hause, daß man uns nicht sehe, ich habe Euch noch viel zu sagen — der Exkönig hat auch großen Eindruck auf sie gemacht. Man muß sie nur von ihm sprechen hören. Wißt Ihr, daß sie, Eure Benvenuta, das Dorf aufgerufen hat, sich für ihn zu bewaffnen? und wißt Ihr, daß sie, ja sie, die kleine Signorina, die Banditen aus den Macchien kommen läßt? Ja, wahrhaftig, ich habe es gleich vom ersten erfahren, der heute Morgen hier ankam. O, es ist ein großes starkes Geschöpf, diese Benvenuta Benedetta, und Ihr verliert viel an ihr."

Galvani Serra stand wie bewußtlos, dumpf und stumpf vor dem Redner. Die Worte klangen an sein Ohr, aber er mußte sich anstrengen, um sie nachträglich zu verstehen und in ihrem Sinne aufzufassen.

Carabelli schüttelte ihn: „Nehmt Euch zusammen, ich habe Euch Wichtigeres zu sagen. Am Besten wäre es bei Herrn La Verrière angebracht, aber es würde Verdacht erregen, wenn ich mit ihm sprechen wollte, und nach Bastia kann ich vor drei, vier Tagen nicht entkommen. Ihr müßt ihm sagen, daß ich, ich es Euch für ihn aufgetragen. Dieser Tage kommt das Vermögen Joachims, das er in Paris angelegt hatte, hierher, auf die Insel; ich weiß es gewiß, denn er hat es mir selber gesagt, als er mir von den Belohnungen sprach, die mich für meine Treue erwarten. Mit dem Gelde werden zum Theil die drei Schiffe bezahlt, die in Bastia für ihn ausgerüstet werden; laßt sie segelfertig machen, aber dann nehmt sie weg, denn sein Alles packt er auf die Schiffe, alle seine Papiere, auch die Korrespondenz, die er von Toulon aus mit den Carbonari von Neapel führte. Das ist sehr wichtig, einmal, daß er kein Geld, dann, daß er keine Schiffe mehr habe. Mit drei Schiffen ist er im Stande, das ganze Mittelmeer unsicher zu machen — ohne Schiffe ist er hier gefangen

und mit allen seinen Schätzen in unsern Händen. Mit diesen Banditen und gastfreien Korsen wird Frankreich schon fertig werden. Und ist nicht die englische Flotte in der Nähe? in Livorno, in Genua, in Toulon? Sie ärgert sich genug, daß er ihr entwischt ist. Habt Ihr verstanden?"

„Du bist ein herrlicher Verräther!" sagte Serra zerstreut vor sich hin.

„Verräther? Gott bewahre! Rache will ich an diesen Korsen nehmen, die sagen, daß die Carabelli schlechtes Blut sind. Und Euch soll ja auch Rache werden!"

„Ja," rief Serra, „Rache, denn er ist schuld, daß ich sie verliere, und er gehört zu ihrem Hause, die mich tödtlich beschimpfte. Und der alte Narr drin, der Colonna, der noch der verrückten Enkelin Recht gibt. Jubeln werde ich, wenn Euer Haus in Flammen aufgeht und alle Eure Gäste ins Verderben stürzen."

Mit drohender Geberde kehrte er sein Gesicht dem Hause zu. Aus diesem trat eben La Verrière und schwang sich schweigend und düster aufs Pferd. Serra eilte fort, ohne Carabelli eines Grußes zu würdigen; mit Trotz sprang er in den Sattel, kehrte dem Hause den Rücken und sprengte mit den Andern im Galoppe davon.

Herr von La Verrière war mit seinen Offizieren kaum bei den Truppen angekommen, als man in Vescovato von dorther ein Geschrei vernahm, das weder einem Kriegsgeschrei, noch irgend einer drohenden Aeußerung, sondern vielmehr einem Jubelausbruch zu vergleichen war. Offenbar freuten sich diese meist aus napoleonischen Veteranen bestehenden Truppen, nicht gegen Joachim Murat und gegen seine Freunde kämpfen oder im gegebenen Falle den Befehlen ihres jetzigen Kommandanten widerstehen zu müssen. Sie ergriffen ihre Waffen, setzten sich in muntere Bewegung und waren bald auf dem Wege nach Bastia hinter den Hügeln verschwunden. Wie ein Echo ihres Jubels hallte es ihnen aus Vescovato nach.

Herr von La Verrière hatte alle Ursache, höchst unzufrieden nach Bastia zurückzukehren. Fest entschlossen, Joachim Murat zur Abreise zu zwingen oder ihn gefangen zu nehmen und, den innigsten Wunsch Ludwigs XVIII. und Fouché's erfüllend, ihn diesen auszuliefern, kam er nach Vescovato nur, um sich rasch zu überzeugen, daß er es als Befehlshaber unzuverlässiger Truppen mit den hier versammelten Hütern des Exkönigs nicht aufnehmen konnte, und daß er mit diesem wie mit einer gleichen Macht unterhandeln müsse, zufrieden, wenn er ihn nur zum Abzuge bewege und so fernere Aufregung auf der Insel verhindere. Ebenfalls fest entschlossen, als Legitimist und als Organ seines legitimen Königs, Joachim Murat nur als Privatmann zu behandeln, mußte er vor diesem stehend in höherem Maße dieselbe Erfahrung machen und dasselbe Zugeständniß, aber dießmal ernsthafter, die er schon unten an der Thüre Serafino gegenüber gemacht hatte. Ein alter Emigrant, der sich seit seiner Jugend im Gefolge des würdelosen Grafen von Provence, seines jetzigen Königs, herumgetrieben und niemals die Parvenü's zu Gesichte bekommen, welche seit dem Anfange des Jahrhunderts halb Europa als Kaiser und Könige beherrschten, war er desto mehr überrascht und in allen seinen Vorstellungen und Begriffen verwirrt, als er plötzlich vor diesem Sohne des Gastwirths von Cahors stand und dieser eine Würde, eine Majestät entfaltete, wie sie Herr von La Verrière bisher an keinem legitimen Herrscher gesehen, und wie sie in der That kein Herrscher jener Zeit so zu entfalten verstand wie Joachim Murat. Auf dem Schlachtfelde ein paladinenhafter Reitergeneral, der die Schwadronen hinriß und die gewaltigsten Carrés zusammenritt; im Kreise der Freunde und Vertrauten ein ächtes französisches bon enfant ohne Ansprüche auf Ueberlegenheit; in der Familie kindlich und gemüthlich: war er, sobald er zu repräsentiren und seine Herrscherwürde zu vertreten hatte, ein König, wie ihn loyaler Aberglaube nur bei einem Herrscher von hundert königlichen Ahnen von Gottes Gnaden voraussetzt. Es geschah Herrn von La Verrière, was

er noch eine Viertelstunde vorher für unmöglich gehalten haben würde: er verneigte sich tief vor dem Manne, der in seiner Jugend vielleicht den Gästen seines Vaters die Speisen aufgetragen hatte, und er beging den Verrath an seinen mit der Muttermilch eingesogenen legitimistischen Ueberzeugungen und redete diesen Mann als „Majestät“ an. Auch war er gekommen, um zu befehlen, und nun machte er nur Vorschläge und nahm er stehend die Willensmeinung des Exkönigs hin. Dieser meinte einfach, er wolle das Ende seiner Unterhandlungen mit Oesterreich und England und die etwaigen Pässe, die ihm diese Mächte schicken würden, hier auf Korsika abwarten. Er sei nicht im Kriege mit Ludwig XVIII., und so könne es auch sein Wille nicht sein, hier irgend welchen Aufruhr oder Abfall von Frankreich zu erregen. Die Diener Seiner Majestät Ludwigs XVIII. hätten sich auf französischem Boden, wo er als stiller Privatmann gelebt und wo er ein Asyl zu finden gehofft, unwürdig gegen ihn benommen und ihn gezwungen, sich in den Schutz des gastfreien Volkes der Korsen zu retten. Unter diesem wolle er verharren, bis er, je nach den Resultaten seiner Unterhandlungen mit Castlereagh und Metternich, fernere Entschlüsse fassen werde. Er wünsche nichts Anderes, als den Frieden mit Ludwig XVIII., gegen den er nie Krieg geführt, erhalten zu sehen, und gewiß nicht seine Schuld werde es sein, wenn dieser gestört werde.

Mit diesem Bescheide mußte sich Herr von La Verrière begnügen, ja er mußte, obwohl er Manches einzuwenden hatte, sich verneigen und verabschieden, als Murat ihn lächelnd grüßte und mit lächelnder Huld entließ.

Am Morgen des nächsten Tages erfuhr man in Vescovato, daß Herr von La Verrière Bastia mit vielem Eifer in Vertheidigungszustand setzen ließ.

Achtes Kapitel.

Der König weint.

Der König hat geweint.
Schiller.

Son nom, dans tous les carrefours
Resonne incessamment, comme au fort des batailles
Il resonnait sur les tambours.
A. Barbier.

An diesem und in den folgenden Tagen gingen auch in Vescovato neue und große Veränderungen vor. Bekam Bastia ein kriegerisches Aussehen, so verwandelte sich auch Vescovato mehr und mehr in ein Heerlager, und wer die beiden Orte vergleichen konnte, mußte das Dorf für stärker erklären, als die Stadt. Bastia mit seinen Vertheidigungswerken sah wie eine Festung aus; Vescovato war das Heer, das nur einen kurzen Marsch zu machen brauchte, um die Festung aufs Nachdrücklichste zu bedrängen. Dazu war die Festung von unzuverlässigen Soldaten besetzt und die Stadt von Einwohnern, die dem Feinde günstig gestimmt waren, während, was sich in Vescovato versammelte, wenigstens zum größten Theile, einmüthig dachte und fühlte. Das Kapuzinerkloster war in eine förmliche Zitadelle verwandelt und von Veteranen vollgefüllt. Drei Tage hatten hingereicht, die ganze Insel zu erschüttern und zahllose Männer herbeizuführen, unter diesen die Banditen aus den fernsten Macchien. In Trupps kamen sie herbeigezogen, oft feindliche Bluträcher neben einander, nachdem sie sich durch Parolanti auf Zeit oder für immer versöhnt hatten, wie Das in Zeiten der Gefahr oft in Korsika vorgekommen; denn ist auch die Vendetta in die Seele des Korsen geschrieben, so ist er doch in seiner zum Guten wie zum Bösen leicht aufbrausenden Leidenschaftlichkeit aus edlen Motiven auch leicht zur Versöhnung gestimmt. Es ist oft vorgekommen, daß sich zwei Feinde in die Arme sanken in dem Augenblicke, da sie

auf einander anlegten, oder daß ein Bluträcher zu weinen anfing, wenn er sein Opfer im Schlafe fand, gerührt von dessen Hülflosigkeit. Die Häuser von Vescovato reichten längst nicht aus, alle Fremden zu beherbergen, und die Lebensmittel mußten schon aus fernen Dörfern und vom Markte von Bastia herbeigeschafft werden. Signora Katharina Franceschetti leerte ihre wohlgefüllten Speicher und Vorrathskammern und schickte täglich Knechte aus, um überall neue Vorräthe einzukaufen. Der alte Colonna-Ceccaldi verkaufte damals ein Haus, das er in Bastia besaß, um sich behufs der Verpflegung so vieler Gäste und des Einen hohen Gastes baare Summen zu verschaffen, die in Korsika so selten sind.

Benvenuta hatte gethan, was ihr die Ankunft des Königs eingegeben, hatte die Bewaffneten aus Dorf und Macchien herbeigerufen und ein ihr verhaßt gewordenes Band zerrissen; jetzt kehrte sie in die häuslichen Kreise zurück, ließ sich nach Art der korsischen Frauen wenig vor den Männern sehen und schaltete als Gehülfin ihrer Mutter in Hof, Küche und Keller, wo so viel zu thun war. Nadir lag im Garten, im Schatten der Platanen, von wo er sie manchmal im hinteren Hofe sehen konnte — und träumte. Auf der Schwelle des Hauses saß die alte Mattea in ihrem Sonntagsputze, eine blaue Mandile auf dem Kopfe und um den grauen Zopf gewunden, ein weißes, faltiges Kleid um die langen Glieder. Sie sah auf den Platz hinaus, wo ihr Sohn Matteo unter den Bewaffneten lag; seine Büchse lehnte fern von ihm an einem Kastanienbaume, und er spielte auf der Violine. Für sie war dieses Heerlager ein Bild des Friedens und des Glückes, denn ihr Matteo hatte sich mit dem Feinde versöhnt, die Sbirren waren hier nicht zu fürchten, und nach jahrelangem Herumirren in der Wildniß lebte er wieder mit Menschen, ohne daß sie und er zu fürchten brauchten, daß ihn vielleicht im nächsten Augenblicke eine Kugel niederstrecke. Er spielte wieder die Violine wie ehemals als Knabe, und sie lauschte ihren Tönen wie einer Glücksprophezeiung. Mit welcher Freude sah sie fern

von ihm seine Büchse, die seit Jahren, im Wachen wie im Schlafe, nicht von seiner Seite gewichen. Wenn nun Benvenuta über die Schwelle an ihr vorüberging oder sich hinten im Hofe sehen ließ, rief sie ihr mit aufgehobenen Händen zu: „Gesegnet sei dein Aus- und Eingang, Maria Benvenuta, du Kind ohne Gleichen, denn dir danke ich Tage des Friedens und ein Glück, wie es diese alten Augen nicht mehr zu erschauen hofften." — Oder auch: „Maria Benvenuta, du Gesegnete, allen Jammer, aus dem heraus ich den Vocero über jenen Todten schrie, hast du von mir genommen, und für die Milch meines Herzens gabst du mir die Milch des Friedens. Maria, deine Schutzpatronin, sei mit dir, für und für."

Der König, dem Rathe Franceschetti's folgend oder, wenn er diesen vergaß, aufs Neue ermahnt und von seinem Wirthe zurückgehalten, blieb in seinen Gemächern, um sich persönlich vor jedem Vorwurfe, den ihm Frankreich hätte machen können, zu sichern, um die leicht entflammten Gemüther der Korsen nicht aufzuregen und jede ihrer Demonstrationen, die seine zurückhaltende Stellung gefährden oder ihnen schaden könnte, zu vermeiden. Er unterhandelte mit seinen Agenten, die allgemach vom Festland ankamen, und schickte sie wieder mit neuen Aufträgen fort, hierhin und dorthin, meist nach Bastia, wo sie die angekauften Schiffe bezahlen und deren Ausrüstung beschleunigen sollten, um nach dem Eintreffen günstiger Nachrichten von Castlereagh und Metternich zur Reise bereit zu sein, die Insel, die ihn so gastlich aufgenommen, nicht länger zu beunruhigen und seinen edlen Gastfreunden, den Herren dieses Hauses, nicht fürder zur Last zu fallen. Waren die Geschäfte mit den Agenten abgemacht und die nöthigen Briefe geschrieben, so saß er stille vor seinem „Filippini," der an Wundern und Heldenthaten so reichen Chronik dieser merkwürdigen Insel. Wie sollte dieses Buch im Hause Colonna Ceccaldi fehlen, da auf so vielen Seiten von den Thaten der Colonna die Rede ist; fehlt es doch auch in keinem Hause Vescovato's, denn Filippini war ein Sohn dieses Dorfes,

und in diesem Dorfe scheint die Geschichte Korsika's zu allen Zeiten ihren Lieblingssitz aufgeschlagen zu haben, weßhalb es auch auf beinahe jeder Seite dieser alten Chronik genannt wird.

„Welch ein wunderbares Buch! welch ein trostreiches Buch!" rief Murat einst dem eintretenden Franceschetti entgegen; „da lese ich von verbannten Helden, die oft mit einem elenden Fahrzeug und wenigen Freunden oder auch allein an diesen Küsten landeten, und wie sich sogleich Schaaren um sie sammelten und wie sie in wenigen Tagen ihr Vaterland befreiten."

„Ja," sagte Franceschetti mit Stolz, „die korsische Chronik erzählt solcher Geschichten auf jeder Seite, — und dieser Filippini war kein ganz getreuer Sohn seines Vaterlandes, er hing, vielleicht aus Furcht, an Genua; doch muß er, von der Wahrheit gezwungen, solche Geschichten erzählen. Aber," fügte der General lächelnd hinzu, „es gibt auch nur Ein Korsika."

„Du irrst," fiel ihm der König rasch ins Wort, „meine Kalabresen haben alle Tugenden und Eigenschaften der Korsen. Sie sind stolz und rächen wie die Korsen jede Beleidigung, sie lieben ihr Vaterland und die Freiheit, sie sind dankbar für erwiesene Wohlthaten. Wollte Einer, der ihr Vaterland liebt, an ihrer Küste landen, Freiheit proklamiren, die verhaßten Bourbonen, ihre Tyrannen, in die Acht erklären — gewiß, Franceschetti —"

Er sprach nicht weiter, er warf die braunen Locken von der Stirne zurück und ging mit großen Schritten in der Stube auf und ab. Franceschetti blieb ruhig auf seinem Platze, betrachtete wehmüthig den aufgeregten Mann, kämpfte mit sich, ob er etwas erwidern solle, und sagte endlich: „Vor Allem ist die Frage, ob man überhaupt landen könnte; von Livorno bis Sizilien kreuzen englische Schiffe!"

„Ach, die englischen Schiffe!" rief Murat verächtlich, „bin ich nicht mit Napoleon von Aegypten bis nach Frankreich mitten durch die englische Flotte gesegelt? Habe ich nicht Kapri den Engländern genommen, trotz ihrer Flotte und vor deren Augen?

Ist der Kaiser nicht von Elba entkommen mitten durch englische Schiffe?"

„Und dann in Kalabrien selbst," fuhr Franceschetti langsam fort, „wer bürgt, daß der Landende mit Kalabresen zusammentrifft und nicht mit den Soldaten Ferdinands?"

„Die Soldaten Ferdinands!" lachte Murat, „wann und wo sind die Soldaten der sizilischen Bourbonen nicht geschlagen worden? Das sage mir, Franceschetti, wenn du kannst. Und wer sagt dir, daß es die Soldaten Ferdinands sind? vielleicht sind es meine Soldaten, die ich in so vielen Schlachten siegen lehrte. Wie müssen die sich unter diesem Ferdinand fühlen!"

Er lachte wieder. „Um die Bourbonen von Neapel," fügte er ernsthafter hinzu, „um die würde ich mich weniger kümmern, wäre es nicht um ganz Europa oder vielmehr um die Alliirten, die heute nichts Anderes kennen und fühlen, als den Fanatismus ihrer Legitimität, und die sich Alle gegen mich wenden und mein schönes Königreich mit Blut überschwemmen würden."

„Das ist es! das würde gewiß geschehen!" bestätigte Franceschetti aufathmend.

„Sprechen wir nicht weiter davon, mein Freund," sagte Murat und fuhr sich über die Stirne; „Das sind so Gedanken, Möglichkeiten, Träume, die mir manchmal, selten durchs Gehirn jagen. Ein Mann, der so viel gethan, hat das Recht, wenn es mit ihm abwärts geht, wenigstens zu träumen. Wir wollen warten, selbst mit den Träumen, welche Antwort ich von Oesterreich und England erhalte. Schade, daß ich mit Kaiser Alexander nicht angeknüpft habe, er ist doch der Beste von Allen und weiß auch, was von der Legitimität zu halten. Es ist freilich die Frage, ob er mir die Schlacht von Borodino vergessen könnte."

Dieses Wort gab ihm sichtlich seine ganze Heiterkeit wieder. „Morgen, übermorgen," sagte er, „muß Maceroni ankommen, dann wird Alles entschieden sein und gut. Er ist ein geborener Engländer und von italienischer Abstammung, hängt an Italien und an mir und hat das Vertrauen der Engländer; so ist er

wie geschaffen, den Vermittler zwischen mir und Großbritannien zu machen, und ich bin überzeugt, daß er mir die günstigsten Bedingungen ausgewirkt."

Nadir trat ein und meldete, daß Carabelli verschwunden sei. Seit dem Morgen sei er unsichtbar geworden; das ganze Dorf sei darüber aufgeregt, und allgemein sei man überzeugt, daß er irgend einen Verrath im Schilde führe. Man habe ihn, Nadir, gebeten, dieß dem Könige zu melden.

„Gewiß," sagte Franceschetti, „wenn Carabelli ohne Abschied verschwunden ist, so ist auch irgend ein Verrath im Spiele."

„Ich weiß es," lächelte Murat, „es gibt Vorurtheile gegen die Carabelli, wegen gewisser alter Familiengeschichten; einer aus ihrem Hause hat einmal den Klemens Paoli in einen Hinterhalt gelockt, um ihn den Genuesen preiszugeben; seit damals gelten die Carabelli auf Korsika für schlechtes Blut — ich weiß es, Carabelli hat es mir selbst erzählt. Das heißt doch die Enkel für die Sünden ihrer Vorfahren büßen lassen, und wenn man ihnen mit Verachtung begegnet, zwingt man sie vielleicht, ‚schlechtes Blut' zu werden, während sie den besten Willen haben, mit Treue den Schandfleck von ihrer Familie abzuwaschen."

„Aber er ist auf unbegreifliche Weise verschwunden," sagte Nadir, „und es ist ein Schleicher, ein Horcher — ich habe es selbst erfahren."

„Aber mein Gott," rief Murat, „was soll er denn verrathen? was ist zu verrathen? Was meine Absichten sind und meine geheimen Unterhandlungen, das weiß Herr von La Verrière durch mich selbst besser als, Franceschetti ausgenommen, irgend Jemand auf der Insel. Nein, meine Freunde, ich glaube nicht an den Verrath Carabelli's, ich habe ihn und seinen Bruder mit Wohlthaten überhäuft, und sie sind Korsen. Wenn ich nur einen Blick durchs Fenster werfe, darf ich den Gedanken in mir aufkommen lassen, daß in Korsika Verrath wachse?"

So sprechend, trat er wirklich ans Fenster und überblickte das Lager.

„Ich muß glauben," rief er, „daß ich von einer höheren Macht beschützt bin; ich sehe Wunder, die sich für mich unter meinen Augen begeben. Wer hat es gethan, daß sich gleich bei meiner Ankunft, als ich mich kaum Franceschetti vorgestellt hatte, das ganze Dorf für mich bewaffnete? — wer endlich, daß das Volk aus allen Gegenden herbeikam und vor Allen die Gebannten aus den fernsten Macchien? Heute, nach wenigen Tagen, ist Korsika verändert, haben sich Feinde für mich versöhnt, sind die Macchien leer, steht ein Kriegsheer für mich bereit. Warum lächelst du, Nadir?"

Nadir lächelte in der That, und zwar auf eine geheimnißvoll glückliche Weise.

„Weil ich die Geheimnisse dieses Wunders kenne."

„Sprich, was weißt du?"

„Ich darf das Geheimniß vor dem General verrathen, denn es ist ihm, ich weiß es, längst ein Geständniß gemacht worden."

Franceschetti schmunzelte. Nadir fuhr fort: „Hätte mein König mehr auf gewisse Augen in diesem Hause geachtet, mein König wüßte, welche Augen hier wie die eines Engels des Schutzes und der Barmherzigkeit blicken."

„Von wem sprichst du, Nadir, mit solcher Andacht?"

„Von Maria Benvenuta, der Tochter dieses Hauses, einem Mädchen voll göttlicher Erhabenheit."

„Nun? und sie —?" fragte der König.

„Sie," fuhr Nadir stolz fort, „sie hat die Männer von Vescovato aufgerufen, sie bewog sie, Boten in die Nachbarschaft zu senden, sie war es, die in der Nacht in die Macchia ging zu den Banditen, sie —"

„Laß mich dein Kind sehen," rief der König, zu Franceschetti gewandt, „daß ich ihr danke."

Der General ging und kehrte bald mit Benvenuta zurück. Sie trat zitternd ein und blieb einen Schritt vor der Thüre stehen. Murat ging ihr entgegen und zog sie sanft in die Stube und auf einen Sitz neben sich nieder. Er wollte ihr für ihre für-

sorglichen Thaten danken, vergaß es aber bei ihrem Anblicke, der offenbar sein Herz bewegte. Lange blickte er ihr ins Auge, dann drückte er ihren Kopf an seine Brust und sagte mit Thränen in den Augen: „Glücklich, wer seine Kinder so an die Brust drücken könnte. Wo sind jetzt die meinen? — wo irren sie umher? auf wildem Meere? oder in kalter Fremde, wo man sie wie Gefangene behandeln wird? Ach, ich werde sie vielleicht niemals wiedersehen — niemals!"

Seine Thränen floßen und fielen heiß und strömend auf Benvenuta's Scheitel. Ihr ganzes Wesen ging unter diesen Thränen in dem Wunsche auf, ein Mann zu sein und mit dem letzten Blutstropfen das ehemalige Glück dieses Unglücklichen herzustellen. Sie schlug die Augen auf und richtete sie dem Weinenden entgegen mit einem Blicke — daß Nadir am ganzen Körper bis ins Herz hinein erzitterte und sich abwandte, um diesen Blick tiefster Hingebung nicht länger sehen zu müssen.

Neuntes Kapitel.

Mattea.

Geheul und Jauchzen und Gesang der Parzen.
Ugo Foscolo.

Fear and Hope, twin Destinies.
Shelley.

Maceroni, der lang erwartete Unterhändler Murats, war angekommen, hatte von Seiten Englands gar keine, von Seiten des Kaisers Franz von Oesterreich solche Bedingungen mitgebracht, daß Murat, wenn er sie angenommen, sich in nicht viel Besseres als in österreichische Gefangenschaft begeben hätte. Fürst Metternich machte jetzt viel härtere Bedingungen, als vor vierzehn Tagen, denn Gaeta, das sich lange über die Flucht Joachims aus seinem

Königreiche hinaus gehalten hatte, war indessen in österreichische Hände gefallen, und die Königin Karolina befand sich schon mit ihren Kindern auf österreichischem Boden; man konnte sie als Geisel behandeln und voraussetzen, daß Joachim jeden Vorschlag annehmen werde, nur um sich mit seiner Familie zu vereinigen. Man dachte nicht daran, daß es für Joachim Murat auf Erden nichts Härteres, Grausameres gab, als der Gedanke, ohnmächtig, flüchtig, glanzlos, von der Gnade des Feindes lebend, zu erscheinen. — Wellington und Castlereagh hatten mit Maceroni unterhandelt und für Joachim höchst ehrenvolle Bedingungen in Aussicht gestellt, so lange als Gaeta noch sein Eigenthum war und England als Preis seiner Großmuth diese Festung, als ein Gibraltar für Italien, von ihm, der als anerkannter König darüber verfügen konnte, zu erhalten hoffte. Nach dem Falle Gaeta's brach man die Unterhandlungen ab und wies Maceroni ausschließlich auf Metternich. Man überließ die ganze Angelegenheit den Subalternen, die sich gerade in der Nähe Metternichs befanden, ohne diesen ausdrückliche und präzise Vollmachten zu geben. Kurz nach Maceroni kam in Vescovato oder, wie man jetzt schon sagen darf, im Lager und Hauptquartier Murats ein englischer Offizier aus Genua an, der sich als Adjutant des Kommandanten der britischen Kräfte im Mittelmeer vorstellte und Joachim Murat einlud, sich einfach seinem Chef zu überantworten — und schon zwei Tage darauf ließ sich ein anderer englischer Offizier melden, der, von Livorno kommend, im Namen Lord Burghersch's, englischen Ministers am toskanischen Hofe, eine gleiche Aufforderung überbrachte. Wie rücksichts- und formlos, ja wie brutal dieß auch gegen einen Mann gehandelt war, den ja alle europäischen Souveräne als ihres Gleichen anerkannt und von dem sie, die Engländer, erst vor Kurzem noch eine gewaltige Festung zu erhandeln strebten, so nahm Murat ihr Auftreten doch von der heiteren Seite und stellte ihnen in schlichten Worten vor, daß die Stellung der britischen Beamten, die sie zu ihm beordert, nicht hoch genug sei, um ihm genügende Bürg-

schaft zu bieten, und daß ein König, wenn auch unglücklich und machtlos, sich nicht blinderweise überliefern könne.

Diese englischen Offiziere waren auf größeren Kriegsschiffen und von kleineren umgeben nach Korsika gekommen. Vom Könige abgewiesen, kehrten sie nicht wieder in die Häfen zurück, aus denen sie ausgelaufen, sondern blieben mit ihrer Flottille und besetzten Bastia und Ajaccio.

Und während so die beiden bedeutendsten Hafenstädte Korsika's von den Engländern besetzt waren, erschien von Zeit zu Zeit die Besatzung Bastia's drohend in der Nähe Vescovato's. Sie zog sich zwar jedesmal wieder friedlich zurück; aber Murat und seine Freunde wurden stets erinnert, daß der Feind auf eine günstige Gelegenheit lauere, dem durch die Gegenwart des flüchtigen Königs herbeigeführten Zustande mit Einem Schlage ein Ende zu machen.

Murat sah ein, daß er einen Entschluß fassen mußte, und wäre es auch nur der, die Insel zu verlassen, selbst ohne zu wissen, wohin er sich dann wenden werde. Da kam die vernichtende Nachricht aus Bastia an, daß die Schiffe Murats, eben erst ausgerüstet und bezahlt, von der Regierung konfiszirt seien. Der Kauf war im Geheimen abgeschlossen auf den Namen eines Kaufmanns, die Ausrüstung galt angeblich einem Auslaufen in levantinische Häfen — es mußte Verrath im Spiele sein.

Das war es auch, was Joachim Murat am Tiefsten erschütterte; denn er, der in den letzten Tagen seines neapolitanischen Königthums so vielfachen Verrath erlebt, war nicht so beschaffen, daß er, bei aller Erfahrung, an Verrath hätte glauben können — am Wenigsten, seit er in der Ferme Pascal Morin, dann auf offenem Meere und nun auf Korsika so viele Beweise der Treue und Aufopferung erhalten. Nie, selbst damals, als das Verrätherschiff auf offenem Meere an ihm vorübertrieb und er sich mit einem einzigen Getreuen auf leckem Kahne, im Sturme, zwischen Himmel und Abgrund befand, fühlte er sich so hülflos, wie in dem Augenblicke, da die Nachricht von der Konfiskation

der Schiffe in Vescovato ankam. War ihm Korsika, sein Asyl, nicht zur Falle geworden? Wortlos blickte er Nadir und Franceschetti an, die ihm die Nachricht überbrachten, warf sich dann in einen Sessel und ließ die Stirn auf den Rand des Tisches fallen.

„Jetzt," sagte er nach einiger Zeit, ohne den Kopf zu erheben, „jetzt bin ich ein Bettler!"

Aber er lag nicht lange so, als sich ein eigenthümlicher Zug zur Thüre hereinbewegte. Der alte greise Colonna trat ein, die eine Hand auf den Stab gestützt, in der andern ein kleines Paket; hinter ihm kam Katharina, seine Tochter, und seine Enkelin Benvenuta. Beide trugen kleine Kästchen in den Händen.

„Mein hoher Gastfreund," sagte Colonna, „dieses Paket enthält mein Vermögen, Wechsel auf Ajaccio und Paris. Es ist dein, mein König. Du bist mein Schuldner bis auf bessere Zeiten; es wird hinreichen, in Ajaccio andere Schiffe zu miethen und auszurüsten, die dich in ein sicheres Asyl bringen."

Nach ihm traten die Frauen vor und stellten die Kästchen, ohne zu sprechen, auf den Tisch zu dem Pakete Colonna's. Der König schlug die Deckel zurück, und allerlei Schmuck von Diamanten und Korallen strahlte ihm entgegen. Er drückte beide Hände vor die Augen, sank in den Sessel zurück und brach in ein herzliches Schluchzen aus. Als er ruhig genug war, um den Gastfreunden in Worten danken zu können, und die Hände von den Augen that, war er allein; auch die Papiere und die Schmuckkästchen waren verschwunden; aber des Abends kündigte ihm Franceschetti an, daß vertraute Männer nach Ajaccio abgegangen seien, um mit größerer Vorsicht dort Schiffe anzukaufen und auszurüsten.

Den Verrath hatte Joachim Murat bald vergessen; er dachte nur daran, welche treue Freunde er besaß und daß zwischen ihm und Frankreich seit der Konfiskation seiner Schiffe Krieg sei! Nicht er hatte ihn begonnen, sondern Frankreich! Nicht er hatte die heiligen Pflichten des Gastrechts verletzt, sondern Frankreich!

Wenn er jetzt die Korsen zu seinem Schutze aufrief, so that er es gezwungen, so trieb ihn die Pflicht der Selbsterhaltung dazu.

„Ist nicht," fragte er sich, „vor kaum einem halben Jahrhundert ein Abenteurer hier erschienen und ist König von Korsika geworden? Und soll mir, dem ruhmvollen König, nicht gelingen, was jenem dunklen Theodor Neuhoff gelungen ist? Und wäre es auch nur, um meine Feinde zu schrecken, um ihnen zu zeigen, daß ich stolz, mächtig, ohne Demüthigung diese Insel verlassen kann!"

Am nächsten Morgen trat er im vollen Schmucke, wie er sonst in die Schlacht zu reiten pflegte, in seiner weißglänzenden Uniform mit der rothen Schärpe, aus seinem Gemache und stieg die Treppe hinab, entschlossen, unter die Bewaffneten zu treten und sich an ihre Spitze zu stellen. Im untern Hausflur schloß sich ihm Franceschetti an, aber er trug nicht, wie er es all diese Tage dem Könige zu Ehren gethan hatte, die Uniform des Generaladjutanten Murats, sondern den einfachen, kurzen korsischen Rock von braunem Tuche, den Pellone. Der König zog bei diesem Anblick ein wenig die Stirne zusammen und sagte, wenn auch lächelnd, doch verdrießlich: „Franceschetti, du erräthst meine Gedanken zu gut und gibst mir Rathschläge ohne Worte."

Er stand eine Zeit lang nachdenklich stille und fuhr dann fort: „Es bedarf allerdings einiger Ueberlegung, bevor man den Funken ins Pulverfaß wirft; aber überall wie auf dem Schlachtfelde soll man augenblicklichen Eingebungen gehorchen, denn diese kommen von der Vorsehung. Laß uns jedenfalls hinaustreten unter die braven Leute, denen ich doch endlich einmal die Hand drücken muß. Längere Zurückhaltung wäre kalte Undankbarkeit."

Er ging. Hoch aufgerichtet und stolz trat er auf die Schwelle und ließ von der Höhe derselben einen herrschenden Blick über das Lager schweifen. Aber da er wieder den Fuß erhob, um weiter zu gehen, rief es tief unter ihm, als ob die Stimme aus der Tiefe der Erde käme:

„König! König! Nicht zweimal lacht dasselbe Schicksal demselben Sterblichen!"

Er blickte erschrocken unter sich; da saß Mattea wie immer auf der untersten Stufe vor der Schwelle und sah mit warnendem und mitleidigem Auge zu ihm hinauf. Die Kapuze war ihr rückwärts auf den Nacken gefallen, die dicken, weißen Haare waren sichtbar, und sie glich einem Zauberweibe oder einer Prophetin, die sich warnend auf den Schicksalsweg eines Menschen setzt.

„Wer bist du?“ fragte Murat.

„Ein Weib, das in der Vergangenheit nur Tage des Schmerzes gesehen und das darum die Unglückstage der Zukunft sieht.“

„Wie kommst du hierher?“ fragte er weiter.

„Ich bin die Amme Benvenuta's — du kannst mir trauen.“

Die letzten Worte verstärkten den Eindruck der Warnung, da Murat einsah, daß sie aus befreundetem Herzen kamen; aber besorgt, daß die Alte noch Anderes sagen könnte, was seinen Muth noch tiefer herabdrücken würde, stieg er rasch die Treppe hinab und ging mit großen Schritten über den Hof auf den Platz.

Unendlicher Jubel ertönte und stieg zum Himmel empor: Waffengeklirr erscholl wie in einem gewaltigen Kriegslager. Von allen Seiten des Platzes, wo sie gelagert waren, aus dem Kloster, den Häusern und Hütten eilten die Bewaffneten herbei und stellten sich in geordneten Abtheilungen auf, wie es sie die Offiziere gelehrt hatten. Vor jeder Abtheilung standen bewährte Führer, die Murat von den Schlachtfeldern her kannte. Am Stattlichsten aber und unbezwingbar wie die alte Garde des Kaisers sah die gewaltige Schaar aus, die die Mitte des Platzes einnahm, höchst kriegerisch, obwohl sie nur die Landestracht trug, den Pellone, den Gurt und die phrygische Mütze. Es waren das nicht weniger als achthundert Veteranen korsischen Blutes, die alle unter Murat gedient, die sich während dieser Tage gesammelt hatten und denen noch andere ihres Gleichen folgen sollten. Sie stießen das Feldgeschrei aus, das Murat nur zu gut kannte, und wie er ihre Reihen entlang ging, rief Jeder die Namen der Schlachten, die er unter ihm gekämpft hatte: Abukir, Eylau, Borodino und andere Namen. Die Geschichte seines Ruhmes, seiner Größe,

seiner wunderbaren Laufbahn hallte so fortwährend an seine Ohren und tief in seine Seele. Er war sprachlos; nur die Hände konnte er rechts und links ausstrecken. Er hatte das ganze Lager schon mehrere Male durchschritten, aber begann immer wieder aufs Neue die Wanderung durch die Reihen. Alles war jetzt stumm wie er selber; nur die Augen der Tapferen folgten ihm auf Schritt und Tritt. Plötzlich ging ein Gemurmel durch die Reihen und Schaaren; hie und da knackten die Hähne an den Gewehren, und endlich war es, als ginge ein stilles Lachen durch das Lager. Murat blickte um sich und gewahrte die Truppen La Verrières, die auf den Höhen erschienen. Er kannte dieses dumpfe Lachen.

„Wenn ich sie jetzt dem Feinde entgegenführe, ist er in einer halben Stunde vernichtet, und in drei Tagen bin ich Herr der Insel," dachte der König — „dieser herrlichen Insel," dachte er weiter, indem er die Blicke durch das Paradies von Vescovato streifen ließ, „aber eben weil sie so herrlich ist — darf ich sie mit Blut beflecken? Darf ich allen Jammer eines übermächtigen Krieges über dieses Volk bringen, das mich Flüchtigen aufgenommen, wie mich kein anderes Land der weiten Erde aufgenommen hätte? Nein! und wenn ich machtlos und geschlagen untergehen soll — ich will nicht enden, ich bin kein Abenteurer wie jener Theodor Neuhoff, König von Korsika."

Die besten und schönsten Saiten im Gemüthe dieses Glücks- und Unglückskindes zitterten und erfüllten es mit süßen, liebevollen Tönen, jenen Tönen, die eine lange Kriegslaufbahn nie ganz ersticken konnte und die, bewußt und unbewußt, ihm von jeher so viel Liebe und Treue verschafften. Er wußte, daß er in solchen Augenblicken nicht sprechen durfte, daß die Thränen die Worte verdrängen würden und daß er, um jene zu verbergen, feurige Reden hinausschleudern könnte, deren Folgen in seiner jetzigen Lage unberechenbar waren. So schwieg er denn, winkte nur mit beiden Händen nach allen Seiten, lächelte und ging stumm und gebeugten Hauptes ins Haus zurück.

Dort, am Eingange, standen erwartungsvoll Nadir, Ben-

venuta und ihre Mutter. Auch sie schwiegen, wie der König so herbeikam, aber Mattea rief ihm entgegen: „Gesegnet sei dein Schweigen, o König; heute hast du eine neue Krone verdient.“

„Habe ich deinen Beifall, Alte?“ lächelte Murat, „Das freut mich, denn es scheint mir, als habest du einen prophetischen Geist.“

Er blieb einige Minuten vor ihr stehen, legte beide Arme auf der Brust über einander und betrachtete sie nachdenklich, und da es ihm im Grunde schwer war, wieder zu seinem thatenlosen Leben aus dem Lager in das Haus zurückzukehren, ließ er sich auf die Bank neben der Treppe nieder und sagte: „Du sprachst vorhin von einer Vergangenheit voll von Schmerzen, erzähle sie Einem, der eine Vergangenheit voll Glück hat.“

„Das will ich,“ erwiderte Mattea, „damit du wissest, mit welchem Lande du es zu thun hast, denn mein Schicksal ist das Schicksal des korsischen Weibes.“

Die Geschichte Mattea's.

Marioni und Ugualdo waren Kinder zweier an einander stoßender Häuser des Dorfes Sessia, zwei Stunden von hier, auf dem Wege nach Ajaccio. Ihre Familien lebten seit alten Zeiten in Friede und Freundschaft und standen einander in mancher Fährlichkeit bei. Auch die Beiden wuchsen in Freundschaft neben einander auf und waren außerdem Waffengefährten aus der Zeit, da Pascal Paoli die Freiheit des Vaterlandes gegen die Genuesen vertheidigte. Manche Dienste, die sie sich während des furchtbaren Krieges gegenseitig leisteten, befestigten noch ihre Freundschaft. Pascal Paoli war in der Verbannung, Korsika an Frankreich verrathen und verkauft, als die beiden Freunde während einer Sommernacht vor einem ihrer Häuser saßen und von vergangenen Zeiten sprachen. Marioni sagte, daß Korsika nicht verloren gegangen wäre, wenn Pascal Paoli den kriegerischen und entschlossenen Geist seines Bruders, des Mönches

Elemente, besessen hätte. Das bestritt Ugualdo — ein unglückliches Wort fiel, ein beleidigendes Wort — sie liefen Beide in ihr Haus, kehrten mit ihren Doppelflinten zurück, zwei Schüsse fielen, Marioni war todt. Ugualdo sprang in den Busch, wo er sich nur kurze Zeit herumtrieb, denn er ging nach Frankreich, wo er sich als Soldat anwerben ließ und als solcher nach Amerika geschickt wurde. Dort ist er gefallen.

Marioni hinterließ einen Sohn, Mario Marioni; an dem war es, den Tod seines Vaters zu rächen. Ugualdo hatte einen Bruder, der trotz der Nähe des Bluträchers als Erbe sofort das Haus des Entflohenen bezog, das er nunmehr mit seinem jungen Sohne bewohnte. Man lebte vorsichtig neben einander, man verstopfte die Fenster, selbst die beiden Knaben gingen nur bewaffnet in den Hof. Ugualdo sah den jungen Bluträcher Marioni mit Besorgniß heranwachsen, besonders darum, weil es bekannt war, daß seine Mutter, ein ächtes korsisches Weib, ihn täglich daran erinnerte, welche heilige Pflicht er zu erfüllen habe. Aber diese Mutter wachte auch über ihn, daß er sich der Kugel des besorgten Feindes nicht aussetze. Wenn er auf dem Felde arbeitete, umkreiste sie es mit spähenden Augen; wenn er in die Stadt ging, lief sie bald vor, bald hinter ihm, bald rechts, bald links, um die Gebüsche zu durchsuchen, in denen Ugualdo sich hätte verstecken können. Einmal auf dem Wege nach Bastia sah sie plötzlich einen Flintenlauf aus dem Gebüsche hervorkommen — sie hatte nur noch Zeit, sich auf ihren Sohn zu werfen und ihn mit ihrem Leibe zu decken: gleich darauf fiel sie todt zu Boden. Ugualdo war entsprungen. Mario hatte nun Vater und Mutter zu rächen. Ugualdo sprang nicht in den Busch, denn es war in einer Zeit, da die Sbirren nicht zu fürchten waren, und mit Mario hoffte er fertig zu werden, um so mehr, als sein längst erwachsener Sohn ihm beistand und ebenfalls auf das Leben Mario's ausging.

Ich war nicht ferne, als die Mutter fiel, denn, Herr, seit lange liebten wir uns, ich und Mario, und seit lange lief auch

ich, wie seine Mutter, vor und hinter ihm und rechts und links von seinem Wege, um ihn vor der Kugel Ugualdo's zu behüten. Ich half ihm seine todte Mutter heimtragen und verließ das Haus nicht mehr. Er heirathete mich, aber that vorher einen Schwur, mich nicht zu küssen, so lange der Mörder seiner Mutter lebte. In der Hochzeitsnacht, nachdem uns die Sippen verlassen, drehte er mir den Rücken, nahm seine Doppelflinte und schlich nackten Fußes aus dem Hause. Er hatte die Sache wohl berechnet. Ugualdo, der seit dem Morde der Mutter die Schwelle seines Hauses nicht überschritten hatte, glaubte es mit Sicherheit thun zu können in der Stunde, da er Mario bei seinem jungen Weibe vermuthete. Seit Monaten eingesperrt, trat er leise aus der Thüre und wollte eben sich dehnen und strecken und mit einem tiefen Zuge die frische Nachtluft einathmen, als der Schuß fiel und er auf die Schwelle zurücktaumelte. Ich lag indessen auf den Knieen vor meinem Bette im Gebet. Mario trat ein und küßte mich.

Ugualdo's Sohn hatte indessen auch geheirathet. Zwei junge Paare wohnten neben einander in Todfeindschaft; zwei junge Weiber hantierten auf den zwei Höfen und sahen einander, deren Männer ewig einer für den andern die Todeskugel geladen hatten. Es war ein elendes Leben. Wer an den beiden Häusern vorüberkam, mußte sogleich erkennen, daß die Vendetta in ihnen hauste. Die Thüren waren verrammelt und die Fenster mit Brettern, Stroh und Matratzen verstopft; nur kleine Luken blickten hie und da, wie blinde Augen, aus den Fenstern und Wänden hervor; es waren die Schießscharten, an welchen die Feinde auf einander lauerten. Uns und Ugualdo wurden Söhne geboren — die Väter begleiteten sie nicht zur Taufe. Die Mütter arbeiteten auf dem Felde, beide in Angst, daß indessen der Feind ins Haus dringe und den Mann erschlage. Gute Freunde kamen manchmal als Parolanti und wollten vermitteln und dem ungeheuren Elend ein Ende machen — aber war eine Versöhnung möglich, da meinem Mario Vater und Mutter ermordet waren?

Ugualdo ließ sich auf einer kleinen Anhöhe seines Gartens

ein festes steinernes Häuschen bauen, das ringsumher geschlossen und nur mit einer Schießscharte versehen war, die auf unsere Schwelle blickte. Mario konnte sie nicht betreten. Aber er eröffnete dafür eine andere Schießscharte im Dache seines Hauses, die eben so auf die Thür des kleinen steinernen Thürmchens gerichtet war, so daß auch Ugualdo sein Gefängniß nicht zu verlassen vermochte. Unsere Knaben wuchsen heran; sie übten sich manchmal in den Höfen im Schießen mit der Doppelflinte. Ach, wie war da den Müttern zu Muthe, wenn sie die Schüsse hörten! Wußten sie doch, wem die Schüsse in Zukunft gelten sollten! Eines Tages, da sie beide schossen, sahen wir zwei Mütter uns in den Höfen und beide brachen wir in Weinen aus. Als die Knaben größer wurden, mußten wir auch für sie zittern. Ugualdo schickte den Seinen zu Anverwandten nach Calvi; mein Matteo wollte mich nicht verlassen und blieb zu Hause. Er saß in der dunkeln Stube und spielte Violine; Das war die einzige Freude, die uns unser elendes Leben erheiterte.

Doch kam uns eine kurze, ruhige, glückliche Zeit, und zwar hier in diesem gesegneten Hause Colonna. Man rief mich als Amme zu dieser gesegneten Benvenuta, die ihre Mutter nicht nähren konnte, denn eine falsche Nachricht vom Tode ihres Gatten Franceschetti, die kurz nach der Geburt ihres Kindes eintraf, hatte ihr die Milch verschlagen. Bei dunkler Nacht schlichen wir aus unserm Hause und flohen hieher: Mario, Matteo, mein kleines Töchterchen und ich. Mein Töchterchen starb bald, und ich trug meine Liebe zu ihr auf die gesegnete Benvenuta über. So lange wir im Hause lebten, waren wir sicher, denn Ugualdo wußte, daß er einen Gastfreund Colonna's nicht tödten durfte, wenn er nicht alle Männer Vescovato's sich zu Todfeinden machen wollte. Wir hätten immer hier bleiben können, aber nach einem Jahre ließ Mario das Gewissen nicht schlafen; die Feinde lebten ja noch und die künftigen Mörder seines Kindes.

Während einer schwarzen Nacht schlich er sich fort, vermeinend, daß seine Abwesenheit Ugualdo in Sicherheit gewiegt

und daß er ihn am Morgen, wenn er das Haus verlasse, leicht treffen könne. Aber man sagt, daß Nachts vorher ein Traum den Ugualdo gewarnt habe — Andere sagen, eine Frau habe ihm prophezeit, daß Mario in dieser Nacht das Haus Colonna verlassen werde, und wieder Andere meinen, er habe es sich selbst gesagt, daß den Mario sein Gewissen nicht länger als ein Jahr und einen Tag werde ruhen lassen. Ich weiß es nicht — ach — ich weiß nur, daß mein Mario nicht hundert Schritte aus dem Dorfe gemacht hatte, als ihn die Kugel Ugualdo's traf. Er stand vor ihm, hart vor ihm und schoß, ehe Mario Zeit hatte, die Büchse von der Schulter zu reißen. Er traf ihn mitten durchs Herz. Am andern Morgen brachte man mir ihn hier herein über diese Schwelle.

Herr, ich habe nicht viel geweint. Fraget hier diese Signora Katharina, ob ich viel geweint habe? Ich begrub meinen Mario mit einem Vocero, der noch heute in ganz Korsika gesungen wird, küßte meine gesegnete Benvenuta und kehrte mit meinem Matteo nach Sessia in unser Haus zurück. Dort, im Angesicht der Mörder, unter ihren Kugeln sollte er zum Manne und zum Rächer werden. Ugualdo zitterte, als er das Haus wieder bewohnt sah, und ließ seinen Sohn Bartolomeo aus Calvi heimkommen. Er hatte indessen auch seine Tochter verheirathet, seine Sippschaft wurde größer im Dorfe und damit auch die Gefahr für Matteo. Das schreckte uns nicht ab. Wir bebauten kein Feld mehr, wir thaten nichts, als auf unsere Feinde lauern, jeden ihrer Schritte belauschen; wir wären verhungert, wenn uns nicht Signora Katharina Lebensmittel geschickt hätte.

Jahre um Jahre gingen so hin; nur selten einmal verließen wir das Haus, um auf Umwegen hierher zu gelangen und unsere Benvenuta zu besuchen. Einmal, als wir wieder heimkamen, bemerkten wir bald, daß Ugualdo entsprungen war. War es die Furcht vor der Kugel meines Matteo oder vor den Sbirren, die unter dem Kaiser Napoleon wieder zu wirthschaften begannen? Vielleicht hoffte er auch, daß mein Matteo, wie so



viele junge Leute damaliger Zeit, unter die Soldaten gesteckt und in die Ferne geschickt werde; bis dahin wollte er ein ruhigeres Leben führen. Aber auch Matteo fürchtete, Soldat zu werden und so in der Ausführung seiner Rache gehindert zu sein, und er eilte Ugualdo nach in die Macchia.

Ich blieb daheim, um zu wachen, ob Ugualdo doch vielleicht zurückkehre, immer zitternd, ob man die Leiche des Feindes oder die Leiche des Kindes ins Dorf bringt. Nur selten sah ich Matteo in einer Höhle, wohin ich ihm die Lebensmittel brachte. Aber Wochen vergingen, ohne daß Matteo vom Feinde eine Spur entdeckte; keiner der Banditen hatte ihn gesehen, bis mir einfiel, daß er sich vielleicht in der Stadt verborgen habe. Ich machte mich auf und ging nach Bastia, wo ich fünf Tage lang Gassen und Gäßchen durchzog, bis ich im Hafen erfuhr, daß Ugualdo als Schiffer zwischen Capraja und Bastia hin und her fahre. Sogleich benachrichtigte ich meinen Matteo und holte ihn aus dem Busche. Er miethete einen Kahn und fuhr gegen Abend aufs Meer hinaus und ließ den Kahn zwischen Bastia und Capraja treiben. In der Morgendämmerung kam ein Fahrzeug von der Insel her, Matteo legte sich platt und mit dem Gesicht nach unten auf den Boden seines Kahnes und wartete. Das Fahrzeug kam heran, sah einen treibenden Kahn ohne Bemannung und näherte sich, um zu sehen, was es damit sei. Gott sei gepriesen, Ugualdo war in dem Fahrzeug, und Matteo's Hahn war gespannt. Mein Kind sprang auf, und sein Vater war gerächt. Zu Tode getroffen, taumelte Ugualdo in sein Schiff zurück und wurde von seinem Schiffsjungen todt nach Bastia gebracht.

Matteo aber ging nicht sogleich in die Macchia, obwohl die Häscher von Bastia schon hinter ihm her waren, sondern kehrte zuerst in das Dorf zurück, das er mit grad aufgerichtetem Gewehrlauf und singend durchzog. Bartolomeo wußte, was Das zu bedeuten hatte. Dann erst ging Matteo in die Macchia, und ich folgte ihm, um ihm nahe zu sein; die Banditen bauten mir eine kleine Hütte, in der ich zu leben hoffte, so lange mein Matteo

lebt. Nur vor den Sbirren haben wir Furcht, nicht vor Bartolomeo, denn der scheint feige zu sein und hat seinen Fuß noch nicht in die Macchia gesetzt, um Matteo aufzulauern.

Auch hat er den Parolanti ein williges Ohr geliehen, um Frieden zu halten, so lange du, mein König, auf der Insel weilst. Die Sbirren sind hier nicht zu fürchten, und so kann ich wieder aufathmen in Frieden. Kein Tod droht in diesen Tagen meinem Matteo, er lebt wieder unter Menschen, darf ruhig sein Haupt zum Schlafe niederlegen, und ich sitze hier und sehe glücklich zu, wie er wieder lacht und wieder die Violine spielt. Ich danke Das deiner Gegenwart, o König, und vor Allem meiner gesegneten Benvenuta, mit der der Herr sei für und für. Wenn ich in meinem langen, jammervollen Leben wenige angstlose Tage hatte — so war sie es immer, der ich sie zu danken hatte.

„Ueberall dein Segen, Benvenuta," sagte der König lächelnd, indem er die Hand auf des Mädchens Scheitel legte und ihren Kopf sanft zurückdrückte, um ihr ins Auge sehen zu können — dann fügte er ernsthafter hinzu: „Welch ein Volk, welch ein Land, wo solche Schicksale von Geschlecht zu Geschlecht in den kleinsten Hütten wohnen, Schicksale, wie der großen Königshäuser in alten Zeiten. Wie Großes ließe sich mit einem solchen Volke vollbringen."

„Glaube es nicht, König!" rief Mattea, „der Tod ist hier zu Hause, nicht das Leben. Buonaparte, die Geißel Gottes, ist hier geboren. Knüpfe deine Geschicke nicht an die Geschicke dieses Volkes, denn deine Seele versteht es, heiter zu sein, zu lächeln und zu lachen; die Seele dieses Volkes brütet nur Rache. Unser Lied ist die Todtenklage."

Wie sehr die Alte ihn erkannte, bewies das ungläubige Lächeln, mit dem er ihre Worte vernahm. Er dachte: Auch sie fürchtet, daß ich Krieg über ihre Insel bringe und daß mir ihr Matteo folgen würde. Mit den Warnungen einer Sibylle will

sie mich erschrecken. Aber denke ich auch wirklich daran, mein schönes Königreich Neapel mit dieser kleinen Insel zu vertauschen? Bin ich nicht etwa dort zu Hause, wo ich Wohlthaten ausgestreut habe und mir Zehntausende dankbarer Herzen entgegenschlagen?

Zehntes Kapitel.

Die Moreska.

We are
Like forgotten lyres, whose dissonant strings
Give various response to each varying blast,
To whose frail frame no second motion brings
One mood or modulation like the last.
Shelley.

Der Geist ist gut — das zeigen ihre Spiele.
A. Dulk.

Wie verwirrt und unklar auch nach dem zweiten Sturze des napoleonischen Frankreichs in den meisten Ländern Europa's die öffentlichen Zustände gewesen sein mochten, so konnten sie sich doch, was Verwirrung und Zerrissenheit, überhaupt die Aufregung betrifft, mit den Zuständen der Insel Korsika, wie sie sich diese vierzehn Tage nach der Landung Murats gestaltet, auch nicht im Entferntesten vergleichen. Während auf dem Kontinente überall durch die Siege der Alliirten die Parteien niedergeschlagen oder im Siegesjubel zu einer Partei zusammengeschmolzen schienen und man sich, müde des langen Krieges, für einen dauernden Frieden vorbereitete, begann auf Korsika eine so schroffe Scheidung der Parteien, wie sie sonst einem Kampfe vorauszugehen pflegt. Der Zustand dieses Eilandes war in der That außerordentlich. Wie seit Jahrhunderten schien es auch jetzt selbständig, ohne Rücksicht und ohne Zusammenhang mit der Geschichte des Festlandes, seinen eigenen Weg gehen, seine eigene

Geschichte machen zu wollen. Der alte Haß gegen Frankreich, der nur in den ersten Jahren der Revolution, als man auf Freiheit gehofft hatte, entschlummert war, erwachte nach dem Sturze Napoleons aufs Neue, ja war selbst unter Napoleon schon erwacht. Wer waren diese Bourbonen, denen sich ein unabhängiges Volk nur deßhalb unterwerfen sollte, weil Paris von den Alliirten eingenommen worden? Waren sie nicht die Abkömmlinge jener Bourbonen, die Korsika verrathen und den Genuesen wie eine Heerde abgekauft hatten? Und was hatte man mit diesem Frankreich selbst gemein, das gerade in den Zeiten, als es am Lautesten von Freiheit sprach, den größten Freiheitshelden, den Patriarchen und Vater europäischer Freiheit, Pascal Paoli, die Seele Korsika's, verfolgt, geächtet hatte? Den Bourbonen gehörte nur das offizielle Korsika und jene legitimistische Partei, die sich aus dem alten Adel Korsika's gebildet hatte und zum Theile aus den Feinden Buonaparte's, der auf seiner heimischen, freiheitsliebenden Insel verhältnißmäßig mehr Widersacher hatte, als in Frankreich. Während seiner glanzvollsten Zeit gab sich Korsika ohne Widerstreben an England — weil England mehr Freiheit gewährte, als Napoleon und Frankreich. Jetzt, da die englischen Schiffe in Bastia und Ajaccio erschienen, erhob die englische Partei wieder ihr Haupt. Für Murat aber, den Sohn des Volkes, der aus der Revolution hervorgegangen, den Gatten einer Korsin und Schwager Napoleons, den kühnsten Kriegsmann, dem man die größten Unternehmungen zutraute, den Verfolgten und Flüchtling, der sich vertrauensvoll der Insel überliefert, obwohl die Bourbonen sich deren Herrn nannten — für Murat erhoben sich sämmtliche Veteranen, die unter ihm oder unter Napoleon gekämpft hatten, erhoben sich die Buonapartisten, die alten Republikaner, Alle, denen er gesandt schien, um die Unabhängigkeit der Insel wiederherzustellen, und endlich alle Korsen, die es für ihre Pflicht hielten, dem Flüchtling beizustehn. Seine Ankunft erschütterte die Insel bis in ihre verborgensten Winkel — überall waffneten und sammelten sich die Parteien, und drei Lager, über

das ganze Land zerstreut, standen kampfbereit. Wie in Vescovato sah es, drei Wochen nach der Landung Murats, in unzähligen Flecken der Insel aus. Aber Vescovato oder vielmehr das Haus Colonna Ceccaldi war der Schicksalspunkt; wäre dort das Zeichen zum Kampfe gegeben worden, binnen drei Tagen wäre das ganze Land in ein Schlachtfeld verwandelt worden.

Murat wußte sehr wohl, wie es um die Insel stand. Nicht alle Offiziere, die sich um ihn gesammelt hatten, betrachteten die Dinge wie Franceschetti, der für seine Heimat wie für den König zitterte; sie wünschten von ganzem Herzen eine Unternehmung, und ein Versuch, sich Korsika's zu bemächtigen, schien ihnen sogar dankbarer, als ein neuer Eroberungszug gegen Neapel, wo noch die Oesterreicher mit starken Streitkräften standen. Einmal im Besitze Korsika's, so dachten sie, würde es leichter sein, eine Expedition auszurüsten, die, im Zusammenhang mit den Muratisten in Neapel, stark genug wäre, Joachim wieder auf seinen Thron zu setzen. Auf eigene Faust hatten sie eine Propaganda auf der Insel eingerichtet und empfingen sie täglich Boten aus den verschiedensten Gegenden, die ihnen über den Stand der Dinge berichteten, und da diese Berichte günstig lauteten, zauderte man nicht, sie dem Könige mitzutheilen. Murat hatte außerdem eine andere Quelle. Seit er Benvenuta ins Auge gesehen, wußte er, daß hier Wahrheit und Treue wohnten. Ihr trug er auf, auf Alles zu achten und ihm zu berichten. Sie that es mit dem ihr eigenen tiefen Ernst; sie horchte nicht nur den Boten, sondern vorzugsweise den Männern aus dem Volke, die aus der Ferne herbeikamen, und berichtete dem König ohne Rückhalt und ohne Nebengedanken, was sie in Erfahrung brachte. Und da ihre Berichte mit denen der Offiziere übereinstimmten, wie sollte Murat zweifeln, daß er schon jetzt der Herr der Insel sei?

Er überhörte die sibyllinischen Warnungsrufe, die ihm jedesmal auf der Schwelle aus dem Munde Mattea's entgegentönten, und trat jetzt oft aus dem Hause auf den Platz unter die Bewaffneten. Schon war er im Lager heimisch und schlichen ihm

die Stunden in seiner Stube so langsam, als wäre er in einem Gefängnisse. Die französischen Truppen, die immer wieder auf den Höhen erschienen, däuchten ihm ein Hohn, und er empfand es als einen Schimpf, da er über so viele Tapfere gebot, sie nicht zurücktreiben zu dürfen.

Nadir war es, der ihm in dieser Beziehung eine kleine Genugthuung verschaffte.

Seit einigen Tagen litt es den Araber nicht mehr im Garten unter den Bäumen; wie ein ruheloser Geist irrte er in der Umgegend umher, unbekümmert, ob er sich auf befreundetem oder feindlichem Gebiete befand. Schon die erste Morgendämmerung sah ihn oft fern vom Hause Colonna auf einem Hügel, unter einem Baume oder hinter einer Hecke gelagert, aber immer den Blick dahin gerichtet, woher er, von peinigenden Mächten getrieben, entflohen war. Er hatte den König auf Benvenuta aufmerksam gemacht, weil er von ihr sprechen mußte, und nun der König so oft seine Hand auf ihr Haupt legte und sie liebend anblickte, nun duldete es ihn nicht länger im Hause. Die Vorbereitungen zum Kampfe gaben seinen Gedanken die Richtung auf Krieg und Streit, und er hoffte — ohne zu wissen, was er hoffte, den Tod, oder den Beifall Benvenuta's für große, tapfere Thaten, vielleicht nur für ein Opfer, das er dem Manne darbringen könnte, der ihre ganze Phantasie, vielleicht ihr Herz gefangen hielt.

So lag er wieder eines Morgens da, als er sich plötzlich von einem kleinen Trupp Soldaten La Verrières, die auf einem andern als dem gewohnten Wege gekommen waren, beobachtet sah. Er sprang auf und ergriff seine Büchse, die er, nach Art der Korsen und die Gewohnheiten des Lagers, in dem er lebte, annehmend, jetzt immer an seiner Seite zu haben pflegte. Aber die Soldaten winkten ihm friedlich zu, und einer derselben, ein altes, narbenvolles Gesicht, näherte sich und fragte: „Du bist wohl der Araber, der mit König Joachim gekommen?“ — Nadir bejahte, und freundlich grüßend: „Adieu mon brave!“ ent-

fernte sich die Truppe wieder — sei es, daß es ihnen verboten war, irgendwie Feindseligkeiten zu beginnen, sei es, was nach dem Benehmen derselben wahrscheinlicher, daß sie zu den Soldaten gehörten, die gegen Joachim Murat und seine Anhänger überhaupt nicht kämpfen wollten.

Indessen hielt es Nadir für seine Pflicht, den feindlichen Bereich zu verlassen, um eine Gefangennehmung oder den Ausbruch von Feindseligkeiten zu vermeiden — doch hatte er kaum hundert Schritte thalabwärts zurückgelegt, als er sich plötzlich vor einem jungen Offizier in französischer Uniform befand, der gedankenvoll, düster blickend, hinter einer Hecke saß und unverwandt dem Hause Colonna entgegenstarrte. Nadir kannte ihn wohl und wußte, was dieser Blick nach dem Hause Colonna zu bedeuten hatte. Es war derselbe junge Offizier, der mit La Verrière ins Haus gekommen war und den man ihm als den Verlobten Benvenuta's und als ihren Verwandten Galvani Serra bezeichnet hatte. Nadir betrachtete ihn mit mitleidigen Augen, denn wer auf weiter Erde war fähig, wie er, den Kummer zu verstehen, der das schöne Gesicht des jungen Offiziers so dunkel beschattete?! — Er hätte ihn trösten mögen, er hätte ihm gerne nach morgenländischer Art einen jener Weisheitssätze ins Ohr gelispelt, die, auf die Kürze menschlichen Lebens hinweisend, wie sanfte Oele die Wogen der Verzweiflung ebnen, das Brennen der Wunden stillen, wenn auch nur für kurze Momente — denn das Unglück der Menschen ist am Ende stärker als alle Weisheit der Menschen. — Er wagte es nicht, den Hinbrütenden zu stören, aber er wollte warten, ob er von ihm bemerkt werde und ob er nicht vielleicht nach Benvenuta frage. Er wollte ihm dann von ihr sprechen und ihm so vielleicht wohl thun. Aber anders ist der Korse geartet als der nachdenkliche Orientale.

Galvani Serra bemerkte ihn in der That, als er sich plötzlich und unwillig vom Hause Colonna mit einer Bewegung abwandte, als dächte er dabei: Fluch jenem Hause! Und kaum

hatte er Nadir bemerkt, als sich sein Gesicht mit rother Zornesgluth bedeckte und er aufsprang, die Pistole aus dem Gürtel riß und mit den Worten: „Habe ich dich, verfluchter Zauberer!" auf Nadir anlegte. Aber er stand dem Araber so nahe, daß dieser mit einer nur kleinen Bewegung nach vorwärts seinen Arm ergreifen und so hoch nach oben drücken konnte, daß die Kugel nur seine Kopfhaut streifte.

Der Schuß wirkte wie ein Signal. Von den Höhen herab stürzten die Soldaten, und aus Vescovato strömte es in Massen; im Augenblicke krachte und knallte es aus allen Gebüschen und sah es aus, als ob die Truppe beinahe ganz umringt sei. Mit immer wilderem Kriegsgeschrei kamen immer neue Massen aus dem Orte heraus, und schon hörte man auch aus weiter Ferne einzelne Schüsse und Rufe, Zeichen, daß die Korsen, die außerhalb Vescovato's lagen, aufbrachen, um ebenfalls herbeizueilen. Galvani Serra erkannte, in welche Gefahr er durch seine unüberlegte That die Truppen gebracht, daß er vielleicht den Ausbruch des inneren Krieges verschuldet, und ohne weiter darauf zu achten, daß Nadir trotz Allem ruhig dastand und seine Büchse unberührt auf der Schulter ruhen ließ, stürzte er sich den Soldaten entgegen und führte sie rasch auf die Höhe zurück. Es sah aus wie eine Flucht, und die Korsen riefen ihnen höhnend nach und wären ihnen wohl bis ins Lager gefolgt, wenn nicht Franceschetti hoch zu Roß erschienen wäre und sie ins Dorf zurückkommandirt hätte.

Nadir sah wenig von diesen Vorgängen, denn das Blut strömte ihm über die Augen. Er rief lachend um Hülfe, bis ihn Matteo bemerkte, seinen Arm ergriff und ihn wie einen Blinden ins Dorf zurückführte.

Alles Das war das Werk weniger Minuten, aber es reichte hin, ganz Vescovato in Aufregung zu bringen und selbst Weiber und Kinder vor die Thüre der Häuser zu locken. Um Nadir sammelte sich eine ganze Schaar, die ihn vor das Haus Colonna begleitete, wo Katharina, Benvenuta und die alte Mattea auf

den Stufen standen und den rückkehrenden Kriegern entgegensahen. Als Benvenuta den blutbedeckten Nadir erblickte, eilte sie ihm entgegen, riß rasch den Turban ab und prüfte mit der Ruhe korsischer Frauen die Wunde.

„Es ist nichts," sagte Nadir lächelnd und freute sich der Wunde, der er die Berührung dieser Hand verdankte.

„Nein," bestätigte Benvenuta, indem sie ihn ins Haus führte, „es ist nichts, eine leichte Verwundung ohne Bedeutung, aber wichtig ist es, wer dich angegriffen, ob ein guter Korse, ein Offizier oder ein gemeiner Soldat — da man dich schon überall kennt und Jedermann weiß, daß du ein treuer Freund König Joachims bist."

„Du kennst ihn wohl, meinen Angreifer," lächelte Nadir wieder.

Benvenuta's Gesicht verdüsterte sich. „Galvani!" rief sie betroffen.

„Du hast es errathen. Aber warum erschrickst du? ist seine Kugel gefährlicher als jede andere?"

„Galvani ist ein Korse! Hüte dich, Nadir, denn nicht dem Freunde Murats galt diese Kugel — ich weiß, wie er sich geäußert und welcher Verdacht seine Seele gegen dich empört."

„Was ist es?" fragte Nadir, „soll ich es nicht wissen, um meinen Feind besser zu kennen?"

Ruhig erwiderte Benvenuta: „Er ist eifersüchtig, er wähnt, daß ich ihm um deinetwillen den Verlobungsring zurückgegeben; er ist eifersüchtig auf dich, Nadir!"

Nadir ließ den Kopf sinken und seufzte tief, während ein bitteres Lächeln um seine Lippen spielte. Er war in diesem Augenblicke ein Bild der Schönheit und des Schmerzes zugleich, wie er die großen, schwarzen, sanften, von langen Wimpern beschatteten Augen aufschlug, zu ihr aufsah und mit einer Art scherzenden Spottes über sich selbst nur leise lispelte: „Eifersüchtig auf mich!"

Er fühlte, wie Benvenuta's Hand, während sie ihm ihr

Tuch um den Kopf band, leise erzitterte. Beide schwiegen. Endlich sagte Benvenuta: „Ich weiß es, du liebst mich."

Nadir fuhr zusammen und beugte sich, als ob er der Last dieser Worte erläge; zugleich neigte er den Kopf auf die Seite, wie Einer, der horchend und erwartungsvoll weiteren Worten entgegenbebt.

„Sei stark, Nadir, mein Freund," fuhr Benvenuta leise fort, „es ist nicht die Zeit darnach, sein Herz von sanften Gefühlen erfüllen zu lassen; es ist, als ob große Schicksale durch die Luft wehten, und keine edle Seele darf an sich selbst, an ihr eigenes Glück oder Unglück denken. Ich kann jetzt nichts Anderes sinnen und trachten, als das Loos dieses Mannes, über dessen Haupt in nächster Zeit entweder wieder sein heller Stern oder schwarzes Verderben schwebt — ich glaube, ich liebe ihn, so lange er der Gefallene, Verfolgte, Heimatlose bleibt. Dieß empfinde ich tief, daß ich ihn ewig lieben werde, wenn ihn ein trauriges Verhängniß erreicht — zieht er aber als König wieder in seinen Palast zu Neapel ein, dann wird er mir wohl wieder, was er mir einst gewesen, der tapfere Joachim Murat, von dessen Muth und Thaten ich mir gerne erzählen ließ, und der Gatte der Königin Karolina, zwischen dem und mir die ganze erkältende Scheu der frommen Jungfrau sich ausbreiten wird, wie eine weite Ferne. Dieß Alles habe ich nach langem Forschen in meinem Innern erkannt."

Ein Strahl von Hoffnung fiel in Nadirs Herz. Er ergriff ihre Hand und fragte angst- und hoffnungsvoll: „Und dann? wenn er siegt?"

„Gewiß," erwiderte Benvenuta, „ich werde die Freunde lieben, die in seinem Elend treu zu ihm gehalten."

„Und dann?" fragte Nadir wieder und heftiger.

„Ich weiß es nicht, was dann," erwiderte Benvenuta traurig, — „ich kenne dich, Nadir, du bist stärker als die Masse der Menschen, und du hast die höhere Kraft, die so vielen Starken versagt ist, für Andere zu leben. Vergiß dich selbst, du kannst



es. Du weißt es ja auch, daß das Schicksal nicht zwei Menschenherzen für einander geschaffen und bestimmt, deren eines am Nil, das andere auf dieser Insel geboren ist, zwischen denen zwei verschiedene Glauben unendliche Wüsten und Abgründe ausdehnen. Doch," fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, — „das wäre nichts — wenn ich dich liebte, ich könnte dir auch an den Nil folgen."

Nadir drückte ihre beiden Hände an die Brust; sie bückte sich zu ihm herab und sagte: „Küsse mich!"

Ein Schrei wollte sich seiner Brust entringen, erstarb aber kraftlos auf halbem Wege. Er umschlang sie mit beiden Armen und drückte seine Lippen auf ihren Mund, bis er, der Seligkeit erliegend, beide Arme schlaff herabsinken ließ und mit geschlossenen Augen lispelte: „Genug, genug des Glückes fürs ganze Leben!"

Sie legte die Hand auf seine Stirne und sagte nachdrücklich in sein Ohr, daß es der Halbbewußtlose vernehme: „So war es gemeint, mein Freund, lebe wohl!" — dann ging sie leisen Schrittes aus dem Zimmer.

Indessen hatte sich draußen in Vescovato Alles verändert; aus Dorf und Hügeln war Schauplatz und Schaubühne geworden; ein großer Theil der Krieger hatte sich in Schauspieler verwandelt; das Kriegslager war ein Festplatz.

Der König, vom Kriegsalarm geweckt, war herausgetreten und wurde mit Jubel empfangen, denn im Angesichte des schnell sich zurückziehenden Feindes, der selbst die Hügel verließ, hatten die Korsen das Gefühl eines für Murat erkämpften Sieges — und in diesem Jubel gingen sie rasch an die Ausführung eines Festspieles, das sie zu Ehren des Gastes längst vorbereitet hatten. Dem Könige wurde vor seinem Hause auf einer kleinen Erhöhung ein Stuhl hingestellt und rechts und links von ihm Sitze für die Glieder der Familie Colonna und Franceschetti. Auf den Dächern der Häuser, auf den Hügeln, auf den Bäumen saßen erwartungsvoll und aufgeregt, doch andächtig, Männer und Weiber und Kinder, denn es sollte die Moreska aufgeführt

werden, jener uralte Nationaltanz der Korsen, von dem jedes Kind als von etwas Wunderbarem gehört hatte, den aber nur Wenige kannten, da er nur selten, nur in sehr bewegten und großen Zeiten aufgeführt wurde. Jeder wußte, daß dieser Tanz vor den zwei größten Nationalhelden aufgeführt worden, vor Sampiero und Paoli, und Jeden erfüllte der Gedanke, Das zu sehen, was Jene gesehen, mit religiöser Weihe, und Jedem war es wie eine Prophezeiung, daß große Dinge im Anzuge sein müssen, da die Moreska am Tageslicht erscheinen sollte.

In der Mitte des Platzes, auf einem kleinen Gerüste stand mit seiner Geige Matteo und wartete.

„Ihr werdet sehen," sagte seine Mutter, die sich zwischen Murat und dem alten Colonna gelagert hatte, „Ihr werdet sehen, Herren, wie gut korsisch ich meinen Matteo erzogen habe, wie gut er alle Melodien der Moreska zu spielen weiß, als wäre er selbst dabei gewesen, als man nach der Eroberung von Marianna Tanz und Lied zum ewigen Andenken erfand — so oft habe ich ihm diese Lieder vorgesungen, an seiner Wiege wie später zur Kräftigung seines Herzens in der Macchia."

In der That begann Matteo auf ein vom Kapuzinerkloster her gegebenes Zeichen, während dort eine grüne Fahne ausgesteckt wurde, auf seiner Geige eine Melodie abzuspielen, die, wie alle folgenden, einen so eigenthümlichen Charakter hatte, als stammte sie aus uralten Zeiten und aus den fernsten Ländern. Sobald sie erklang, war der Schauplatz wie verwandelt, erwartete man fremdartige Gestalten auftreten zu sehen, märchenhafte Thaten und Wunder. Obwohl er allein spielte, klangen doch die hohen und etwas schrillen Töne so gewaltig, daß man sie überall im Dorfe aufs Deutlichste vernahm, und sie klangen auf so eigene Art, daß man nicht eine Geige, sondern ein ganz unbekanntes, neues oder vielmehr ein längst vergessenes, uraltes Instrument zu hören glaubte.

„Meint man nicht schon die frommen Gebete der Christen und die Verzweiflung der Sarazenen zu hören?" fragte Mattea

und fügte hinzu: „Signor Colonna, da Ihr ein Abkömmling seid des großen Helden Hugo Colonna, der Korsika von den Sarazenen befreite und der der Held ist der Moreska, meine ich, müsse es jetzt in Eurem Blute klingen wie von der Geige meines Matteo — Das muß Euch so vertraut sein, wie der Ton Eurer eigenen Stimme."

„Die Melodie," antwortete der Greis mit tiefem Ernst, „ist mir allerdings so traut, wie ein Stück meines Lebens, aber nicht weil ich ein Colonna, sondern weil ich ein Korse bin; ich habe die Moreska in schönen Jugendtagen hier vor Pascal Paoli aufführen sehen — wie sollte ich sie vergessen haben? Das waren noch Zeiten des Heldenmuthes, größer als jene, da man sich gegen die Sarazenen schlug, auch größer als die Zeiten, die wir Alle erlebt, troß der ungeheuren Schlachten Napoleons, denn damals schlug sich ein kleines Volk für eine große Sache, für die Freiheit."

„Du hast Recht, mein alter Gastfreund," bestätigte Joachim Murat; „seit ich hier eure Geschichte und euer Volk kennen gelernt, erscheinen mir die Kriege des Kaiserreiches und meine eigenen Siege seelenlos und als Thaten der kältesten Selbstsucht. Wohl ist unter meinem Regiment in Neapel eine Freiheit erwachsen, wie sie das Land niemals vorher kannte — doch wünschte ich von ganzer Seele noch einmal im Leben Macht zu haben und siegen zu können, um die Schuld zu sühnen, die Napoleon und alle seine Paladine der Freiheit der Völker gegenüber auf sich geladen haben. Was sind wir Alle, die wir uns zu Königen machten nach Art der alten Könige, neben diesen Ziegenhirten, von denen euer Filippini erzählt, die mit geringeren Kräften größere Thaten vollführt, nicht für sich, sondern für ihr Volk und für ihres Volkes Freiheit!"

„Ja," sagte Colonna, „Korsika ist eine gute Schule für Könige, weil es hier so Viele verschmähten, Könige zu sein, die es leicht hätten werden können — darum hat auch Napoleon die Insel nicht geliebt, obwohl sie seine Heimat ist."

„Habt Acht," rief Mattea, „das Spiel beginnt. Das Kloster stellt die christliche Stadt Aleria oder Marianna vor, welche die Sarazenen inne haben."

Aus dem Kapuzinerkloster trat, während sie noch sprach, ein Mann in weitfaltigem Gewande, mit langem Barte, hohem Hute und einem weißen Stabe in der Hand.

„Das ist," erklärte Mattea, „der Sternseher und Zeichendeuter der Heiden!"

Der Zeichendeuter zog mit seinem weißen Stabe feierliche Kreise durch die Luft, blickte dann forschend nach allen Weltgegenden, horchte mit Schrecken den klagenden Tönen der Geige und trat dann mit allen Geberden der Angst und der Verzweiflung wieder in die Stadt Aleria oder in das Kapuzinerkloster zurück. Er hatte keine für die Mohren günstigen Zeichen entdeckt.

Plötzlich erscheint ein gewaltiger Mann auf dem Schauplatz, ein weiter Mantel fliegt um seine Schultern und ist in Falten über die Brust geschlagen; in seiner Hand blickt ein nacktes Schwert. Die Geige thut einen Freudenschrei, und das Volk ringsum auf Dächern, Bäumen, Hügeln stimmt mit ein, denn der Held ist Hugo Graf Colonna. Uralte, auf wunderbare Weise unvergessene Lieder drängen sich aus der Brust des Volkes hervor, und ringsumher erschallt ein gewaltiger Chor, daß die Lüfte zittern und die Töne der Geige nur selten, blitzartig den Gesang durchdringen. Feierlich, in gleichmäßigen Kadenzen schallt der Chor, und nach seinen Rhythmen zieht die Schaar des Grafen Hugo herbei, umwandelt den Platz in kriegerisch-priesterlichen Schritten, und in den Hunderten von Händen glänzen, von der Sonne angestrahlt, Dolche und Schwerter, die im Takte an einander klingen und den Chor begleiten. Herausfordernd bewegt sich die Schaar der christlichen Kämpfer dann in Schlangenwindungen vor der Festung, bis sie endlich fest wie eine Mauer stehen bleibt und sich zum Sturme bereit macht. Die Geige und der Chor verstummen; feierliche Stille herrscht überall. Da

erschallen Hörnerklänge als Aufforderung an den Mohrenkönig, daß er sich dem Kreuze ergebe.

Aber der Mohrenkönig ist zu tapfer, um sich zu ergeben, selbst um sich hinter schützenden Mauern zu vertheidigen: das Thor springt auf, und an der Spitze seiner Turbanträger kommt er hervor zur offenen Feldschlacht. Bei seinem Erscheinen bricht neuer Jubel aus; die Geige klingt, und der Chor singt wieder. Unparteiisch preist das Volk, wieder in uralten Liedern, auch die Tugenden des Feindes; es preist vor Allem die liebliche Anmuth des Mohrenkönigs, seine schönen Augen und die Leichtigkeit seiner Füße, die sich im Kampfe wie im Tanze bewegen. Auch die Mohren tragen Schwerter und Dolche, die sie schwingen und klingen lassen, und jetzt ist es gleich einem flackernden Flammenmeer, wie sich die Sonne in den unzähligen Schwertern und Dolchen spiegelt.

Die beiden Heere stehen einander gegenüber; Graf Hugo und der Mohrenkönig an ihrer Spitze. Hörnerklang! Der Chor verstummt für einen Augenblick in banger Erwartung. Da tanzen die Feinde einander entgegen; die Schwerter treffen mit hallendem Klange auf einander, der Chor bricht wieder los, und Geige, Hörnerschall, Stimmen und Fußgestampf verbinden sich harmonisch zu einem gewaltigen, Erde und Herz erschütternden Ganzen. Hin und her wogt der Kampf, vorwärts, rückwärts — bald die Christen, bald die Mohren. Gleich freundlich Beiden singt der Chor ihre Thaten, ermuntert er Beide, beklagt er Beide; überall hin bewegt sich in abwechselnden Takten der Waffentanz — immer harmonisch bewegt, überall von unendlichen Tonwogen gewiegt. Es ist wie eine Schlacht von Geistern, da allein die Kämpfenden schweigen, wie eine Schlacht von Auferstandenen, eine ideale Schlacht.

Joachim Murat ist von seinem Sitze aufgesprungen und hat, ohne zu wissen, was er that, das Schwert gezogen. In keiner seiner hundert Schlachten war ihm so groß zu Muthe wie jetzt; es ist ihm, als hätte er jetzt erst gefunden, was er sonst im Rausche

der Schlacht gesucht. Nadir hatte sich längst in die Reihen der Turbanträger gestürzt und träumte, daß er einem schönen Tode entgegenziehe. Katharina, Benvenuta, selbst der alte Colonna singen mit im Chor.

Da liefen zwei korsische Weiber über den Platz und führten oder vielmehr zwangen einen Mann herbei, der, wie er zwischen Beiden, von starken Armen gehalten, blaß und zitternd daherging, einem Gefangenen glich, den man zum Tode oder vor den Richter führt. Gehörte Das mit zum Schauspiel der Moreska oder war es traurige Wirklichkeit? Zu elend, zu sehr von Todesangst geschüttelt war dieser Mann für ein Spiel; auch trug er keines der Abzeichen, die Christen und Mohren von einander unterschieden. Ohne den Waffentanz eines Blickes zu würdigen, nur mit ihrem Gefangenen beschäftigt und mit Gesichtern voll Entrüstung drangen die Korsinnen bis zu Joachim Murat vor, zu dessen Füßen, von einem zornigen Stoße niedergeworfen, plötzlich der zum Tode entsetzte Mann dahingestreckt lag.

„Was ist Das?" fragte Murat erstaunt, „gehört Das mit zum Spiele?"

„Nein, mein König," erwiderte die eine Frau, „Verrath gehört nicht zum heiligen Spiele. Dieses hier ist ein arges Spiel. Ich bemerkte diesen Mann, wie er durch die Menge schlich und überall gedruckte Zettel fallen ließ. Ich hob einen solchen Zettel auf und ging damit hier zu dieser Luisa, die Gedrucktes lesen kann, und sie las, daß die Franzosen einen Preis von hundert und fünfzigtausend Franken auf deinen Kopf setzen. Hier steht es, hier ist der Zettel, und er hat einen ganzen Haufen von sich geworfen, als wir ihn gefangen nahmen, um ihn vor dich zu bringen."

Murat warf einen Blick der Verachtung auf den Zettel, dann auf den Mann zu seinen Füßen und sagte: „Wer fürchtet Verrath unter solchem Volke? Laßt ihn laufen und ungehindert seine Zettel ausstreuen; hier wird sich kein Judas finden. Gute Weiber, lassen wir uns das heilige Spiel nicht stören!"

„Der König spricht weise," rief Luisa, „mag er seine französischen Zettel ausstreuen!"

Und lachend liefen die Frauen, die eben zornglühenden Blickes gekommen waren, von dannen; der Gefangene aber, von dem sich schon Aller Augen abgewandt hatten, huschte davon, wie Einer, der eben dem Galgen entronnen.

Dieß alles geschah, während die Chöre erschollen und die Waffen erklangen. Noch lange, in beständiger Abwechslung und gleicher Feierlichkeit wogten die Schaaren der Mohren und Christen im Waffentanze hin und her; jetzt getrennt, jetzt verschlungen, jetzt in geraden Linien, jetzt in Wellen an einander prallend; bald in Schaaren kämpfend, bald einzeln Mann gegen Mann — immer maßvoll, harmonisch, hochfeierlich. Bis mit einem Male der Kampf zu außerordentlicher Gewalt und der Chor zu wahrhaftem Donner anschwoll; ein Fluch, ein ingrimmiger Fluch gegen die Feinde Korsika's wurde ausgesprochen, nicht gegen die Mohren, sondern gegen die Genuesen, denn wenn die Korsen einen Fluch aus tiefstem Herzen aussprechen sollen, muß sich der Name des Feindes in den der Genuesen verwandeln, die sie durch so viele Jahrhunderte um ihre Freiheit brachten. Der Mohrenkönig warf sein Schwert hin und sich selbst auf die Erde; die Korsen hatten gesiegt, die Hörner erschollen, und unter unendlichem Jubel zog Hugo Graf Colonna in die Festung und flatterte das Kreuz von der Höhe der eroberten Stadt.

Tiefe Stille lag mit Eins über ganz Vescovato; nur die Geige Matteo's klang und sang das Lied eines friedlichen Hirten auf friedlichen Fluren.

Erschüttert stand Joachim Murat an den Sessel des alten Colonna gelehnt: „Wie glücklich bist du, ehrwürdiger Greis," sagte er mit zitternder Stimme, „daß du von Helden abstammst, die ihr Vaterland befreiten, und daß du doch ein Gleicher unter Gleichen lebst. Befreien, ja befreien — es ist ein anderer Ruhm als erobern."

Schweigend blickte er auf das graue Haupt des Patriarchen

nieder, dann sagte er wieder: „Ich muß fort, bald fort, sonst macht mich dieses Volk zum Träumer oder, wie Napoleon zu sagen pflegte, zum Ideologen."

Und gesenkten Hauptes und langsamen Schrittes ging er in das Haus zurück.

Auf der Schwelle erwartete ihn Langlade, einer der drei Seeoffiziere, die auf offenem Meere ihn in ihre Schaluppe aufgenommen. Er war während des Waffentanzes angekommen, wollte aber den König, den er so vertieft sah, nicht stören. Jetzt meldete er rasch, daß in Ajacco die Schiffe ausgerüstet und zum Auslaufen bereit liegen.

„Will ich denn wirklich fort von hier?" fragte der König vor sich hin, „wäre es unmöglich, die Mächte zu bewegen, daß sie mich als ruhigen Mann hier leben lassen? Könnte ich nicht Weib und Kind hierher berufen und hier glücklich sein? Und wenn es die Bourbonen nicht gestatten — kann ich sie mit Hülfe dieses gewaltigen Volkes nicht zwingen? Wir sprechen noch darüber, lieber Langlade, aber über diesen Traum der Moreska muß ich erst geschlafen haben."

Er ging die Treppe hinauf und seinen Gemächern entgegen, hielt aber wieder erstaunt im Gange vor denselben, denn an der Thür stand wartend ein fremder, ihm unbekannter Mann, der sich in Tracht und Aussehen von der nunmehr gewohnten Umgebung unterschied. Er war wie ein Mann aus der Stadt, ganz in Schwarz gekleidet, hatte ein feines, kleines Gesicht mit klugen Augen und sah nichts weniger als kriegerisch aus — er glich eher einem Gelehrten oder einem Advokaten. Er verbeugte sich höflich, aber ohne Unterthänigkeit vor dem König.

„Wollen Sie zu mir?" fragte Murat.

„Ja, Majestät."

„Wer sind Sie?"

„Ein Carbonaro aus Neapel."

„Ein Carbonaro? aus Neapel?" rief der König plötzlich aufgeregt, „und Sie wollen zu mir?"

„Zu Eurer Majestät! Mich schickt die Venta."

„Die Venta an mich? Joachim Napoleon?" fragte Murat in immer größerer Aufregung. „Was will sie von mir?"

„Befreiung von den Bourbons!"

„Befreiung!" rief Murat. „Kommen Sie, treten Sie ein, — legitimiren Sie sich, und Sie finden mich bereit."

Rasch traten Beide in die Stube, die Joachim hinter sich verriegelte.

Nach kaum einer Stunde war es in Vescovato wieder lebendig; Offiziere eilten hin und her; sie hatten den Auftrag, vierhundert Tapfere und Freiwillige auszuwählen, die den König morgen oder übermorgen nach Ajaccio, vielleicht auch weiter begleiten sollten.

Das schwarze Männlein war verschwunden. Wie es Niemand kommen gesehen, so sah es auch Niemand gehen.

Elftes Kapitel.

Der Abzug.

Er saß besser zu Pferde als auf dem Throne.
Gregorovius.

Vollendet wurde neues Mißgeschick.
Aus Schicksal und Nothwendigkeit ist kein Entfliehn.
Euripides.

Der Niedergang Joachim Murats bildet nur ein kleines Nachspiel zu der großen Tragödie, in welcher seit mehr als einem Vierteljahrhundert viele größere Schauspieler aufgetreten. Während diese den Weltkreis und das Menschengeschlecht erschütterte, spielt sich jenes, abgetrennt von der Weltgeschichte, auf einem kleinen Raume ab, und es hat nur wenige hundert Menschen zu Schauspielern und Zuschauern — aber, dem Charakter des Helden

entsprechend, drängt sich auf den schmalen Raum und in die kurze Zeit der Handlung dieses Nachspieles mehr Romantik zusammen, als die letzten gewaltigen, erschütternden, aber durch den kältesten Egoismus ernüchterten Jahre des Kaisers Napoleon aufweisen können. Hier ist Alles Wagniß, Gefahr, Auf- und Niederwogen des Schicksals, Freud und Leid, Hoffen und Verzagen; Alles persönlich, außerordentlich, malerisch, dramatisch.

So war auch am Morgen des zweiten Tages nach Aufführung der Moreska der Auszug Murats aus Vescovato: ein phantastisches Theaterstück zog von der Bühne.

Hoch auf weißem Hengste, der sich stolz bäumte und in die Zügel biß, in seiner prächtigen weißen Uniform mit der rothen Schärpe, den wallenden Federbusch auf dem Marschallshute, ritt Joachim Murat aus dem gastlichen Hause Colonna Ceccaldi; neben ihm sein Generaladjutant Franceschetti; hinter ihm, auf seinen besonderen Wunsch, auf Maulthieren, Signora Katharina Franceschetti und ihre Tochter Maria Benvenuta, denn der König meinte, daß er sich, so lange er auf korsischem Boden sich befinde, der sicheren und heiligen Atmosphäre des Gastrechts nur in ihrer Nähe ganz bewußt fühle; ihnen zur Seite, mit der Binde um die Kopfwunde und in seiner arabischen Tracht ritt Nadir. Dann folgte eine Schaar höherer Offiziere in glänzenden Uniformen, theils zu Fuß, theils zu Roß. An diese, von einzelnen Offizieren geführt, schloß sich die ausgewählte Schaar der Veteranen, gegen vierhundert an der Zahl, sämmtlich in den dunkelbraunen Pellone gekleidet, mit der phrygischen Mütze auf den Köpfen, aber Gewehre verschiedener Art auf den Schultern. Ungeordnet, hinter der disziplinirten Schaar oder auch zur Seite derselben hinlaufend oder schreitend, gingen an fünfzig Banditen, in Pellonen oder Ziegenfellen, den Kopf von breitkrämpigen Hüten oder den phrygischen Mützen bedeckt; Doppelbüchsen hingen über ihre Rücken, in ihren Gurten staken viele Patronen und hinter denselben breite Dolche.

Auch Matteo war unter ihnen, aber er ging in der Mitte

des Zuges und strich seine Fidel mächtig, bald zu einem Marsche, bald zu einem Liede.

Seine Mutter trug ihm die Büchse und ging mit großen Schritten neben dem Zuge einher, wie eine im Kriege ergraute Göttin der Schlachten.

Alles Volk aus Vescovato und Umgegend stand im Dorfe versammelt und rief dem Zuge seine Segenswünsche nach und dem König ein so lautes Lebewohl, daß die Lüfte zitterten. Die Glocken des Kapuzinerklosters läuteten, und die zurückbleibenden Bewaffneten schossen ihre Salven in die Luft, daß das Echo in den Bergen nicht zum Schweigen kam. In der Thüre seines Hauses, von den Dienern umgeben, stand der alte Colonna und winkte mit seiner feinen, mageren Hand. Der König ließ rückwärts nach dem gastlichen Hause und rechts und links dem Volke zu sein weißes Taschentuch wehen, das er manchmal ans Auge drückte.

„Wenn ich wieder zu Macht komme," sagte er mit zitternder Stimme zu Franceschetti, „so mag mich alles Unheil treffen, wenn ich hier nicht ewig dauernde Denkmäler meiner Dankbarkeit stifte, in diesem heiligen Ort der Gastfreiheit, in dieser gesegneten Freistatt. Hierher will ich wallfahrten als ein demüthiger Pilger und opfern, daß der Aermste in Wohlbehagen seine Tage verlebe!"

Wie wahr auch diese Worte aus gerührtem Herzen kamen, und obwohl er manche Thräne vom Auge wischte, so blickte sein Antlitz doch so heiter, als wäre er im vollsten Glücke, und Heiterkeit strahlte sein Anblick aus auf sein ganzes Gefolge und auf das ganze Volk, welches ihn mit der Ueberzeugung scheiden sah, daß er neuen und glänzenden Geschicken entgegengehe.

Dem Wunsche des Königs gehorchend, begleitete ihn das Volk nicht weiter als bis an das letzte Haus des Dorfes; nur die Rufe und Grüße, aus vielen hundert Kehlen aufsteigend und durch das Echo verstärkt, folgten dem Zuge noch weit vors Dorf hinaus. Die Männer blieben, wie in den vorigen Tagen,

bewaffnet und gelagert, theils im, theils vor dem Dorfe, gegen Bastia zu, um möglicherweise die Truppen aufzuhalten, wenn diese aus der Stadt kommen sollten, um den Abzug des Königs zu beunruhigen oder ihn zu verfolgen.

So zog die kleine Armee in Einsamkeit dem Westen zu auf der Straße nach Ajaccio. Bald mußte man in Vescovato auf den Thurm des Kapuzinerklosters steigen, um den Zug noch zwischen den Gebüschen zu entdecken — bald sah man nur noch den weißen Federbusch des Königs und das Glänzen der Waffen, in denen sich die Sonne spiegelte, bis in einem Kastanienhaine Alles verschwand, die Glocken zu läuten aufhörten und Denen von Vescovata zu Muthe war, als wäre eben ein Traum an ihnen vorbeigezogen.

Wunderbare Stille legte sich über den Ort, der seit Wochen so belebt gewesen; den Einwohnern war es, als dürften sie diese feierliche Stille durch kein lautes Wort unterbrechen, und schweigend oder flüsternd, leisen Schrittes gingen sie in ihre Häuser.

Nicht so stille war es auf dem Wege Joachim Murats. Von den Bergen herab begrüßten ihn die Lieder der Ziegenhirten, hie und da auch einzelne Schüsse, die sie ihm zu Ehren abfeuerten. Wo der Weg an Macchien vorüberführte, kamen wilde, traurige Gestalten zum Vorschein, Banditen, denen die Parolanti keinen Frieden mit ihren Feinden zu Stande zu bringen vermochten oder die so von Racheluft erfüllt waren, daß sie diesen Frieden nicht wollten. Traurig sahen sie dem Zuge nach und mit Neid auf die Banditen, die ihm in Sicherheit folgten. Doch grüßten auch sie mit Flintenschüssen. In den Dörfern kamen Weiber und Kinder heran, die dem König und seinem Gefolge Blumen, Brod, Milch anboten.

Die Septembersonne leuchtete freundlich und friedlich, dabei reicher an Farben als die Sommersonne; durch die sanft durchfeuchtete Morgenluft brach sie in den verschiedensten Tinten und Abstufungen des Regenbogens; selbst die Schatten der Haine

und Gebüsche, durch die sich der Zug bewegte, hatten einen bläulichen Anhauch. Die vielen Brunnen am Wege murmelten melodisch, leise rauschend kamen die Gebirgsbäche, in dieser Jahreszeit noch klein und verhältnißmäßig wasserarm, von den Höhen herab oder aus der dichten Umhüllung der Macchien heraus. Wo der Weg sich die Abhänge der Berge hinaufschlängelte, sah man, rückwärts blickend, das blaue unendliche Meer in seiner erhabenen Ruhe. Den sonnigen Tag wiederspiegelnd, lag es wie eine Glorie rings um die Insel — und trotz der traurigen Gestalten der Banditen, die hie und da am Rande des Weges erschienen, trotz der Nachdenklichkeit, die auf manchen Gesichtern in dem Gefolge Murats lag, wie auf dem Gesichte Nadirs und Benvenuta's, war es doch wie ein hoher, zugleich freudiger Feiertag und hatte der Zug das Aussehen eines Festzuges. Nicht ein entthronter, verlassener, armer König zog da durch ein Gebiet, das dem Feinde gehörte, einem unbestimmten Verhängniß entgegen; sondern ein Mann, den das Volk bei einem Maifeste als König des Frühlings ausgerufen und der, wie eine Verkörperung des Frühlings, dahin zieht und das Fest von Thal zu Thal, von Dorf zu Dorfe weiter trägt.

Die Geige Matteo's that das Ihrige, um den Zug als heiteren Frühlingsumzug erscheinen zu lassen, denn je mehr man sich dem Dorfe Sessia, seiner Heimat, näherte, desto lustiger klangen die Saiten. Seit Jahren hatte er das Dorf nicht gesehen, seit Jahren der Verfolgung, des Elends, des tiefsten Jammers; jetzt zog er dort so herrlich ein! Immer lustiger wurden seine Weisen, immer rascher, — und unwillkürlich dem Takte gehorchend, bewegte sich die ganze Schaar immer schneller und beinahe im tanzenden Schritte der Heimat Matteo's entgegen. Wer verstand ihn und den Ton seiner Geige besser als seine Mutter? Glückselig lächelnd ging sie neben dem Zuge einher, nicht mehr wie ein Zauberweib oder eine Göttin böser Kämpfe, sondern, trotz der Büchse auf dem Rücken, als ein gutes, altes, glückliches Mütterchen. Da wurde der Giebel ihres Hauses sichtbar, und

Matteo's Geige jauchzte auf, und jubelnden Tones zogen sie dem Dorfe entgegen.

Milder wurde der Ton, da Matteo schon an der Umzäunung seines verwilderten Gartens hinging, immer milder, je mehr er sich dem Hause näherte, bis er klagend, fast wimmernd vor Wehmuth zu ersterben drohte — da brach er plötzlich ab — ein Schuß war gefallen, Matteo taumelte — er lag in seinem Blute. Die Geige zerbrach auf dem Boden. Ein furchtbarer Schrei und der Ruf: Bartolomeo! folgte dem Schusse. Die Alte flog herbei und warf sich über die Leiche ihres Sohnes, der, mitten durch den Kopf getroffen, ohne einen Seufzer verschieden war und mit dem milden Lächeln, mit dem er seine Heimat begrüßt hatte, gewissermaßen mit dem Abglanz der sanften Geigentöne auf dem Gesichte dalag.

Der ganze Zug kam in Stocken und Verwirrung. Die Vordern eilten zurück, und Alles umstand, von Schreck gelähmt, die Gruppe von Mutter und Sohn. Auch Joachim Murat war abgestiegen und blickte traurig und nachdenklich auf den Todten herab. „Das ist ein schlimmer Anfang," sagte er leise zu Franceschetti, „ein Römer würde umkehren."

Benvenuta stand neben der Alten, bewegungslos und scheinbar ruhig, aber schwere Thränen rollten ihr die Wangen herab. Es war Alles stille, bis Mattea den Kopf erhob und mit einer Ruhe, die frösteln machte, und mit klarer Stimme sagte: „Nun ist das Verhängniß erfüllt; ich wußte es."

Jetzt erst, da die Alte wieder sprach, trat einer der Banditen vor und fragte: „Waren nicht die Parolanti bei Bartolomeo?"

Die Alte nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und er hat den Frieden angenommen?" fragte der Bandit weiter.

Die Alte nickte wieder.

Da war es, als ob sich aller Banditen und der anwesenden Dorfbewohner eine unwiderstehliche Wuth bemächtigte, und dem

Könige wurde ein furchtbares Schauspiel. Sämmtliche Banditen, gefolgt von ein Schaar anderer Männer, selbst von vielen der Veteranen, die bisher in geordneter Reihe und scheinbar gelassen dagestanden hatten, stürzten mit Einem Male in das Haus des Friedensbrechers und Mörders.

Wenige Minuten, und das Haus krachte in allen Fugen, Balken und Steine stürzten; es brach in sich zusammen und war ein Trümmerhaufen. Dann fielen die Männer über die Bäume des Gartens und des Hofes her und schälten mit Aexten, Dolchen und Messern die Rinden von den Stämmen. Sträucher und Gebüsche wurden mit schweren Tritten zermalmt. Dieses gethan, warfen sie Schutt und Balken des Hauses und Erde aus dem Garten in den Brunnen, bis er gefüllt war zum Rande. Zu all dieser Arbeit, die mit Heftigkeit gethan wurde, stießen die Männer, von Zeit zu Zeit auch die Weiber, die der Arbeit zusahen, Flüche und Verwünschungen aus gegen den Mörder, Eid- und Friedensbrecher — Alles, wie es die alte Sitte verhängt über Einen, der das den Parolanti gegebene Wort verletzt und Blutrache übt trotz des geschworenen Friedens. Wären sie Bartolomeo's habhaft geworden, sie hätten Alle ihre Dolche in sein Fleisch versenkt; aber er war während der Verwirrung, die nach dem Morde entstand, entflohen. Darum war das Gericht noch nicht ganz vollendet, und alle die Männer, die an der Verwüstung des Hauses und der Habe Bartolomeo's Theil genommen, traten jetzt vor Mattea hin und schworen auf die Leiche ihres Sohnes, daß sie die Blutrache auf sich nähmen, als wären sie Alle ihre Söhne, und daß sie Bartolomeo durch alle Büsche und Höhlen Korsika's verfolgen wollten, bis er seine Unthat mit dem Leben gebüßt. Sie schworen, ihn nicht schonen zu wollen, selbst wenn sie ihn schlafend im Schooße seiner Mutter fänden.

Mattea erhob den Kopf und lächelte.

Der König hatte dem ganzen Schauspiele der Verwüstung, das mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich ging, mit entsetztem Schweigen zugesehen; er wußte nicht, ob er das Walten wilder

Naturkräfte oder ein bewußtes, furchtbares Gericht vor sich hatte. Es war Beides. Er brachte kein anderes Wort hervor, als jenes, das er Anfangs zu Franceschetti ausgesprochen und das er nun mehrere Male mechanisch vor sich hin wiederholte: „Ein Römer würde umkehren!“ Es war dieß eine unwillkürliche Erinnerung an die Worte des ermordeten Marschalls Brune, der, als er sich aufmachte, um die verhängnißvolle Reise anzutreten, und auf der Treppe strauchelte, ebenfalls gesagt hatte: „Ein Römer würde umkehren!“ Unschlüssig stand er da und blickte gedankenvoll vor sich hin; eine eigenthümliche Phantasmagorie verwirrte ihm die Sinne, das Gesicht des Todten nahm die Züge des Marschalls Brune an, dann wieder waren es die Züge Matteo's, dann ging die Veränderung so rasch vor sich, daß die Züge des Einen in die des Andern spielten, und mitten in diesen traumhaften, verwirrenden Wandlungen sah er manchmal sein eigenes, von Todtenblässe bedecktes Gesicht und sah er sich selbst von Kugeln hingestreckt daliegen.

Dieses Traumgesicht dauerte fort, selbst als die Leiche Matteo's von den Banditen aufgehoben und in das Haus getragen worden. Benvenuta hielt ihren Kopf; Mattea folgte, indem sie die Büchse ihres Sohnes am Riemen nach sich schleifte. Alles schwieg und wartete, denn Jedermann sah es dem Gesichte des Königs an, daß er mit Entschlüssen und Gefühlen kämpfte, die alle seine Pläne von diesem Morgen verändern konnten.

Da erscholl mitten durch die Stille rascher Hufschlag von Vescovato her; Aller Augen wandten sich dem Reiter zu, selbst die des Königs, den der kräftige, wiederhallende Ritt aus seiner Träumerei erweckte. Der Reiter kam näher; ein freudiges Staunen flog über das Gesicht Murats und verwandelte das düster hinbrütende mit Einem Zauberschlage.

„Pascal Morin, mein edler Freund!“ rief er voll Freude und eilte ihm mit Nadir, der ihn ebenfalls erkannt hatte, entgegen.

Er war es, der alte Republikaner aus der Ferme bei Toulon,

und der König vergab nichts seiner Würde, indem er ihm aus dem Sattel half, während Nadir die Zügel des schaumbedeckten Pferdes hielt.

„Mein edler Freund," rief der König wieder, nachdem er ihn in seine Arme gedrückt, „dich schickt ein guter Gott in einem bösen Augenblick. Da ich dich sehe, bin ich wieder voll Muth und Zuversicht. Und die alte Margot? Was macht die alte Margot?"

„Ja, die gute Alte?" fragte auch Nadir.

„Die," antwortete Pascal, indem er Nadir die Hand entgegenstreckte und lächelte, „die hat nun für die ganze Einsamkeit ihres Lebens ausgesorgt; sie hat ihre Erinnerung an die Tage, da der König bei uns weilte, und an die Viertelstunde mit dem Araber. Das reicht hin für sie bis an ihr seliges Ende."

„Möge sie es in Glück und Frieden erreichen," sagte der König andächtig. „Und du?" fragte er dann, „was treibt dich alten Republikaner auf die verlorenen Spuren eines verlorenen Königs?"

„Sire," erwiderte Pascal, „ich glaubte, Sie warnen zu müssen. In Toulon verbreitete sich das Gerücht, daß Sie in Neapel zu landen und Ihr Königreich wieder zu erobern gedenken. Die Freunde und Agenten Eurer Majestät trugen mir zu, was man sagte und was man wußte. Gewiß ist, daß das ganze englische Geschwader die Küsten Frankreichs verlassen, um in den neapolitanischen Meeren zu kreuzen und sämmtliche mögliche Landungsplätze zu überwachen. Es war gefährlich, Euer Majestät einen Brief zukommen zu lassen, und so machte ich mich selber auf, die Nachricht zu überbringen."

„Stellen sie sich ewig auf meinen Weg, diese Engländer!" rief Murat mit Zornesröthe im Gesicht. „Wahrlich, sie sind dazu da, um jeden schwankenden Entschluß in mir zu befestigen. Vor einer Viertelstunde wußte ich selbst noch nicht gewiß, was ich thun werde; vielleicht aber weiß ich es jetzt. Du aber, Republikaner von 93, du kannst dich in aller Zukunft

beruhigen, daß du einem Könige große Dienste geleistet; dir sage ich, daß, wenn ich nach Neapel gehe, ich nur dahin gehe, weil bereits die Bourbons ihre blutigen Hände zeigen, weil ich alte Vergehen sühnen, weil ich ein Volk frei machen will. Ich selber bin jetzt freier, als da ich das Geschöpf und der Vasall des Kaisers gewesen. Wisse, daß mich die Carbonari gerufen und daß sie mich erwarten. Durch die Engländer und durch die Söldner der Bourbonen werde ich mich zu schlagen wissen; einmal im Lande, werden mich alle Freunde der Freiheit umgeben, und wir Beide wissen aus den Neunziger Jahren, was man mit Freiwilligen der Freiheit gegen Söldner zu Stande bringt. Ich habe es vergessen, und Buonaparte hat es vergessen; die Welt soll wieder daran erinnert werden. Lasse mich nur drei Tage auf neapolitanischem Gebiete verweilen, und es beginnt eine neue Geschichte für Europa. Ich danke dir, Pascal Morin — ich war eben verzagt, du hast mir neuen Muth eingeflößt — deine Botschaft von heute und dein Gesicht von 93, sie sind beide eine Quelle des Muthes und großer Entschlüsse. Ich danke dir! Lebe wohl, kehre in dein stilles Asyl zurück, und du sollst es nie bereuen, einen König gerettet zu haben. Auch die alte Margot nicht! Grüße sie! Lebe wohl!"

„Sire," sagte noch Pascal schüchtern, „wenn Sie aber nicht bis ins Innere, bis zu Ihren Freunden vordringen können?"

„Der Mann spricht weise," fiel Franceschetti hier ein, „wenn Sie schon den Engländern in die Hände fallen? oder, was schlimmer, den Besatzungen der Küsten?"

„Dann," rief Murat, „dann bin ich in einem großen Versuche zu Grunde gegangen, dann habe ich wenigstens weder als Gefangener Englands noch als Pensionär Oesterreichs meine Heldenlaufbahn geschlossen, sondern in dem guten Willen, ein Volk, dessen Loose mir einst anvertraut gewesen, frei und glücklich zu machen."

Pascal theilte ihm noch viele Einzelnheiten mit über die Maßregeln, die man von Frankreich aus gegen eine mögliche

Landung in Neapel vorbereitet und die, fügte er hinzu, von der neapolitanischen Regierung gewiß noch vervielfältigt worden — aber Joachim Murat hörte nicht mehr auf seine Mittheilungen und Ermahnungen.

Das blutige und schaurige Drama, das sich so eben vor ihm abgespielt und das ihn mit Entsetzen erfüllt hatte, war vollkommen vergessen; seit er auf der Insel gelandet, war kein Entschluß so fest in ihm geworden, wie der, den er jetzt faßte. Er gab ein Zeichen, die Trompeten erklangen, die Reiter saßen wieder auf, die Männer ordneten sich wieder in Reihen, und die Banditen eilten aus dem Trauerhause hervor.

Diesen folgten Frau Katharina und Benvenuta, um sich von Franceschetti und dem König zu verabschieden, denn Benvenuta wollte die Amme in ihrem großen Schmerze nicht allein lassen. Schweigend umarmten Beide den Vater, und schweigend trat Benvenuta vor den König hin, der eben den Fuß in den Steigbügel setzte. Er war so in Gedanken vertieft, daß er sie nicht bemerkte und daß er, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben, dem Pferde den Sporn gegeben haben würde, wenn ihm nicht Franceschetti zugerufen hätte: „Majestät, meine Frauen wollen bei der Unglücklichen hier zurückbleiben und sich verabschieden!"

Murat erwachte wie aus einem Traume, saß wieder ab, reichte Katharina die Hand und drückte dann Benvenuta's Kopf an seine Brust. Trotzdem sah er mit einem Ausdrucke vor sich hin, wie Einer, dessen Gedanken in weite Fernen schweiften, und Benvenuta war es mit Einem Male, als hätte sie ein zweites Gesicht, und als sähe sie, zu ihm hinaufblickend, in das Antlitz eines Todten. Frostige Schauer durchrieselten ihren ganzen Leib, mit einer starken Bewegung entwand sie sich dem Arme, der schwer und wuchtig auf ihren Schultern lag, und mehr einem ängstlichen Seufzer als einem Abschiedswunsche gleichend, rang sich das Wort „Glück!" aus ihrem Busen hervor.

Murat schwang sich wieder in den Sattel und sprengte davon; rasch folgte ihm seine ganze Schaar. Benvenuta stand wie

angewurzelt auf der Straße, beide Hände auf die Augen gedrückt, als fürchtete sie, ihn, den sie eben wie einen Todten gesehen, noch einmal zu erblicken. Aber sanft wurden ihr die Hände von den Augen gezogen. Nadir stand vor ihr und sagte leise: „Lebe wohl, Benvenuta!"

„Nadir!" rief sie erschrocken, „bist du noch da? O bleibe, bleibe, der König geht auf Wegen des Unheils."

„Und darum soll ich ihn verlassen, Benvenuta?" lächelte Nadir.

Sie lächelte mit ihm und ergriff seine beiden Hände. „Lebe wohl," sagte sie, „lebe wohl und versprich mir Eines."

„Was ist es? sprich!"

„Kehre nie wieder auf diese Insel zurück; hier erwartet dich der Tod."

„Und wenn die Ufer rings umher von Todesengeln besetzt wären, ich kehre wieder!" rief Nadir, — „ich kehre wieder! Ich sterbe nicht, ohne dich wieder gesehen zu haben. Und wenn mir kein anderes Glück bestimmt ist, so sei es nur das, in deiner Nähe zu sterben und dir mit dem letzten Hauche zu sagen, daß ich dich liebe, Benvenuta! Dem Könige folge ich, weil mich das Unglück an ihn fesselt und weil du ihn liebst. Wenn er aber in sein Verderben geht — und sein Schicksal scheint mir auf seine Stirne geschrieben — meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder haben sie ermordet — nichts, Niemand auf weiter Erde ist mir geblieben als du, du allein, Benvenuta. Mein Glück oder auch mein Unglück wohnt, wo du wohnst. Der Rest der Erde ist mir eine Wüste. Was bleibt dem Menschen, den Niemand liebt, wenn er nicht mehr hofft? Und hoffen kann ich nur noch bei dir und von dir. Fürchte nichts! erschrick nicht! Alle meine Gluth, meine Wünsche, meinen Ingrimm gegen das Verhängniß will ich zügeln und bändigen, und kein Laut soll den Schrei des Herzens verrathen und dich stören. Ich will nichts, als warten, bei dir warten und hoffen. Darum werde ich wiederkehren, so wahr die Sonne alltäglich wiederkehrt. Lebe wohl!

Grüße mir jenen Ort, wo ich deine Füße küßte, und jenen theureren, wo du mir einen Kuß gegeben, den ich ewig fühlen werde. Lebe wohl!"

Er eilte dem Zuge nach, der bereits hinter dem Dorfe verschwunden war; Katharina war ins Haus zu Mattea zurückgekehrt; Pascal Morin ließ sein Pferd mit schlaffem Zügel gegen Vescovato und Bastia zurückschlendern; alles Volk aus dem Dorfe begleitete den Zug des Königs. Benvenuta stand allein in der Mittagssonne, am Rande des weißen Weges unbeweglich wie eine Bildsäule.

Zwölftes Kapitel.

Rückkehr.

Men shut their doors against a setting sun.
Shakespeare.

Sa mort a fait repandre des larmes de pitié partout excepté au Pizzo, et le souvenir de son infortune en fera verser encore à tous ceux qui aiment les braves.
Pietro Colletta.

Das Kastanienländchen mit der Golo-Ebene und dem Hauptorte Vescovato ist auch noch im späten Herbste ein Paradies, wenn auch ein melancholisches, das seinen irdischen Charakter verräth und es offenkundig macht, daß es, wie alles Irdische dem Wechsel und Wandel unterworfen ist. Auch hier, wenn auch etwas später als selbst drüben auf dem gesegneten Festland, tritt Welken und Verwelken, Blätterfall und trauriges Wehen durch verarmte Zweige und Sträucher ein. Von den Vorläufern der Stürme, die, wie man von hier aus sehen kann, draußen das Meer kräuseln und mit weißen, auf- und niederwogenden Wellenhäuptern bedecken, ist in dem geschützten, von hohen

Bergen umarmten Winkel von Vescovato freilich nichts zu merken, aber eine Wirkung der rauhen Herbstwinde da draußen mag es doch sein, daß es manchmal wie ein Geisterhauch über Thäler und Ebenen zieht, daß die welken Blätter in niedern Wirbeln auffahren und dann am Boden eine Strecke weit hinstreichen. Es ist Das wie ein gegebenes Zeichen für die verspäteten Wandervögel, die, vom Festlande gekommen, hier oft durch Wochen Rast halten, sich zur Weiterreise zu sammeln. Ihre Schaaren erfüllen dann die Lüfte, ziehen noch, unentschlossen, Tage lang große Kreise um das geliebte Land und mischen ihre Sammelrufe und Abschiedsseufzer in den stillen Klageton, der die Seele der ganzen Atmosphäre zu sein scheint. Aber die Lüfte sind nicht herbstlich kalt und fröstelnd, wie um diese Zeit im Norden, sondern lau und milde, und der würzige Duft, der Korsika vor allen Ländern Europa's auszeichnet, daß die ganze Insel einer großen Blume gleicht, welche ihre Kinder auf offenem Meere aus weiter Ferne erkennen, — dieser Duft steigt im Herbste stärker und dabei sanfter auf, als in den andern Jahreszeiten. Die Regen, die in den hohen Gebirgen mit südlicher Macht und Fülle niederfallen, schwellen die unzähligen Wildbäche, geben den Brunnen doppelten Reichthum — und einschläferndes Gemurmel erfüllt das Land, das durch die Glocken der heimkehrenden Ziegenheerden nicht gestört wird — denn langsam, weil ungern, steigen diese von den Gebirgen herunter.

Vescovato glich seit Wochen einem Fest- und Ballsaal, nachdem ihn die Gäste verlassen — oder einer Schaubühne, vor der die Lichter erloschen und von welcher die Schauspieler verschwunden. Verlassenheit lag auf dem Dorfe und wie eine Ahnung, daß diese bisherige Heimat der korsischen Geschichte es zum letzten Male gewesen, eine Ahnung, die seitdem zur Wahrheit geworden: denn in Joachim Murats Gefolge strich der Fittich der Weltgeschichte zum letzten Male über diese Fluren, auf denen sich so oft so große Schicksale entwickelten und erfüllten. Am Ausgesprochensten trug den Stempel der Verlassenheit das

Haus Colonna Ceccaldi, je mehr es durch seine Größe aus den Hütten hervorragte, und je mehr es jene bewegte Zeit hindurch der Mittelpunkt Korsika's gewesen, einer Residenz und dem Kern eines Heerlagers geglichen.

Keine Seele war jetzt zu sehen, wo Boten aus- und eingegangen und alte Kriegshelden in glänzenden Uniformen wie Leibwachen Hof und Vorplätze erfüllt hatten. Das Haus war verwaist. Der Patriarch desselben wie des ganzen Ortes, der alte Colonna, war in Bastia, wohin er vorgeladen worden, um sich wegen der Vorgänge unter seinem Dache, wegen der gewährten Gastlichkeit zu verantworten, und wurde dort seit vielen Tagen wie in Gefangenschaft zurückgehalten. Serafino und andere Diener waren ihm gefolgt; noch andere hatte man entlassen, denn das Haus war verarmt. Franceschetti und Colonna hatten ihrem Gaste geopfert, was sie an beweglichen, zum Theil selbst an unbeweglichen Gütern besessen; das Lager, das gewissermaßen zum Gefolge des hohen Gastes gehörte, hatte alle Vorräthe aufgezehrt. Joachim Murat war zu lange König gewesen und dabei von Natur aus nicht darauf angelegt, um für dergleichen nahe liegende wirthschaftliche, nicht auf das Große gehende Verhältnisse ein Auge zu haben und solche Opfer zu erkennen, die sich bloß auf Eigenthum und ökonomische Zustände bezogen; aber die Opfer, die das Haus Colonna-Ceccaldi brachte, waren doch zu auffallend, die Gastlichkeit, die hier geübt wurde, zu groß, als daß er nicht hätte gerührt und durch Dankbarkeit auf die richtige Beurtheilung dieser Opfer geführt werden sollen. Franceschetti erzählt es selbst in seinen Denkwürdigkeiten, wie ihn der König noch während seines Aufenthaltes in Vescovato gezwungen, von ihm den Rest seiner königlichen Pracht, eine höchst werthvolle diamantene Epaulette anzunehmen, die allerdings geeignet war, die zerrütteten Vermögensverhältnisse des Hauses Colonna Ceccaldi wieder herzustellen. Aber Franceschetti war der Schatzmeister Murats und verwaltete dessen Vermögen, das ihm während seines Aufenthaltes in Korsika nach und nach

aus Frankreich und Italien, wo die Reste zerstreut geborgen waren, zusammengeflossen, und der General benützte diese Stellung, um die Epaulette im Stillen zum Andern zu legen und damit die Kosten der Expedition nach Neapel zu bestreiten.

Aber wenn die beiden verlassenen Frauen, Katharina und ihre Tochter, noch trauriger als der Novembertag draußen, wie von einer unsichtbaren Last niedergedrückt und schweigend in der großen Halle bei ihrer Arbeit saßen, waren jene zerrütteten Verhältnisse wahrlich nicht Schuld daran. Dergleichen galt den Beiden nur wenig; mit demselben Gleichmuth, mit dem sie einst dem Glanze am Hofe Neapels entsagten und freiwillig auswichen, mit demselben Gleichmuth hätten Beide selbst Mangel und jegliche Entbehrung ertragen. Sie hätten noch weit mehr verarmen müssen, um eine Aenderung ihrer äußerlichen Lage zu empfinden. An patriarchalische Einfachheit und Lebensweise gewöhnt, an beiden mit korsischem Stolze festhaltend, waren ihre Bedürfnisse nicht viel größer als die der ärmsten korsischen Frauen und der Art, daß selbst noch kleinere Reste ihres Besitzthums hingereicht haben würden, ihnen zu genügen. Auf ihnen lastete weit Höheres: das Verhängniß, das sie auf den Weg eines Schicksalsmenschen, auf einen der Pfade der Weltgeschichte gestellt hatte. Der Hausvater war von diesem Verhängnisse fortgerissen worden, und der Mann, der unter diesem Dache geweilt, der diesem Hause und diesen Seelen eine Geschichte gegeben, der wie das Schicksal selber herbeigekommen und tausend mit Weltentscheidungen zusammenhängende Fäden hereingeleitet hatte — der Mann, der im Unglücke liebenswerther war, als in aller Pracht, und mit dem man durch Thaten der Liebe und durch Ausübung der höchsten Pflichten für immer, wie durch heilige Bande, verknüpft worden — wo war er, dieser Mann? dieses Meteor?

In Korsika war es längst bekannt, wie dieses Meteor verschwunden, wie Joachim Murat geendet hatte — wie sollte über dem Hause Colonna Ceccaldi und über der Stirne Maria Benvenuta's nicht eine Wolke hängen, dunkel wie ein Trauerschleier?

Es trug nicht zur Aufklärung und Erheiterung der Hausatmosphäre bei, wenn von Zeit zu Zeit Mattea erschien, um einige Stunden oder eine halbe Nacht hier auszuruhen, nachdem sie durch mehrere Tage rastlos wie ein Spürhund die Macchien durchstöbert hatte, um den Versteck Bartolomeo's, des Mörders ihres Sohnes, zu erspähen. Ihre Züge nahmen von Tag zu Tag einen wilderen Ausdruck an. Stumm kam sie, stumm ging sie; nur durch Zeichen gab sie Benvenuta, wenn sie zufällig an ihr vorüberkam, ihre Hoffnung, Bartolomeo bald zu entdecken, oder ihren Ingrimm über fehlgeschlagene Hoffnungen der Art zu verstehen. Nur selten gab sie einen Laut von sich, wenn sie sich zu neuer Wanderung aufmachte und dann die eine oder andere Stelle des Vocero vor sich hinsang, den sie ihrem Sohne nachgesungen hatte — eines der furchtbarsten Rachegesänge, die je aus der Seele einer korsischen Mutter gekommen, der schon damals, wenige Wochen nach dem Tode Matteo's, auf der ganzen Insel wiederhallte, bis auf den heutigen Tag nicht vergessen ist und wohl nicht vergessen werden wird, so lange die Blutrache zu den heiligsten Pflichten der Korsen gehört.

Benvenuta saß in der Fensternische, ließ oft ihre Arbeit ruhen, versank in Sinnen und Nachdenken und blickte von Zeit zu Zeit, wie Jemand erwartend, über den Platz von Vescovato, dem Wege nach Bastia entgegen. Seit Tagen erwartete sie einen zuverlässigen Boten, der über die Schicksale des Vaters und des Königs berichte, obwohl diese bereits auf der ganzen Insel und ihr selbst genau bekannt waren. Aber wer glaubt gerne bloßen Gerüchten und allgemeinen Nachrichten, wenn Glück und Unglück geliebter Personen den Gegenstand bilden? Sie hatte die Gewißheit, daß Jemand kommen werde, um ihr und der Mutter persönlich zu berichten, und die Ahnung, daß dieser Bote Nadir sein werde. Seit Tagen erwartete sie ihn. Er hatte es ja selber gesagt, daß er nach Korsika zurückkehren werde, selbst wenn ihn Legionen von Todesengeln an den Ufern erwarten sollten. Darum erhob sie sich ohne Ueberraschung, wenn auch von kalten Schauern

durchrieselt, als er in der That mit einem Male über den Platz dahergeschritten kam, und sagte sie mit Ruhe zu ihrer Mutter: „Nadir kommt!“

Raschen Schrittes ging sie ihm entgegen, blieb aber wie gelähmt auf der Schwelle des Hauses stehen; so stand auch Nadir am Eingange in den Hof. Eigenthümliche, tief traurige Gefühle bewegten diese beiden Herzen, die sich freiwillig dem Schicksale eines Menschen angeschlossen hatten, einem Schicksale, das eine so traurige Lösung gefunden. Sie begegneten einander wieder, wie man sich nach einem Begräbniß begegnet, und in ihren Gemüthern war es wie in der trauernden Herbstwelt rings um sie her. Gesenkten Hauptes ging endlich Nadir auf sie zu und faßte ihre beiden Hände, die sie ihm entgegenstreckte. Die Heldin, das starkmüthige Weib stand wie ein anderes, von Gram gebeugtes, schwaches Mädchen vor ihm, und er seufzte sowohl über diesen Anblick als über den Gedanken, welche Gefühle, die sie zugleich mit ihm verbanden und von ihm entfernten, diese Veränderung in ihr hervorgebracht haben. Schweigend folgte er ihr in die Stube, wo ihn auch die Mutter schweigend, mit einem beredten Händedrucke empfing. Doch war sie die erste, die des Wortes fähig wurde.

„Welche Nachrichten bringst du von meinem Gatten?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Er ist gefangen in Caserta,“ sagte Nadir, „Das wißt ihr wohl schon, doch wird er bald in Freiheit gesetzt werden und zu euch zurückkehren. Ich wollte Italien nicht eher verlassen, als bis ich der Sache sicher war, um euch diese tröstliche Nachricht zu bringen. Die bourbonische Regierung hat nicht den Muth, in ihrer Verfolgung weiter zu gehen; noch sind die Muratisten zu stark. In Neapel wurde mir die Nachricht im Namen der Carbonari, die alle Geheimnisse der Regierung kennen.“

„Der Himmel sei gepriesen!“ rief Katharina mit andächtig gefalteten Händen.

Nadir ließ sich bei den Frauen nieder, offenbar in der

Absicht, ihnen über die letzten, unglückseligen Wochen Bericht zu erstatten. Aber geraume Zeit verging, bevor sie den Muth hatten, ihn aufzufordern, und er die Entschlossenheit, ohne Aufforderung zu beginnen. Alle Drei fühlten das Bedürfniß, sich zu sammeln und den Entschluß, die traurigen Schicksale der letzten Zeit noch einmal und mit Ruhe zu durchleben, erst in sich fest werden zu lassen. Endlich sagte Benvenuta: „Sprich, erzähle!"

Nadir holte tief Athem und begann:

„Ihr wißt, wie uns das Volk auf dem ganzen Wege nach Ajaccio zuströmte, und wie der König in diese Stadt gleich einem triumphirenden Feldherrn, gleich dem Herrn des Landes einzog. Nur eines Wortes hätte es bedurft, und die Korsen hätten ihn als ihren König ausgerufen und sich zum Kriege gegen Frankreich bewaffnet. Ihr wißt auch, wie allein die Familie des Kaisers sich feindlich gegen ihn aussprach und selbst das Gastrecht verletzte. Joachim Murat war immer ein Fremdling in dieser kaltherzigen und berechnenden Familie. Desto wärmer empfingen ihn die Einwohner und die Besatzung von Ajaccio, und überall tönte ihm der Ruf: Es lebe der König! entgegen, selbst von den Wällen der Zitadelle. Aber der König war fest entschlossen, den Frieden dieser Insel, wo er so viel Liebe, Mitgefühl und Edelsinn gefunden, nicht zu stören. Auch war es dort den Anhängern der Bourbons nicht gelungen, die Ausrüstung der Schiffe zu stören und sich ihrer zu bemächtigen. Sie lagen zum Auslaufen bereit, und obwohl nur schwache Barken, schienen sie dem kühnen Manne doch eine sichere Brücke über das Meer in sein Königreich. Wir liefen aus. Erst als wir auf dem hohen Meere und weit außerhalb der Tragweite der Geschütze waren, bewog der Kommandant die Besatzung der Zitadelle, um sich vor seinen Herren rein zu waschen, uns einige unschädliche Salven nachzusenden; sie klangen wie feierliche Salutschüsse. In seinem Edelmuthe hatte der König auch die zahlreichen Korsen, die sich ihm angeschlossen, in Ajaccio entlassen, um sie nicht in sein

ungewisses Schicksal mit hineinzuziehen; nur zweihundert und fünfzig Mann, die früher unter ihm gedient, machten die ganze Bemannung der sechs kleinen Barken aus. Die Kleinheit dieser Zahl war um so weniger geeignet, den Muth des Königs niederzuschlagen, als Alles in Ajaccio nur dazu beigetragen hatte, diesen zu erhöhen.

„Nur Eines trübte die Stimmung der Freunde des Königs. Die beiden Brüder Ignazio und Simone Carabelli waren in Ajaccio gesehen worden, und der General Ottavij, der freiwillig zum Könige gekommen war und ihm den Eid der Treue geschworen hatte, verschwand wieder, nachdem er mit ihnen eine Unterredung gehabt. Man wußte, daß sie auch mit andern Offizieren aus dem Gefolge des Königs heimlich Unterhandlungen gepflogen hatten. Man suchte nach ihnen, aber sie waren verschwunden, wohl geborgen von den Dienern Ludwigs XVIII. Als der König von unsern Bemühungen, ihrer habhaft zu werden, erfuhr, gebot er, sie ihrem elenden Verhängniß zu überlassen; kein Tropfen Blutes sollte seinetwegen vergossen, nicht die geringste Gewaltthat zu seinem Vortheil auf Korsika ausgeübt werden. Eine gedrückte Stimmung herrschte auf unsern Barken; seit dem Erscheinen der Carabelli war Niemand mehr seines Nachbars sicher, fürchtete Jeder, den Verrath an Bord zu haben.

„Indessen hob sich diese Stimmung, als unvermuthet das Schicksal den einen der Verräther erreichte. Wir hatten eben die Straße von Bonifacio verlassen, als eine Gabarre unter französischer Flagge an uns vorübersegelte. Trotz der Dunkelheit der Nacht erkannte sie Langlade als eines der Schiffe, die in Bastia für den König ausgerüstet und von den Franzosen konfiszirt worden waren. Rasch entschlossen, und ohne erst die Erlaubniß des Königs einzuholen, machte Langlade, der eine der Barken befehligte, Jagd auf die Gabarre, gewann ihr den Wind ab und enterte sie, um, wie er sagte, dem König sein Eigenthum wieder zu erobern. Aber der Sieg war größer, als er selber dachte. An Bord der Gabarre befand sich Ignazio



Carabelli, und aus den Aussagen der Bemannung ging hervor, daß sie bestimmt war, uns nach Neapel vorauszueilen. Ehe man sich's versah, hatten die Korsen, die Langlade gefolgt waren, Carabelli an den Mastbaum seines eigenen Schiffes gehängt. Langlade zwang die Bemannung der Gabarre, ihm zu folgen, und da es uns an Leuten fehlte, sie zu bemannen, ließ er die Gabarre treiben, und so trieb sie hin, ein schwimmender Galgen. Als die Sonne aufging, sahen wir sie hinter uns mit dem furchtbaren Schmucke an ihrem Mastbaume."

Benvenuta erhob sich, legte die Hand zur Faust geballt auf den Tisch und sagte zornigen Angesichts: „So möge jede Verrätherei enden! Möge kein Schiffer den Muth haben, das verfluchte Schiff in einen Hafen zu leiten, mögen es Meer und Stürme verschonen, und möge Gott es ewig treiben lassen von Küste zu Küste, als eine Mahnung für alle Verräther, als ein Beispiel gerechten Strafgerichts!"

„Benvenuta!" rief die Mutter erschrocken und schlug die Hände in einander, „Benvenuta, bist du eine Jungfrau?"

Nadir aber blickte sie mit Bewunderung an, wie sie voll Zorn, gleich einem unheimlichen Steinbilde, da stand; diese Momente ihres Zornes, ihrer Kraft, ihrer edlen Entrüstung waren es, die seine Seele an sie bannten. Die Flammen, die unter den Erlebnissen der letzten Wochen wie unter dem Schutte zusammengestürzter Gebäude verborgen lagen, brachen aufs Neue hervor, und instinktmäßig ließ er sein Gesicht auf die Arme fallen, um die auflodernde Gluth seiner Augen zu verdecken.

Aber Benvenuta legte die Hand auf seine Schulter, und errathend, was in ihm vorging, sagte sie mit zitternder Stimme: „Vergiß dich selbst! Denke nicht an dich — erzähle weiter!"

Nadir erhob den Kopf und bemühte sich, ihr zu gehorchen; aber er war unfähig, eine Silbe hervorzubringen. Benvenuta's Gesicht überzog plötzlich ein Ausdruck voll Milde, und besorgt warnte sie: „Hüte dich, Nadir! Die Carabelli haben eine große Sippschaft auf Korsika, die zahlreiche Familie der Stefani. Sie

könnten den schimpflichen Tod Carabellis an dir rächen wollen, als an einem der Theilnehmer des Zuges."

Nadir lächelte. Ihre Besorgniß that ihm wohl, und er wollte seine Erzählung wieder aufnehmen, als ihm Benvenuta ins Wort fiel und hastig fragte: „Ist deine Ankunft in Bastia bekannt geworden?"

„Ich war kaum gelandet," antwortete Nadir, „als mich auch schon Hunderte umdrängten und nähere Nachrichten über die Ereignisse in Pizzo und Neapel verlangten."

„Dann weiß es auch Galvani, daß du wieder hier bist," rief Benvenuta, „du mußt fort, bald fort — Galvani wird sich mit dem fehlgeschlagenen Versuche, dich zu tödten, nicht genügen lassen."

Nadir zuckte gleichgültig mit der Schulter und sagte: „Laßt mich weiter berichten."

„Günstige Winde trieben unsere kleine Flotte der italienischen Küste entgegen, und Alles an Bord wäre gewiß heiter gewesen, hätte man überhaupt mit Sicherheit gewußt, wohin man segelte. Aber der König selbst war noch nicht fest entschlossen, ob er um Italien herum ins adriatische Meer, Oesterreich und seiner Familie entgegen, oder geraden Weges seinem Königreiche zusteuern sollte. Mir schien es gewiß, daß er dem Anblick der neapolitanischen Küste nicht werde widerstehen können. General Franceschetti wartete es ruhig ab. Da brach, nachdem der größere Theil des Weges zurückgelegt war, ein gewaltiger Sturm über uns herein; tief dunkle Nacht kam hinzu; die einen der Barken wurden gewaltsam von uns gerissen und in weite Fernen verschlagen, die andern flüchteten sich freiwillig aus unserer Nähe, um nicht mit uns zusammenzustoßen und um unsern und ihren Untergang zu vermeiden. Als die Sonne wieder aufging, waren wir allein — aber glänzend und lachend, verhängnißvoll lockend lag die Küste Kalabriens vor uns. Als der König aufs Verdeck trat, hatte er kein Auge für unsere Verlassenheit, für die Einsamkeit und Gebrechlichkeit unseres kleinen Fahrzeuges, für die kleine Zahl der

Getreuen, die noch um ihn war — er sah nichts als die Küste seines Königreichs, er neigte sich ihr über Bord entgegen, als wollte er hinabspringen ins Meer und seinem Königreiche entgegenschwimmen. Es gehörte Heldenmuth und die erhabenste Treue dazu, ihn in diesem Augenblicke des Glückes, der wahrhaften Verzückung an seine Machtlosigkeit zu mahnen, ihn noch einmal zu warnen und an die Gefahren zu erinnern, die ihn an jener lockenden Küste erwarteten. Euer Gatte, Katharina, dein Vater, Maria Benvenuta, bewährte diesen Heldenmuth, diese Treue. Er weckte Joachim Murat aus seinem seligen Traume, er zeigte ihm seine verzweifelte Schwäche und sagte ihm offen, mit der ganzen Grausamkeit der Liebe, daß er in sein Verderben gehe, wenn er den Fuß auf neapolitanischen Boden setze, und daß er in Gefahr sei, seine Heldenlaufbahn wie ein Abenteurer zu beschließen.

„Nur das letzte Wort machte auf Joachim einigen Eindruck.

„‚Du bist so sehr mein Freund,‘ erwiderte er, ‚du bewährst dich so sehr, mein Franceschetti, daß es mich drängt, mich vor dir zu entschuldigen und wenigstens dir zu zeigen, daß ich diesen Zug nicht als Abenteurer, sondern als Staatsmann und Feldherr begonnen habe. Ich wollte in der Gegend von Salerno landen, die Stadt besetzen und die Divisionen meiner Armee, die jetzt dort reorganisirt werden, an mich ziehen. Sie wären mir mit Freude gefolgt, deß sei gewiß, denn ich weiß es. Mit diesen wäre ich ohne Aufenthalt auf Avellino marschirt, hätte die Telegraphen zerstört, überall Soldaten, Volk und Parteigänger, die mich erwarteten, an mich gezogen, den größeren Theil der Provinzen durchstreift, durch ungeheure Schnelligkeit den langsamen Oesterreichern einen Vorsprung von drei Tagen abgewonnen und wäre so vor der Hauptstadt erschienen, wo indessen, jedes nach seiner Art, Volk, König, Regierung, in Hoffnung oder Furcht erschüttert worden wären.‘

„‚Nun wir aber nicht bei Salerno landen können?‘ fragte Franceschetti.

„‚Mein Plan,' antwortete Joachim, ‚wäre ein bloßes Hirngespinnst und in der That der leere Traum eines Abenteurers, wenn ihn ein zufälliger Windstoß ganz zu nichte machen könnte. Sein Kern ist die Wiedereroberung meines Königreiches, die Befreiung eines Volkes, mit Hülfe der besten, edelsten, erleuchtetsten Kräfte desselben. Die Carbonari sind es, die mich erwarten. Was wäre ich mir selbst mein Leben lang, wenn ich gleichgültig, nur auf meine Sicherheit bedacht, an den Küsten eines Landes, dessen König ich war, das mich zurückwünscht, vorübersegelte, wie ein fremder Wanderer an einem fremden Hause oder ein verlorener Sohn am Vaterhause vorüberzieht? Was meiner Landung unter den gegebenen Umständen an Planmäßigkeit und Klugheit abgeht, muß der Heldenmuth ersetzen. Und ist diese Küste nicht die Küste Kalabriens? der heldenmüthigsten Provinz des Königreichs? des kleinen Volkes, das sich schon so oft mit Ruhm gegen gewaltige Mächte geschlagen? Gibt es ein Land auf Erden, das so sehr dem herrlichen Korsika gleicht, wie Kalabrien — und hätte ich es mit Hülfe der Korsen nicht mit einer Welt aufnehmen können? Nein! Die Erinnerung an Korsika gibt mir die Sicherheit, daß ich von Kalabrien aus das ganze Königreich, vielleicht ganz Italien erobere und befreie.'

„‚Heil Ihnen, Sire, wenn es gelingt,' antwortete Franceschetti mit Andacht; ‚ein edles Volk würde Ihnen Großes zu danken haben, Europa wäre um eine große Nation reicher, Freiheit und Bildung hätten eine Säule und Stütze mehr, und die Welt wäre gezwungen, den bösen Weg zu verlassen, den sie, von der heiligen Allianz geführt, eingeschlagen, um in Sklaverei und Barbarei zu versinken. Aber der Zufall, jener Bastardbruder des Schicksals, kreuzt oft die edelsten Pläne, wirft sich oft wie ein Wegelagerer auf den Pfad der größten Idee und tödtet ihre Diener und Priester. Wenn es mißlingt — wenn Sie fallen bevor Sie sich waffnen konnten — wenn Sie dem Feinde erliegen? Keine grausameren Feinde als die Bourbonen!'

„Joachim lächelte:



„‚Der Tod ist daran gewöhnt, mich im Kriege zu schonen. Wie sollte er es nicht? — haben es doch meine Feinde freiwillig gethan. Kaiser Alexander verbot seinen Truppen, auf mich zu schießen, auf mich, den Mann von Borodino. Wenn mich das Glück verläßt, werde ich höchstens gefangen, aber ich werde wenigstens kein freiwilliger Gefangener sein, wie ich es gewesen wäre, wenn ich den österreichischen Paß angenommen hätte. Ein strengeres Verfahren gegen mich wäre nicht nur ungerecht, sondern auch das Völkerrecht verletzend. Buonaparte hatte abgedankt und dem Throne Frankreichs entsagt; er kehrte zurück, um sich wieder hinaufzuschwingen mit denselben Mitteln, deren ich mich bedienen will. Er erlag bei Waterloo und ist ein Gefangener. Ich habe nicht abgedankt; ich habe das Recht, mein Königreich zurückzuerobern. Falle ich in die Hände meiner Feinde, so bin ich nur Kriegsgefangener — und ein St. Helena wäre für mich eine viel zu starke Strafe.... Aber,‘ fügte er lächelnd hinzu, ‚beruhige dich, mein Freund: unser St. Helena heißt Neapel!‘

„Wir befanden uns, als der König so sprach, auf der Höhe des Golfes Euphemia. Ohne eine weitere Antwort Franceschetti's zu erwarten, gab er den Befehl, Pizzo zuzusteuern, dessen Schloß von Weitem winkte. Ein unglückselig günstiger Wind schwellte plötzlich die Segel und trieb uns diesem Hafen des Verderbens zu. Auf dem Wege kamen wir hart an einem unserer Schiffe vorbei, das Barbara, der ehemalige maltesische Korsar, kommandirte. Zu unserem größten Staunen erkannte einer der Unsern den Simone Carabelli an Bord. Aber er konnte auch ein Gefangener sein; Barbara konnte in der Sturmesnacht mit ihm zusammengestoßen sein und ihn gefangen genommen haben, wie Langlade seinen Bruder. Daß Dem nicht so war, mußten wir bald einsehen, denn auf den Ruf des Königs, ihm nach Pizzo zu folgen, achtete Barbara so wenig, daß in demselben Augenblicke sein Schiff sich herumwarf und offenbar sich so schnell als möglich von uns zu entfernen suchte. Simone Carabelli lachte uns mit Hohn nach und stellte sich zum Steuermann, wie

um uns anzudeuten, daß er der Lootse dieses Schiffes sei. Der König wandte sich mit Verachtung ab, kommandirte noch einmal und mit kräftigerer Stimme als vorher: ‚Nach Pizzo!‘ und sagte dann zu Franceschetti: ‚Siehst du, welcher Art die Helfershelfer und die Mittel der Bourbonen sind! Verräther und Verrath! Ich muß den Versuch machen, ich muß Neapel wiedersehen und mein Volk! — ich muß Diejenigen, deren Loos mir einst anvertraut gewesen, ihrer Grausamkeit und Tücke entziehen. Diese Regierung wird Alle verfolgen, die mich einst unterstützten, als ich den Zustand des Landes heben und bessern wollte. Der Gedanke, daß so viele und treffliche Männer um ihrer Verdienste willen leiden sollen, läßt mir keine Ruhe; das Schicksal meiner Freunde macht mich unglücklich. Ich muß! ich kann nicht anders! Auf nach Pizzo!‘

„Es war Sonntag. Die Glocken läuteten, als wir in den kleinen Hafen von Pizzo einliefen; der König stand im Vordertheil des Schiffes — es stieß ans Land.“

„Halt! Schweige!“ — fiel hier Benvenuta dem Erzähler ins Wort und legte die Hand aufs Herz — „doch nein, erzähle weiter, mein Freund, aber rasch — rasch — lasse mich nicht leiden, wie er gelitten hat.“

„So will ich,“ — antwortete Nadir, „denn auch ich will in Gedanken das Schreckliche nicht noch einmal in allen Einzelnheiten durchleben.

„Wir drängten uns an den Rand des Schiffes, aber Joachim rief uns zu: ‚An mir ist es, der Erste zu landen!‘ — und so sprechend, sprang er ans Land. Wir folgten ihm, dreißig an der Zahl, und geflügelten Schrittes eilten wir auf den großen Platz vor dem Schlosse.

„Was nun begann, war bis zu Ende wie ein Traum, ein schwerer Traum; Unsagbares und Unendliches drängte sich auf kleinem Raum zusammen; gute und schaurige Gestalten zogen unfaßbar an der Seele Augen vorüber, kamen und gingen; Jahre und Jahre, Welten von Gefühlen lagen im kleinen Kelche



eines einzigen Tages, ja einer Stunde. Wie aus dem Traume riefen wir: „Hoch König Joachim!“ — und wie träumend sah uns die Volksmasse auf dem Platze an und wiederholten nur Wenige den Ruf — und gleich einer Traumgestalt, welche Angstschweiße aus der Stirne des Schlafenden preßt, trat aus der Volksmasse mit einem Male Trentacapelli, der Führer jener bourbonischen Räuberbanden, die unter Joachim Murats Regierung in den Bergen und Schluchten mit Unmenschlichkeit die göttlichen Rechte des vertriebenen Königs Ferdinand vertheidigten. Er trug die Uniform eines hohen Offiziers, jener gräuliche Mörder der Kinder und Frauen, und ihm hatte Ferdinand die Ueberwachung dieser Küste anvertraut. „Sind sie da, die angekündigten Gäste!“ rief er mit Hohngelächter und verzerrte sein Gesicht, daß ich wie mit einem schweren Alpdruck kämpfte. Gleich einem bösen Geiste stand er da, und seine Gegenwart übte einen erstarrenden Bann aus auf die Männer, unter denen wohl einzelne uns freundlich zulächelten und in den Ruf: „Hoch lebe Joachim!“ einzustimmen bereit schienen, aber durch Trentacapelli wie durch einen Schreck gelähmt waren. So war es auch mit der kleinen Schaar der Soldaten, die noch Joachims Uniformen trugen und eben auf dem Platze militärische Uebungen gemacht hatten. Diese nahmen des Königs Blick und Seele gefangen, daß er nur sie sah und nicht Trentacapelli, nicht das drohende und nicht das zitternde Volk. Waren es nicht seine Truppen? trugen sie nicht sein Kleid? — Es war ihm, als stünde er an ihrer Spitze, und als könnten sie nur seinem Befehle gehorchen. Und in der That rang sich ein freundlicher Ruf endlich aus den Kehlen Weniger hervor, was seine Täuschung noch erhöhte.

„Aber da trat neben Trentacapelli, wie ein guter Geist neben einem bösen, ein schöner Jüngling aus der Menge und sagte zum König mit eindringlicher Stimme: „Herr! hier bist du verloren; eile nach Monteleone, wo du viele Freunde hast. Hier hast du viele Feinde. Eile, ich will deinen Führer machen!“

„So sprechend, lief der Jüngling voraus, und wir Alle sammt

dem Könige folgten ihm, denn überzeugend sprachen Wahrheit und Treue aus seiner Stimme. Wir liefen die Straße hinan, die von Pizzo den Berg hinauf gegen Monteleone führt; aber der König hielt oft inne und rief die Soldaten, von denen, wie es schien, ihm die Trennung sehr schwer wurde. Diese kamen auch bald nach, aber auf Nebenwegen und gefolgt von Bauern, die sich rasch bewaffnet hatten.

„‚Seht, sie kommen!‘ rief der König triumphirend, ‚und das Volk schließt sich ihnen an!‘

„‚Trentacapelli führt sie!‘ rief Franceschetti, ‚sie kommen als Feinde!‘

„‚Sie gehen auf Nebenwegen, um uns den Weg nach Monteleone abzuschneiden!‘ warnte der Jüngling.

„Der König aber hörte diese warnenden Stimmen nicht und hielt immer wieder, um seine Getreuen um sich zu versammeln. Eine kostbare Zeit ging verloren, und bald sahen wir Soldaten und Bauern über uns auf dem Berge, die uns die Landstraße und die Nebenwege nach Monteleone versperrten, und die Unsern stürzten sich ihnen entgegen und zogen die Waffen, um sie mit Gewalt zu vertreiben, aber gebieterisch rief sie der König zurück und verbot ihnen, von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Er selbst aber verließ die Landstraße und ging seitwärts auf das Volk zu, um es anzureden. Im Augenblick war er von dem Volke, zu dem er Worte der Liebe sprechen wollte, umringt, denn Trentacapelli führte es an. Aber Franceschetti stürzt herbei, deckt den König mit seinem Leibe und droht, Trentacapelli niederzuschießen. Dieser weicht zurück, und seine Schaar wirft sich auf Franceschetti, der sie in einen Kampf verwickelt. Ich reiße den König aus dem Gewühl, und er schließt sich seiner Truppe an; bald folgt uns auch der tapfere General, der uns so Luft gemacht und am Ende sich selbst befreite. Er räth dem König, mit uns Allen gegen Die von Pizzo anzustürmen, sie zu vernichten und uns so den Weg nach Monteleone zu bahnen. Aber der König antwortete: ‚Meine Landung soll nicht einen Tropfen

neapolitanischen Blutes kosten!' Diese edlen Worte kosteten ihm das Leben. Schon fallen Schüsse von allen Seiten, schon sind wir eingeschlossen und wirft sich die Menge auf den König, um ihn gefangen zu nehmen. Wir schaaren uns um ihn, entreißen ihn den unzähligen Händen, die ihn gefaßt hielten, und erkennend, daß es nicht mehr möglich, Monteleone zu erreichen, eilen wir, während die Soldaten, tapfer kämpfend und langsam zurückweichend, den Rückzug decken, wieder nach Pizzo hinab. Jener Jüngling, unser Schutzgeist, war verschwunden, vielleicht gefallen. Alles weicht und zerstiebt vor uns, und glücklich erreichen wir das Ufer der See.

„Aber unser Schiff schwimmt auf offenem Meere! Eine Barke liegt auf dem Strande, wir bemächtigen uns ihrer, um sie in die Fluthen zu schleudern und uns aufs Schiff zu retten — vergebens! Athemlos und Viele von uns aus tiefen Wunden blutend, mühen wir uns vergeblich ab, die Rettungsbarke flott zu machen — wir zerren daran, wir reißen verzweifelnd an Wänden und Ketten — sie stand wie eingewurzelt, und die Masse hat Zeit, uns zu umringen und auf uns, die wir nur mit der Barke beschäftigt sind, einzuhauen. Franceschetti wird verwundet, Pernice, Giovannini sterben den Heldentod; ihnen folgen Lanfranchi und Biziani; sie und Andere, die in unzähligen Schlachten dem Tode widerstanden hatten, fallen hier im Kampfe um die elende Barke. Zugleich stürmt die Menge und bringt triumphirend als Gefangene jene Soldaten herbei, die unsern Rückzug gedeckt und die, von der Uebermacht erdrückt, jetzt aus vielen Wunden blutend und waffenlos auf dem Platze erscheinen. —

„,Meine Kinder,' rief der König, von diesem Anblicke überwältigt, ,laßt ab von dem vergeblichen Kampfe!' — und dem Feinde seinen Degen überreichend, fuhr er fort: ,Leute von Pizzo, nehmt diesen Degen, der mit Ruhm für euer Vaterland gekämpft hat und der euch noch die Freiheit erkämpfen wollte, nehmt ihn, aber schont das Leben meiner Getreuen!'

„Es war geschehen! —"

Nadir schwieg, von der Erinnerung an das Erlebte überwältigt. Mit Bewunderung blickte er auf die Frauen, die mit Schweigen von der Verwundung und den Heldenthaten des geliebten Vaters und Gatten erzählen hörten. Von der Wange Katharina's schlich eine stille Thräne herab, während Benvenuta ihre Hand hielt und preßte.

„Weine nicht, edle Frau," fuhr Nadir nach einiger Zeit fort, „denn ich habe dir noch nicht von allen Heldenthaten deines Gatten gesprochen. So stolz darfst du sein, daß die Thräne kein Recht hat auf dein Herz.

„Wir wurden den Gefängnissen entgegengeführt. Auf dem Wege verhöhnte uns die Bande Trentacapelli's und führte Streiche nach den Verwundeten. Der König, den Anstrengungen dieser Stunde erliegend, schleppte sich hin wie ein Sterbender. Uns Allen voraus ging Franceschetti, aus seinen Wunden blutend, schwach, blaß, aber stolz und aufrecht, immer nach dem König zurückblickend. Da stürzte einer der Wüthenden mit geschwungener Axt auf den König los. — ‚Halt!' rief Franceschetti mit dem letzten Reste seiner Kraft, ‚ich bin der König! der General, der mir folgt, ist unschuldig! Schonet seines Lebens!' Sofort blitzte die Axt über seinem Haupte, bereit, ihn zu zerschmettern. Aber die Leute, die Franceschetti umgaben und die ihn bisher mißhandeln ließen, halten, gerührt von seinem Edelmuth, die Axt des Mörders auf, und lebend gelangen der König, Franceschetti und die Andern im Gefängnisse an.

„Trentacapelli folgte uns, warf sich sofort auf den König wie ein Räuber und entriß ihm, was er noch an Kostbarkeiten besaß. Dann wurde es stille und die Thüre geschlossen.

„Schweigend saßen wir in der Dunkelheit oder lagen um den König her, während die Wunden bluteten. Bald aber drangen wieder drohendes Geschrei, Flüche und Verwünschungen zu uns herein, und diesen folgte eine wüthende Menge, die, wie zum Spiele, Aexte, Schwerter, Dolche über unsern Häuptern schwang oder nach unsern Herzen zielte. Erst gegen Abend kam ein

Kapitän, ein Grieche, mit vierzig Mann Soldaten an, besetzte das Gefängniß und befreite uns von Trentacapelli und seinen Banden. O, die traurige Nacht, die auf diesen verhängnißvollen Tag folgte!"

Hier wurde Nadir durch einen eigenthümlichen Schrei unterbrochen, der wild, herzzerreißend und doch triumphirend, wie ein Freudenschrei und doch zugleich wie der grausamste Kampfruf vom Hofe aus hereindrang. Er und die Frauen fuhren auf von ihren Sitzen und blickten erwartungsvoll der Thüre entgegen. Die Thüre sprang wie von einem Stoße auf, und in der Dämmerung, die indessen hereingebrochen war, stand Mattea auf der Schwelle und lachte. Ein schrecklicher Jubel lag auf ihrem ganzen, alten Gesichte, aus dem alle Falten verschwunden zu sein schienen, dessen Blässe von innerer Röthe schimmerte und dessen Augen um mehr als das Doppelte gewachsen waren. Sie leuchteten wie die Augen eines Katzenthieres durch die halbe Dunkelheit.

„Bartolomeo ist todt," lispelte Benvenuta kaum vernehmbar vor sich hin.

„Du sagst es!" rief Mattea und lachte wieder. „Wie sollte er auch meiner Rache entgehen! Alle Banditen waren auf seiner Fährte wie Bluthunde. Ich habe ihre Seelen mit unauslöschlichem Durste nach seinem Blute gefüllt. Er floh von Busch zu Busch, von Höhle zu Höhle; jeden Tag seit jenem Tage starb er hundert Gedankentode; die Angst tödtete ihn Stück für Stück, lange bevor ihn die Kugel traf. Heute konnte er sich nicht mehr in seine Höhle schleppen; ich fand ihn auf dem Wege liegend, und er sah mich, wie ich vor ihm stand und die Meute herbeirief. Er sah sie kommen, er sah ihre Flintenläufe — und so ist er verendet, und er ist eingescharrt, ohne Thräne, ohne Vocero, unter meinem Hohngelächter."

Sie schwieg und blickte triumphirend im Kreise herum. Da erst bemerkte sie Nadir: „Ah, Araber, bist du da! Der König ist todt, sein Stern war ausgebrannt, wie ich ihm prophezeite, — sie haben ihn ermordet. Aber tröste dich, Araber, denn die

Rache lebt und wird sich erfüllen, und wäre es auch erst an den Kindern und Kindeskindern der Mörder. O die Rache stirbt nicht, die Rache, diese ältere und stärkere Schwester der Gerechtigkeit. Sind auch die Menschen zu feige zur That, dann kommen die ewigen Geister und übernehmen die Pflicht. Sie unterwühlen das Haus Dessen, der verfallen ist, sie breiten giftige Dünste ringsum, und wenn er, von Angst und Ahnung überfallen, fliehen will, führen sie ihn in der Irre umher, bis er in den Kreis des Verderbens zurückkehrt. Und diese Geister wissen nichts von König oder Bettler."

Dieß und Anderes rief Mattea, immer auf der Schwelle stehend, immer mit einem Gesichte voll Jubel, als spräche sie im Rausche. Dann wandte sie das Auge von Nadir ab und sagte milder und mit weicherer Stimme zu den Frauen: „Maria Benvenuta, du Gesegnete, und du, Herrin Katharina, du Herz voll Sanftmuth, ich küsse euch heute nicht, denn mein Herz ist wild, und ich habe mit Freude in brechende Augen gesehen. Ich gehe! — Ich bin müde — ich bin fertig — mein Schicksal ist fertig — ich habe nichts mehr zu thun. Ich will mir ein Lager aufschlagen in einem Winkel des Hauses, mich hinlegen und nicht mehr aufstehen. Kommet manchmal und sehet nach mir, daß ich unter dem Blicke gütiger Augen sterbe."

Sie ging. Katharina und Benvenuta folgten ihr, um ihr das Lager zu bereiten. Nadir trat ans Fenster und sah in den traurigen Abend hinaus. Es lispelte traurig in den Bäumen und unheimlich in den welken Blättern, die der Abendwind auftrieb, und in seinem Herzen lispelte es: Auf dieser Insel wohnt der Tod.



Dreizehntes Kapitel.

Ende.

Erhabner Tod macht alle Fehle gut.
Alfieri.

Mattea hatte ihr Lager im Garten in einem alten Pavillon aufgeschlagen, der verfallen und nach allen Seiten offen war und in dem Tag- und Nachtvögel nisteten. Dort lag sie auf einem Strohsacke, den sie herbeigeschleppt, den alten Kopf auf ein Bündel Kleider gestützt. Trotz allen Widerspruchs wollte sie es nicht besser und bequemer haben. Ihr Aufenthalt sollte sie an ihr Leben im Busche erinnern; sie wollte die Käuzchen seufzen, Wind und Bäume rauschen hören und durch die entlaubten Zweige den Himmel und die jagenden Wolken sehen. Da lag sie und sprach wie im Fieber, prophezeiend, warnend, drohend, daß die Frauen sie erst spät verließen, nachdem sie in Schlummer gefallen war und man sie der Obhut einer der Mägde anvertrauen durfte.

In die Stube zurückgekehrt, fanden sie Nadir auf seinem Platze vor dem Tische, das Gesicht in beide Hände gedrückt, regungslos, in sich selbst versunken, als ob alle Sinne für seine Umgebung empfindungslos geworden. Erst als man die Lampe auf den Tisch stellte, erwachte er wie aus tiefer Bewußtlosigkeit, blickte Benvenuta mit düstrem Auge an und sagte, offenbar ohne zu wissen, daß er seinen Gedanken Worte gab: „Benvenuta, deine Seele ist todt, denn sie ist an einen Todten gebannt und ist ihm nachgefolgt, und kein Flämmchen blieb übrig für Alle, die dich lieben.“

Katharina und Benvenuta schwiegen; sie fühlten wohl, daß er wie aus einem Traume sprach, aber die Mutter unterdrückte einen Seufzer.

Nur langsam erwachte Nadir aus seinem halben Schlafe, indem sein Gesicht, immer in Benvenuta's Antlitz blickend, nach und nach einen milderen Ausdruck annahm, bis er sich endlich

mit der Hand über die Stirne fuhr und tief aufathmend vor sich hinsagte: „Ich bin ja nur der Bote! Ich kam, um zu berichten. Murat und Franceschetti schicken mich; ich soll erzählen.“

Und wieder nach einiger Zeit, in der er sich zu sammeln und zu besinnen suchte, fuhr er ohne weitere Aufforderung fort:

„Es ist nicht mehr viel zu berichten. Wir lagen im Kerker, und draußen tobte die Schaar Trentacapelli's. Noch einmal tauchte die Hoffnung auf, denn die Bewohner von Monteleone kamen bewaffnet heran, um den König zu befreien, aber das Schloß war indessen von zahlreichen Soldaten besetzt worden, und mit Denen von Monteleone zog enttäuscht und hoffnungslos der Schutzgeist des Königs für immer ab. Anstatt ihrer kamen die Männer, die sich Richter nannten und das Todesurtheil mitbrachten. Unter ihneu saßen Solche, die von den Wohlthaten Joachim Murats gelebt hatten; sie mußten nun den Bourbonen Bürgschaft geben, daß sie diese Wohlthaten und jede Erinnerung an dieselben aus ihren Herzen verwischt hatten. Der König lächelte, als man ihm von Gericht und Richtern sprach, und weigerte sich, vor ihnen zu erscheinen. Während sie saßen und ihr Urtheil sprachen, schrieb er seinen Abschiedsbrief an sein Weib und seine Kinder. Hier ist er, offen, wie er mir übergeben worden; ihr werdet dafür sorgen, daß er der Königin zukomme.“

So sprechend, zog Nadir einen Brief aus der Brust und legte ihn vor Benvenuta hin. Sie aber blickte ihn nur an, ohne ihn zu berühren, ohne sich zu regen. Katharina nahm ihn auf, entfaltete ihn und las mit zitternder Stimme:

„Meine theuere Karoline! Meine letzte Stunde ist gekommen; in kurzer Zeit habe ich aufgehört, zu leben; in kurzer Zeit ist dein Gemahl dahin. Vergiß mich nicht; mein Leben hat kein Unrecht befleckt. Leb wohl, mein Achilles; leb wohl, meine Lätitia; leb wohl, mein Lucian; leb wohl, meine Louise; zeiget der Welt, daß ihr meiner würdig seid. Ich verlasse euch ohne Königreich, ohne Gut, umgeben von meinen zahlreichen Feinden; seid immer einig; seid stärker als das Mißgeschick, denket, was ihr seid und was ihr

waret, und Gott wird euch segnen. Fluchet nicht meinem Andenken. Wisset: der größte Schmerz meiner letzten Augenblicke ist es, fern von meinen Kindern zu sterben. Euch meinen väterlichen Segen; euch meine Umarmungen und meine Thränen. Bewahret treu das Andenken eures unglücklichen Vaters."

Katharina legte weinend den Brief auf den Tisch, und Nadir fuhr fort: „Auch der König weinte, als er den Brief schrieb und als er mir ihn übergab. Gleich darauf trat ein Offizier ins Gefängniß und fragte, ob der König zum Tode bereit sei. ‚Ich bin es!' antwortete der König. Noch hing eine Thräne an seinen Wimpern; aber stolz und aufrecht, schön wie in seinen schönsten Tagen, folgte er dem Offiziere — nicht weit, denn er hatte nur die Schwelle seines Gefängnisses zu überschreiten. Draußen in dem engen Gange standen zwölf Mann mit angelegtem Gewehr und gespanntem Hahn. Er trat vor die Mündungen hin, festen Schrittes, und sagte mit eben so fester Stimme: ‚Soldaten, lasset mich nicht lange leiden — der Raum ist klein — stützet eure Gewehre auf meine Brust!' — Dann blickte er auf das Bild in seiner Hand, die Schüsse fielen — er stürzte —"

Benvenuta fiel von ihrem Sitze und lag auf dem Boden, als ob die zwölf neapolitanischen Kugeln durch ihr Herz gegangen wären.

„Mein Kind! mein Kind!" schrie Katharina, — „wehe der Stunde, da er hier einzog."

Nadir war zu ihr hingestürzt, legte die Hände unter das Haupt der Ohnmächtigen, und über sie hingebeugt murmelte, er klagend und vorwurfsvoll: „Warum hängt deine Seele an einem Todten, da dich ein Lebender liebt mit seinem ganzen Leben?"

Es war, als ob die Kraft ihres Willens noch in der Ohnmächtigen thätig wäre; ein Zucken in Lippen und Augenlidern verrieth einen Kampf mit ihrer Schwäche — und in der That schlug sie bald die Augen auf, besann sich rasch, erhob sich und stand da, als ob sie nicht eben gleich einer Sterbenden auf dem Boden gelegen hätte. Nur die Blässe ihres Gesichtes verrieth noch, was eben mit und in ihr vorgegangen. Lächelnd sagte sie

Nadir gute Nacht und ging, auf die Mutter gestützt, aus dem Zimmer.

Ohne Schlaf floß Nadir die Nacht dahin auf der stillen Stube, die er vor Wochen bewohnt hatte und in der er sich so heimisch fühlte — und doch so elend. Er war über sich selbst entrüstet, nach Korsika zurückgekehrt zu sein und, wie ein Knabe den fliehenden Wolken, einem Glücke nachzulaufen, von dem er sich von Anfang an gesagt hatte, daß es ihm nicht bestimmt war. Er verfluchte die Bekanntschaft mit Europa, die ihn so lieben gelehrt hatte — und doch, wenn ihn die Gedanken, die ihm zur Flucht riethen, nach der Heimat zurückführten, erschien ihm diese wie eine leblose Wüste, in der die beglückendsten Gefühle nicht gedeihen. Dann aber wieder, wenn es in ihm stürmte und tobte, däuchte ihn diese Heimat, die solche Liebe nicht kannte, voll Ruhe und Frieden, und eine mächtige Sehnsucht zog ihn dahin zurück, wo er als Kind nichts als Ruhe und Frieden gekannt hatte. Er suchte die europäische Gefühls- und Denkweise abzustreifen und sich ganz wieder in den Morgenländer zu verwandeln — was war ihm dann das Weib? — die Liebe? — wie klein erschienen ihm dann, wie unwürdig eines Mannes all die Kämpfe, all der Kummer, all die Leidenschaft, denen sich die Kinder des Westens aus Liebe unterwerfen. Dann aber stand die stille Gestalt Benvenuta's in ihrer ganzen Größe und Stärke vor ihm, und alle Scham, vor solchem Weibe schwach zu sein wie die Europäer, war dahin, und er träumte und liebte und wühlte in seinen Schmerzen mit der Schwäche des Europäers, die er verurtheilte, und mit der Leidenschaft des heißen Südens, des glühenden Blutes Arabistans. Die Nacht verging ihm, indem er sich immer tiefer in seinen Kummer und in seine Liebe versenkte. Oede, wie Brandstätten, waren ihm Herz und Kopf, als er gegen Morgen so weit gekommen war, jenen Mann als Ursache seines Unglückes zu verwünschen, dem er doch wie ein treuer Freund bis zum letzten Augenblicke gefolgt war; ja er kam sich belachenswerth vor, sich wie ein Diener Dem hingegeben zu haben,

der das Herz, dessen Besitz sein höchstes Glück gewesen wäre, über den Tod hinaus gefangen genommen und ihm entwendet hatte. Wie demüthigte ihn das Schicksal, das Jenem noch im Tode alles Herrliche und Wünschenswerthe zugedacht, während es ihn zum Loose des Knechtes verurtheilte, zum bloßen Trabanten des Auserwählten, zum Zuschauer der Größe und des Glückes machte, von dessen Tafel ihm nicht ein Brosamen abfiel. Verurtheilt, vom Schicksal verurtheilt und vorbestimmt zum Unglück erschien er sich mit einem Mal und für immer. „So steht es im Buche geschrieben," sagte der Morgenländer in ihm; er ließ aufgegeben die Arme sinken und eilte wie fliehend in die Morgendämmerung hinaus.

Auch Benvenuta war die Nacht schlaflos dahingegangen — nicht in Klagen, nicht in Gedanken an Vergangenheit und Zukunft. Die Schwäche der Ohnmacht und ihre Folgen hatte sie bald abgeschüttelt, und aufmerksam wachend, ganz ihrem Geschäfte als Krankenpflegerin angehörend, saß sie am Lager ihrer Amme, die das Fieber schüttelte und die Fieberphantasieen wie verworrene Geisterschaaren jetzt aufregten, jetzt in Angst jagten. Als wäre ihr die Geschichte vom Tode Joachim Murats in längst vergangener Zeit erzählt worden, lag kaum ein leiser Schatten auf ihrem Gesichte, das nur noch die Besorgniß um die Kranke ausdrückte und das dieser fortwährend zugekehrt war, um sie zu überwachen und jeden ihrer Wünsche zu erspähen. Mit Zureden, mit Zurechtlegen des glühenden armen Hauptes, mit Wasserreichen, selbst mit Gesang, der, leise hingesummt, die Kranke in kurzen Schlummer lullen sollte, ging die Nacht dahin. Der Morgen brachte das Fieber zur Ruhe; Benvenuta erlaubte jetzt der Mutter, die Kranke zu überwachen, und sie durfte an ihren Gast denken.

Aber Nadir erschien nicht in der Halle, und ein Diener berichtete, daß er nicht im Hause war. Benvenuta ergriff unendliche Angst; sie erzitterte an allen Gliedern. Der Unglückliche, er wußte nicht, daß Einer, der einen Feind hat, in Korsika bei Tag und bei Nacht nicht unbewaffnet, nicht ohne Todesangst die Schwelle des schützenden Hauses überschreiten darf.

Sie warf ihren Mantel um und eilte hinaus, aus dem Hofe ins Dorf, dann, da sie ihn nirgends erblickte, hinter die Häuser und Hütten, die Gärten entlang, nach allen Seiten ausspähend, selbst hie und da hinter die Hecken und Gebüsche blickend, ob nicht schon irgendwo das Rohr Galvani Serra's hervordrohe. Da läutete das Glöcklein der Kapuziner, und ein Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. Sie war gewiß, ihn dort hinter dem Kapuzinerkloster zu finden, an jener Bank, wo er ihr am Morgen nach seiner Ankunft in Vescovato seine Liebe zuerst verrathen hatte. Sie irrte nicht. Um den Klostergarten biegend, erblickte sie Nadir vor der Bank gerade so wie damals, als er sie vom Laufe erschöpft aus seinen Armen hatte dahinsinken lassen. Rasch ging sie auf ihn zu; ihr Schritt durch das rauschende Laub weckte ihn, er schlug das Auge auf, lächelte und erhob sich.

„Komm ins Haus zurück, Nadir," sagte Benvenuta dringend.

„Das will ich, meine Freundin," antwortete er milde, „ich wollte nur von diesem Plätzchen Abschied nehmen, ehe ich fortgehe für immer."

„So willst du fort?"

„Ja, Benvenuta, fort, heimwärts. Wenn uns nichts mehr bleibt, das Andenken an die Heimat bleibt immer; wir bilden uns immer ein, dort den Frieden wieder zu finden, den man als Kind dort gekannt hat. Dieses Plätzchen hier ist ein heiliger Ort, und ich hatte da ein Gesicht, wie die Propheten und Väter hatten an geweihten Orten. Ich habe die Heimat gesehen, klar und helle, wie lange nicht — den breiten, majestätischen, geheimnißvollen, heiligen Strom, der, wie unsere Sagen erzählen, aus dem Paradiese kommt, — die Hütten an seinem Ufer und die Palmen über diesen Hütten. In weite Fernen dringt der Blick über die weißen und grünen Ebenen, zu räthselhaften und uralten Trümmern und an die Gränzen märchenhafter Länder. Ungeheuer, höher und weiter als hier wölbt sich der lichtgetränkte Himmel, die Sonne brennt mit lichterer Gluth — aber die Sterne beleuchten eine blaue Nacht und sind dem Menschen näher. Arm, gedrückt, ohne

Kenntniß ihrer Vergangenheit, ohne Blick in die Zukunft, wohnen meine Brüder und Schwestern in dieser wunderbaren Welt."

Traurig ließ Nadir Kopf und Arme sinken; Benvenuta ergriff seine linke Hand und blickte mit einer Thräne im Auge in sein trauriges, doch begeistertes Gesicht.

Er legte seine Rechte auf ihre Schulter und fuhr mit zitternder Stimme fort: „Ich will zu ihnen, zu den Armen und Gedrückten. Den Schatz von Liebe in meinem Herzen, den Schatz, den du mich finden ließest, o Benvenuta, will ich ihnen darbringen und mit ihnen theilen, und wenn ich dort Gutes thue, Benvenuta, bist du es, die es gethan hat. Ich will ihr Lehrer sein, ich will ihnen sagen, daß sie das schönste Geheimniß des Lebens nicht kennen, ich will ihnen vom Weibe sagen, von der Liebe —"

Da, von der Hecke her, hinter der damals Carabelli gelauscht hatte, fiel ein Schuß — mit einem tiefen Seufzer sank Nadir in die Arme Benvenuta's, mitten ins Herz getroffen.

„Galvani!" schrie Benvenuta und brach mit dem Sterbenden zusammen.

„Du hast es errathen," antwortete eine Stimme aus dem Klostergarten.

Da es auf Korsika keine Begräbnißstätte für Mohammedaner gibt, wurde Nadir im Garten des Hauses Colonna Ceccaldi unter einem Gebüsche von Granatsträuchen bestattet. Dort saß Benvenuta oft mit ihrem Vater Franceschetti, der aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war; dort erst erfuhr sie von der Treue und Aufopferung, die Nadir auf dem Zuge nach Neapel in höchsten Gefahren bewiesen, und von dem Heldenmuthe dieses Fremdlings, den die Geschichte nicht erwähnt. Seit Nadirs Tode viel weicher als früher, ließ sie rückhaltslos ihre Thränen fließen, und noch war nicht hohes Gras über das Grab gewachsen, als sie nicht mehr wußte, wessen Andenken ihr theurer war, — ob des unglücklichen Königs — ob des heimatlosen Fremdlings?

Von Frühling zu Frühling.

I.

Willst du nicht aufstehen, Betty? — Es ist halb sechs Uhr, der arme Normann wird schon warten!

Der alte Landschaftsmaler Hagener rief so durch die halbgeöffnete Thür in die Schlafstube seiner Töchter. Auf diesen Ruf streckten sich zwei jugendliche Arme und ließ sich aus einem der Betten ein langes, träges Gähnen hören, während aus dem anderen Bette, kaum daß sich die Thür geschlossen, ein junges, siebenzehnjähriges Geschöpf mit größter Bereitwilligkeit heraussprang. Doch hatte die Mahnung des Vaters nicht ihr gegolten, sondern der Trägen, die, nachdem sie sich gestreckt und gedehnt hatte, wieder die Augen schloß und bereit schien, den süßen Morgenschlummer fortzusetzen. Die Andere aber bewegte sich, und wie es schien, absichtlich, so lärmend in der kleinen Stube, daß Betty die Augen öffnen mußte und sich langsam mit dem Oberkörper aus der Vertiefung des Bettes erhob.

Ist es wahr, Louise, daß es schon so spät ist? fragte sie, noch immer gähnend.

Gewiß, antwortete die Andere, es ist bald Sechs; bevor wir in den Park kommen, ist es halb Sieben, und du weißt, daß Normann um acht Uhr wieder in der Stadt sein muß. Wir haben kaum eine Stunde mit ihm zu plaudern.

Betty lachte laut auf.

Louise, die am Waschtische stand, erröthete unter dem kalten Wasser und fragte: Warum lachst du?

Ist es nicht komisch, erwiderte Betty, während sie sich aus

dem Bette erhob, daß ein ehrenwerther Vater seine Tochter weckt, damit sie nicht ein Rendezvous verschlafe?

Mache keine schlechten Witze, Betty, du weißt, wie es gemeint ist. Aber sei nicht so träge — rasch, steh auf, kleide dich an.

Gestehe, sagte Betty, daß du zum Rendezvous immer eifriger bist, als ich, und ich bin es doch, die ihn liebt und welche er liebt.

Eben darum, Betty, eben darum. Ich habe kein Interesse, ihn zu plagen, ihn warten zu lassen. Ich habe ihn so herzlich lieb, den guten Normann, und er ist so glücklich, wenn wir kommen. Armer Normann! es ist ja seine einzige glückliche Stunde im ganzen Tage.

Nun, es ist auch meine glücklichste Stunde, Louise, Das weißt du! — So sprechend, sprang Betty rasch auf, faßte ihre reichen, aschblonden Haare zusammen und schlang sie rückwärts in einen Knoten, der schlaff genug war, um zwei dicke Scheitel auf die Schläfen fallen zu lassen. Bald war die einfache Toilette der beiden jungen Mädchen gemacht, und mit leichten Sommerhüten am Arme traten sie frisch und blühend aus der kleinen, etwas ärmlichen Stube. — Sie öffneten die Thür, die ihrer Schlafstube gegenüber in das Atelier führte, und riefen ein „Guten Morgen, Papa!" hinein.

Der alte Hagener saß schon an der Staffelei und arbeitete in dem milden Morgenlicht.

Betty, Betty, komm 'mal herein, ich werde dich nicht lange aufhalten! rief er, ohne von der Arbeit aufzusehen.

Die beiden Mädchen traten ein; Betty blickte dem alten Vater über die Schulter und machte plötzlich ein ernstes, prüfendes Gesicht.

Schau, Betty, sagte der Alte wieder, gestern war ich ganz zufrieden mit diesem Bilde, aber heute fehlt mir etwas, und ich weiß nicht, was. Da pinsele ich herum und suche und finde es nicht. Was meinst du? Was kann es sein?

Betty brummte vor sich hin. Hm, hm, hm — es liegt an den Bäumen — sagte sie langsam, und man hörte aus ihren Worten, wie der Gedanke nach und nach klarer geworden. — Oder ist der Grund zu hell? — Nein — er ist ganz richtig und gut so — ja die Bäume — sieh, Papa — hier an den Stämmen fehlen die Reflexe.

Wie meinst du Das, Kind?

Laß 'mal! rief Betty und warf den Hut auf den Boden und nahm die Palette und die Pinsel dem Vater, der mit dem Sessel etwas abseits rückte, aus der Hand. Sie mischte einige helle Farben, Gelb, Weiß und etwas Braun, immer die Landschaft betrachtend, dann machte sie einige Striche und Punkte an den Baumstämmen. Es war nicht mehr das lachende Kindergesicht, das „Guten Morgen, Papa!“ hereingerufen hatte. Ein großer Ernst, eine konzentrirte Aufmerksamkeit lag auf den feinen Zügen; die Augenbrauen zogen sich etwas zusammen, und die schwellenden rothen Lippen schlossen sich so fest, daß sie dünn und fein aussahen. Der Vater sah ihr mit großem Interesse zu, und nachdem sie einige Striche gemacht, rief er: Richtig, Betty, Das ist es, ganz richtig!

Betty hörte ihn kaum, auch schien sie den Spaziergang und das Rendezvous ganz vergessen zu haben; sie vertiefte sich immer mehr, als ob sie die Arbeit nicht mehr verlassen sollte, und der Vater beobachtete sie mit sichtbarem Behagen. Aber Louise rief: Mein Gott, es schlägt sechs Uhr vom Rathhause!

Es ist wahr, du mußt fort, Betty, sagte der Vater, indem er ihr die Palette wieder abnahm, der arme Normann wird schon lange warten.

Betty raffte ihren Hut vom Boden auf und lief die vier Treppen hinab, wieder lustig, lachend und jung, und weiter durch die stille, alte Stadt. Louise ging ruhig neben ihr, wenn auch nicht minder eifrig vorwärts schreitend. Die engen, hohen Gassen waren noch mit Schatten erfüllt; nur die oberen Stockwerke leuchteten im schönsten Frühlings-Morgenlicht. Erst als

sie in die breiteren Straßen der Neustadt kamen, trat ihnen der Morgen mit seinem ganzen frischen Glanze entgegen. Sie gingen immer rascher dem Thore zu. Normann wartete draußen im Parke vor dem Thore, an der frischen Quelle, aus der Betty jeden Morgen einige Gläser frischen Wassers trank. Der Arzt hatte es so gewollt. Das junge Mädchen arbeitete zu viel; es saß zu lange an der Staffelei; es mußte sich Bewegung machen und frisches Wasser trinken. Aber nicht darum allein hielt der alte Hagener so viel auf diese Morgen-Promenaden; es lag ihm daran, daß seine Betty, das geistvolle, geniale Kind, so viel als möglich mit Normann zusammenkomme. Der alte Hagener kümmerte sich wenig um die Welt, um ihre Erziehungsprinzipien und um die vorgeschriebene Moral. Was an ihm war, war sein eigen: seine Ansichten sowohl, wie seine Kunst. Er liebte die Menschen, und er liebte die Bücher; aber was sein innerstes Wesen betraf und seine Freiheit, da konnten ihm Beide nichts anhaben. Er that und dachte, was ihm gut dünkte. Von dem jungen Normann hatte er viel Gutes gehört, und der Art Gutes, daß er alles Vertrauen zu ihm hatte, ohne ihn recht eigentlich zu kennen. Normann war zur Zeit noch Student und zugleich, seiner Armuth wegen, Hofmeister in einem reichen Hause; trotz dieser Beschäftigung, die ihm alle Stunden außerhalb des Kollegiums wegnahm, war er einer der gelehrtesten jungen Leute der ganzen Universität. Nur bei einer sehr großen geistigen Begabung war dieß möglich, und nur ein reiner, Sympathie erweckender Charakter konnte ihm im Kollegium wie in der Stadt so viele Freunde und einen so guten Ruf verschaffen, wie er sie wirklich besaß.

Auf der Universität war er das Genie der gegenwärtigen Generation, wie jede Studenten-Generation ihr Genie hat, und in der Stadt war er eine Lokalberühmtheit und ein junger Mann, dem man eine Zukunft prophezeite. Er hatte Betty auf einem Studentenballe kennen gelernt und sich sogleich von dem eigenthümlichen Wesen des jungen Mädchens angezogen gefühlt. Sie war so ganz anders, als Andere. Die Atelier-Erziehung ihres

Vaters, dessen Lehren von Sitten und Form, die sich eigentlich nur auf ein Predigen der Wahrheit beschränkten und darum mit der Sittenlehre anderer junger Mädchen so sehr kontrastirten, gaben ihr eine Freiheit und Unbefangenheit des Benehmens, der Ausdrucksweise, die ihn entzückte. Er hatte den Muth, mit ihr über Dinge zu sprechen, die andere Mädchen langweilten oder deren Erwähnung sie beleidigte, weil sie zugeben mußten, daß sie davon nichts verstanden, während Betty unbefangen um Aufklärung und Belehrung bat. Er bewunderte die Kraft ihrer Intuition, mit der sie das Fernste sich nahe brachte, und die Art, wie die künstlerische Phantasie bei ihr die Logik ersetzte und zu Resultaten gelangte, ohne zu wissen, wie sie über die Mittelsätze hinweggekommen. Sie war auch die Erste, von der er etwas lernen konnte. Jede Kunst ist eine Geheimkunst, und sie war eine Künstlerin und konnte ihm über Dinge sprechen, die ihm bisher räthselhaft waren. Ihre Unbefangenheit und Anspruchslosigkeit freute und überraschte ihn um so mehr, als Betty alle Ursache gehabt hätte, sich ein wenig zu überheben; denn auch sie war eine Berühmtheit der Stadt und eine größere als er, und eine gekrönte, denn mit achtzehn Jahren hatte sie den ersten Preis der Landschaftsmalerei an einer der ersten Akademieen Deutschlands gewonnen. Man betrachtete sie als eine wahre und ächte Künstlerin. Doch fiel es ihr nicht ein, sich durch ihre Kunst interessant zu machen, sich mit ihrem Talente zu drapiren. Sie glaubte, sie müsse so sein, wie sie war. Die Kunst war ihr nicht ein Schmuck oder ein Vorzug, oder irgend etwas Außerordentliches — sie war ihr wie die Luft, die man athmet. Prahlt man mit der Luft? Ist es ein Vorzug, daß man athmet? daß man ißt und trinkt? Ihr Vater hatte ihr auch in dieser Beziehung keine falschen romantischen Begriffe beigebracht und sie gelehrt, sich über die unwahren Darstellungen der Künstler in Romanen und Dramen lustig zu machen. Der Vater war eben auf gesunde Weise zu seiner Kunst gekommen und hatte die naiven Begriffe der ersten Meister, die mit künstlerischer Begeisterung

und mit Handwerkerbewußtsein und Gewissenhaftigkeit arbeiteten. Er war ein Sohn des Volkes und ursprünglich Tapezirer gewesen. Als Wanderbursche durchzog er Deutschland und suchte die Gegenden auf, die ihm als schön gerühmt wurden. Wenn er eine solche Gegend verließ, nahm er eine Anzahl Zeichnungen mit fort, welche ihm zur Erinnerung dienen sollten und die er, nachahmend, ungeschickt, aber wahr und mit einem großen Gefühle für die Natur selbst verfertigt hatte. In dieser alten Stadt angekommen, war er als Tapezirergeselle in dem neuen Palaste des Grafen Gatton beschäftigt, während ein Dekorationsmaler über den Thüren des Salons Landschaften anbrachte. Ein Maurer war ungeschickt und zerstörte einen Theil einer der Landschaften und war in Verzweiflung; er fürchtete, fortgejagt zu werden. Der Tapezirergeselle Hagener versuchte es, um ihn zu trösten, den Schaden zu verdecken, nahm die Palette, die der Maler dagelassen hatte, und stellte die Landschaft wieder her, aber ganz anders, als sie ursprünglich gewesen war. Der Graf, ein Kenner, bemerkte die Veränderung, erkundigte sich, versicherte dem Tapezirergesellen, daß er Talent habe, und munterte ihn auf, sich in der Landschaftsmalerei zu versuchen. So wurde Hagener Landschaftsmaler und war glücklich in seinem neuen Berufe. Er heirathete und war noch glücklicher, als er den Künstlerberuf in einer seiner Töchter noch mächtiger ausgesprochen fand, als in ihm selbst. In der gebildeten Welt und mit den Gebildetsten der Stadt lebend, gab er seinen Töchtern eine höhere Erziehung, als er selbst genossen, und wie ein Kind lernte er mit seinen Kindern. Sein gerader Sinn, sein unverfälschter Verstand leistete ihnen mehr, als alle Lehrer. Er wußte, wie viel auf den Umgang ankommt, und liebte es, sie in Gesellschaft bedeutender Menschen zu sehen. Er freute sich herzlich, als ihm Betty nach jenem Balle erzählte, daß ihr Ernst Normann sehr den Hof gemacht habe. Normann war ein Poet; manches schöne Gedicht von ihm zirkulirte in der Stadt, und Hagener hatte seinen Namen zuerst auf diesem Wege kennen gelernt.

Es würde mich sehr freuen, ihn bei uns zu sehen, sagte er zu Betty. — Und erst mich! sagte sie lachend. Aber dem armen Jungen bleibt keine Stunde zum Besuchmachen — er muß studiren und hat drei Kinder zu unterrichten. Doch kam Normann an Feiertagen zwei oder drei Mal; der Vater liebte ihn und stritt mit seiner Tochter, wer von Beiden ihn inniger liebe. Eine der schönsten Ausbeuten seiner Besuche bei Hagener schien Normann die Erfahrung, daß Betty mit dem ersten Mai ihre Morgenpromenaden anfangen werde. Des Morgens um sechs Uhr war er noch frei. Am Morgen des ersten Mai saß er an der Quelle, aus der Betty trinken sollte, nachdem er sie durch mehrere Wochen nicht gesehen oder vielmehr nicht gesprochen hatte. Aus der Ferne gesehen hatte er sie wohl alle Tage. So oft er nach Tische ins Kollegium ging, mußte er an ihrem Hause vorbei; da winkten ihm regelmäßig drei Köpfe, der graue des Vaters und die beiden blonden der Töchter, vom Fenster des vierten Stockes herab freundliche Grüße zu. Der Vater lachte, als ihm Betty erzählte, wen sie wie eine Nymphe an der Quelle sitzend gefunden hatte.

Das war klug von ihm, sagte er, aber du hättest ihn einladen sollen, wieder zu kommen.

Das hätte ich auch gethan, lachte Betty wieder, wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre. Er bat mich um die Erlaubniß, es zu thun, und ich habe es gnädigst gestattet.

Seit damals hatte Betty jeden Tag etwas von dem schönen Morgen zu erzählen. Es war Sitte geworden im Atelier, wenn sie sich an die Staffelei setzte, um neben ihrem Vater zu arbeiten, die Arbeit mit einem Gespräch über Normann einzuleiten. Er las ihr manchmal etwas vor, er erzählte ihr aus der Geschichte, von seinen Schülern, er sprach mit ihr über Kunst und übersetzte ihr den Vasari und Lanzi — Das alles wurde treulich berichtet, und der alte Hagener gewann den jungen Mann, den er den Mentor seiner Tochter nannte, immer lieber. An jenem ersten Mai zitterte Normann vor den Folgen seines Muthes; es schien ihm hinterlistig, sich an der Quelle so in den

Hinterhalt gelegt zu haben. Aber als er am Nachmittage zum Fenster hinaussah, grüßten ihn Vater und Töchter mit größerer Freundlichkeit, als je, und nun ging er mit ruhigem Gewissen jeden Morgen in den Park, mit um so ruhigerem, als er von Betty erfuhr, daß der Vater sie wecke, wenn sie in Gefahr sei, die Stunde des Rendezvous zu verschlafen. Es war zwischen diesen vier Menschen kein Geheimniß, daher auch ihr Glück so hell und frisch wie Morgensonnenschein. Normann brauchte solchen frischen Morgensonnenschein, um den Tag über Kraft und Muth genug zu haben, sein mühevolles Leben zu ertragen. Er studirte Medizin, er war Hofmeister, er interessirte sich für Alles, was schön war, er hatte eine große Wißbegierde, und seine Phantasie und sein Glück trieben ihn zu mancher produktiven Arbeit: wie viel Mühsal, wie so manche Entbehrung war da sein Theil! Von den wenigen Stunden, die er dem Schlafe gönnen mußte, gab er nun noch einen Theil seinem Glücke hin, und wie gern opferte er diesen Morgenschlaf! Das Opfer stärkte ihn, wie den Frommen ein Opfer oder ein Gebet stärkt, und dieses, wie alle Mühsal, alle geistige Arbeit und endlich das Glück der Liebe vergeistigten und hoben sein Wesen mehr und mehr, daß es den beiden Mädchen schien, als ob er von Tag zu Tag schöner werde. — Louise verfehlte auch selten, diese Bemerkung zu machen, und Betty pflegte ihn auf das Holz der Staffelei zu malen, während sie dem Vater das heutige Gespräch erzählte: Siehst du, Papa, so sah er heute aus! Die Staffelei war mit Köpfen Normanns ganz besät. Die ausgesprochenen, markirten, obwohl milden Züge des jungen Mannes waren auch leicht nachzuahmen, und Betty wußte die hohe Stirn unter braunen Locken, die Geiernase mit den feinen Nüstern, die rothen Lippen des etwas breiten Mundes und die blaßbronzirte Farbe des ganzen Gesichtes auswendig. Wenn er ihr an der Quelle im goldigen Schatten des Laubganges entgegen kam, immer einfach schwarz gekleidet, rief sie ihm oft von fern zu, stehen zu bleiben, da sie ihn als schöne Staffage in der landschaftlichen Umgebung studiren wollte.

Heute kam er den beiden Mädchen schon am Thore entgegen. Er reichte zuerst Betty die Hand, und zwar mit einiger Schüchternheit, dann mit mehr Herzlichkeit Louisen.

Sie haben mich heute lange warten lassen, sagte er mit vorwurfsvollem Tone und lächelnd zu Betty, ich werde keine Zeit haben, Sie bis an die Quelle zu begleiten.

Meine Schuld ist es gewiß nicht, sagte Louise und sah Normann dabei mit treuherzigen Augen an, ich war auf den ersten Ruf des Vaters aus dem Bette.

Die ältere Schwester lachte und sagte: Es ist wahr!

Normann zuckte es schmerzlich um die Lippen, doch sagte er schnell, um die schmerzliche Bewegung zu verbergen, und selber lächelnd: Der gute Papa weckt Sie also noch immer? Der treffliche Papa? Aber . . .

Nun — aber? fragte Betty, fahren Sie fort.

Normann schüttelte den Kopf und schwieg.

Ich weiß, was Sie sagen wollen, lächelte Betty. Es ist auch merkwürdig, fuhr sie fort, welche Freundschaft Papa für Sie hat, und ich versichere Ihnen, lieber Normann, die uneigennützigste Freundschaft. Er denkt nicht einen Augenblick daran, mich Ihnen als Frau anzuhängen.

Welche Dinge Sie so unbefangen gerade heraus sagen! rief Normann, offenbar von dieser Unbefangenheit entzückt, während er ihre Hand faßte und sie küßte.

Warum sollte ich es nicht sagen? es ist so! sagte Betty und setzte sich auf die Bank vor der Quelle, wo sie indessen angekommen waren. Man sprach gestern bei Tische von Heirathen, und Louise sagte, ich müßte Ihre Frau werden, ich könnte unmöglich einen besseren Mann finden, und gewiß keinen, der mich . . .

Nun? fragte Normann.

Nun, fuhr Betty lachelnd fort, der mich mehr liebte.

Das ist wahr, Betty, Das ist sehr wahr! Die gute Louise! — Er sah sich nach Louisen um, aber sie war fort und suchte

Veilchen. Louise, sagte Normann weiter, kümmert sich mehr um Alles, was mich angeht, als Sie, Betty!

Fangen Sie wieder an? Wollen Sie mich wieder auf Louisen eifersüchtig machen?

Es fällt mir nicht ein! Wie wäre es mir möglich, mit Ihnen, Betty, berechnend zu sein! Alle Lebensklugheit, jede Verstellungsfähigkeit, die ich in meinem Leben, etwa durch die Verhältnisse gezwungen, erlangt habe, hört Ihnen gegenüber auf. Sie liebe ich, und was wäre die Liebe, wenn sie nicht von allen Schlacken reinigte, die sonst das Leben im Herzen absetzt! Ihnen gegenüber auch nur ein sekundenlanger falscher Gedanke würde mein Gewissen schwerer bedrücken, als ein großes Verbrechen, an einem anderen Menschen und gegen die heiligsten Pflichten begangen.

Betty sah schweigend vor sich hin, ihre heitere Stirn umwölkte sich einen Augenblick, und sie schien betrübt. Aber sie schüttelte sich und sagte: Ich weiß nicht, warum ich traurig werde, wenn Sie mir so sprechen, obwohl mir solche Worte beweisen, wie sehr Sie mich lieben, und ich Sie doch gewiß auch sehr herzlich lieb habe.

Ich ahne es, sagte Normann mit zitternder Stimme, warum Sie meine Liebe traurig macht, und ich könnte es Ihnen erklären, wenn ich nicht fürchtete, durch das ausgesprochene Wort etwas für immer zur Wahrheit zu machen, was in der Zukunft vielleicht nicht wahr sein wird. Ich hoffe ...

Schweigen Sie, rief Betty, wieder lustig und gebieterisch, werden Sie mir nicht sentimental. Das ist nicht unser Ton. Ich wollte Ihnen nur erzählen, was Papa gesagt hat. Ich wünschte mir keinen besseren Mann für Betty, als Normann, sagte er, aber Betty soll nicht heirathen. Betty ist eine Künstlerin, und sie kann eine große Künstlerin werden, wenn sie ganz ihrer Kunst lebt. Die Ehe ist nicht für die Künstler; die Kunst gedeiht nur in vollkommener Freiheit.

Wär ich nur erst Doctor medicinae, und hätte ich eine

selbständige Stellung, dann wollte ich ihm zeigen, wie ein geliebtes Weib in der ehelichen Sklaverei frei bleiben kann.

Dasselbe ungefähr habe ich ihm auch gesagt, nur mit anderen Worten, versicherte Betty.

Haben Sie, meine liebe Betty, meine geliebte Betty? rief Normann voll Freude.

Schau, lachte Betty, da habe ich Sie wieder einmal glücklich gemacht und heiter, ohne es zu wissen.

Ja, rief der junge Mann, ganz glücklich, und der Tag, der mir ziemlich melancholisch angefangen, wird mir nun im Gemüthe eben so sonnig, als er es in der Natur ist. — Aber ich muß fort — leider! — Was haben Sie mich auch so lange warten lassen!

Machen Sie mir keine Vorwürfe; ich habe es auf dem ganzen Wege hierher selber gethan und darüber nachgedacht, wie ich Ihnen Genugthuung verschaffe.

Nun? und was haben Sie gefunden?

Es geht ja leider nicht! — Sie sind so gebunden!

Vielleicht doch! bitte, sprechen Sie! Ich habe nächstens einige Tage frei; die Familie geht aufs Land, um einen alten Erbonkel zu besuchen; ich muß nicht mit, wenn ich nicht will.

Das ist ja prächtig, Das ist herrlich! rief Betty, sprang auf, schlug vor Freude in die Hände und rief ihre Schwester: Louise! Louise! höre nur, wie herrlich! Normann geht mit uns, gewiß, er geht mit!

Wohin? fragte Normann, erfreut über die Freude des Mädchens.

Betty stellte sich hart an ihn und legte, einen Knopf seines Rockes fassend, einen Arm auf seine Brust: Das ist es, lieber Normann — aber Sie müssen mir die Freude durch Ihre Bedenklichkeiten nicht verderben. Ich will einige Tage die Gebirge durchziehen, um Studien nach der Natur zu machen. Louise geht mit, der gute Papa kann uns seiner Gicht wegen nicht begleiten. — Die Sache war darum beinahe aufgegeben, weil wir

keinen Beschützer und Begleiter hatten. Jetzt haben wir Sie — Sie — Sie! — Sie gehen mit, ja, Sie gehen mit! Das wird prächtig, herrlich, unendlich schön! Wir Drei allein im Gebirge — ich zeichne, Sie lesen vor, Louise ist unsere Gouvernante! Das ist unvergleichlich schön!

Aber . . .

Still! kein Aber! fort und denken Sie an die Reise!

So rufend, drängte sie ihn zur Allee hinaus. Voll der glückseligsten Träume, wie ein Nachtwandler, kehrte Normann an seinen Lehrertisch zurück, und seine Schüler hatten heute einen guten Tag und machten orthographische Fehler nach Belieben.

II.

Wie viele Veilchen verduften und verwelken in ungeahnter Einsamkeit! welche Ströme von Schönheit und Größe verbrausen in unbetretenen Schluchten mit Wasserfall, Regenbogen und Vogelsang! Unzählbar sind die herrlichsten Gemälde, welche Sonne und Mondschein auf Waldeshalden, um einsame Baumgruppen, in Felsenwinkel, an Bach- und Seeufer hinmalen. Es ist eine Freude, Menschenkinder wie Pilger ausziehen zu sehen, zu dem einzigen Zwecke, von diesen überströmenden, in der Einsamkeit versiegenden Schönheiten sich einzelne Tropfen zu retten. Eine Freude wäre es auch gewesen, die drei jungen Herzen pochen zu hören, welche dem herrlichsten Junimorgen entgegen schlugen. Betty hatte es durchgesetzt. Mit Normann und Louise wanderte sie aus dem Stadtthore dem Walde und dem Gebirge zu, um Studien nach der Natur zu machen. Die drei Wanderer trugen Tornister auf dem Rücken und Stäbe in den Händen; Normann unter dem Arme noch einen riesigen Sonnenschirm von weißer Leinwand. Die Mädchen hatten gelbe Strohhüte auf den Köpfen und trugen die blauen Kleider, um besser vorwärts schreiten zu

können, vorn aufgeschürzt. Normann, der in ihrer Mitte schritt, hatte seinen gewöhnlichen Ernst etwas abgelegt, warf seinen kleinen braunen Filzhut in die Höhe und begann, sobald sie die letzten Häuser hinter sich hatten, in den frischen Morgen hinein zu singen. Louise mischte sich gleich als zweite Stimme in den Gesang; Betty wollte nicht zurückbleiben, und obwohl sie falsch sang, gab es doch ein Terzett, das sich in der lachenden, ruhevollen Landschaft, in der Mitte des Lerchengesanges, schön ausnahm. Nach dem Takte ihrer Lieder marschirten sie in Linie rüstig vorwärts, und der Raum schwand unter ihren Füßen, als wären es Flügel. Je fremder die Welt um sie wurde, desto freier fühlten sie sich, und wie sie plötzlich in einem von Tannen umsäumten Thale standen, brachen Betty und Normann in Jauchzen aus, während Louise gewissenhaft und allein ihre musikalische Phrase zu Ende sang und dann erst über das wilde Jauchzen in Gelächter ausbrach. Betty riß ihren Hut vom Kopf und warf ihn in die Luft; Normann umarmte Louisen und sah dabei Betty an, die ihrem rollenden Hute nachlief.

Louise sah um sich und sagte zu ihrer Schwester: Wollen wir hier anfangen, Betty? Es scheint mir, daß hier sehr viel Hübsches ist.

Was liegt daran! rief die Andere — es ist überall schön, wir werden überall Schönes finden; in dieser Stimmung hat man gute Augen, und wir sind heute alle Drei mit dem rechten Fuße aus dem Bette gesprungen. Weiter! Vorwärts!

Brav! rief Normann, weiter, über Berg und Thal, in die Welt hinein, bis ans Meer und bis übers Meer und so weit als möglich vom Kollegium und von den dummen Büchern!

Sie sind auf einmal sehr gescheidt geworden, Normann, lachte Betty, und lustig sind Sie, wie ich Sie nie gesehen habe.

Sie hatten da aber auch eine vortreffliche Idee, Betty, sagte Normann, eine wahrhaft beglückende Idee mit dieser Wanderung.

Es ist gar nicht so schwer, gute Ideen zu haben, lachte wieder Betty, wenn man sich um die Leute nicht kümmert und

thut, was Einem Freude macht. Ich habe schon oft gedacht, der Mensch, der sich so vorkäme, als wäre er ganz allein auf der Welt, hätte vielleicht immer die besten Ideen.

Es ist was Wahres daran, sagte Normann, nur möchte ich den Satz ein wenig modifiziren. Der Mensch, der sich allein mit der Person, die er liebt, in der Welt vorkäme, der hätte die besten und glücklichsten Ideen. Das ist nur halb egoistisch; wie Sie es ausdrücken, kann es ganz egoistisch klingen.

Vielleicht! Aber nur keine Philosophie und keine Gedanken, sonst werden Sie mir wieder zu ernst. Hier, mitten durch, daß wir endlich von den gebahnten Straßen abkommen!

So sprechend, drang Betty ins Gestrüpp; Normann und Louise ihr nach. Bald aber waren sie wieder auf moosigem Boden und glitten rasch in ein Thal hinab, das mit einer blühenden Wiese in vollem Sonnenscheine lag, von einem Bache durchschnitten und an dem oberen Ende durch aufgethürmte Felsblöcke geschlossen war. Ueber den bemoosten Felsblöcken erhoben sich einzelne Bäume, die ihre knorrigen Wurzeln nackt und in den sonderbarsten Windungen um die Steine schlangen, um die letzten Enden in das saftige Grün zu ihren Füßen zu tauchen. Zwischen den Felsblöcken rieselte das Gewässer, das sich unten zum kleinen Bach sammelte, in dünnen Fäden, die hier und da von der Sonne beleuchtet waren und wie Silber glänzten.

Betty, die vor wenigen Minuten erst Vorwärts! Weiter! gerufen hatte, blieb wie eingewurzelt stehen, besah die schöne Walddekoration mit prüfendem Blicke und ging langsamen Schrittes im Halbkreise herum, um den rechten Standpunkt zu wählen, während sie mechanisch in die Tasche griff und das Etui mit den Stiften herausholte. Schon saß sie auf der Wurzel eines schattigen Baumes, zog die Mappe aus ihrem Tornister und legte Alles auf ihrem Schooße zurecht, ohne den Blick von der Felsenpartie abzuwenden.

Normann lächelte über die plötzliche Vertiefung, setzte sich ihr zu Füßen, legte ihr die schwarze Kreide hin und spitzte einige

Kohlen. Sie warf ihren Hut hin, ohne zu beachten, daß er in die Tiefe rollte und daß Louise Mühe hatte, ihn zu erreichen bevor er unten in den Bach fiel. Sie streckte die Hand aus; Normann gab ihr einen Stift, und schon saß sie da und zeichnete, und die ganze Gesellschaft, die eben noch lachte, sang, plauderte, war so still wie der Wald, und man hörte nichts als den Finkenschlag und das Gemurmel des sickernden Wassers zwischen den Felsen. Normann lag, auf den linken Ellbogen gestützt, neben der Künstlerin und folgte ihrem Blicke bald auf die Felsen, bald aufs Papier und lächelte, wie rasch sich die Studie entwickelte; Louise sammelte die verschiedenen Gegenstände, Stifte, Federmesser, Papiere, die Betty rings um sich ausgestreut hatte, und trat dabei so leise auf, als fürchtete sie, einen Schlafenden zu wecken. Dann zog sie Normann ein Buch aus der Tasche, legte sich hinter die Beiden ins Moos und begann, zu lesen.

So verging einige Zeit. Aber Normanns Blick folgte nicht mehr der Zeichnung; er hing wie angeheftet an dem Gesichte Betty's; sie war ihm nie so schön erschienen. Er ließ den Kopf fallen und küßte ungesehen ihr Kleid. „Es ist der glücklichste Tag meines Lebens!" murmelte er.

Was sagen Sie? fragte Betty, ohne aufzusehen.

Nichts!

Louise zupfte Normann am Aermel, zeigte auf ein Gedicht im Buche und sagte leise: Wie schön!

Lesen Sie, sagte Betty, immer ohne einen Augenblick ihre Arbeit zu verlassen.

Normann nahm das Buch und las Lenau's Gedicht: „Der gute Gesell."

Schön, sagte Betty, aber ich habe doch die anderen Gedichte lieber — bei denen ist mir immer, als sähe ich eine traurige Herbstlandschaft, die ich gleich malen könnte. Aber es ist schön.

Er hat dieß Bächlein aufgemuntert,
Ihm auch zu singen ein Hoffnungsliedlein.

Da werde ich mir jetzt, so oft ich das Gedicht höre, immer hier dieses Bächlein dazu denken müssen. Sagen Sie mir Normann, singt es Ihnen auch ein Hoffnungsliedlein?

Und welch ein schönes! rief Normann.

Und von welcher Hoffnung?

Kokette! sagte Normann — wie dürfen Sie fragen!

Ja so! eine Hoffnung, die sich auf mich bezieht. Wie lautet sie, diese Hoffnung?

Das ist sehr einfach; ich beende meine Studien, ich werde Doctor medicinae, ich mache mir eine Stellung, und ich heirathe Sie.

Und dann?

Ich suche mich in meiner Wirksamkeit nützlich zu machen, und ich werde in meinem Hause glücklich sein.

Und dann?

Dann gar nichts mehr — mein Leben ist mit Ihnen abgeschlossen.

Bitte um etwas weiße Kreide. — Danke. — Und dann? Ja so, Sie haben schon gesagt — abgeschlossen. Das ist mir unbegreiflich.

Ich habe keinen Ehrgeiz, lächelte Normann.

Von Ehrgeiz ist nicht die Rede — bitte wieder um die schwarze Kreide, nein, etwas Brosamen — wie kann sich ein Mann, der Geist hat und Wissen und jung ist, so einsperren wollen? Sehen, erleben, sich herumtreiben, Abenteuer haben, ganze Romane und Trauerspiele durchmachen, Das kann man Alles wollen ohne Ehrgeiz. Mein Gott, die Welt ist so groß, und es geht so Vieles vor — ich weiß nicht recht, was ich sagen will, aber ich weiß sehr gut, was ich meine. Als Mann wäre ich gewiß auch Maler geworden, aber die Schule, die ich dann durchgemacht hätte, wäre eine ganz andere gewesen. Nur in Einer Schule erfährt man alle Geheimnisse seiner Kunst oder seiner Wissenschaft, ja, selbst seines eigenen Herzens und Lebens: und diese Schule ist das Leben selbst, die Welt. Meine Sehnsucht ist eigentlich . . .

Sie fuhr nicht fort — ihr Auge blieb auf dem obersten Felsen vor ihr hangen; Normann folgte ihrem Blicke, so that auch Louise, die durch ihr plötzliches Schweigen aufmerksam geworden war. Auf dem Felsen stand ein Mann, der wie hingezaubert war, so plötzlich war er aus dem Tannendunkel hervorgetreten, und so eigenthümlich war seine ganze Erscheinung. Er war groß und schlank und trotz seiner Schlankheit kräftig und breitschulterig. Ein dunkelschwarzer Sammtrock lag breit und faltig um seinen Leib, eben eine solche Mütze, die nach der Seite niederhing, saß schief auf seinem Haare, das dick, von der Schwärze des Sammts kaum zu unterscheiden und hinter die Ohren zurückgestrichen, auf den Nacken herabfiel. Seine Züge waren auf diese Entfernung nicht zu erkennen, aber das blasse Gesicht im Ganzen trat in der schwarzen Umrahmung des Bartes, der Haare und des Sammtbarettes geisterhaft hervor. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck, als käme sie aus anderen Jahrhunderten oder aus romantischen Ländern. Der Mann stand ruhig da, die Hand auf die linke Hüfte gestützt und etwas nach dieser Seite geneigt, und betrachtete die Gruppe der Wanderer mit Aufmerksamkeit. Sobald er sich bemerkt sah, sprang er vom Felsen in das Gebüsch und war verschwunden.

Die drei jungen Leute hier unten sahen einander erstaunt an.

Das sieht ja aus wie ein Abenteuer! sagte Betty.

War Das Kaspar oder Samiel? fragte Normann.

Ich hatte förmlich Angst, versicherte Louise.

Wie wäre es, wenn ich ihn auf diesen Felsen hinzeichnete, so stolz und groß, wie er dastand? fragte Betty, während sie in der That schon versuchte — eine interessantere und geheimnißvollere Staffage ist mir noch nicht vorgekommen. Samiel, hilf!

Da fiel ein leuchtender Sonnenstreifen auf die Felsen und tauchte ihre Häupter in ein zitterndes, grünes Licht.

Wie Schade, daß er nicht jetzt da ist! sagte Betty, jetzt könnten wir sein Gesicht genauer erkennen. — O, Das ist prächtig — da muß ich eine Studie in Oel danach machen — schnell,

lieber Normann, die Oelfarbe, die kleine Leinwand und die Paletten.

Normann und Louise beeilten sich, ihr das Verlangte zu reichen, während sie die Lichter und Farben prüfte. Aus den Wanderstäben der Mädchen, die danach eingerichtet waren, baute ihr Normann eine Art von Staffelei, und nach einigen Minuten saß sie vor ihrer Leinwand mit Pinsel und Palette und malte.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen ist,

zitirte Betty, während sie eifrig fortmalte.

Soll ich auf die Jagd ausgehen und ihn im Walde verfolgen? fragte Normann.

Geben Sie Acht, Sie könnten es mit irgend einem zauberhaften Beherrscher des Waldes zu thun bekommen.

Um Gottes willen, Normann! rief Louise, gehen Sie ja nicht fort; ich würde mich fürchten, hier mit Betty so allein zu bleiben. Wenn er zurückkäme, während Sie fort sind!

Das ist richtig, sagte Betty, bleiben Sie lieber; ich habe auch eine gewisse Angst vor dem großen Unbekannten.

Normann war das kleine Abenteuer, er wußte selbst nicht, warum, auch unangenehm, und es war ihm unbehaglich, daß der Gedanke der Mädchen, die sich noch lange darüber unterhielten, dabei verweilte. Darum nahm er das Buch wieder vor und las.

Bei dem schönen vollen Klang seiner Stimme, der sich den Rhythmen des Verses so harmonisch anzuschmiegen verstand, beim Gemurmel des Baches, der etwas lauter zu werden schien, da der Gesang der Vögel beim herannahenden Mittag leiser wurde, arbeitete Betty mit einem Behagen und einer Leichtigkeit, über die sie sich selbst verwunderte und erfreute. Mit breitem Pinsel warf sie die Farben auf die Leinwand, und als Normann einmal aufsah, erblickte er schon die ganze Felsenpartie groß und kräftig dahingezaubert.

Sie sind ja ein wahrer Fa presto! rief er — eine Zauberin!

Ja, weiß Gott, rief Louise darein, während sie sich vom Moose erhob und ihr über die Schulter sah, eine Hexe!

Betty lachte: Es ist gut geworden, es ist prächtig! — aber mit Vorbehalt, morgen finde ich es vielleicht abscheulich. Indessen bin ich hungrig, und es wäre vielleicht Zeit, das Mittagessen zu bereiten.

Während Louise aus einem der Tornister eine Kaffeemaschine, Tassen und allerlei Lebensmittel auspackte, hielt Betty die bemalte Leinwand mit beiden Händen vor sich hin und schüttelte den Kopf.

Jetzt steigt schon wieder die Unzufriedenheit in Ihnen auf, sagte Normann, der sie voll Theilnahme beobachtete; seien Sie doch zufrieden, es ist prächtig!

Ach, seufzte Betty, lieber Freund, Sie verstehen ja leider nichts von Malerei; wenn etwas fix und fertig ist, dann sehen Sie freilich mit gutem Auge, was schön ist, aber während der Arbeit können Sie mir nicht sagen: machen Sie Das so oder so — da und dort fehlt es. Wenn Sie so mit mir sprechen könnten, ich hätte Sie noch Millionen Mal lieber. — Sehen Sie, hier ist noch allerlei zu thun, und ich habe nicht die geringste Idee davon.

So sprechend, während sie immer ihre Arbeit anstarrte, bemerkte sie nicht, wie Normann die Hände in einander legte und traurig bald vor sich hin, bald in ihr Gesicht sah. Um ihretwillen, dachte er, könnte ich auch noch Maler werden!

Bah! rief Betty mit Einem Male, lassen wir die Skizze hier, gehen wir an einen anderen Ort zum Essen, und wenn ich in einer Stunde wieder komme, werde ich es schon selbst finden, was zu machen ist.

Wohin sollen wir? fragte Louise.

Dort hinauf, ich will sehen, wie es hinter den Felsen aussieht.

Man ließ das Malergeräth da, belud sich mit Allem zur Bereitung der Mahlzeit Nothwendigen und stieg dem Bächlein entgegen, die Höhe hinauf, indem man den Felsen umging. Man

mußte dort oben, um auf einen einladenden Platz zu kommen, die Felsen überschreiten. Betty führte. Auf einer kleinen Platform angekommen, wandte sie sich um und sagte: Hier stand er. Auf dem Weiterwege wurde sie durch einen breiten Felsspalt aufgehalten. Normann ärgerte sich über diese erneute Erinnerung an den Unbekannten, und in diesem Aerger hob er Betty plötzlich mit beiden Armen in die Höhe, an seine Brust und sprang mit ihr über den Riß auf den kleinen offenen Platz jenseits. Betty klammerte sich erschrocken an seinen Hals; da war sein Aerger hin, und in dem Augenblicke, da er sich niederbeugte, sie auf den Boden zu setzen, drückte er einen raschen Kuß auf ihren Scheitel.

Normann! rief Betty in verweisendem Tone.

Sind Sie böse? Verzeihen Sie — ich habe nicht geglaubt, daß Sie mir darum böse sein könnten. Warum soll ich gerade heute Ihren Scheitel nicht küssen dürfen?

Sie haben Recht, sagte Betty begütigend und faßte seine Hand — es ist pure Dummheit — ich ärgerte mich, daß Sie mich küßten, wo uns der schwarze Mann vielleicht sehen konnte.

Normann machte seine Hand los und sah sie mit großen Augen an: Betty, was haben Sie? Ich begreife Sie nicht. Der Mann verfolgt Sie wie ein Gespenst; was geht Sie der Mann an?

Sie wissen also nicht, wer er ist?

Wie sollte ich — er ist mir völlig unbekannt! Und Sie, Sie wissen es? Sie kennen ihn?

Nein, ich kenne ihn auch nicht — aber ich habe, während ich malte, nachgedacht, und ich glaube, es zu wissen.

Nun, und wer ist er?

O, ein großer Geheimnißvoller; bei uns wurde viel von ihm gesprochen — aber ich habe nicht Alles gehört. Man sprach sehr oft sehr leise von ihm, daß wir Mädchen nicht hörten.

Sie machen mich neugierig.

Nun, so ist mein Zweck erreicht, lachte Betty, ich weiß gar nichts!

Und so lachend, warf sie sich unter einen Baum. Hierher! rief sie, hier wird sich's gut tafeln lassen.

Während dieses Gespräches mußte sich Louise, bepackt, wie sie war, allein den Weg über die Felsen suchen und hatte so von dem Gespräche nichts gehört. Hülflos stand sie an der Spalte, ohne von Normann bemerkt zu werden.

Helfen Sie, bitte! rief sie ihm zu. Er eilte herbei und trug sie wie ein Kind zu Betty's Füßen.

Bald flackerte die Flamme der Kaffeemaschine, um welche die drei Wanderer herumlagen, vor denen auf großen Blättern von Wasserpflanzen, welche Louise vom Bache geholt hatte, wie auf Tellern, kaltes Fleisch lag, während die Kaffeetassen in Erwartung des Stoffes indessen mit Wasser gefüllt waren und die Gläser ersetzen mußten. Man aß mit vortrefflichem Appetit. Dennoch glaubte Louise sich bei Normann wegen der mangelhaften Bedienung entschuldigen zu müssen. Betty lachte laut auf. O, die liebe Philisterin! rief sie, sie wäre im Stande, sich wegen eines Stäubchens auf diesem Tischtuche von Moos und Tannennadeln zu entschuldigen! Das wird eine Hausfrau, eine ächte, vortreffliche Hausfrau! Das wäre eine Frau für Sie, Normann, ganz anders als ich. Lassen Sie mich laufen und nehmen Sie Louisen; ich rathe es Ihnen als gute Freundin.

Dummes Zeug! brummte Louise.

Ich will mir's überlegen, lächelte Normann.

Der Mittag lag heiß über dem Walde und verbreitete seine Schwüle bis in die Schatten. Die beiden Mädchen waren von dem frühen Aufstehen und der langen Wanderung mehr ermüdet, als sie in den ersten Stunden dieses freudigen Wanderlebens gefühlt hatten; Lachen und Plaudern verminderten sich mehr und mehr, und plötzlich legte Betty ihren Kopf auf eine bemooste Wurzel, rief: Gute Nacht! schloß die Augen und schlief nach wenigen Minuten. Louise legte sich etwas tiefer neben sie und that wie die ältere Schwester. Wie zwei Kinder lagen sie da; ihre Wangen rötheten sich; auf die Stirn traten kleine Perlen, und die

ruhevollen, leisen Athemzüge mischten sich mit dem melodischen Summen der Mücken und Käfer und dem sanften Gesause, das aus den Zweigen herabwehte. Normann saß zu Häupten Betty's, betrachtete das kleine, helle Gesicht, das während des Schlafes wie ein vollkommenes Kindergesicht aussah, und verjagte mit einem blättervollen Zweige die Fliegen, die ihre Ruhe stören wollten. Ohne Unterbrechung ging dieser Fliegenwedel über ihrem Kopfe, wehrend und fächelnd, hin und her und neigte sich tiefer zu Louisen nur, wenn diese, halberwacht, sich gegen eine zudringliche Fliege vertheidigte. Normann fühlte sich von diesem Berufe eines Wächters bei diesen schlafenden Kindern eigenthümlich gerührt. Während die rechte Hand mechanisch in ihrem Amte fortfuhr, stützte er den Kopf in die linke, und Zukünftiges und Vergangenes begann an seinem Geiste vorüberzuziehen. Dieser Moment, da er über sie und für sie wachte, das Unangenehme von ihr abhielt, schien ihm beinahe wie ein Symbol seines Lebens, wenigstens des Lebens, wie er es sich wünschte. Wer diesen energischen jungen Mann mit seinen zwar sanften, doch feurigen Augen, mit seinen vielfachen Talenten, mit seiner Ausdauer in der Arbeit und im Kampfe mit den Verhältnissen kannte, vermochte es nicht zu glauben, daß alle seine Wünsche sich in dem einzigen Wunsche zusammenfaßten, für ein einziges geliebtes Wesen ganz und mit aller Hingebung zu leben. Er selbst wunderte sich manchmal darüber, und auch jetzt überraschte er sich auf dem Gedanken, ob für ihn darin das Glück bestehe, so wie jetzt für Betty allein zu leben. Diesem Gedanken folgte auf dem Fuße die Frage: Und sie? — Er schüttelte bedenklich den Kopf, als ob er zu einer entschiedenen Antwort auf diese Frage nicht den Muth hätte. Sie liebt mich, dachte er, gewiß, sie hat mich herzlich lieb; aber es ist mir, als ob sie mir jeden Augenblick entwischen, als ob sie mir durch irgend eine Macht entführt werden könnte. Warum Das? Vielleicht, weil sie ihrer Kunst zum größeren Theil angehört, als mir. Ich vermag nichts gegen sie, nichts gegen ihre Phantasieen, gegen ihre Scherze, gegen ihr Lachen,

gegen ihre Raisonnements, und ich habe doch sonst so viel vermocht! Ich muß mich ihr gegenüber zu meiner eigenen Rechtfertigung daran erinnern, daß ich doch sonst ein Mann bin, daß ich schon in sehr kindlichen Jahren wie ein Mann gehandelt und gelitten habe; ich habe mich mit dem Leben geschlagen wie Einer; Noth und Elend waren nicht im Stande, mich von dem gewählten Wege abzubringen oder mir nur ein Theilchen meiner Selbständigkeit zu rauben. Und ihr gegenüber — da stehe ich und lasse Alles gehen und erwarte von ihr mein Schicksal mit geneigtem Haupte. Es sei! Wenn sie nur glücklich ist! Muß es mir vielleicht nicht schon genügen, daß ich in ihr ein Geschöpf kennen gelernt, das alle schönsten Träume verwirklicht und für alle Zukunft den Glauben an das Schöne und Anmuthsvolle rettet? — Normann lächelte bei diesem Gedanken, und lächelnd dachte er weiter: Aber so leicht resignire ich mich nicht! Dieses Geschöpf soll mich noch lieben und mein sein für alle Zukunft!

Er kniete hin, warf den Zweig fort und neigte sich so tief zu Betty hinab, daß er ihren Athem fühlen konnte; dann wollte er einen leisen Kuß auf ihre Hand hauchen, da aber seine Lippen sie berührten, drückte er sie fest und innig auf die liebe Hand. Betty erwachte, rieb sich die Augen und sah um sich.

Ach, wie herrlich habe ich geschlafen! es geht doch nichts über das Zigeunerleben! rief sie und sprang empor. Auf, Louise! auf zur Arbeit!

Während Louise und Normann die Reste des Mittagessens, Kaffeemaschine, Tassen und das Andere einsammelten, lief Betty zurück nach dem Platze, wo man das Malergeräthe gelassen, und sprang dießmal ohne die Hülfe des jungen Mannes über Felsen und Spalten.

Ein Schrei der Verwunderung scholl den beiden Andern entgegen, als sie unten ankamen. Betty stand vor der Leinwand mit weit offenen Augen und verschränkten Armen. Kommt! Schnell! schnell! Seht! Meine Landschaft ist beinahe vollendet; seht, wie grausig, wild und groß Das alles geworden! Der Geist

dieses Gebirges hat indessen daran gearbeitet, um mir zu zeigen, wie man die Natur groß auffaßt. Ich Stümperin! wie hat er mich beschämt! Ich habe eine Idylle gemalt, er hat den Eingang in die Hölle daraus gemacht. Seht nur diese Schatten, welche Kraft! und diese gewaltigen Felsen! und dieses Bächlein rauscht wie ein wilder Bergstrom! Wie Schade, daß wir ihn durch unsere irdische Gegenwart verscheuchten, daß wir ihn nicht länger arbeiten ließen — es wäre ein herrliches Bild geworden — ich werde es nie so vollenden können!

Normann und Louise betrachteten die Leinwand eben so erstaunt, wie Betty. In der That war mit dem Bilde eine höchst merkwürdige Metamorphose vorgegangen; aus einer mädchenhaften Studie war ein wilder Salvator Rosa geworden, an dem Alles zu leben, dessen Felsen, Moose, Bäume menschlich ausdrucksvolle Gesichter zu haben schienen. Jeder Pinselstrich verrieth eben so große Sicherheit als Kühnheit.

Wer mag Das gemacht haben? fragte Louise.

Wer sonst, sagte Betty ungeduldig, als der schwarze Mann von heute Morgen? Er sah ja selbst so aus wie diese Landschaft — wild, groß, kühn, geheimnißvoll.

So sprechend, vertiefte sie sich immer mehr in die Betrachtung der Malerei; bald ruhte ihr Blick auf den Felsen, dann wieder auf der Leinwand; jetzt trat sie einige Schritte zurück und betrachtete sie von fern, dann nahm sie sie wieder in die Hand, hielt sie nahe vor die Augen und prüfte jeden Pinselstrich. Dann nahm sie die Palette und betrachtete die Farben auf derselben und schüttelte den Kopf. — Ich werde es nie so zu Stande bringen, seufzte sie, und doch saß sie plötzlich vor der Staffelei, mit dem Entschlusse, es zu versuchen und es durchzusetzen. Sie fuhr fort, wo der Unbekannte aufgehört, aber sie hatte jetzt mehr Augen für die Malerei desselben, als für das Original der Felsengrotte, die sie malen sollte. Von Zeit zu Zeit ließ sie kleinmüthig die Arme fallen und murmelte: Es wird nichts daraus — ich verderbe es nur. — Normann sah sie mitleidigen Blickes an,

denn sie schien sehr betrübt. Manchmal sah sie um sich, wie Hülfe suchend, und er fühlte sich gedemüthigt, ihr nicht mit seinem Rathe beistehen zu können.

Einmal, da sie wieder und mit gerunzelter Stirn um sich sah, fuhr sie plötzlich auf, und ein sonderbares Lächeln flog über ihren Mund und glättete ihre Stirn, während ihre Wangen errötheten. Aus dem Walde, ihrem Blicke entgegen, trat der Fremde von heute Morgen. Er suchte offenbar ein Lächeln zu unterdrücken, als er sich vor der Gesellschaft grüßend verneigte.

Entschuldigen Sie — sagte er — daß ich störe; ich sah Sie im Vorübergehen, und da ich ein großer Freund der Malerei bin, wollte ich Sie, mein Fräulein, um die Erlaubniß bitten, auf Ihre Arbeit einen Blick zu werfen.

Betty stand bei seinem Herannahen auf und that ihm unwillkürlich einen Schritt entgegen, als ob sie ihm etwas sagen wollte. Aber als sie zu ihm hinauf sah, fühlte sie sich mit einem Male schüchtern — ein Gefühl, dessen sie nicht gewohnt war — und das Wort stockte in ihrem Munde. Doch faßte sie sich schnell und sagte in einiger Aufregung: Da, nehmen Sie nur rasch Pinsel und Palette und fahren Sie fort, wo Sie aufgehört haben; ich kann es nicht.

Wo ich aufgehört habe? — Ich verstehe Sie nicht, mein Fräulein.

Sie verstehen mich sehr wohl. Sie und kein Anderer hat während meiner Abwesenheit an diesem Bilde gearbeitet. Sie sind Herr Tycho Marson, der hier in der Gegend beim Grafen Galton beschäftigt ist.

Und Sie sind Fräulein Betty Hagener — sagte der Fremde, indem er sich lächelnd und mit weltmännischer Manier vor ihr verneigte — ich habe Sie an Ihrer Arbeit erkannt, als ich mich, von der schönen Gruppe, die ich von der Höhe des Felsens gesehen, angezogen und neugierig gemacht, während Ihrer Abwesenheit herbeischlich. Kein anderer Künstler hier zu Lande ist dieser feinen, ächt poetischen Auffassung fähig. Die junge Künst-

lerin, sagte ich mir, kann keine Andere sein, als dieselbe Betty Hagener, von der Graf Galton die schöne Mondschein-Landschaft besitzt, in deren Sinnigkeit ich mich so oft vertieft habe. Verzeihen Sie mir die Kühnheit, mit der ich mich in Ihre Arbeit gedrängt habe. Ich setzte mit einer Bärentatze fort, was die weibliche Hand so zart und sinnig angefangen.

Je ruhiger der Fremde diese Worte vorbrachte, desto verbindlicher wirkten sie, und dieß um so mehr, als seine Stimme durch ein weiches Vibriren, trotz der Sicherheit seines Auftretens und eben des Kontrastes wegen, den sie mit seiner gewaltigen, beinahe athletischen Gestalt bildete, die ganze Erscheinung so zu sagen milderte. Wenn er sprach, vergaß man die beinahe abschreckende Blässe des Gesichtes, den unheimlich dunkel abstechenden Bart und die breiten Schultern. Auch fühlte sich Betty nach diesen Worten, abgesehen von ihrem wohlthuenden und schmeichelhaften Inhalte, sofort behaglicher, und mit ihrer gewohnten Unbefangenheit forderte sie ihn aufs Neue auf, die Arbeit fortzusetzen.

Nein, sagte Tycho Marson, ich denke an meinen Vortheil; es ist mir interessanter, Sie arbeiten zu sehen. Wenn Sie die Arbeit in meiner Art fortsetzen wollen, gestatten Sie mir nur, Ihnen gelegentlich einen Wink zu geben.

Gut, rief Betty, da lerne ich etwas.

Sie saß wieder vor der Leinwand; Marson neben ihr. Er machte sie auf die Disharmonieen in ihrem Himmel aufmerksam, dann auf mehrere zu scharfe, unvermittelte Uebergänge, dann auf Anderes. Oft legte er nur den Finger auf eine Stelle des Bildes oder deutete nur auf eine Farbe auf der Palette, und es war ihr, als fielen ihr Schuppen von den Augen. Sie sah, wo sie vorhin vergebens gesucht und beinahe verzweifelt hatte. Wie sie die Wirkungen erkannte, jubelte sie auf, und bald that sie keinen Pinselstrich, ohne vor oder nachher Marson fragend ins Auge zu sehen. Gleich einer demüthigen Schülerin saß sie da und arbeitete, wenn auch Marson die Miene eines Lehrers nicht

annahm. Er sah ihr lächelnd zu, wie ein theilnehmender Kamerad. Desto größere Wirkung machte es auf sie, wenn er so leicht hin eine Bemerkung aussprach, die für sie eine Enthüllung, eine Offenbarung war, die in einem Worte zusammenfaßte, was sie wohl schon oft geahnt, unsicher gefühlt hatte, aber nie klar, zu einem Grundsatze gestaltet verkörpern konnte.

Woher haben Sie Das alles? fragte sie endlich, im Malen einhaltend — woher haben Sie dieses Verständniß der landschaftlichen Natur und der Landschaftsmalerei? Sie haben ja nie Landschaften gemalt? Ich habe Sie immer nur als Historienmaler rühmen hören.

Ich weiß nicht, erwiderte Marson, ob ich es verdiene, als Historienmaler gerühmt zu werden — aber Das scheint mir gewiß, daß, wer eine menschliche Gestalt, nur einen menschlichen Kopf malen kann, auch alles Andere malen kann. Unter den großen Meistern der alten Zeit gibt es eigentlich nicht einen einzigen Landschaftsmaler, und doch sind Leonardo, Raphael, Giorgione die größten Landschafter.

Betty ließ die Arme herabfallen; sie fühlte, welche Verurtheilung ihres bisherigen einseitigen Strebens in diesen Worten lag, und sie sah den langen, unendlichen Weg, der sich noch vor ihr ausdehnte, wenn sie zu einem löblichen Ziele gelangen wollte. Marson betrachtete sie mit einem eigenthümlich gemischten Ausdrucke. Vielleicht fühlte er Mitleid mit der entmuthigten Künstlerin und mochte er unwillkürlich mancher verzweifelnden Stunde seines eigenen Künstlerlebens gedacht haben. Der Nachklang solcher Stunden, den kein noch so bewegtes Leben jemals zu vernichten stark genug ist, zauberte eine sanfte Melancholie in dieses blasse, doch so stark aussehende Gesicht; zugleich aber mischte sich die Freude des Genusses bei, den der Anblick eines schönen, jungen, in Leid gesenkten Mädchenkopfes gewährt. Wie er aber mit einem Male die Arme über der Brust zusammen legte, sich etwas zurückbog und Betty mit zusammengezogenen Augenbrauen betrachtete, schien noch ein anderes Gefühl hinzuzukommen. Ein

Physiognomiker hätte jetzt aus seinem Gesichte heraus gelesen, was ungefähr so gelautet haben würde: Schwach, wie du jetzt bist, halte ich dich — wenn ich will! — Aber — bist du es werth?

Plötzlich neigte er sich wieder zu ihr und sagte mit fester Stimme: Muth, mein Fräulein, Muth! Sie sind so jung! aus Ihren Augen dämmert eine schöne Zukunft, und wenn Sie es nur erst mit dem Leben versuchen, werden Sie sich überzeugen, wie gern Ihnen Jedermann seine Erfahrung, die ganze Ausbeute seines Lebens zu Füßen legt.

Betty, die regungslos da gesessen und unter seinem Blicke wie eingeschlafen schien, schämte sich ihrer Entmuthigung, erhob den Kopf und fing wieder rasch zu arbeiten an.

Louise und Normann lagen während dieser ganzen Zeit schweigend da. Das junge Mädchen schien über das ganze Abenteuer verdrießlich und munterte Normann mit Blicken auf, sich in das Gespräch zu mischen. Er schüttelte abwehrend den Kopf, und da er beharrlich schwieg, wandte sich Louise ab und that, als wollte sie schlafen. Normann vertiefte sich immer mehr in Betrachtung des fremden Gesichtes, das ihn so einnahm, daß er kaum die Worte hörte, die Marson zu Betty sprach, wenn ihm auch der Klang der Stimme auffiel. Diese war in der That eigenthümlich. Von Natur aus schien der Maler mit dem einnehmendsten, klangvollsten Organe ausgestattet zu sein; ganze Sätze lang tönte es melodisch, bald sanft, bald männlich kräftig, immer wohlthuend und mit dem Gefühle oder dem Gedanken harmonisch zusammenstimmend, bis es mit einem Male, als ob etwas am Instrumente geschädigt würde, zusammenbrach und hohl und tonlos einen geradezu unangenehmen oder unheimlichen Eindruck machte. Dieser zweifache Charakter in der Stimme sprach sich konsequent im ganzen Gesichte aus. In demselben Augenblicke, da die interessante Blässe anzog, stießen gewisse Falten, welche die Mundwinkel umzogen und von dem schwarzen Barte nicht ganz bedeckt werden konnten, plötzlich zurück; und wieder vergaß

man diese Falten über dem unwiderstehlichen Lächeln, das von Zeit zu Zeit die ganze Physiognomie mild durchleuchtete und hinter den etwas breiten Lippen eine Reihe schöner und glänzender Zähne errathen ließ. Das Räthselhafteste aber waren die Augen. Dunkel und von breiten Lidern und langen schwarzen Wimpern halb bedeckt, blickten sie sehnsüchtig, aber der Gegenstand der Sehnsucht, ob er ein schöner, ob ein böser, wäre schwer zu bestimmen gewesen. Normann hatte viel an sich selbst, wenig an Anderen erfahren, darum blieb ihm diese ganze Erscheinung ein Räthsel, während Andere, die sich in der Welt umgesehen, zwar nicht den Charakter, aber doch die Geschichte oder wenigstens die Abstraktion der Geschichte, so zu sagen die Philosophie der Geschichte Marsons herausgelesen hätten. Der Erfahrene würde, und zwar nach dem ersten Anblick dieses Gesichtes, die Ergebnisse ungefähr so zusammengefaßt haben: Der Träger eines solchen Gesichtes hat, wie man sich auszudrücken pflegt, gelebt, stark gelebt. Ich sehe hier Bruchstücke von Kraft, von großen Planen, von starken Leidenschaften, von manchen gemüthlichen Eigenschaften. Arge Umwälzungen haben diese Bruchstücke eben zu Bruchstücken gemacht, und wenn Das so fortgeht, wird diese mit Ruinen bedeckte Gegend eine wahre Wüste. Ferner sehe ich traurige Schlaffheit, die das Zerstörte nicht mehr aufzubauen vermag, Sehnsucht nach jener Zeit, da die Ruinen noch nicht Ruinen waren, verhüllte Unzufriedenheit mit sich selbst und zugleich den Entschluß, sich nicht aufzugeben und, wenn nicht Glück, doch noch Freuden und Genüsse in thunlichster Menge zu erringen — und wenn nicht Freuden und Genüsse, doch noch Aufregungen, und wären es die schmerzlichsten.

Wie sollte der gute, gelehrte, geistreiche, aber junge und unerfahrene Normann eine Geschichte, eine Charakteristik lesen, die in ihm fremden Lettern geschrieben war? Es war nur eine Art Divination, wenn ihn der Anblick des Fremden unheimlich anwehte; er überredete sich, es sei eben nur das Fremdartige, und er habe noch keinen Isländer gesehen, und Marson sei ja



ein Sohn der geheimnißvollen Thule. Es verdroß ihn, daß Betty sich so sehr mit ihm vertiefte — aber er hatte es sich längst vorgenommen, da zurückzutreten, wo sie ihre Kunst in Anspruch nahm, und sich in solchen Momenten an ihre Vergeßlichkeit zu gewöhnen. Darum that er auch während der ganzen Zeit nichts, das ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick auf ihn hätte lenken können. Er näherte sich nur unwillkürlich — und so that auch Louise — als Marson, von der Verschiedenheit des landschaftlichen Charakters ausgehend, von seinen Reisen zu erzählen anfing. Island, seine Heimat, hatte er früh verlassen und dann — von der dänischen Regierung unterstützt — den Norden und den Süden durchzogen. Er hatte Paris, Rom, den Orient gesehen, und während er nur von Kunst sprechen und alle persönlichen Erlebnisse übergehen wollte, entrollte er vor den Seelen seiner aufmerksamen Zuhörer das Bild eines sehr bewegten Lebens und vielfache Bilder der verschiedensten Länder und Völker. Die Ruhe, mit der er erzählte, hatte die Wirkung, daß man sich ihn als in der ganzen Welt zu Hause und als über alle Verwunderung und Ueberraschung erhaben denken mußte. Nun erst mischte sich Normann mit manchen Fragen in das Gespräch, während Louise wie erstaunt zuhörte und Betty bald gierig mit den Augen an den Lippen des Erzählers hing, bald nachdenklich den Kopf hängen ließ.

Die Arbeit ruhte seit lange; die Sonne war im Untergehen, die Felsenpartie lag in tiefen Schatten. Marson sprach eben von Rom. Betty sprang auf und rief, indem sie die Arme emporstreckte: Auf! nach Rom!

Die ganze Gesellschaft erhob sich.

Unterdessen, auf in die Herberge! sagte Marson lächelnd — aber Sie finden in der ganzen Gegend keine, in die Sie bequem einkehren können, als das Schloß des Grafen Galton. Er ist ja ein alter Freund Ihres Vaters und wird sich freuen, Sie bei sich zu empfangen; er wird es mir Dank wissen, wenn ich Sie berede, bei ihm einzukehren. Sie müssen ja auch meine Arbeiten sehen, die ich für ihn ausführe.

Betty und Louise kannten den Grafen, den großen Schützer aller Künste, seit ihrer Kindheit; schon oft waren sie und der Vater von ihm eingeladen worden, und Betty, die außerdem die Bilder Marsons sehen wollte, war leicht zu bestimmen und bestimmte auch Normann, auf den Gedanken des Malers einzugehen. Papa, sagte sie, wird sich nur freuen, wenn er hört, daß wir beim Grafen Galton eingekehrt sind, und der Graf wird uns mit seiner gewohnten Güte aufnehmen. Er war mir immer gut.

So machte sich die kleine Gesellschaft, von Marson geführt, auf den Weg, durch den Wald dem Schlosse zu. Normann gab Louisen, Marson Betty den Arm.

III.

Den Grafen Erwein Galton zählte man zu den sogenannten liberalen Aristokraten, zu denen er doch so wenig gehörte. Er schämte sich einfach, einen historischen Namen zu tragen, ohne etwas, bei dem herrschenden Zustande der Dinge, für das Vaterland und dessen Wohl thun zu können. Bei den erstarrten Verhältnissen ließ sich im Großen und Allgemeinen nirgends thätig eingreifen; so versuchte er es, seit er Herr seines kolossalen Vermögens geworden, wenigstens im Einzelnen oder, wie er sagte, im Kleinen Gutes zu thun. Dem Landvolke ging er mit Einführung der landwirthschaftlichen Erfindungen als gutes Beispiel voraus; talentvolle junge Männer schickte er auf Reisen und auf ausländische Schulen, um sie von dem Schlendrian der heimischen zu retten; dergleichen that er mit ruhiger Ueberlegung, als positiver Mann, vielleicht als Politiker. Aber mit ganzem Herzen war er dabei, wo es galt, Kunst und Künstler zu unterstützen. Wie sehr er auch die Alten liebte und die Mangelhaftigkeit der modernen Kunst erkannte, that er doch sein Möglichstes für diese,

um, wie er sagte, die Grube auszufüllen und mit an der Brücke bauen zu helfen, die vielleicht zu einer besseren Zeit führe. Sein altes Schloß, im Geschmacke Versailles', konnte er weder umbauen noch verlassen, da er mit zu vielen Erinnerungen daran hing; aber im Innern desselben, so wie in den Pavillons, die er in seinen französischen Gärten aufführen ließ, sammelte er Schätze der Kunst aus allen Zeiten, auch den modernsten, und benutzte er jeden Raum, um ein Kunstwerk, eine Statue, eine Holzschnitzerei, eine Freske, eine Leinwand anzubringen. Und wie auf dem Lande, so in der Stadt, wo er den Palast besaß, in welchem er das Talent des alten Hagener erkannte. Seit jener Zeit war er mit Hagener befreundet und suchte er ihn, wie später dessen begabte Tochter, auf jede Weise zu fördern. Dieser hatte er ihre ersten Bilder abgekauft, die jetzt im Schlosse hingen, und es war darum Betty, als sie sich demselben näherte, gar nicht so zu Muthe, als ob sie in ein fremdes Haus treten sollte.

Das Schloß war nichts weniger als freundlich oder gastlich anzusehen. Obwohl schon längst die Dunkelheit hereingebrochen war, brannte doch in den hundert Fenstern des breiten Hauptgebäudes nicht ein einziges einladendes Licht; nur aus den Seitenflügeln fiel da und dort ein einsamer und ärmlicher Lichtstrahl, und nur vor dem Haupteingange am Gitterthore brannten zwei Laternen. Marson führte seine Gesellschaft über den Vorhof, durch das breite Vestibül des Schlosses in den Garten, der sich unmittelbar mit einer Terrasse an das hintere Vestibül anschloß. Da sah es freilich mit Einem Male anders aus. Alle Gänge und Alleen waren hell erleuchtet, nur hier und da lag eine Laube in angenehmer Dämmerung. In der Mitte des Gartens glänzte ein großer Pavillon, dessen Flügelthüren offen waren und eine bewegte Gesellschaft sehen ließen. Einige Paare drehten sich zum Klange eines Klaviers im Tanze, der den Kommenden wie ein freundlicher Gruß entgegentönte. Betty, welche während der Wanderung aus dem Walde hierher ziemlich schweigsam gewesen war, lachte kurz auf, wie junge Mädchen in Aufregung zu lachen

pflegen, und wurde sogleich wieder ernst, während sich Louise etwas ängstlich an den Arm Normanns drängte. Vor der Treppe, die aus dem Garten in Hufeisenform in den Saal des Pavillons führte, blieb Betty stehen; sie wollte so, bestäubt und unordentlich, mit Tannennadeln im Haar, nicht in solche Gesellschaft treten. Louise gab ihr Recht und rieth, sich zurückzuziehen. Aber Marson sagte laut: Nur vorwärts! Hier genirt man sich nicht; Sie werden sich überzeugen, daß Sie freudig empfangen werden.

Mit diesen Worten betrat er, Betty's Arm haltend, die Treppe; die junge Künstlerin that einen entschiedenen Schritt und stieg die Treppe hinan, die Anderen folgten.

Da ist er, da ist Marson! rief es aus den nächsten Gruppen, als die Ankömmlinge mit dem Maler an der Spitze in der Thür erschienen.

Sind Sie endlich da? wo haben Sie sich den ganzen Tag umhergetrieben? fragte der Graf, der herbei eilte.

Ich habe einen schönen Fang für Sie gemacht, Herr Graf! — sehen Sie, was ich Ihnen aus dem Walde mitbringe.

A la bonne heure! Meine Betty, mein kleiner weiblicher Metzu, rief der Graf erfreut und faßte Betty mit beiden Händen am Kopfe und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn, — und siehe da, auch die liebe Louise!

Unser Freund und Begleiter, Herr Normann! stellte Betty vor. Der Graf reichte ihm die Hand und hieß ihn als Freund seiner lieben Freunde Hagener herzlich willkommen. Mittlerweile war die ganze Gesellschaft herzugetreten und drängte sich im Kreise um die Neuangekommenen, welche man nach und nach bis in die Mitte des Saales gezogen hatte. Allen war die Erscheinung der jungen Künstlerin, deren Namen man kannte, interessant, und unwillkürlich wandte sich manches Auge von ihr nach einer der Landschaften, die im Saale hingen und die von ihr herrührten. Die junge Gräfin, Comtesse Catherine, ein frisches, etwas ländliches Geschöpf von achtzehn Jahren, welche die Honneurs des Hauses machte, fühlte sich verpflichtet, Betty



etwas Angenehmes zu sagen, brachte aber nichts heraus und sah sie nur erröthend an. Eine Künstlerin war ihr so etwas Mysteriöses, sie hatte sich eine solche immer so eigenthümlich vorgestellt, und nun sah sie ein junges Mädchen, ungefähr wie sie selbst, vor sich stehen; diese Erfahrung gab ihr wieder einigen Muth, und sie sagte ihr, wie sehr sie sich freue, die Malerin so poetischer Mondschein-Landschaften zu sehen. Doch fühlte sie sich bei Louisen heimlicher und knüpfte mit dieser, während sich die Anderen mit Komplimenten an Betty wandten, schnell Freundschaft an. Louise vertraute ihr, daß sie sich in der Reiseunordnung ihres Kostüms vor so vielen Herren und Damen nicht behaglich fühle, und Gräfin Catherine führte sie und ihre Schwester auf ihre Zimmer. Normann ging mit Marson, der eine ganze Reihe alter Säle inne hatte.

Die Gesellschaft, welche meist aus Adeligen, großen Grundbesitzern mit ihren Frauen und Töchtern bestand und sich wöchentlich ein oder zwei Mal beim Grafen Galton zu versammeln pflegte, war durch die Ankunft der interessanten Gesellschaft angenehm aufgeregt. Man stand noch lange zusammen und sprach über das Talent und das frische und anspruchslose Aussehen der Künstlerin, über ihren Vater und allerlei auf dessen Leben Bezügliches. Ein Fräulein aus dem Damenstifte machte eine Bemerkung über die Unschicklichkeit einer solchen Wanderung zweier Mädchen mit einem jungen Manne; aber der Graf legte ihr Schweigen auf mit dem sehr ernsthaft und nachdrucksvoll ausgesprochenen Worte, daß sein ehrenwerther und trefflicher Freund Hagener wohl wisse, was er thue, und daß der junge Mann durch das Vertrauen des alten Malers hinlänglich und nachdrücklich empfohlen werde. Ein Hofsekretär und Junggeselle raunte darauf seinem Nachbar ins Ohr, Marson sei ein vortrefflicher Falke, der von keiner Beize ohne Beute zurückkehre.

Als die Mädchen nach einiger Zeit wieder in den Saal traten, schienen sie schon sehr alte Freundinnen; im Laufe des Abends konnte man es hören, daß sie sich duzten, obwohl Louise ihr Du,

wenn sie zu der jungen Gräfin sprach, so viel als möglich zu umgehen oder zu verschlucken suchte. Catherine hatte Betty, der ihre Kleider paßten, auf das Schönste herausgeputzt, und sie trat zum zweiten Male wie eine neue Erscheinung in die Gesellschaft. Jetzt, da sie ihren Hut abgenommen, sah man erst die ganze Schönheit ihrer weißen Stirn, das dunkelblonde volle Haar, das, vorn weit zurückgeschoben, rückwärts in zusammengehaltenen Locken auf den etwas gebogenen Nacken fiel, und das große braune Auge, das unter braunen, beinahe schwarzen Brauen frei und freudig um sich blickte. Selbst Normann sah sie mit Staunen an, als sie eintrat. Wie sie plötzlich umringt wurde und im Gedränge verschwand, war es ihm, als verschwinde sie ihm für immer, und es überlief ihn kalt. Da erscholl wieder die Musik. Der Knäuel öffnete sich, und hervor tanzte Betty am Arme Marsons; ihnen nach viele andere Paare, und im Augenblicke wirbelte es im ganzen Saale. Normann fühlte etwas wie einen Schwindel und lehnte sich an eine Säule. Er bemerkte die wohlwollenden Blicke der Damen nicht, die an ihm vorbeigingen und die schöne, melancholische Jünglingsgestalt betrachteten — er bemerkte es kaum, daß Betty beinahe ohne Unterbrechung mit den verschiedensten Tänzern, meist mit Marson, den Saal entlang flog — das Schleifen der Tanzenden, das Rauschen der Kleider, die Musik summten ihn immer tiefer ein, bis alles Nachdenken zu einem vagen Traume wurde. Aus diesem Traume weckte ihn eine freundliche, ängstliche Stimme: Sie tanzen nicht, Herr Normann?

Es war die Gräfin Catherine, die, als Normann die Augen aufschlug, lächelnd und naiv fortfuhr: Sie müssen nicht tanzen, wenn Sie nicht wollen — auch frage ich nicht, damit Sie mich auffordern, sondern einfach in meinem Amte als Dame des Hauses.

Tanzen Sie, lieber Normann, sagte Louise, die neben der Gräfin stand; Sie stehen so traurig da und tanzen doch sonst so gern.

Traurig? fragte er abwehrend, warum sollte ich traurig sein?

Trotz dieser Frage blickte ihm Louise, da er mit der Gräfin dahintanzte, kopfschüttelnd nach; dann sah sie sich im Saale um, und als ihr Blick auf Betty ruhte, die in tiefem Gespräche mit Marson auf der anderen Seite des Saales stand, schüttelte sie wieder den Kopf, und es war ihr, als dürfe sie ihre Schwester nicht allein lassen. Sie ging hinüber zu ihr und hörte mit einem gewissen Schrecken, wie ihr Marson eben bewies, daß sie in so beschränkten Verhältnissen nicht länger bleiben dürfe und daß sie sich in der Welt umsehen müsse. Leben müssen Sie, rief er, leben! — Die einzige Schule der Kunst ist das Leben!

Das sagt man immer, warf Louise rasch darein, es muß aber nicht wahr sein. Man kennt ja die Geschichte der Maler. Hier und da hat Einer groß gelebt und in der Welt, während zur selben Zeit viele Andere in der größten Stille eben so Großes und Größeres geleistet haben. Die niederländischen Maler des siebenzehnten Jahrhunderts verblieben ihr Leben lang in den bescheidensten und beschränktesten Verhältnissen; sie lebten wie gute Bürger und Handwerker. Selbst die Italiener lebten so, und manche wurden im Kloster große Meister. Selbst Diejenigen, die sich viel in der Welt herumtrieben, thaten es erst, nachdem sie in der Stille ihren Geist und ihre Talente ausgebildet und Ruhm erworben hatten.

Louise hatte vielleicht in ihrem ganzen Leben keine so lange Rede in Einem Zuge gehalten; auch war sie selbst über ihren Muth wie über das Gesagte nicht weniger erstaunt, als Betty, die sie mit großen Augen ansah und lachte.

Lache du nur, ich habe doch Recht! fügte Louise erröthend ihrer Rede zu. Dabei war ihr ganz wohl. Es schien ihr, als hätte sie eine Pflicht erfüllt oder zu erfüllen angefangen, und es däuchte sie, als ob diese Pflicht darin bestehe, mit Marson zu zanken und ihm Betty streitig zu machen. In diesem Gefühle schob sie die Hand unter Betty's Arm und wandte sich mit ihr von Marson ab.

Du bist sonderbar, Louise — was willst du? Was plagt dich? Du machst ja schauderhaft ernste Gesichter, anstatt zu tanzen, sagte die ältere Schwester.

Du bist noch sonderbarer, erwiderte die Jüngere leise, aber etwas heftig — nun hängst du seit Stunden an diesem Manne, den du kaum kennst.

Ich kenne ihn ganz gut — er ist ein ausgezeichneter Maler, und ich höre und lerne von ihm in einer halben Stunde mehr, als ich sonst in Jahren gelernt habe.

Hat sich was mit dem Lernen! zuckte Louise die Achsel — du siehst aus, als wärest du berauscht, du hast Augen und Ohren nur für ihn, für einen Menschen, von dem seine besten Freunde eigentlich nicht wissen, wer er ist, was er sein Leben lang getrieben hat, der einen schlechten Ruf hat, ja, ja, einen schlechten Ruf — die Gräfin Catherine hat mir Das zwar nicht gesagt, aber ich konnte es aus ihren Worten entnehmen. Vor ihr, wie vor uns zu Hause, hat man leise gesprochen, wenn man sich das Leben und die Abenteuer Tycho Marsons erzählte.

Schlechten Ruf! sagte Betty ärgerlich — jeder rechte Mann, der seinen eigenen Weg geht, der unabhängig ist, alle ausgezeichneten Menschen haben schlechten Ruf. Marson ist ein ausgezeichneter Mensch, der ausgezeichnetste, den ich jemals sah. Ich spreche gar nicht von seinem Talente — nur von seinem Geiste, seiner Erfahrung, seinem Wesen. Jedes seiner Worte ist wie ein Schlüssel zu einer unbekannten Welt; die kleinste Bemerkung von ihm eröffnet eine unendliche Perspektive.

Betty wollte fortfahren, aber da stand sie vor Normann, und sie brach rasch ab. Die Beiden sahen einander eine Zeit lang schweigend an, bis Betty sagte: Aber, lieber Normann, da sind Sie — sieht man Sie endlich! Sie vernachlässigen mich, Sie haben mich den ganzen Abend nicht zum Tanze aufgefordert!

Das ist wirklich wahr, lächelte Normann, ich vernachlässige Sie, liebe Betty, und Das alles der Gräfinnen wegen, mit denen ich tanze. So sind wir Männer, und so wird man in der



großen Welt; mit dem ersten Schritte vergißt man seine alten Freunde. Wollen wir nicht eine Tour mit einander versuchen, als Erinnerung an die alte Zeit und an den Ball, da wir uns kennen lernten?

Betty nahm seinen Arm und ließ den Kopf hangen. Anstatt zu tanzen, gingen die beiden jungen Leute schweigend auf und ab, und ehe sie sich besonnen, wurden sie aufgefordert, sich in den anstoßenden Saal zum Souper zu begeben.

Der Graf lud die beiden Fräulein Hagener, als die Fremdesten in der Gesellschaft ein, sich rechts und links von ihm zu setzen, eine Höflichkeit, welche Aristokraten Bürgerlichen gegenüber gern verzeihen, da sie sie als gebotene Leutseligkeit und Herablassung betrachten. Normann saß etwas weiter entfernt mitten unter Unbekannten. Er war zerstreut und zum Sprechen nicht aufgelegt. Der Graf, als guter Wirth, hielt es für seine Pflicht, den fremden Schweigsamen in das Gespräch zu ziehen, das in seiner Nähe ziemlich lebhaft war.

Sie betrachten die leeren, mit Mörtel beworfenen Felder an den Wänden, Herr Normann, rief ihm der Graf zu, und sie machen gewiß auf Sie, wie auf mich seit langer Zeit, einen öden Eindruck. Wir streiten seit lange darüber, womit sie zu verdecken seien. Ich besitze einige alte Snyders, und da es Sitte ist, dergleichen nature morte in Speisesälen anzubringen, so ist man hier im Hause dafür, daß ich sie hierher hänge. Ich bin aber nicht dafür; ich bin kein Freund von Snyder, den ich wohl gern in der Galerie, nicht aber immer in meiner Nähe sehe.

Ich glaube, Herr Graf, erwiderte Normann, so aufgefordert, daß ich ganz Ihrer Meinung wäre. Diese todten Fische, der rohe Kohl, das blutige Fleisch, selbst die gemalten Früchte sind eher geeignet, den Appetit zu verderben, als ihn zu erhöhen. Jedenfalls machen sie den Appetit noch thierischer. Man befindet sich in solcher Gesellschaft nicht im Speisesaal, sondern in der Küche, in deren Geheimnisse man lieber nicht blicken soll. Was nützt es, daß die Speisen schon idealisirt und geschmückt auf den Tisch

kommen, wenn ich sie roh und unappetitlich, als ein sehr materielles Memento, im Bilde vor mir habe? Wenn sie nicht an die Küche erinnern oder an die Speisekammer, so erinnern diese Bilder doch meist an abgetragene Tafeln, auf denen in Gläsern, Krügen und Schüsseln Reste geblieben sind — und Das ist eben so wenig appetitlich, als die Küche.

Sie machen mir meine eigene Empfindung sehr klar, sagte der Graf aufmunternd. Aber fahren Sie fort; bleiben Sie nicht bei der Kritik stehen, wie unsere modernen Schriftsteller und Politiker — reißen Sie nicht nur nieder, bauen Sie auch auf. Sagen Sie mir, was diese Speisebilder in einem Speisesaal ersetzen soll, schön ersetzen soll!

Normann fuhr zögernd fort, während die ganze Gesellschaft aufmerksam horchte und den fremden jungen Mann mit Interesse betrachtete: Was den Menschen eigentlich erst zum Menschen macht, ist seine Befähigung zum Ideal, seine Kraft, mit der Materie eine Idee zu verbinden. Bei Essen und Trinken wird diese Operation freilich am Schwierigsten. Doch sind Mahlzeiten oft erhabene Symbole geworden, dadurch, daß sie die Anfänge großer Verbindungen, die Gelegenheit zum Austausche großer Ideen oder sogar die Veranlassungen wichtiger Momente in der Weltgeschichte waren. Solche Mahlzeiten stellen uns mit Hülfe gegebener Momente und Persönlichkeiten die Idealisirung selbst des Essens und Trinkens dar, und was hat die Kunst Anderes zu thun, als uns mit Idealen zu umgeben? Ich, wenn ich mir einen Speisesaal mit Bildern zu schmücken hätte, ich würde mir solche Mahlzeiten malen lassen.

Bravo! rief der Graf — doch bitte, sagen Sie, welche Stoffe würden Sie dem Maler angeben?

Ich würde meinen Stoff aus der Griechen-Geschichte wählen. So kämen ungefähr folgende Bilder heraus: Leonidas mit seinen Gefährten bei der letzten Mahlzeit am Abend vor den Thermopylen; Platons Gastmahl, da alle Fragen der Liebe erörtert werden. Aus der vaterländischen Geschichte müßte auch etwas da sein,

freilich, die alten Deutschen waren nicht löblich bei ihren Gastmählern. Luther mit seinen Tischreden paßt nicht in dieses katholische Land — nun, der Humor — fuhr Normann suchend und nachdenklich fort — der Humor muß ja auch nicht fehlen. Nehmen wir z. B. Ludwig den Baier nach der Schlacht mit seiner hungrigen Armee, da er den einzigen Mundvorrath, die Eier, austheilt und die Worte spricht: Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei — oder auch die muthige Gräfin von Rudolstadt, da sie Alba bewirthet und ihm „Fürstenblut für Ochsenblut!“ zuruft. — Aus der modernen Geschichte müßte auch etwas da sein.

Den Wiener Kongreß bei dem berühmten Diner des Baron Arnstein! rief ein alter Gesandtschafts-Attaché.

Die ganze Gesellschaft lachte. Herr Normann, sagte der Graf, wird vielleicht etwas Interessantes finden.

Normann legte die Hand an die Stirn und dachte nach. — Ich hab's! rief er. Ein schönes Gedicht, das dieser Tage ein Kollege von mir, ein Student der Medizin, Alfred Meißer, auf der Klinik vorgelesen, gibt mir die Idee: es beschreibt das letzte Abendmahl der Girondisten, in der Nacht vor ihrer Hinrichtung.

Ei! rief der Attaché — Gott bewahre, eine Erinnerung an die Revolution im Speisezimmer! Das verdirbt den Appetit noch viel mehr, als Ihre todten Fische.

Nein, nein! rief der Graf, den Attaché abwehrend — im Einzelnen läßt sich streiten und wählen, aber im Ganzen finde ich die Idee vortrefflich, ganz vortrefflich. Man ist oft Künstler, ohne den Pinsel führen zu können, fügte er lächelnd, gegen Betty gewandt, hinzu. Ein prächtiger junger Mann, Ihr Begleiter!

Normann hatte durch seine Reden, die er eigentlich nur gehalten, um sich zu zerstreuen, die Aufmerksamkeit Aller und die Sympathie Mancher erworben. Nach beendigter Mahlzeit drängte man sich um ihn, und da wenige Menschen es verstehen, einen neuen Gegenstand aufs Tapet zu bringen, sprachen ihm Alle über geeignete Bilder in Speisesälen, und Jedermann gab sich

Mühe, irgend ein historisches Essen zu entdecken, um es Normann zur Aufnahme in seinen Zyklus zu empfehlen. Die Damen schlugen meist Mahlzeiten vor, die sie aus Opern kannten. Die Eine meinte, das Gelage aus Donizetti's Lucrezia Borgia, bei welchem die Brambilla das schöne Trinklied singe, wäre auch ein schöner Gegenstand; die Andere schlug die ersten Szenen aus Robert der Teufel vor; die Dritte fragte, ob denn nicht auch die Hugenotten vor der Bartholomäusnacht zu Nacht gegessen. Obwohl ihn alle diese Vorschläge in gute Laune versetzten, war Normann doch froh, als sich ihm der Graf mit Betty am Arm näherte und ihn zu einem Spaziergang durch den Garten einlud.

Augenscheinlich hatte ihn der Graf schnell liebgewonnen. Seine Geschichte kannte er schon durch Betty und Louise, bei denen er sich während und nach Tische nach dem jungen einnehmenden Menschen erkundigt hatte. Manches errieth er auch, und auf die hingeworfene Bemerkung, daß man nur mit einem Verlobten so ins Land laufen könne, gestand ihm Betty mit sehr großem Eifer, daß sie Normann liebe und gewiß einst heirathen werde. Louise freute sich über dieses Geständniß, das manche, seit einigen Stunden in ihr erwachte Besorgnisse zerstreute. Sie hätte sich weniger gefreut, wenn sie gewußt hätte, daß Betty das Geständniß so rasch bereit, eifrig und beinahe zu laut aussprach, um ähnliche Besorgnisse in sich selbst zum Schweigen zu bringen. Während Normann bei Tische die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich gezogen, fiel es dieser erst auf, wie wenig Aufmerksamkeit sie selbst ihm seit vielen Stunden zugewandt, und sie erschrak, daß alle ihre Gedanken einem Andern gehört hatten. Daher ihr Geständniß und daher zum Theil das begeisterte Lob, mit dem sie von ihm sprach. Sie war dem Grafen sehr dankbar dafür, daß er mit ihnen plaudernd und den jungen Mann über seine Verhältnisse ausfragend im Garten umherging und gewisser Maßen wieder den Vermittler zwischen ihnen machte — denn es schien ihr, als bedürfte es einer Vermittlung, einer Versöhnung.

Selten hatte sie Normanns Worte so weise, so geistreich, den Klang seiner Stimme so wohlthuend, sein stolzes und doch bescheidenes Benehmen so edel gefunden wie jetzt; so oft sie an einer Laterne vorübergingen, warf sie ein prüfendes Auge auf ihn, und auch Gesicht und Gestalt hatte sie nie so schön gefunden, wie in diesem Augenblicke. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß über seine Züge ein Schleier tiefer Melancholie gebreitet war, und sie wußte nicht, war, was sie fühlte, Rührung oder böses Gewissen. Sie hatte sich immer so in den Tag, in die Stunde, in den Augenblick hinein leben und gehen lassen, ohne jemals traurig zurück zu denken, und jetzt empfand sie etwas wie Reue und wie ein Unrecht. Sie hätte weinen mögen, und sie erschrak, als der Graf, um die abziehenden Gäste zu begleiten, ihren Arm in den Arm Normanns legte, sich mit Entschuldigungen entfernte und sie allein ließ. Es war ihr neu und beengend, daß sie, mit Normann allein gelassen, nicht Worte finden konnte, da es ihr gerade Bedürfniß war, zu ihm zu sprechen. Was ist Das? fragte sie sich — was sollte es anders sein als Liebe? Gewiß, ich liebe ihn von ganzem Herzen; ich habe es nie so gewußt, wie jetzt. Und unwillkürlich drückte sie seinen Arm an ihre Brust. Normann zuckte zusammen, aber schwieg, und schweigend spazierten sie weiter. Am Ende der Allee, über einen beleuchteten Platz schritt Marson; er kam aus dem Dunkel und verschwand nach drei Schritten in dem Dunkel; wie er durch das Licht hinschritt, sah er auf der hellen Mauer, die den Hintergrund bildete, groß und gewaltig aus. Bei seinem Anblicke blieb Betty stehen und wandte sich mit Normann nach einer andern Richtung. So kamen sie in einen dunkleren Gang.

Betty fühlte das Bedürfniß, zu sprechen, noch lebhafter als vorhin. Aber sie konnte unmöglich Das, was sie bedrückte, zuerst aussprechen; sie mußte sich durch Worte erst Muth machen zum rechten Worte, und sie warf wie scherzend hin: Wissen Sie, Normann, daß Sie hier alle Welt erobert haben?

So? fragte Normann auf den Ton eingehend, desto besser;

ich weiß, es ist gut, Vielen zu gefallen, wenn man Einer gefallen will! So sind einmal die Weiber!

Ich nicht!

Eine künstlerische Seele und eine Weiberseele, Das ist hundert Mal Weib, Das ist tausendfache Empfänglichkeit!

Der Scherz war mit so zitternder Stimme ausgesprochen, daß Betty nicht den Muth hatte, zu antworten. Erst nach langem Schweigen sagte sie in einem sanft verweisenden Tone, der aber die Selbst-Anklage nicht verbergen sollte: Mein Freund — lieber Normann, Sie haben mich heute viel allein gelassen!

Hm — habe ich wirklich?

Ja gewiß, sagte Betty mit einer Stimme, welche in der Dunkelheit verrieth, daß sich ihr Auge mit Thränen füllte.

Normann war gerührt, denn er hatte Betty nie weinen sehen. Er hielt in seinem Gange inne und faßte ihre beiden Hände, die er heftig drückte. Gestehen Sie, Betty, sagte er so ruhig und sanft, als er konnte, daß ich gut gehandelt habe, und daß Sie sich empört hätten, wenn ich Sie nur einen Augenblick an sich selbst erinnert hätte! Wie sehr ich Sie liebe, haben Sie mich doch gewöhnt, Sie mit Ueberlegung, ja, beinahe mit Berechnung zu behandeln. Sie sind übrigens nicht ein Mädchen wie tausend andere — Sie sind frei und müssen Ihre Freiheit haben: ob zu Ihrem Glücke, ob zu Ihrem Verderben? Das wird das Schicksal beantworten. Auf Glück oder Unglück kommt es übrigens bei Künstler-Naturen nicht an, sondern auf ein Leben, das einen Inhalt habe. Ich liebe Sie auch zu sehr, als daß ich Sie mit kleinlichen Eifersüchteleien plagen sollte, als daß ich immer an mich denken sollte, wenn Sie mich vergessen. Ich lasse Sie gehen, ich lasse Sie so hinleben; ich werde nie um Sie kämpfen, ich werde nie Ihre Liebe zu erbetteln oder zu erflehen oder zu erschleichen suchen, wenn sie mir nicht als eine freie Gabe trotz Allem, trotz allen Wünschen und Ausflügen Ihrer Phantasie zu Theil wird! Glauben Sie, daß ich Sie weniger liebe, wenn Sie anderswo Ihr Glück oder Ihren Lebens-Inhalt

suchen? Auch dann noch werde ich treu neben Ihnen ausharren und zufrieden sein, wenn ich ein Uebel von Ihrem theuren Haupte abwehren kann, ohne ein lästiger Warner oder Prediger zu werden.

Anstatt der Antwort hörte Normann ein unterdrücktes Schluchzen und fühlte er beide Hände Betty's sich an seine Schultern anklammern.

Sie sprechen mir, als ob Sie mich verlassen wollten, stotterte sie, als ob Sie mich aufgäben. Normann, mein Freund, mein theurer Freund, ich liebe Sie so innig!

Sie schlang beide Arme um seinen Hals und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen. Es war der erste Kuß, den sie ihm gegeben. Er war berauscht, glückselig. Nach langen Stunden voller Qual hielt er ein ungehofftes Glück in den Armen; alle gewaltsam unterdrückte Empfindung brach mit Einem Male hervor; alle planvolle Besonnenheit, die er sich seit der Zusammenkunft mit Marson als Waffe gegen ein hereinbrechendes Unglück zurecht gemacht, verflüchtigte sich vor diesem Einen Momente; er hob Betty an seine Brust empor und nannte sie zwischen unzähligen Küssen mit den süßesten Namen.

Sie merkten nicht, daß sich Schritte näherten. Es war Louise, die seit Langem und besorgt ihre Schwester suchte. Als sie das Schluchzen und die Küsse hörte, blieb sie erschrocken stehen und horchte. Gottlob, es ist Normann! lispelte sie, lehnte sich an einen Baum der Allee und fing heftig an zu weinen. Doch faßte sie sich schnell, wischte die Thränen vom Auge und rief: Betty! Normann! man sucht Euch! im Schlosse geht Alles zu Bette!

Gute Nacht! und: gute Nacht! und Betty faßte ihre Schwester am Arme und eilte dem Schlosse zu. Langsamen Schrittes und wie ein Träumer folgte ihr der junge Mann und lächelte vor sich hin und schüttelte den Kopf, als ob ihm Jemand etwas erzählte, das er nicht glauben könnte und doch gern geglaubt hätte.

IV.

Wie wenig er auch geschlafen hatte, war Normann doch sehr früh wieder im Garten. Es hatte in der Nacht ein wenig geregnet, und die ganze Natur lachte in jugendlicher Frische. Doch ließ er nur einen flüchtigen Blick über die ganze Herrlichkeit des Gartens schweifen und horchte, unbekümmert um den lustigen Gesang der Vögel, in die Alleen nach allen Seiten, ob er nicht schon Betty irgendwo sehen oder ihre Stimme oder ihren Schritt hören könnte. Aber die Gärtnerjungen ausgenommen, war noch keine menschliche Seele zu erspähen. So wanderte er vor dem Schlosse auf und ab und prüfte sämmtliche Fenster, da er nicht wußte, hinter welchem Betty übernachtete. Die Fenster waren noch geschlossen, wie schlafende Augen. „Schlaf wohl!" lispelte er und begann eine neue Wanderung durch den Garten. Da die französischen Alleen ihrer Länge nach leicht zu übersehen waren, verließ er jede, sobald er einige Schritte darein gethan, um eine andere zu betreten und zu überblicken; so vereinigte sich in ihm der Wunsch, Betty zu begegnen, mit der widersprechenden Ueberzeugung, daß sie noch süß schlafe. Er mußte selbst über sich lachen und setzte sich endlich hin auf eine altbemooste Bank, um sein Glück zu überdenken und die widersprechenden Stimmen in seinem Innern, die dieses Glück mit des Gedankens Blässe ankränkeln wollten, zum Schweigen zu bringen. Dieß gelang ihm, indem er sich den Eindrücken des schönen Morgens und seiner Ruhe hingab und das Glück seines Innern mit der holden, heiteren Anmuth der Umgebung in Eins verfließen ließ. Wer kennt sie nicht, diese lieblichen Täuschungen, wenn die Natur, besonders in Sommer-Morgenstunden, ihre heilsame Hand auf unser Herz legt und uns glauben macht, daß ihr ruhevoller, harmonischer Pulsschlag unser Herzschlag sei? Dann wähnt man sich ihr so nahe und so reich und ruhevoll wie sie. Aber sie zieht die Hand zurück, und man gehört wieder dem kleinen, unstäten, aus Momenten zusammengesetzten Leben; man gleicht dem Geiste,

den man begreift, nicht ihr. Man fühlt und leidet wieder — und wenn man auch wieder hofft, was ist damit gewonnen? Sie besitzt eine göttliche Gefühllosigkeit und eine erhabene Hoffnungslosigkeit. Uns macht sie träumen, sie aber ist. In das hinmurmelnde oder stehende Gewässer unseres Lebens wirft sie, vorübergehend, ihr Spiegelbild; sie weiß es kaum, und wir glauben, Eins zu sein mit ihr. Es war nur eine Stimmung, ein Schatten, und wir hielten es für den Anfang eines Glückes. Darum genügt es schon, wenn das Gewässer klar genug ist, um sie zu spiegeln.

Wie sehr Dieß genügt, fühlte Normann in jener Morgenstunde. Trotz allen Bedenklichkeiten, die selbst Betty's Hingebung nicht ganz zerstreuen konnte, war er glücklich, und er fühlte sich unangenehm geweckt, als der Graf plötzlich vor ihm stand. Doch heiterte ihn ein Blick in das edle und wohlwollende Gesicht des alten Mannes schnell wieder auf.

Schon so früh aus den Federn, Herr Normann? rief ihm dieser zu, indem er ihm die Hand reichte, Das ist doppelt viel für einen Stadtmenschen. Ich freue mich sehr darüber, da ich gleich mit Ihnen die Wanderung antreten kann, die ich gestern im Stillen projektirt hatte. Ich will Ihnen meine Gewächshäuser zeigen. Als Mediziner sind Sie auch Botaniker; es wird Sie Manches interessiren, und Sie werden mir vielleicht manchen guten Rath geben können.

Der Graf stützte sich auf seinen Arm und führte ihn aus der Allee in einen entfernten Theil des Gartens, wo sich viele hohe und niedere Gewächshäuser an einander reihten. Da war in der That viel zu sehen. Der Graf erklärte und erzählte die Geschichte vieler Pflanzen mit der Ausführlichkeit des Liebhabers und erkundigte sich nach den Einrichtungen des botanischen Gartens in der Universitätsstadt, über welche Normann genügende Aufklärung geben konnte. Dann kam die Möglichkeit der Akklimatisirung verschiedener Pflanzen, dann ihre Nutzbarkeit zur Verzierung oder im Hauswesen oder auch in der Apotheke zur

Sprache. Nachdem man mit den Gewächshäusern fertig war, sagte der Graf: Sie haben mir hier manchen guten Rath gegeben, Sie werden es auch im Hospital können, das ich hier im Städtchen angelegt habe. Wir müssen jetzt dahin.

Da ertönte die Frühstücksglocke vom Schlosse her; Normann zauderte; beim Frühstück hätte er Betty sehen können. Aber der Graf lachte: Ach, Sie sind hungrig, junger Mann! Schadet nichts! — Sie müssen das Opfer der Wissenschaft bringen und der leidenden Menschheit; Größere haben für die Beiden länger gehungert; was ich mir einmal in den Kopf gesetzt, Das muß ich gleich ausführen. So treibe ich es nun seit sechzig Jahren, und ich werde es nicht ändern, einem hungrigen Magen zu Gefallen, oder gar — fügte er lächelnd hinzu — einem schmachtenden Herzen zu Liebe.

Es war so viel Güte in diesem Spotte, daß Normann gern willfahrte und sich mit entschlossenem Schritte in Bewegung setzte. Das Hospital fand er vortrefflich ausgestattet, zur sichtbaren Freude des Grafen, obwohl er hier und da manche Mangelhaftigkeit bemerken mußte, z. B. in Betreff der Ventilation. Aber der Graf war ein so großer Freund von Verbesserungen, daß ihm kritisirende Bemerkungen, die zu dergleichen Veranlassung gaben, nur willkommen waren. Normann hielt sich auch bei den Kranken auf, fragte sie aus und gewann auffallend schnell ihr Vertrauen; er ertheilte auch manchen Rath, aber mit jener Zurückhaltung, die er dem abwesenden Arzte und, als junger, unerfahrener Praktiker, den Kranken schuldig zu sein glaubte.

Endlich nach langen Stunden, die Normann eine Ewigkeit schienen, kehrten sie ins Schloß zurück. Normann wollte sich empfehlen und Betty aufsuchen.

Nichts da, sagte der Graf, Sie waren schon vorhin so hungrig, wie sehr müssen Sie es jetzt sein! Wir frühstücken zusammen; ich habe Ihnen bei der Gelegenheit Manches zu sagen, was Ihnen vielleicht von Wichtigkeit ist.

Der Graf führte ihn in den Speisesaal, ließ auftragen,



hieß ihn, sich ihm gegenüber setzen, und schickte den Bedienten fort.

Jetzt, sagte er, wollen wir gemüthlich frühstückend ein Geschäft abmachen. Mit wenigen Worten. Sie werden mir Ja oder Nein antworten; aber ich gestehe Ihnen, daß ich ein Ja erwarte und wünsche. Ueber Ihre Verhältnisse bin ich durch die beiden Mädchen hinlänglich unterrichtet; was Ihre Kenntnisse und Fähigkeiten betrifft, so habe ich heute, ohne daß Sie es wußten, eine Prüfung mit Ihnen vorgenommen, zu Ihrem Charakter habe ich das größte Vertrauen, weil Ihnen mein alter Freund Hagener mit seinem gesunden Blicke vertraut. Ihre Bildung, Ihr Talent, in der Welt zu leben, erkennt mein eigenes, erfahrenes Auge; Ihre Energie hat ein Leben unter Fremden und der Kampf mit Entbehrungen seit frühester Jugend gestählt. Alle diese Eigenschaften in einem Manne, und zwar in einem jungen Manne vereinigt, bedarf ich aufs Dringendste und denke ich auszubeuten. — Ich habe einen Sohn von neunzehn Jahren; er studirt gegenwärtig Jura auf einer deutschen Universität. Aber er hat eine zarte Gesundheit, und ich denke ihn bald zurückzurufen, um ihn auf Reisen zu schicken. Seit lange suche ich einen Begleiter für ihn — einen jungen Mann, der sein Rathgeber, sein Freund und zugleich sein Arzt sei — einen gebildeten, jungen Mann, der an nichts vorübergehe und meinen Sohn an nichts vorübergehen lasse, was belehren, anregen, bilden kann. Der junge Mann sind Sie. Aber Sie sind gebunden; Sie müssen noch Jahre lang als Hofmeister arbeiten, bis Sie das Geld erworben haben, um Ihre Examina machen zu können. Eine schöne Zeit des Lebens wird da einem äußerlichen Umstande geopfert; Das ist thöricht; ich würde Das, nachdem ich Sie kennen gelernt, nicht dulden, auch wenn ich nicht persönlich dabei interessirt wäre. Geben Sie Ihre Hofmeisterei auf und machen Sie Ihr Examen; Sie thun es für mich, ich werde Ihnen dankbar sein, und was die Kosten betrifft, so werden wir die berechnen, denn mit dem Ende der Reise soll hoffentlich unsere Verbindung nicht

zu Ende sein. Wenn Sie die Welt besehen, werden Sie einen ruhigen und gesicherten Wirkungskreis wünschen, eine Stelle, mit der Sie ein geliebtes Weib ernähren können. Dieses geliebte Weib wird allem Anscheine nach die Tochter meines Freundes Hagener werden; desto größere Freude wird es mir sein, sie Ihnen zu verschaffen. Sie sollen mein Hausarzt und Arzt dieser meiner Herrschaft, Direktor des Hospitals und aller Sanitäts-Anstalten auf meinen Gütern werden; der gute Doktor, der die Stelle bis jetzt inne hat, ist alt und wird sich gern in Ruhe zurückziehen. So habe ich mir die ganze Sache zurecht gelegt; ich fasse gern rasche Entschlüsse und gebe mich mit Vertrauen den ersten Eindrücken hin. Da ich seit lange einen Begleiter für meinen Sohn und einen Arzt für diese Herrschaft suche, flog mir gleich gestern Abends der Gedanke durch den Kopf, daß ich gefunden, was ich suche — die nähere Bekanntschaft mit Ihnen befestigte jenen fliegenden Gedanken. Und so schlagen Sie ein.

Normann hatte diese Rede mehrere Male mit Danksagungen unterbrechen wollen — aber die Worte flossen aus dem Munde des Grafen unaufhaltsam wie ein Regen, und dem jungen Manne war es, als fühlte er das Glück greifbar auf sein Haupt niederfallen. Mit Einem Male waren so viele Sorgen dahin, war so viel Last und Mißmuth, die ihm in der Zukunft drohten, von ihm genommen. Dankbar, keines Wortes fähig, streckte er dem Grafen die Hand entgegen. Dieser faßte sie mit dem frohen Bewußtsein, einen Menschen glücklich gemacht, wenigstens von Sorgen befreit zu haben, und er war fast bereit, Normann dafür eben so herzlich zu danken, als dieser ihm dankbar war.

Der junge Mann sprang vom Tische auf und wandte sich unschlüssig der Thür zu.

Wir sind zwar mit unserem Frühstück kaum am Anfang, sagte der Graf scherzend, aber ich begreife, daß Sie fort wollen und wohin.

Wo mag sie sein? Wo kann ich sie finden? fragte Normann vor sich hin.

Wo wird sie sein? lachte der Graf, oben im Saale bei Marsons Fresken. Durchs Vestibül, die große Treppe hinauf — der Saal ist offen — Sie werden gleich das Gerüst sehen.

Ein Schatten flog über Normanns Gesicht, verschwand aber alsbald, und er eilte hinaus, sprang mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf und stand im Saale. Er sah Niemanden; erst als er suchend um sich blickte und sein Auge die ganze Tiefe und Höhe des wahrhaft großartigen Saales durchflog, erkannte er hoch oben auf einem Gerüste Betty, die, ihm mit dem Rücken zugewandt, eifrig beschäftigt schien, während kaum einen Schritt von ihr Marson sitzend an einer Freske malte. Normann kletterte rasch die Leiter hinauf. Oben angekommen, stand er auf den wenigen Brettern, aus denen sich die Platform des Gerüstes zusammensetzte, hart neben Betty und Marson. Die Beiden, die in ihre Arbeit vertieft waren, bemerkten ihn nicht, — er aber war über Betty's Aussehen erstaunt. Sie hatte eine Schürze vorgebunden, die bereits wie das Schurzfell eines Maurers aussah. Mit einer Kelle arbeitete sie an der Zubereitung von Kalk und Mörtel und beachtete es nicht, daß ihre Arme und Hände von den Stoffen bespritzt waren, daß selbst in ihrem Gesichte einzelne Spritzer hangen geblieben. Neben Marson hatte sie ganz das Aussehen eines Lehrlings neben seinem Meister. Nachdem sie den Mörtel gehörig gerührt und umgedreht, wandte sie sich mit der ganzen hölzernen Kufe zu Marson.

Ist es gut so? fragte sie.

Zu dünn! sagte Marson, indem er, um sich in seiner Arbeit nicht zu unterbrechen, kaum einen Blick auf den Mörtel fallen ließ.

Betty kehrte wieder an ihre frühere Stelle zurück, schüttelte einigen Sand durch ein feines Sieb, prüfte ihn aufmerksam, klaubte noch einige grobe Körner heraus und warf ihn dann auf den Mörtel, den sie aufs Neue mit der Kelle zu drehen und zu durchwühlen begann. Dann wandte sie sich wieder mit der Frage: Ist es so gut? an Marson, welcher nach einem flüchtigen Blicke ein Ja hinwarf. Sie stellte die Kufe in seine Nähe zur Rechten

und setzte sich dann auf einen Schemel neben ihn, so daß sie ihm auf den Pinsel sehen konnte, der eben auf dem frisch aufgetragenen Gemäuer Einiges nachholte und die unscheinbaren Ritzen zwischen der heutigen und der früheren Arbeit noch unscheinbarer zu machen suchte.

Guten Morgen, Herr Marson! Guten Morgen, Fräulein Betty! rief Normann.

Marson erwiderte den Gruß mit einem freundlichen Kopfnicken; Betty reichte ihm über die Schulter die Hand voll Mörtel hin, lächelte und kehrte sich sogleich wieder der Arbeit zu.

Betty, lispelte er ihr ins Ohr, ich habe Ihnen allerlei Wichtiges zu sagen.

Ein abwehrendes St! war die einzige Antwort.

Jetzt gehört sie wieder ganz ihrer Kunst, dachte Normann — du mußt dich daran gewöhnen. Er sah sich um und betrachtete die Medaillons an den Wänden des Saales, die Marson bereits mit Freskomalereien ausgefüllt hatte, sämmtlich mit Kompositionen nach deutschen Balladen. Die Bilder waren mit viel Geist und Phantasie aufgefaßt; sie hatten alle etwas Großes und Kühnes in ihrem Charakter — aber es fehlte ihnen das Liebliche, Traute, selbst wo es der Gegenstand verlangte. Wie glühend auch die Farben glänzten, die Gesichter und Gestalten waren todt, unheimlich, erloschen. Sie sahen aus wie die Geister oder Gespenster der Personen, die sie vorstellen sollten. Wo der Gegenstand an sich unheimlichen oder geheimnißvollen Charakters war, wie z. B. in Goethe's Erlkönig oder Braut von Korinth, wurde er unter Marsons Pinsel wild, beinahe verzerrt. Ich verstehe nichts von Malerei, sagte sich Normann — aber es scheint mir doch, daß ich Recht habe und daß Marson nicht der Mann ist, der deutsche Poesie im Bilde reproduziren könnte. Aber dieses gewisse Unheimliche war es eben, was Marson von so vielen anderen Malern unterschied und ihm schnell einen Namen machte. Wie die anderen, trug auch schon das halbvollendete Bild, das er jetzt malte, des Goldschmieds

Töchterlein von Uhland, diesen Charakter. Der Ritter mit dem Ring in der Hand stand schon da, aber mit einem Lächeln, vor dem es der Braut, „der Helene lieb, Helene traut," hätte grauen müssen.

Betty schien das Bizarre in der Auffassung und die Mangelhaftigkeit der Kunst Marsons nicht aufgefallen zu sein, denn als dieser plötzlich aufstand und die Leiter hinabstieg, um einen Spaziergang durch den Garten zu machen — er konnte nicht anhaltend arbeiten, ohne von Schwindel erfaßt zu werden —, rief Betty, immer noch die frische Arbeit betrachtend: Welch ein Meister! Mein Gott, welch ein großer Meister! Dann stand sie auf, und auf die Medaillons deutend, fügte sie hinzu: Normann, betrachten Sie diese Fresken genau — ich habe nie eine originellere und kühnere Arbeit gesehen. Die Freske, das ist doch die eigentliche Malerei, die großartigste. Ich sehe heute zum ersten Mal al fresco malen und bin wie berauscht. Ich muß den Vatikan und die sixtinische Kapelle sehen — und den Palazzo del Te und die Kirche von Orvieto; ich muß! Sie hätten Marson hören sollen, wie er mir von all Dem erzählte! Ich weiß jetzt erst, was ich zu sehen habe und was ich zu lernen habe. Man muß fort, man muß in die Welt! man muß sehen und leben! Das ist kein Leben, wie wir es hier zu Lande führen.

Und wie wollen Sie Das alles bewerkstelligen? fragte Normann traurig.

Ich weiß es nicht; jedes Mittel ist mir recht. Aber ich muß, ich muß! Ich bleibe nicht länger im Hause, wie ein Hamster. Betty rief Das alles, während sie mit den Armen heftige Bewegungen machte, mit einer Stimme voll Fanatismus und zugleich mit einem Ausdruck der Bitterkeit um den Mund, der Normann um so schmerzlicher traf, als es ihm vorkam, daß diese Worte zugleich einen Vorwurf gegen ihn enthielten. Er sagte sich, daß er sich nicht getäuscht habe, als Betty nach einiger Zeit fortfuhr:

Sie, Normann, begreife ich nicht. Ich begreife einen Mann

nicht, der sich in kleinen, engen, erbärmlichen Verhältnissen begnügt. O Gott! wäre ich ein Mann — wer weiß, an welcher Stelle Italiens ich heute schwelgen würde, in welcher unheimlichen Straße von Paris ich heute ein großartiges Abenteuer hätte! Ich bin kein Mann, aber doch — ich sage es Ihnen, Normann — Kunst und Leben werde ich durchwühlen, durchkosten wie Einer!

Das war nicht der Moment, ihr von den Aussichten auf ein stilles Glück zu sprechen, die sich ihm heute eröffneten und die ihn wie mit Flügeln hierhergetragen hatten. Ihre Hingebung und Rührung, die ihm gestern in der dunkeln Allee den glücklichsten Augenblick seines Lebens geschaffen, von dem sein Herz noch immer nachzitterte, schienen in ihr selbst nicht die geringste Spur mehr zurückgelassen zu haben. Was ihm ein großes Lebensereigniß war, existirte für sie nicht mehr, sie knüpfte daran nicht an, in ihrem Benehmen war nicht die geringste Erinnerung an ein Ereigniß, das wie eine Verlobung, ein höchstes Gelöbniß aussah. Er würde empört gewesen sein, wenn er nicht eben diese Wahrhaftigkeit, die sich bis zur Grausamkeit steigern konnte, als einen Theil ihres Wesens geliebt hätte. Wie sie ihm gestern sagte, daß sie ihn liebe, so sagte sie ihm jetzt, daß ihr jedes Mittel recht sei, ihn zu verlassen. Was kann man Höheres verlangen, als Wahrheit? Normann fühlte, daß er sie in dieser Grausamkeit noch inniger liebe, aber desto trauriger machte ihn dieses Bewußtsein. Sein nachdenkliches Schweigen, das ihren lauten Ausbruch beantwortete, brachte sie ein wenig zur Besinnung; sie sah ihm ins Gesicht und erschrak vor der tiefen Trauer, die es umhüllte.

Sie legte den Arm um seinen Nacken und flehte: Normann, kommen Sie mit mir! Komm mit, mein Freund! verlaß mich nicht! Wir wollen zusammen die Welt durchziehen als treue Freunde und von einander nicht lassen und lernen und uns alles Schönen freuen.

Das oberste Ende der Leiter erzitterte; es kam Jemand.

Normann entzog sich sanft ihren Armen. Er war froh, ihr jetzt nicht antworten zu müssen. Marson, der heraufstieg, warf einen prüfenden Blick auf die Beiden, und ein etwas spöttisches Lächeln flog über seine Lippen.

Jetzt den frischen Mörtel; er wird sich schon gesetzt haben! rief er, halb scherzend, halb mit Ernst gebietend.

Er setzte sich an seinen Platz, während ihm Betty unwillkürlich gehorchend den Mörtel reichte. Normann setzte sich auf die Bretter des Gerüstes und stellte die Füße auf die Sprossen der Leiter, dem Maler halb zu-, halb abgewandt, Betty beobachtend und zugleich ihre Worte und ihren Seelenzustand bedenkend. Noch zitterten ihre Hände vor Aufregung, doch that sie Alles, was ihr Marson gebot, mit Aufmerksamkeit und auf das Pünktlichste. Da er den Mörtel anfügte und schnell die Farben ergriff, um sie dem nassen Grunde aufzusetzen, hafteten ihre Augen auf der Stelle, die er eben behandelte, und Normann dachte: Jetzt hat sie wieder mich und meine Liebe und die Welt vergessen, und er könnte sie behandeln wie sein Eigenthum, wie seine Sklavin.

Er glitt die Leiter hinab und ging in den Pavillon, wo er Louisen zu finden hoffte. Er sehnte sich nach ihr; ihre Gegenwart, ihr Wort hatten immer etwas Beruhigendes, Tröstliches für ihn; er war ihrer Theilnahme so gewiß. Jetzt wollte er auch die Abreise aus dem Schlosse mit ihr besprechen; man sollte entweder in die Stadt zurückkehren oder die Wanderungen und Studien nach der Natur, die der ursprüngliche Zweck dieses Ausfluges gewesen, fortsetzen. Wie sehr es mit seinem Vorsatze und seinen Ansichten übereinstimmte, Betty vollkommen frei gewähren zu lassen, erschien er sich doch schwach, wenn er in die Vorgänge und heftigen Bewegungen, die er in ihrem aufgeregten Innern beginnen sah, nicht thätig eingriffe. Wollte er ihr seine Liebe nicht aufdringen oder abbetteln, ihrer beweglichen Natur nicht eine drückende Stätigkeit aufzwingen, so durfte er doch das Seinige thun, um sie einer Atmosphäre zu entziehen, die ihr

das Fieber gab, und Berührungen von ihr fern halten, die ihm verderblich dünkten. Vor Tycho Marson hatte er eine wahre Angst. Einen Kampf von Mann gegen Mann hätte er mit Freuden bestanden und wie eine Befreiung angenommen; aber dieser Geheimnißvolle, ob er nun sprach oder schwieg, machte ihm den Eindruck eines Gespenstes, das sich der fassenden Hand entzieht. Er wirkte auf Betty, und gewiß nicht allein durch seine Kunst; sie erlag ihm, sie war in seiner Gewalt, als wäre diese eine magnetische. Normann sagte sich: Es ist eine Erfahrung; ich lerne einen Winkel des weiblichen Herzens kennen; ich muß wie ein kluger, liebender, besorgter Ehemann handeln; ich darf nicht rauh und mit Machtsprüchen auftreten — ich muß nur störende Elemente entfernen. Diese Reflexionen, zu denen er sich zwang, gaben ihm eine gewisse Ruhe wieder, doch seufzte er tief bei dem Gedanken, daß er zu solchen Sorgen und Ueberlegungen gezwungen sei, kaum achtzehn Stunden nach jenem glücklichen Momente, da er seine Geliebte für ewig zu halten glaubte.

Er fand Louisen nicht. Eine Kammerjungfer sagte ihm, daß Gräfin Catherine sie ins Städtchen entführt habe und daß die Beiden wahrscheinlich erst zu Tische zurückkommen würden. Normann ging in die Bibliothek, betrachtete die Bücherrücken, schlug einige alte Bücher auf, konnte es aber zum Lesen nicht bringen, wie einladend auch Pulte, Sopha's, Armstühle in dem kühlen Saale aufgestellt waren. Wieder machte er einen Spaziergang durch den Garten, und wieder stand er vor der Treppe, die in den großen Saal und zu den Fresken führte. Als er in den Saal trat, hörte er Betty auf dem Gerüste, die in die Hände schlug und wiederholt ausrief: Ich bin es! Ich bin es!

Normann stieg die Leiter hinauf; sie streckte ihm die Hand entgegen, um ihm rascher hinauf zu helfen, und rief dazu mit glühenden Wangen: Kommen Sie schnell und sehen Sie!

Normann betrachtete die Freske, auf die Betty deutete. Marson hatte indessen den weiblichen Kopf des Bildes vollendet;

Goldschmieds Töchterlein sollte offenbar keine Andere sein, als Betty selbst. Die Aehnlichkeit war auffallend, und doch welch ein Unterschied! Normann schauderte es, wie er den Kopf betrachtete. Es war Betty, aber nicht die blühende, holde Mädchengestalt, die vor ihm stand, sondern Betty nach einem jahrelangen Leben voll Leiden und Leidenschaften, Betty verwelkt und verblüht, aber doch unendlich schön.

Nein, Betty, Das sind Sie nicht, sagte Normann mit zusammengezogenen Augenbrauen, Gott bewahre, daß Sie es jemals seien!

Das ist Fräulein Betty, wie sie sein soll, sagte Marson bestimmt und beinahe herausfordernd, so sieht sie das Auge des Künstlers in der Zukunft, und so wird sie, wenn sie das Leben, der Divination nachhinkend, vollendet. So wird sie freilich nicht, wenn sie auf einem Flecke, in einer Provinzialstadt sitzen bleibt und einförmig einen Tag wie den anderen abspinnt. Erst das Leben, das Glück und Unglück, bringt die geheimsten Züge der Seele auf das Gesicht, erst das Leben meißelt es aus und schreibt in malerischen Charakteren eine Geschichte hinein. — Glauben Sie — rief er mit erhöhter Stimme, indem er vom Sitze aufstand und Betty ins Gesicht sah — glauben Sie, es sei dieses Kind mit runden Wangen, das mich so mächtig anzieht, in dessen Herz ich all meine Kunst überpflanzen möchte? — nein, es ist dieses Weib, das ich hierher gemalt und das ich in diesem Kinde entdeckt habe.

Normann fühlte das Bedürfniß, das Pathos des Malers etwas zu dämpfen, und um den Eindruck, den es auf Betty gemacht, zu verwischen, sagte er, die Achsel zuckend und etwas lächelnd, leicht hin: Indessen scheint mir die Geschichte, die Sie mit malerischen Charakteren, die Zukunft errathend, in dieses Gesicht gemalt haben, nicht die heiterste, nicht eben viel von Glück erzählend.

Glück und Unglück sind Worte, sagte Marson wegwerfend; unter Glück versteht man meist die Ruhe, in der unsere besten

Kräfte versumpfen. Es ist die Frage: was arbeitet an uns? Was macht etwas aus uns? Es ist meistens Das, was man Unglück nennt und was oft gar nichts Anderes ist, als Bewegung, Denken, Fühlen, Kampf, das Leben. Ich habe Männer gekannt, die sich wenig darum kümmerten, ob sie ein Weib glücklich oder unglücklich machten — sie machten sie leben. — Aber Das alles gehört nicht hierher — fügte der Maler lächelnd hinzu — Herr Normann hat meine Künstler-Eitelkeit gereizt und mich so weit gebracht, daß ich mich mit Paradoxen und Uebertreibungen vertheidige. Fräulein Betty, es ist Feierabend — wir können heute zufrieden sein, wir sind fleißig gewesen, und Sie haben etwas gelernt.

So sprechend, verneigte er sich und stieg die Leiter hinab.

Betty setzte sich auf ihren Schemel, sah bald das Bild an, bald vor sich hin und sagte dann, als ob sie nur unwillkürlich ihre Gedanken in Lauten ausdrückte: Man sollte nicht glauben, daß die Menschen Geschöpfe Einer und derselben Gattung sind. Wie verschieden sind ihre Ansichten vom Leben, und wie verschieden ist ihr Leben selbst! Der Eine fühlt sich im Hause behaglich, wie eine Schnecke, der Andere muß wie ein Hirsch oder ein Löwe oder ein Adler leben, in voller Freiheit und Wildniß. — Wenn ich Sie und Marson vergleiche . . .

Der Vergleich fällt nicht zu meinem Vortheil aus — ich bin jedenfalls die Schnecke im Hause.

Betty faßte seine Hand und sah ihm mit feuchtem Blicke ins Auge. Fürchten Sie keinen Vergleich, Normann, sagte sie weich, Sie liebe ich, und ich weiß, was mir Ihre Liebe werth ist, ich weiß auch, wie hoch Sie üller Allen stehen, die ich kenne. Seien Sie nicht böse — ich bitte Sie darum, weil es mir scheint, als hätten Sie ein Recht, mir böse zu sein, obwohl ich selbst nicht weiß, warum. Es ist mir, als hätte ich seit gestern Jahre durchlebt, als wäre ein Gedränge von Ereignissen und Erlebnissen in mir und um mich. Ich möchte fort und bin wie an Eine Stelle gebannt; ich sehe nicht klar, ich weiß nicht, was ich will,

und fürchte auch, es zu wissen. Ich bin an Sie gebunden, lieber Normann ...

Nein! rief Normann.

Ja, ich bin es, ich will es sein. Sagen Sie mir, lieber Freund, was haben Sie für uns Beide ausgedacht, was denken Sie über unsere Zukunft?

Normann hielt den Augenblick für günstig, ihr die Mittheilung zu machen, die er ihr schon diesen Morgen hatte machen wollen; er setzte sich zu ihr auf den Schemel Marsons, legte seine Hand auf die ihre und erzählte ihr in wenigen Worten, welche Anträge ihm der Graf gemacht, und machte sie darauf aufmerksam, wie ihnen Beiden hier das Material zum Aufbau eines glücklichen, schön ausgefüllten Lebens gegeben sei.

Und Sie könnten sich für Ihr Leben hier einschließen lassen? fragte Betty mit tonloser Stimme.

Vielleicht nicht fürs Leben, fuhr Normann fort, nach einigen Jahren arbeitsvoller Zurückgezogenheit, wenn ich in der Wissenschaft etwas geleistet habe, könnte ich vielleicht einen höheren und weiteren Flug nehmen. Indessen hätte ich einen schönen Wirkungskreis, in dem ich Gutes thun könnte, ich hätte Pflichten zu erfüllen und könnte meiner Wissenschaft leben — was kann ein Mann mehr verlangen? Das Schicksal kommt mir so gütig entgegen, als ich es nur erflehen kann.

Betty entzog ihm ihre Hand, schlug die Arme über die Brust zusammen und starrte in die Luft. Plötzlich sprang sie auf, fuhr sich mit beiden Händen in die Scheitel und rief wie verzweifelnd: Nein, nein! ich kann es nicht! Lieber in Elend und Jammer durchs Leben geschleppt werden, als diesen frühen Tod!

Sie stand am Rande des Gerüstes und sah hinab in die Tiefe. Ich thue wohl am Besten, schrie sie, ich stürze mich hier hinab, dann hat Alles ein Ende.

Normann faßte sie um den Leib und zog sie zurück. Betty, sagte er, ich werde Ihnen mit Einem Worte Ihre Ruhe wiedergeben: Sie lieben mich nicht!

Betty ließ ihren Kopf auf seine Brust fallen und weinte bitterlich.
Ein Kabriolet fuhr in den Hof, das Louisen und die junge Gräfin zurückbrachte; bald darauf ertönte die Glocke, die zum Mittagessen einlud.

V.

Des Abends glänzte der Pavillon so hell erleuchtet wie gestern, doch war er verhältnißmäßig leer. Es waren nur einige Herren aus der Nachbarschaft gekommen, die sich nach kurzer Zeit aus dem Saale verloren und in die Nebenzimmer zurückzogen, um zu spielen. Normann sprach mit dem Grafen; er war blaß, aber ruhig und gesammelt. Louise war in den Flitterstunden einer Mädchenfreundschaft und schritt Arm in Arm, lachend und scherzend mit der Gräfin Catherine im Saale auf und ab. Sie war so froh, daß heute nicht getanzt wurde und daß man so gemächlich hier herum spazieren und plaudern konnte. Betty, die schweigsam neben den beiden Mädchen einher ging, wünschte im Gegentheil den Lärm und die Bewegung des gestrigen Abends zurück. Sie hätte sich so gern in den Tanz gestürzt und sich betäubt und aufgeregt; es fiel ihr auf, daß sie sich nach Aufregungen sehnte, und sie fühlte sich ganz einsam und blieb, langsamer gehend, bald hinter den anderen Mädchen zurück, so daß sie am Ende allein im Saale umher ging. Normann näherte sich ihr und gab ihr den Arm — aber sie sprachen nichts. Der Graf, der in die Spielzimmer gegangen war, kam nach einiger Zeit mit offenbar unzufriedener Miene zurück und setzte sich zu einer alten Dame, die eben angekommen war. Nur um etwas Abwechslung in ihren stummen Spaziergang zu bringen, lenkte ihn Normann den Spielzimmern zu. Das erste Zimmer war leer, eben so das zweite; sie traten in das dritte, eine Art größerer Rotunde. Da standen die Herren alle um einen großen Tisch herum; in der Mitte stand Marson und hielt die Bank.

Unbeweglich stand er da, nur auf die Bank und auf die Karten sehend; mit unzerstörbarer Ruhe warf er das Geld dem Gewinnenden hin oder strich er das Gewonnene ein. Nur von Zeit zu Zeit erhob er den Blick und ließ ihn fragend über die Spielenden gleiten. Er war bleich wie ein Todter; manchmal zuckte sein rechter Mundwinkel und warf eine Falte bis hinauf zum Auge. Betty zuckte bei diesem Anblicke zusammen; Normann sah sie an, ihre Lippe zitterte. Er wollte sie fortführen, aber sie stand wie festgewurzelt und starrte Marson unausgesetzt an. Sie beugte sich vor, ihre Augen öffneten sich weit, und man hätte schwer errathen können, ob sie mit Entsetzen oder Begier blickte. So vorgebeugt, stand sie eben so unbeweglich wie Marson in seiner aufrechten Stellung. Sie schien versteinert, wie von einem magischen Anblick gefesselt. Normann erschrak, wie er sie so sah, und wollte sie fortziehen; diese Bewegung weckte sie nur, und sie hauchte, wie aus dem Traume sprechend: Ich möchte mitspielen! — Normann zog sie mit Gewalt in den Saal zurück; dort angekommen, verließ sie seinen Arm und faßte die Hand Louisens. Louise, sagte sie halb leise — gehe hinein und nimm mich mit — sieh dir Marson an, wie er spielt — er sieht schauderhaft aus und wunderbar schön!"

Auf ein Zeichen Normanns wich Louise nicht vom Platze. — Betty sah der Thür entgegen. Da kamen die Herren heraus. Der Graf hatte dem Spiele ein Ende gemacht und trat nun mit Marson durch die Thür.

Sie haben Unrecht gehabt, sagte dieser zum Grafen in dem Augenblicke, da er an Betty vorüber ging, ohne sie zu sehen — ich war en veine — Sie haben meine Bank koupirt.

Sie wissen, erwiderte der Graf, ich liebe es nicht, daß man Landsknecht bei mir spiele.

Aber ich war eben im Zuge — Coeur-König war mein, alle Könige waren drin — fuhr Marson fort, ohne rechts oder links zu achten, immer noch in sein Spiel vertieft und auf seine Hände sehend, als wären es die Karten, von denen er sprach.

Der Graf wandte sich ab; Marson fuhr sich mit der Hand über die Stirn und in die Haare, blickte um sich und lächelte. Dann näherte er sich Betty, machte ihr Vorwürfe, daß sie gelangweilt aussehe, reichte ihr den Arm und sagte, er müsse sie mit Erzählungen zerstreuen. Louise, die gestern unruhig war, so oft sie ihre Schwester mit dem Maler allein wußte, sah sie heute unbesorgt an seinem Arme, des Momentes in der Allee gedenkend, der alle ihre Besorgnisse und Zweifel niederschlug.

Während man am nächsten Morgen beim Frühstück zu Tische saß, fuhr ein Wagen in den Hof.

Da ist er! rief der Graf.

Man sah hinaus; der alte Hagener saß im Wagen. Die ganze Gesellschaft stürzte ihm entgegen; Normann half ihm herab, während die Mädchen seine Hände mit Küssen bedeckten. Betty warf sich dann an den Hals des Grafen und dankte ihm in den herzlichsten Worten für diese Ueberraschung. Man begab sich mit dem Neuangekommenen wieder an den Frühstückstisch, und der Graf setzte seine Absichten mit der ganzen Gesellschaft aus einander. Der alte Hagener, dem ein Landaufenthalt nur gut thun könne, solle den Sommer mit seinen Töchtern auf dem Schlosse verbringen und während der Zeit mit Betty mehrere landschaftliche Dessus-de-portes malen. Betty werde außerdem bei Marson eine gute Schule durchmachen. Sie werde unter seiner Leitung Köpfe und Figuren malen; wolle sie Studien nach der Natur machen, so habe sie hier in Wald und Bergen Gelegenheit genug. Louise ist seiner Tochter eine liebe und willkommene Gesellschaft; sie werden mit einander lesen, arbeiten, musiziren. Normann bleibt noch einige Tage, kehrt dann in die Stadt zurück, löst sein Verhältniß zu dem Hause und beginnt ungestört seine Studien, um so bald als möglich sein Examen zu machen und den Doktor-Hut zu empfangen. Er könne, wenn ihm Das behage, seinen Studien auch hier im Schlosse, in der Einsamkeit des Landlebens obliegen; er werde immer ein sehr willkommener Gast sein, ja der Graf wünsche es sehr, daß

er diese Zeit hier zubringe, denn sein Sohn werde bald von der Universität zurückkehren, und es sei doch gut, daß sich die beiden jungen Männer kennen lernen und Freunde werden, ehe sie die gemeinschaftliche Reise anträten. Der Graf bat ihn sogar, die Sache so einzurichten, daß Dieß ermöglicht werde. Der alte Hagener fand den ganzen Plan vortrefflich; Betty wagte ihren Beifall nicht laut zu erkennen zu geben; Normann nickte schweigend, und die Gräfin Catherine umarmte Louisen aus Dankbarkeit, sich nicht von ihr trennen zu müssen. Alles schien so glücklich als möglich. Der alte Hagener dankte Herrn Marson, der zufälligen Begegnung mit seinen Kindern dadurch, daß er sie ins Schloß geführt, eine solche Wendung gegeben zu haben, und drückte ihm seine Freude aus, einen solchen Künstler, von dem er schon so viel Schönes gesehen, kennen zu lernen.

An Arbeit war heute nicht zu denken, um so weniger, als sich Marson müde erklärte. Man brachte den alten Papa in den Schloßflügel, der für ihn und seine Kinder eingerichtet war, damit er von der Reise ausruhe. Was unternehmen? Sollte man den schönen Sommertag so vorübergehen lassen? Gräfin Catherine schlug einen Ausflug ins Land vor, und während die Fräulein Hagener den von ihrem Vater mitgebrachten Kleidervorrath benutzten, um frische Toilette zu machen, spannte man im Hofe zwei amerikanische Trotter vor einen sogenannten Fourgon, welcher der ganzen jungen Gesellschaft Platz genug bot. Der Schicklichkeit wegen wurde eine alte Französin, eine ehemalige Gouvernante, die wie ein Geist alter Zeiten in der Tracht aus der Restauration im Hause umher schlich, eingeladen, die Partie mit zu machen. Der Wagen brauste durch das Städtchen, und wer ihn so dahin fahren sah, glaubte die glücklichste Gesellschaft der Welt zu sehen. Waren es nicht junge Herzen, die in den herrlichsten Sommertag hineinfuhren? Und in der That war die Stimmung eine ziemlich heitere. Junge Gemüther sind so. Waren sie vor wenigen Momenten noch so heftig und schmerzlich aufgeregt — sie haben es bald wieder zu einer gewissen Ruhe

und, kommt eine fröhliche Veränderung dazu, zu einer gewissen Heiterkeit gebracht. Es fehlt ihnen eben die Erfahrung über die fern gehenden Wirkungen solcher Momente; sie haben solches Unglück noch nicht erlebt und glauben im Grunde nicht daran. Ja, wie den alten, abgelebten Menschen eine große Aufregung erfreut, weil er in ihr ein Zeichen der Lebensfähigkeit, sogar einen Beweis von Kraft erblickt, so erfreut ein seelisches Erlebniß, und sehe es noch so sehr einem unglücklichen ähnlich, die Jugend; sie fühlt, daß sie zu leben anfange. Auch auf diese Weise prüft die Seele ihre Flügel, und es kommt das dunkle Bewußtsein hinzu, daß man einen Schritt vorwärts gethan habe. Man empfindet ein wohlthätiges Gefühl, wie beim Schluchzen nach heftigem Weinen, sogar eine Art von Befriedigung. Denn wie jener Märchenheld die Sehnsucht hat, die Furcht und das Grausen kennen zu lernen, so hat die Jugend eine tiefe Sehnsucht nach der Bekanntschaft mit dem Schmerze.

Doch war es viel mehr Normann, der dieses schmerzlich süße Gefühl empfand, als Betty, obwohl diese ihrer Natur nach fähiger war, von Schmerz zu Freude, von Gegensatz zu Gegensatz überzugehen. Sie war eben in Zwiespalt mit sich, während Normann klar wußte, was er fühlte und litt. In Betty's Gemüth hatten die Worte Normanns: Sie lieben mich nicht, die sie beruhigen sollten, eine Oede zurück gelassen. Die beiden anderen Mädchen waren heiter in der ersten Unbefangenheit der Jugend; Tycho Marson war ruhig und freundlich und machte den Cicerone der Gegend, die er wandernd schon hundert Mal durchstrichen hatte. Louise liebte es, ihn über seine Vergangenheit auszufragen und ihn erzählen zu lassen — nicht aus Neugierde oder persönlichem Interesse, sondern aus List. Sie war überzeugt, daß er bei Enthüllung seiner Vergangenheit, die um so geheimnißvoller war, als er von der fabelhaften Insel stammte, nur verlieren könne, und sie wünschte bei all ihrem sonstigen Wohlwollen für alle Menschen nichts so sehnlich, als daß er jeden Nimbus verliere. Aber sie erreichte ihren Zweck nicht. Marson

beschrieb nur mit großer Lebhaftigkeit die Wunder und Herrlichkeiten seiner Heimat, die großartigen Felsenufer, die feuerspeienden Berge, die beiden Geiser u. s. w. und erzählte dann, wie er, der Sohn eines freien Bauers, eines Abkömmlings jener alten Normannen, welche die Insel in Besitz genommen, vom Gouverneur hervorgezogen und nach Kopenhagen geschickt worden, wie die dänische Regierung sich seiner angenommen und, mit Empfehlungen an seinen Landsmann Thorwaldsen ausgestattet, ihn nach Rom geschickt — wie er da, um ganz unabhängig zu leben, der Regierung ihre Pension mit Dank zurückgegeben und sich arbeitend durchs Leben geschlagen habe. Daran knüpfte er allerlei Scherze, wie ihm der Zufall, ein Isländer zu sein, überall gut gedient habe, wie ihm deßhalb alle Thüren offen gestanden und er überall interessant gewesen. Einen Isländer, sagte er, stellen sich die Einen wie einen Samojeden oder Lappländer, die Anderen wie einen Recken oder Helden aus der Edda vor. Die nordischen Urzeiten, glauben diese, hätten sich in unserem Eise bis auf diese Tage frisch und ohne Umwandlung erhalten. Ach! wir sind moderne Menschen, wie die Anderen, haben dieselben Leiden und Leidenschaften, dieselben großen und erbärmlichen Wünsche. Die Kultur hat auch uns beleckt. Freilich haben wir etwas Besonderes, etwas, das uns, wie jeder Pflanze, vom Boden anhängt. Unter Schnee und Eis wühlt bei uns ein ewiges, unverlöschliches Feuer, das südlich schöne Oasen schafft und furchtbare Verheerungen anrichtet.

Gleichgültig, ob es bergauf- oder bergabwärts ging, die Trotter flogen unaufhaltsam dahin, nach den Anweisungen, die Marson von Zeit zu Zeit dem Kutscher zurief. Schloß und Städtchen waren längst verschwunden, die Gegend hatte einen ganz anderen Charakter angenommen. Man war in einem unansehnlichen Hügelland, das mit Föhren bedeckt war, nur hier und da zeigte ein angebautes Feld ärmliche Saat von Kartoffeln oder Buchweizen; aus den flachen Thalsohlen glänzten kleine Teiche, ohne Abfluß, mit faulem Schilfe bekränzt. In einem

öden, rings vom Walde eingeschlossenen Thalwinkel lag ein Dorf, das aus ärmlichen Hütten bestand; es machte den Eindruck, als wollte es sich verbergen. Auch führte kein ordentlicher Weg dahin, und der einsame Pfad, der es mit der Landstraße in verschiedenen Windungen verband, war vielfach mit Gras bewachsen und vernachlässigt.

Wir wollen hier aussteigen, sagte Marson, und das Dorf besuchen — es wird Sie interessiren, besonders Sie, Herr Normann — es ist das alte Protestantendorf.

Protestanten, hier zu Lande? rief Betty, Das ist in der That höchst interessant; wir sind auch Protestanten, Papa und ich und Louise!

Wirklich? fragte Marson — wie kommt Das? Hier in diesem erzkatholischen Lande!

Papa ist ja aus Hannover eingewandert und hat unsere selige Mutter, seine Jugendliebe, hierher nachkommen lassen, um sie zu heirathen.

Da ich als Isländer auch protestantisch bin, sagte Marson, so ist es wohl unsere Pflicht, die Glaubensgenossen in ihrer Verlassenheit zu besuchen.

Betty war im Grunde sehr wenig religiös gestimmt; aber sie empfand jene Theilnahme, die man für eine Genossenschaft immer empfindet, selbst wenn man nur äußerlich zu ihr gehört. Hier kam noch das besondere Interesse hinzu, daß das Dorf eine Ausnahme, eine beinahe unbekannte Ausnahme in dem durch und durch katholischen Lande war, und die ganze Gesellschaft war gleich begierig, diese Merkwürdigkeit kennen zu lernen. Mit raschen Schritten näherte man sich den Hütten, und aufmerksam horchte man Marson, der noch einige Auskunft zu geben wußte. Die Bewohner dieses Dorfes sind Abkömmlinge der alten Hussiten, späteren Utraquisten, welche die Kalvinische oder die Augsburger Lehre — sie wissen selbst nicht, welche — angenommen haben. Man weiß nicht, sind sie, schon hier seßhaft, den Verfolgungen entgangen, oder haben sie sich erst hierher gerettet, als die Aus-

rottung begonnen. Die umwohnende katholische Bevölkerung hat eine große Scheu vor ihnen, und sie selbst meiden jeden Umgang mit den Kindern ihrer Verfolger. So leben sie in vollkommener Abgeschiedenheit — meist als Kohlenbrenner, hier und da auch in einzelnen Hütten mitten im Walde. Ausführlicheres konnte Marson nicht berichten; man hoffte, im Dorfe mehr zu erfahren.

Je näher man dem Dorfe kam, desto trübseliger wurde sein Anblick. Auf einer schiefen Ebene, die sich dem Walde entgegen hob, lagen die strohbedeckten Hütten ordnungslos ausgestreut, schmutzig, beinahe ganz schwarz von Kohlenstaub. Zwischen den Hütten standen einzelne Kiefern inmitten von Feldern, die sichtlich nur mit dem Spaten bearbeitet und deren weiße Kartoffelblüthen, wie die Hütten, von Kohlenstaub bedeckt waren. Durch das ölgetränkte Papier, welches die Fensterscheiben ersetzte, blickte überall die nackteste Armuth. Die Kinder, die, kaum in Fetzen gehüllt, vor den Thüren spielten, flüchteten sich erschrocken, oft schreiend beim Anblicke der Fremden. Auch die Weiber, welche die Kartoffelfelder umgruben, schienen sich hinter den Stauden verbergen zu wollen und vertieften sich in ihr Geschäft, sobald sie merkten, daß einer der Fremden sie ansprechen wollte. Männer konnte man nirgends entdecken; sie waren wahrscheinlich im Walde bei ihren Meilern.

So durchschritt die Gesellschaft beinahe das ganze Dorf, Anfangs mehr erschrocken als gerührt von dem Elend, das hier überall sie anstarrte.

Auskunft werden wir, wie es scheint, hier nicht viel erhalten, sagte Normann.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, erwiderte Marson, wir müssen nur den Prediger zu entdecken trachten; diese starrsinnigen Ketzer werden doch einen Prediger haben.

Gräfin Catherine, die man dazu aufforderte, war nicht zu bewegen, sich einer der Frauen zu nähern, um sie in der Sprache des Landes nach der Wohnung des Predigers zu fragen; sie hatte zu große Angst vor den scheuen Blicken dieser Weiber.

In anderen protestantischen Dörfern, sagte Marson, erkennt man das Haus des Pastors an seinem vorzugsweise idyllischen und behaglichen Aussehen; das fällt hier weg; alle diese Hütten sind höchst armselig. Ein Tempel, eine Kirche ist auch nicht da. Woran soll man die Pastorwohnung erkennen?

Vielleicht an ihrem ausgezeichneten Elend, sagte Normann.

Das ist eine Idee! Am Elendesten scheint mir die Hütte dort am Eingange des Waldes. Sie wäre längst zusammengestürzt, wenn sie sich nicht vorsorglich an die Kiefer gelehnt hätte.

Sie gingen der Hütte zu; aber da war keine menschliche Seele zu sehen. Marson näherte sich dem Fenster, konnte aber durch das Papier nichts erblicken; er stieß mit dem Finger ein Loch hinein und legte das Auge an das Loch.

Da drinnen regt sich etwas, das aussieht wie ein Mann; ich will es heraufbeschwören. He! holla! heraus!

Ein kleiner, alter, schwächlicher Mann trat aus der Thür. Als er die Fremden erblickte, zog er rasch das schwarze Käppchen vom Kopfe und verneigte sich tief, wobei er einen kahlen Scheitel zeigte, der von einem Kranze dünner, grauer Haare eingefaßt war. Sein Gesicht war hohl und eingefallen, aber kluge Augen warfen ein stechendes Licht aus buschigen, noch dunklen Augenbrauen hervor. Den Leib hatte er in einen großen, aber vielfach geflickten und zerfetzten Kittel gehüllt, den er vorn mit beiden Händen, in denen die Kappe zitterte, zusammenhielt. Er sah ängstlich um sich und schien nicht den Muth zu haben, sein Auge auf der Gesellschaft ruhen zu lassen.

Der sieht ja aus, wie der Shakespeare'sche Apotheker aus Romeo und Julie, sagte Normann leise und zitirte die Verse:

> Der Hunger sitzt in deinen hohlen Backen,
> Noth und Bedrängniß darbt in deinem Blick,
> Auf deinem Rücken hängt zerfetztes Elend,
> Die Welt ist nicht dein Freund, noch ihr Gesetz . . .

Sie haben Recht, murmelte Marson, der sieht so aus, als ob er für Geld Vieles thun könnte.

Die ganze Gesellschaft war eine Zeit lang in den Anblick des Mannes, des personifizirten Elendes, vertieft, während er den gebeugten Kopf hin und her bewegte und die Fußspitzen der Fremden betrachtete.

Wo wohnt hier der Pastor? fragte Marson.

Ich bin es selbst, gnädiger Herr! antwortete der Alte mit unterthäniger Stimme.

So? Sie selbst? Wir sind auch Protestanten, ich und diese Damen, und wir möchten gern etwas über die Gemeinde erfahren.

Wir sind Protestanten, antwortete der Pastor mit blöder Stimme.

Ich meine, wir wüßten gern etwas von der Geschichte dieser Gemeinde. — Wie alt ist sie? Woher stammt sie? Wie kommt es, daß sie sich hier mitten im katholischen Lande erhalten hat? Ist es wahr, daß sie von Hussiten abstammt?

Der Pastor verzog seinen Mund zu einem verlegenen Lächeln und stammelte wiederholt: Gnädiger Herr, wir sind Protestanten.

Wo haben Sie studirt, Herr Pastor? fragte nun Normann.

Du lieber Gott! rief dieser, studirt! Seit lange haben wir keine studirten Prediger. Wer sollte sie studiren lassen? Wir sind so arm! Die Gemeinde wählt Denjenigen, der zur Arbeit am Wenigsten taugt — der lernt lesen und schreiben und liest ihnen die Bibel vor und traut und tauft und schreibt die Todten ein. Das thu' ich Alles.

Ohne Weihe? fragte wieder Marson.

Doch nicht! erwiderte der Prediger, man hat mich nach der Stadt geschickt, und der dortige Prediger, der das Recht dazu hat, legte mir die Hand auf, und die Regierung hat mich bestätigt. Das alles habe ich schriftlich.

Und Sie haben ein Gehalt von der Regierung? fragte Marson wieder.

Ein Gehalt! Du lieber Gott, ein Gehalt! er lachte heiser und schüttelte den Kopf verneinend. Ich lebe von Dem, was der Gemeinde übrig bleibt, und ihr bleibt nichts übrig!

Die letzten Worte sagte der Alte mit einer Art von Humor, legte beide Hände auf den Rücken und sah zu den Wolken hinauf.

Sie haben eine Kirche, einen Tempel, ein Bethaus? fragte Normann weiter.

Gewiß! einen Tempel.

Könnten wir den sehen?

Der ist bald gesehen! erwiderte der Prediger und ging hinter das Haus. Die Gesellschaft folgte ihm und sah am Rande des Waldes eine Art hölzerner Scheune, die aber doch errathen ließ, daß sie eigentlich etwas Anderes als eine Scheune vorstellen wollte, denn sie hatte ein Vordach, das von vier rundbehauenen Balken getragen wurde und wie der erste, ursprünglichste Gedanke zum antiken Peristyl aussah. Der Pfarrer stieß das Thor auf, und sie traten in einen ziemlich großen Raum, der nur durch ein der Thür gegenüber, fast unter dem Dache angebrachtes Fenster erleuchtet war, durch das man in die Zweige der Kiefern sah. Nicht fern von diesem Fenster stand ein hoher, behauener Baumstumpf, auf dem ein einfaches, schwarzes. eisernes Kreuz befestigt war; vor dem Baumstumpf ein von weißem, aber zerrissenem Tuche bedeckter Tisch, auf dem die Bibel lag — ein ehrwürdiges, sehr altes Buch mit Metallspangen und kunstfertig verzierten Holzdeckeln. Das war der ganze Tempel. Doch war über den Raum in seiner traurigen und ärmlichen Einfachheit eine gewisse feierliche Stimmung ausgegossen, welche durch das Sausen in den Wipfeln vor dem Fenster nur erhöht wurde. Auch war die Gesellschaft schweigsamer geworden, und Marson hielt im Innern dieses Hauses mit seinen Fragen ein. Betty betrachtete das zerrissene, schmutzige Altar- oder Tischtuch.

Herr Prediger, fragte sie, dürfte ich ein Tuch in diesen Tempel stiften? und ohne seine Antwort abzuwarten, nahm sie ihr seidenes Tuch von der Schulter, breitete es über den Tisch und legte dann die Bibel darauf.

Nun hätten auch die anderen Mädchen gern etwas gestiftet; der Prediger errieth Das und wandte seine Blicke leitend auf eine



eiserne Büchse, die nahe der Thür hing und mit weitem Munde klaffte. Jeder warf seine Gabe hinein, nur Marson nicht, der, als er sich der Büchse näherte, schon mit ausgestrecktem Arme anhielt und einen Augenblick nachdachte. Er wandte sich um, ging zum Prediger zurück, der aus einiger Entfernung den Spendenden zusah, und nahm ein gewichtiges Goldstück aus der Tasche. Der Gesellschaft den Rücken zukehrend, steckte er das Goldstück dem Prediger in die Hand und sagte mit leiser Stimme: Das ist nicht für die Büchse, das ist für Sie, Herr Prediger! — Den alten Mann durchzuckte es beim Anblick der großen goldenen Münze, seine Augen leuchteten doppelt hell, und das Geld verschwand im Innern seiner dürren Hand, die er augenblicklich fest schloß, als sollte sie geschlossen bleiben für immer. Marson erinnerte sich der Worte Normanns und dachte: Er hat Recht; der ist wie der Shakespeare'sche Apotheker; für Gold thäte der Alles, würde er Gift hergeben, auf dessen Verkauf in Mantua der Tod gesetzt ist. Er blickte dem Prediger prüfend in die Augen und fuhr mit leiser Stimme fort: Ich werde dem Grafen Galton von Ihnen und von der Gemeinde sprechen, und seien Sie überzeugt, es wird etwas für Sie geschehen; ich verspreche es Ihnen. Der Prediger verbeugte sich tief und folgte Marson, der zur Gesellschaft zurückkehrte, mit gebogenem Rücken.

Gnädiger Herr, murmelte er schon an der Thür, könnte ich Ihnen meine Dankbarkeit beweisen!

Marson wandte sich noch einmal und sagte, ohne von seinen Begleitern gehört zu werden: Vielleicht, eines Tages . . . man kann nicht wissen.

Was haben Sie noch mit ihm gesprochen? fragte Catherine, als sie das Dorf durchschritten, um wieder zu ihrem Wagen zu gelangen.

Ich habe ihm und seiner Gemeinde die Protektion Ihres Papa's versprochen.

Da haben Sie gut gethan; Papa wird Ihnen dankbar sein. Dieses Dorf liegt hier so versteckt und ist im Ganzen so unbekannt

— sonst hätte Papa gewiß schon etwas für die armen Leute gethan. Ich werde ihn auch bitten.

Im Ganzen hatte der Besuch des Dorfes, obwohl er Ungewöhnliches und Neues geboten, mehr verstimmend auf die ganze Gesellschaft gewirkt. Es hatte nichts von dem Erhebenden, das oft der Anblick von Unterdrückten gewährt, die dem Drucke eine edle Ausdauer oder auch nur Trotz entgegensetzen, und wenig von dem Anziehenden, das man sonst bei Trümmern alter, zu Grunde gegangener Genossenschaften findet. Am Wenigsten hatte es von jenem Gewaltsamen, Großen, das man sonst mit dem Gedanken an die Hussiten verbindet; im Gegentheil waren seine Einwohner augenscheinlich unter dem Drucke verkommen und gänzlich verkümmert. Zum Glücke war die alte Französin, Madame de Cavairac, da, um die Gesellschaft mit ihren Ausfällen gegen die Ketzer wieder aufzuheitern. Da sie nicht Deutsch verstand, wußte sie es auch nicht, daß sich ein Theil ihrer Gesellschaft als protestantisch enthüllt hatte, und sie ließ sich ohne Rückhalt gehen. Betty machte sie die heftigsten Vorwürfe, daß sie ihren schönen weißen Shawl geopfert, so zu sagen, auf dem Altare Baals geopfert habe, und Allen, durch ihre Almosen die Strafe gemildert zu haben, die Gott den Ketzern mit Recht sende — denn dieses ganze Elend sei offenbar nichts, als eine gerechte Strafe der Verstocktheit. Darauf erzählte sie, daß es den Brüdern dieser Gottlosen, den Kamisarden im südlichen Frankreich, ihrer Heimat, leider noch nicht so schlecht gehe, daß diese im Gegentheil sich eines höchst anstößigen leiblichen Wohlseins erfreuten, daß Ackerbau und Handel vorzugsweise bei ihnen gedeihe, und Das sei die Schuld der unglückseligen Revolution, die alle weisen Maßregeln, welche die Ketzer hätten aufs Aeußerste bringen müssen, entkräftet habe.

Erst spät kam man im Schlosse an, und der Abend ging mit der Erzählung des Erlebten ruhig hin. Marson und Catherine hielten Wort, indem sie, von den Andern unterstützt, den Grafen baten, der traurigen Gemeinde aus ihrer Noth und Ver-



kommenheit zu helfen. Der Graf versprach sein Möglichstes, und Marson erbot sich, ihn nächstens einmal in das Dorf zu begleiten, daß er selber sehen und nach eigener Ansicht handeln könne.

Ein anderer schöner Erfolg dieses Ausfluges war es, daß er als ein Erlebniß voll Neuheit den gestrigen Tag in den Hintergrund drängte und in Normanns und Betty's Geiste mehr oder weniger in Vergessenheit brachte. Die Stürme, die zwischen den Beiden zu toben angefangen, schienen beschwichtigt; Betty hängte sich wieder voll Unbefangenheit an den Arm Normanns, als hätte er ihr nie gesagt: Sie lieben mich nicht! Sie dachte kaum mehr an jene Stunde, und wenn sie es that, schien es ihr wie ein böser Traum. Normann selbst schien es manchmal so, und Dieß um so mehr, als ihm die Anwesenheit des alten Hagener, von dem er sich geliebt wußte, eine gewisse Sicherheit in Bezug auf sich selbst und auf Betty gab. Mußte er bald fort, so ließ er sie doch unter väterlichen Augen.

Der auf den Ausflug folgende Tag verfloß mit bequemer Einrichtung der Familie Hagener und mit Wanderungen durch Schloß und Pavillons, wo der Graf, der alte Maler und dessen Tochter die Stellen über Thüren und Spiegeln bezeichneten, welche mit dekorativen Landschaften ausgefüllt werden sollten, und die Gegenstände dieser Landschaften wählten. Die Studien-Mappen von Vater und Tochter wurden durchmustert und einzelne Motive hervorgehoben. Marson war indessen mit seinen Fresken beschäftigt, und Betty stieg nur zwei oder drei Mal im Tage auf Minuten die Leiter hinan, um den Fortgang der Arbeit zu beobachten. Normann war an diesem Tage beinahe ohne Unterbrechung an ihrer Seite, und im Gespräche verwischte sich die beiderseitige Befangenheit gänzlich und stellte sich die alte Traulichkeit wieder her.

Wieder am nächsten Tage saßen Vater und Tochter an ihren Staffeleien und arbeiteten. Der Graf kam und ging; Louise und Catherine saßen in einer Fensternische und arbeiteten oder spielten vierhändig in einem anstoßenden Zimmer auf einem alten Spinett,

dessen leiser und bescheidener, aber zierlicher Rokoko-Ton ihnen viel Freude machte. Auch spielten sie Dem entsprechende Stücke von alten Musikern, Scarlatti oder Couprin. Normann saß zwischen dem alten Hagener und Betty und plauderte oder las. Es war sein letzter Tag; morgen mußte er in die Stadt zurück und wollte das Glück des Zusammenseins — so viel Glück dieß noch gewährte — bis auf die Neige auskosten.

Graf Galton, der einmal hereinkam, eben als die beiden Mädchen in dem anderen Zimmer Musik machten, setzte sich hin und hörte lächelnd und mit Behagen zu.

Ihre Louise, sagte er zu Hagener, ist nicht nur ein liebes Kind, sie ist auch eine wahre Künstlerin. Wie schön, mit wie viel Verständniß sie spielt!

Nun, lächelte der Alte, eine Künstlerin ist sie eben nicht; sie spielt so gut, als man eben fürs Haus braucht, um sich und Andern manchmal eine angenehme Stunde zu machen. Das ist überhaupt ihr Charakter; sie weiß von Allem, sie hat von allen guten Eigenschaften gerade so viel, als fürs Haus, für ein stilles, maßvolles Glück nothwendig ist.

Sie sollten mir sie hier lassen, fuhr der Graf fort, ich kann mir für meine Catherine keine bessere Freundin wünschen, und die beiden Mädchen haben einander lieb gewonnen.

Der alte Hagener schüttelte den Kopf und lächelte.

Nein, Herr Graf, Alles, was Sie wollen, nur Das nicht. Unsere Louise können wir nicht entbehren. So still und bescheiden sie ist, so ist sie uns doch Alles in Allem. Sie ist unsere Hausfrau, sie ist meine Krankenpflegerin, wie sie manchmal mein Hofnarr ist, wenn ich zu sehr geplagt bin. Diesem Brausekopf hier, fuhr Hagener fort, indem er auf Betty deutete, ist sie mehr als eine Schwester; obwohl die Jüngere, ersetzt sie ihr doch bis zu einem gewissen Grade die Mutter. Sie hält ihre Sachen in Ordnung, sie verhindert bei ihr manche Thorheit, sie stellt das Gleichgewicht her, wenn es bei ihr rappelt, und ist immer gefaßt und besonnen, wenn mit dieser hier irgend eine verrückte

Idee durchgehen will. Nein, Herr Graf, unsere Louise können wir nicht entbehren, sie ist die weise Person unseres Haushaltes.

Mit Freuden hörte Normann dieses Lob Louisens und versicherte dem Grafen, daß väterliche Liebe hier nicht nur nicht übertrieben, sondern bei Weitem nicht nach Verdienst gepriesen habe. Zugleich machte er sich in Gedanken Vorwürfe, diese sichere und treue Freundin in den letzten Tagen beinahe ganz vergessen zu haben; andererseits aber erfüllte ihn die Erinnerung an die soliden Eigenschaften Louisens mit einer gewissen Sicherheit. Betty blieb, wenn er ging, nicht allein; die unfaßbaren Gefahren, von denen er sie umringt glaubte, wird auch Louise erkennen. Er erinnerte sich ihres Benehmens, mancher ihrer Worte und Blicke und sagte sich, daß sie sie bereits erkannt habe. Er wollte sie bitten, ihm nach der Stadt zu schreiben, so oft sie ihm etwas zu sagen hatte; er wußte, daß in dieser Andeutung genug sein werde. Aber wie sollte er es mit Betty selbst halten? Es schien ihm nicht zweckmäßig, sie gerade heraus vor Marson zu warnen; es wäre möglich, daß er sie dadurch nur auf ein Gefühl aufmerksam machte, das ihr selbst nur dunkel war, daß er sie nur mächtiger aufregte, wenn er ihr überhaupt von Gefahr spräche. Doch hielt er es für seine Pflicht, sie vor sich selbst zu warnen und sie zu beschwören, Eingebungen der Phantasie nicht für Eingebungen des Herzens, für Nothwendigkeiten des Gemüthes zu nehmen; Verlockungen nicht für Rufe des Schicksals zu halten.

Aber als er ihr Abends im Garten in diesem Sinne sprach, ließ sie ihn nicht lange fortfahren. Sie unterbrach ihn mit den Worten: Lieber Normann, Sie sind eifersüchtig — ja, ja — um das Ding beim rechten Namen zu nennen, Sie sind eifersüchtig. Wir haben uns Beide dieser Tage um Nichts geplagt. Sie sind auf Marson eifersüchtig, und ich habe selbst geglaubt, daß Sie Recht haben, und war unglücklich darüber. Ich hoffe, Sie sehen es jetzt eben so gut ein, wie ich, daß wir Beide Unrecht hatten. Marson kümmert sich nicht um mich, und mir hat er den ganzen Tag nicht gefehlt. Zum ersten Male begegnete ich in ihm einem

großen Meister und einem Manne, der viel von der Welt weiß, nach der ich mich sehne — Das hat auf mich gewirkt, ich gestehe es — aber auch nur Das. Nehmen Sie nun das schlimme Wort zurück, sagen Sie nicht mehr, daß ich Sie nicht liebe.

Sie hielt ihm die Hand hin, und er ergriff sie mit Begierde, wie wenig Ueberzeugendes auch in ihren Worten und in der Kälte lag, mit der sie ausgesprochen wurden. Aber was sollte er anfangen? Er mußte fort und sich mit dem Geringsten begnügen, das er als eine Art von Beruhigung auf den Weg mitnehmen konnte.

Am anderen Morgen bestieg er, nach einer ausführlichen Besprechung mit dem Grafen, den Wagen, der ihn in die Stadt bringen sollte. Der Graf, der alte Hagener und dessen Töchter standen am Schlage und drückten ihm die Hände; Gräfin Catherine nickte ihm vom Balkon aus Grüße zu. Er war blaß, aber ruhig. Schweigend drückte er Allen noch einmal die Hand, dann setzte sich der Wagen in Bewegung und rollte zum Hofe hinaus. Betty ging gesenkten Hauptes in ihr Atelier und ergriff rasch den Pinsel, um zu arbeiten; Louise eilte zu Catherine, um ihm noch von der Höhe des Balkons nachzusehen.

Mir thut es herzlich leid, daß er geht, sagte die Gräfin Catherine, es ist ein so lieber, lieber Mensch.

Louise nickte mit dem Kopfe.

Er ist kein großer Künstler, wie Marson, und kein berühmter Mann und weiß auch nicht so viel Interessantes zu erzählen, aber mir wäre er doch lieber, fuhr sie fort.

Louise sah sie mit prüfenden Augen an und bekam dafür einen verständnißvollen Blick zurück.

Aber nicht Jeder scheint meiner Meinung zu sein, fügte sie zögernd und etwas lauernd hinzu.

Louise faßte sie an beiden Schultern und drückte sie ans Herz. Darauf steckten die beiden Mädchen die Köpfe zusammen und theilten einander in abgebrochenen Worten, mit Erröthen und Lachen, mit Scherz und Ernst ihre Bemerkungen mit, und nach

einer Viertelstunde hatte sich zwischen Beiden eine Verschwörung gebildet, nach welcher sie mit aller möglichen Aufmerksamkeit über die Interessen und das Glück des Abwesenden wachen und die Plane des unheimlichen Marson zu nichte machen wollten.

VI.

Normann saß wieder in seiner Hofmeisterstube, bald mit seinen Schülern, bald mit seinen Büchern beschäftigt. Er arbeitete mehr als die Hälfte der Nächte hindurch, denn er hatte es dem Grafen fest zugesagt, seine Studien in möglichst kurzer Zeit zu Ende zu führen und seine Examina zu machen. Von Zeit zu Zeit erhob er sich vom Studirtische und zog eine Lade auf, in der ein kleines Aquarell-Porträt Betty's vor der Neugierde seiner Schüler verborgen lag. Er betrachtete die geliebten Züge einige Minuten lang und kehrte zur Arbeit zurück; nur in der Nacht geschah es ihm manchmal, daß er, das Bild in der Hand und an die Wand gelehnt, träumend und müßig, länger als er wollte, da stehen blieb oder daß er, einer alten Gewohnheit erliegend, anstatt wissenschaftlicher Noten einige Verse aufs Papier schrieb. Seit mehreren Nächten schon summten ihm einige Zeilen im Kopfe, die er mechanisch zu wiederholten Malen aufschrieb und wieder ausstrich, ohne sie fortzusetzen, ohne sich klar machen zu können, was er eigentlich hinzufügen wollte.

Bist du nie nach langem Leiden
Einsam durch die Nacht gegangen?
Wie vor einem Scheiden, Meiden
Fühltest du dein Herz befangen.

Aber es blieb bei diesen Versen, wie bei einer Frage, die erst die Zukunft beantworten sollte.

Das Verhältniß im Hause war, wie es der Graf verlangt

hatte, gelöst; der neue, von Normann empfohlene Hofmeister zog ein und er, unter den Thränen seiner Schüler, aus dem Hause, in eine stille Dachstube eines entfernten Stadttheiles. So saß er da in stummer, ärmlicher Abgeschiedenheit, während seine Freunde im Schloß und Garten à la Versailles wie in der großen Welt lebten und sich in ihrer Mitte, unabhängig von ihm, die Fäden fortspannen, an denen eigentlich sein Schicksal hing.

Die ersten Tage nach Normanns Abreise war Marson beinahe unsichtbar. Man sollte glauben, sagte Louise zu ihrer Freundin, daß ihm der Abschied weh gethan und daß er nur Normanns wegen mit uns umging. Er saß allein auf seinem Gerüste und arbeitete oder durchstrich ganze Tage lang die Umgegend, was im Schlosse, wo man an diese Ausflüge gewohnt war, nicht auffiel. Einen der Tage verbrachte er mit dem Grafen im protestantischen Dorfe. Des Abends, wenn Gesellschaft da war, hielt er sich auch mehr in den Spielzimmern, als im großen Saale. Betty vertiefte sich in ihre Arbeit, der sie bald ganz angehörte. Den Vater ließ seine Krankheit nicht frei gewähren. Oft mußte er bis spät in den Tag das Bett hüten, dann saß er unter einer Laube des Gartens im Lehnstuhl, wo ihm Louise und Catherine Gesellschaft leisteten und ihm vorplauderten oder lasen, während er aus langer Pfeife rauchte. Manchmal kam Betty hinab und setzte sich schweigend zu der Gruppe und hörte schweigend zu. Sie fühlte sich ziemlich vereinsamt und traurig. Selbst die bunten Gesellschaften des Abends zerstreuten sie wenig; dieselbe Welt, die ihr am Abend ihrer Ankunft im Schlosse so groß und glänzend erschienen war und sie so sehr berauscht hatte, schien ihr jetzt klein, und sie sagte sich, daß es in der eigentlichen Welt doch anders und größer aussehen müsse. Sie sehnte sich hinaus, und doch war ihr die Ruhe, trotz der melancholischen Atmosphäre, die sie um sich fühlte, nicht unangenehm. Sie hatte das bittersüße Gefühl der Entsagung, denn sie bildete sich in der That ein, sie sei an dem Punkte angekommen, wo man Alles

aufgebe, was man vom Leben gehofft, und sie empfinde die Ruhe, die mit diesem Siege über sich selbst verbunden ist. Sie dachte an Normann, mit dem Wunsche, sich aussprechen, sich gehen lassen zu können, und an Marson mit einem bittern Lächeln. Im Grunde war sie nur einsam, vielleicht trotz anhaltender Arbeit etwas gelangweilt und bereits an Gemüthserregung und an Stürme der Phantasie zu sehr gewohnt. Louise sah sie in dieser Stimmung nicht ungern, und die Wachsamkeit der beiden verschworenen Freundinnen entschlief allmählig im Laufe der Tage.

Betty saß an ihrer Staffelei allein im Zimmer und arbeitete. Da trat Marson, den sie seit mehreren Tagen kaum gesprochen oder gesehen, plötzlich herein.

Sie kümmern sich nicht um Das, was ich mache, sagte er lächelnd, darum interessire ich mich nicht weniger für Ihre Arbeit.

Betty zuckte die Achseln.

Erlauben Sie mir nur, daß ich einen Blick auf Ihre Leinwand werfe. Ich erlaube mir, seit Ihr Vater hier ist, keinen Rath. Ihr Vater ist ein großer Meister — er hat ein wunderbares Auge für die Natur, ein Gefühl für das Schöne und Malerische, wie die größten Meister.

Betty that das ihrem Vater gespendete Lob sehr wohl, und sie dankte Marson mit einem freundlichen Blicke. Während er so sprach, betrachtete er die Landschaft sehr aufmerksam, dann versicherte er Betty, daß sie von den Eigenschaften des Vaters viel geerbt habe, und lobte ihre Arbeit; aber mit dem Lobe kam mancher Wunsch, sie möchte Dieß und Jenes anders gemacht haben, zum Vorschein, und bald dünkte es Betty, daß ihre Arbeit nicht viel tauge. Sie fand seine Wünsche gerecht und wollte ihm mit einzelnen Pinselstrichen andeuten, daß sie ihn verstanden habe. Marson aber nahm ihr Pinsel und Palette aus der Hand, machte dort einen Strich, hier einen Punkt, und nach wenigen Minuten hatte die ganze Landschaft eine ganz andere Grundlage und hatte einen größeren, kühneren Charakter angenommen. Betty konnte nicht umhin, diese Bemerkung zu machen.

Glauben Sie, sagte Marson, daß ich darum ein größerer Maler bin, als Ihr Lehrer, der Sie auf all Das nicht aufmerksam machte? Nein! ein Stümper bin ich neben ihm, eine trockene, unempfindliche Natur — aber ich habe mehr gesehen als er, ich habe die Alten studirt, ich kann vergleichen; Das ist Alles.

Er wollte gehen und gab ihr Pinsel und Palette zurück. Betty nahm sie mechanisch, blieb unbeweglich stehen und sah vor sich hin. Die ganze Ruhe, die sie noch vor Kurzem besessen, war dahin. Marson hatte die Gabe, sie mit einem Worte mit sich unzufrieden zu machen und ihr mit einer Kleinigkeit seine Ueberlegenheit zu zeigen. Er bemerkte nicht, was in ihr vorging, oder wollte es nicht bemerken und wandte sich der Thür zu. Aber an der Schwelle blieb er stehen und sagte mit einem Tone des Vorwurfs, der sich hinter Scherz verbergen sollte: Und Sie haben nicht die geringste Lust, zu sehen, was ich all diese Tage gemacht habe?

Er kehrte von der Thür zurück und faßte ihre Hand. Betty, sagte er mit geneigtem Haupte und beinahe flüsternd, wo ist die Theilnahme, die mich kurze Zeit so glücklich machte?

Betty fuhr zusammen und zog die Hand zurück. Sie legte Pinsel und Palette hin und sagte kurz: Kommen Sie!

Aber an der Thür angekommen, sagte Marson: Nicht hier! Hier sieht man uns vom Garten aus — dort! es führt vom Korridor aus eine kleine Treppe in den Saal.

Betty stutzte. Warum sollte man sie vom Garten aus nicht sehen? Doch folgte sie ihm durchs Zimmer, an die entgegengesetzte Thür, durch den Korridor, an eine dunkle, schmale Treppe.

Ich will Sie führen, sagte er und ging voraus. Auf der Treppe faßte er ihre Hand und zog sie sanft nach sich. Sie glaubte einen leisen Druck zu fühlen, zuckte mit der Hand zurück, und er blieb einen Augenblick stehen. Betty, so allein mit ihm in dem dunklen und engen Raume, zitterte vor Angst — aber er schritt vorwärts, stieß eine Thür auf und stand mit ihr auf der Galerie, die sich unmittelbar an das Gerüst anschloß. Das



Gerüst ging jetzt beinahe um den ganzen Saal, wie eine zweite Galerie, und führte zu sämmtlichen Fresken Marsons, die noch mit allerlei Stukkatur-Zierath und Arabesken umgeben werden sollten. Stukkatur-Arbeiter waren an einer Seite des Saales beschäftigt, und Betty athmete auf, als sie aus dem Dunkel auftauchte und sah, daß sie mit Marson nicht allein war.

Er führte sie vor die Arbeit, an der sie ihm geholfen hatte. Des Goldschmieds Töchterlein war fertig, aber welche Veränderung war indessen mit dem Bilde vorgegangen! Noch trug Helene Betty's Kopf, aber er war ganz anders geworden. Ein blühendes, frisches, wunderbar schönes Gesicht lächelte dem Ritter entgegen, mit dem Ausdruck der zärtlichsten Liebe, der innigsten Empfindung. Betty war überrascht und betrachtete das Bild mit Entzücken. So schön hatte sie sich nie gesehen. — Er sah sie so schön.

Sie haben einen anderen Kopf angesetzt, stotterte sie verlegen.

Wie sollte ich nicht! rief Marson mit gedämpfter Stimme. Je länger ich Sie sehe, desto schöner werden Sie vor meinen Augen. Ich wich Ihnen all diese Zeit aus, um Ihrem Zauber zu entgehen, aber ich habe meine Sehnsucht hieher gemalt, ich habe Sie so schön hieher gemalt, als Sie fortwährend vor meinem Geiste stehen. Und noch sind Sie es nicht; wie todt, wie stumpf ist Das alles, wenn Sie in der Nähe sind! O, Betty, Sie wissen nicht, was Ihnen dieses Bild sagen will — Sie müßten es errathen, wenn ich Sie so hinmalen könnte, wie ich Sie sehe!

Während er diese Worte rasch und leidenschaftlich, wenn auch leise, hervorstieß, versuchte Betty ihren Mund zu einem abwehrenden, ungläubigen Lächeln zu verziehen. Aber es gelang ihr nicht; es wurde nur ein halb schmerzliches, halb glückseliges Lächeln. Sie hätte ihm gern Schweigen geboten, aber sie hatte nicht den Muth; sie beugte sich dem Manne, wie dem Meister ihrer Kunst; diesen sah sie so hoch über sich, daß es sie rührte und demüthigte, den Mann liebend und bebend vor sich zu sehen, wie er ihre Hände mit Küssen bedeckte und sein ganzes Herz vor

ihre Füße ausgoß. Sie lehnte sich, überwältigt, an die Wand, drückte beide Arme vor die Brust und hörte mit halbgeschlossenen Augen, wie Marson, tief aufathmend, fortfuhr: Sehen Sie alle diese Bilder, alle diese Weiber, die Braut von Korinth, Leonore, des Pfarrers Tochter — ich habe sie alle geliebt, ich habe sie alle elend gemacht. Sie lagen auf dem Wege zu Ihnen, ich bin über ihre Herzen hingegangen. Sie müssen mir Alles geben, was ich bis jetzt nur in Stücken gefunden habe — sonst bleibe ich, was ich bin, elend, ruhelos, zerstückt.

Betty schlug die Augen auf; er stand mit geneigtem Haupte und hangenden Armen, wie Hülfe flehend und aufgegeben, vor ihr. Ihr Blick flog über die Bilder, die er ihr genannt hatte, und sie erschauderte über die schmerzzerrissenen, gespensterhaften Gesichter; sie wandte sich nach ihrem eigenen Bilde, das blickte wie Versöhnung nach langem Zwiespalt. Sie lächelte unwillkürlich, wie ihr Porträt. Marson wollte wieder ihre Hände fassen, aber sie zog sie zurück, und immer so lächelnd, ging sie der Thür zu, die auf die dunkle Treppe führte. Erst unten blickte sie um, da sah sie Marson in dem Lichte, das von oben einfiel, auf den obersten Stufen liegen, wie er sein Gesicht in den Arm drückte. Sie eilte über den Korridor in ihre Arbeitsstube. Sie sagte sich, sie müsse arbeiten, und faßte die Palette, aber sie ließ sie wieder fallen und sagte laut: Er liebt mich! — und fügte nach einiger Zeit leiser hinzu: Und liebe ich ihn?

So saß sie durch Stunden da und konnte sich ungestört ihren Gedanken hingeben. Das kleinste Geräusch erschreckte sie; sie fürchtete, daß man komme und daß sie gezwungen sein werde, über Gleichgültiges zu sprechen. Manchmal zog das Bild Normanns an ihr vorbei, und ihr glücklich lächelndes Gesicht verdüsterte sich auf Augenblicke; kaum dachte sie daran, ihm zu schreiben und aufrichtig gegen ihn zu sein. Aber er weiß es ja; er hat es mir ja selber gesagt, daß ich ihn nicht liebe, flüsterte sie vor sich hin und beruhigte sich bei diesem Gedanken, um sich aufs Neue den Gedanken an Marson hinzugeben. Zumeist kam

es ihr in Träumen vor, als ob die gewaltige Gestalt Marsons sie mit starkem Arm fasse, sie forttrage und mit ihr, wie auf wildem Rosse, die Welt durchstürme. Sie sah ihn fliegen und hielt ihre Arme um seinen Leib geklammert, während er lächelnd oder stark und stolz zu ihr hinblickte und Länder und Völker und die buntesten Menschengestalten und die reizendsten und wildesten Gegenden traumgleich an ihnen vorüberschwanden.

Der Abglanz dieser Phantasieen lag noch auf ihrem Gesichte, als sie des Abends in der Gesellschaft erschien. Sie trug den Kopf höher als sonst, hatte die Scheitel weit zurückgeschoben, daß die weißen Schläfen leuchtend zu sehen waren, und die Locken fielen in dichten Massen zusammengedrängt auf den Nacken. Man tanzte. In den Armen Marsons schien ihr der Traum dieses Nachmittags schon verwirklicht; sie schloß die Augen und ließ sich von ihm forttragen. Wenn sie die Augen aufschlug, sahen die seinigen zu ihr nieder, wie sie es sich gedacht hatte, und da er sie wie berauscht in eine Fensternische stellte, sagte er ihr mit Nachdruck ins Ohr: Sie sind nicht gemacht, die Frau eines Landarztes zu werden; mein Weib wirst du, Betty, und keines Anderen! — und ging von ihr, um sich in die Gesellschaft zu mischen. Die Worte klangen ihr wie ein Richterspruch, wie etwas Unwiderrufliches. Es schien ihr, als könnte sie, auch wenn sie wollte, gegen diesen Willen des Schicksals nicht ankämpfen.

Tagelang ging sie unter dem Gewichte dieser Worte schweigsam, nachdenklich einher. Sie arbeitete still vor sich hin und war, zum Erstaunen Aller, immer erstaunt über die Arbeit, die sie vollendet hatte und die ihr wie den Anderen gefiel. Aus ihren überraschten Ausrufen, aus ihrem bedenklichen Kopfschütteln ging hervor, daß sie wie eine Nachtwandlerin gearbeitet hatte. — Tolles Volk, diese Künstler! lachte der Graf, wenn ihm Betty als Marsons Arbeit zeigte, was er sie doch selbst hatte malen sehen. Nur Louise lachte nicht. Die sonderbare Veränderung im Wesen ihrer Schwester war ihr nicht entgangen, eben so wenig ihre Spaziergänge mit Marson. Sie theilte ihre Bemerkungen

der Freundin mit, und die Wachsamkeit, zu der sich Beide bei der Abreise Normanns verschworen, wurde wieder aufgenommen. Aber wie sollte diese bewerkstelligt werden? Louise hielt es ihrer wie der Schwester nicht würdig, sie auszuspähen, sie immer und immer auf ihren Gängen im Garten und Park zu begleiten, und was sollte das Endziel des Ueberwachungs-Systems sein? Doch faßte sie einen Entschluß, als ihr Gräfin Catherine eines Tages unter Erröthen berichtete, was sie im Parke gesehen. Betty saß auf einer Bank und weinte. Marson ging vor ihr auf und ab, dann küßte er sie und sprach einige Worte, die sie, die Gräfin, nicht hören konnte.

Spät Abends desselben Tages erhielt Normann ein Billet, das ungefähr so lautete:

„Lieber Normann! Er wäre sehr gut, wenn Sie sich für einige Tage von Ihren Büchern losreißen und hieher aufs Schloß kommen könnten. Es geht so Manches vor, was ich nicht auszudrücken weiß. Ihre Gegenwart wäre mir und Betty sehr wohlthätig. Gräfin Catherine grüßt Sie.

Ihre treue Freundin

Louise."

Normann schlug die Bücher zu, kleidete sich an, nahm einen Stock in die Hand und wanderte in die schöne, laue Sommernacht hinaus.

VII.

In dieser Nacht, die Normann durchwanderte, fühlte Louise etwas wie Gewissensbisse. Sie machte sich Vorwürfe, hinter dem Rücken ihrer Schwester gehandelt, gewisser Maßen ihren Richter berufen zu haben, um sie anzuklagen, und sie beschloß, vor Normanns Ankunft offen mit ihr zu sprechen, wie sie es sonst gewohnt gewesen. So fing sie denn des Morgens im Atelier als Einleitung in der That von Normann zu sprechen an und

glaubte im Verlaufe des Gespräches, wenn sie erst das Andenken an den Freund lebhaft geweckt, ihre schwesterlichen Vorwürfe über die scheinbare Verbindung mit Marson daran zu knüpfen oder wenigstens das Vertrauen und die Bekenntnisse Betty's zu gewinnen. Dann wollte sie sie auf die Ankunft Normanns vorbereiten. Aber Betty ließ ihr nicht Zeit zur Ausführung des ganzen Planes.

Ich weiß, worauf du los steuerst, Louise, sagte sie entschieden — du willst wissen, ob ich Marson liebe. Ja, ich liebe ihn, und er liebt mich!

Da war Louisens ganzer Plan verwirrt. Sie wußte nicht, was zu sagen, und starrte nur ihre Schwester an. Endlich brach sie in Thränen aus und rief weinend: Was soll aus dem armen Normann werden, der dich so herzlich liebt!

Er weiß Alles, antwortete Betty — er wird sich trösten, seine Wissenschaft, sein Beruf ist ihm lieber, als ich . . .

Und was denkst du zu thun? fragte Louise ängstlich.

Marson zu heirathen! antwortete die Andere eben so entschieden.

Um Gottes willen! rief Louise und schlug die Hände zusammen — diesen — diesen sonderbaren Menschen! Betty, meine theure Betty, lasse von diesem Menschen — mich entsetzt der Gedanke, daß du sein Weib werden sollst!

Sie umschlang ihre Schwester mit beiden Armen und sah sie innigst flehend an. In dieser Stellung fand sie der alte Hagener, der eben eintrat.

Was geht vor? fragte er erschrocken.

Louise konnte nicht antworten und warf sich weinend an seinen Hals; aber Betty antwortete ruhig: Louise ist verzweifelt darüber, daß ich einen großen Künstler liebe.

Wer ist der große Künstler? fragte der Vater besorgt.

Marson! erwiderte Betty kurz und entschlossen.

Und Normann?

Ich habe ihn nie geliebt. Du wolltest auch nicht, daß ich

ihn heirathe, und du hattest Recht. Das kleine, beschränkte Leben, das er sich schaffen will, ist nicht für mich. Du sagtest, eine Künstlerin solle nicht heirathen; auch darin hattest du vielleicht Recht; sie kann sich nicht an einen Mann binden, der sie in kleine, beengende Bezirke abschließt — es ist aber anders mit einem Manne, der sie fortträgt in die weite Welt, sie alles Schöne und Große sehen läßt, ihr Lehrer wird und ihr so erst die Freiheit gibt, deren sie bedarf.

Und du glaubst, du würdest mit Marson glücklich sein?

Nein! antwortete Betty stolz und stark.

Nein? und doch willst du ihn zum Manne?

Betty seufzte tief auf. Alle Weiber, die er liebte, fuhr sie fort, hat er elend und unglücklich gemacht; ich weiß es. Aber Das schreckt mich nicht ab. Glück oder Unglück, Das gilt mir gleich.

Unglückliches Kind! rief der alte Hagener mit Thränen in den Augen — du weißt nicht, was du sagst, du spielst mit Worten, deren Sinn du nicht verstehst — du stürzest dich ins Verderben! Was wissen wir von diesem Marson? Allerlei ungünstige Gerüchte laufen über ihn, er gilt für einen Spieler, einen Verschwender, einen Verführer, und Gott weiß, wofür! Aber ich werde es nie zugeben, ich werde dich gegen dich selbst schützen . . .

Papa, unterbrach ihn Betty, es ist zu spät — ich kann mir ein Leben ohne ihn nicht denken. Er braucht mich, um noch einen glücklichen Moment im Leben zu haben, und ich habe mich ihm versprochen.

Du wirfst dich weg!

Es ist beschlossen! rief Betty heftig.

Normann! Normann! — schrie Louise, die am Fenster stand und in den Hof sah — da kommt er schon!

Hast du Hülfstruppen berufen? sagte Betty und runzelte die Stirn — so erkläre ich euch hier, bevor er eintritt, daß ich Marson folge, wann und wie er will und unter welchen Bedingungen immer.

Auf diese Worte eilte Louise zum Zimmer hinaus und Normann entgegen. Sie wußte eigentlich nicht recht, was sie that, sie wollte nur instinktmäßig in diesem Augenblicke ein Zusammentreffen mit ihrer Schwester verhindern und Normann den Schmerz ersparen, eben so harte und rücksichtslose Worte aus ihrem Munde zu hören. Sie begegnete ihm auf der Treppe und stürzte ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen, wie Einem, den man in seinem Gange aufhalten will. Sein Anblick hatte ihren Kummer noch gesteigert. Er war blaß, und seine Lippen zitterten. Sein ganzes Aussehen verrieth es, daß diese Wanderung durch die Sommernacht kein gemüthlicher Spaziergang gewesen. Dieser Ankömmling, mußte man sich beim ersten Anblick sagen, hat nicht den schönen Mondschein betrachtet und hat nicht auf den Gesang der Nachtigallen und bei Morgenanbruch nicht auf die Wirbel der aufsteigenden Lerchen gehorcht. Wie oft mag er dumpf und stumpf auf Chaussee-Steinhaufen gesessen und das Gesicht in den Händen verborgen, wie oft sich traurig und aufgegeben hinter eine Hecke geworfen haben! Trotzdem saßen feste Entschlüsse auf seiner Stirn.

Er legte den Arm um Louisens Nacken und sagte mit gerührter Stimme: Meine gute Freundin! meine liebe Freundin!

Sie wollte sprechen, aber Schluchzen unterdrückte ihre Stimme.

Sie haben mir nichts zu erzählen, sagte er weiter — ich weiß Alles. Was mich stets erwartete, habe ich in dieser Nacht gesehen. Hier habe ich nichts zu thun; ich gehe zu Marson.

Was wollen Sie bei ihm? schluchzte Louise.

Ich werde ihm sagen, daß ein Mensch lebt, der über Betty's Glück wachen wird, wie mit feurigem Schwerte, und wehe Dem, der es nicht in Acht nimmt!

Louise drückte ihn dankbar ans Herz. Es wurde ihm so wohl in dieser Umarmung, daß er es aufgab, sich loszuwinden. Auch seine Arme schlangen sich fester, und sie standen einige Minuten lang in inniger, gegenseitiger Umschlingung, während seine Lippen auf ihrer Stirn ruhten.

Als er ging, blieb Louise, sich an das Treppengeländer lehnend, stehen und sah ihm nach; ihre Augen waren noch voll Thränen, ihr Herz zitterte noch vor Schluchzen, sie fühlte noch den ganzen Kummer, der sie aus dem Zimmer und Normann entgegen getrieben hatte, und doch ging um ihren Mund ein träumerisches Lächeln auf, das ihr, wenn sie es gesehen hätte, räthselhafter gewesen wäre, als jedem Anderen.

Normann trat in den Saal der Fresken und stieg die wohl bekannte Leiter hinan. Es verdroß ihn, Marson ruhig bei seiner Arbeit sitzen zu sehen, während in seinem und in den Herzen anderer geliebter Menschen eben um dieses Marson willen Leidenschaft, Schmerz und Sorgen herrschten.

Siehe da, Herr Normann! rief der Maler und ließ die Arbeit ruhen. — Ich errathe, warum Sie kommen. Ich bin Ihnen Erklärungen schuldig.

Sie irren, Sie sind mir keine Erklärung schuldig; im Gegentheil komme ich, um Ihnen eine Erklärung abzugeben. Ich habe Fräulein Betty geliebt; ich liebe sie vielleicht noch — aber darum handelt es sich nicht. Ihr Freund werde ich immer bleiben, und das Recht, ihr schützend zur Seite zu stehen, werde ich nie aufgeben. Ich werde immer bereit sein, thätig einzugreifen, wenn ich ihr Glück gefährdet sehe — ich werde sie nie aus den Augen verlieren. Herr Marson, wir wissen wenig von Ihnen, desto wachsamer werde ich sein, und ich schwöre Ihnen, daß ich im gegebenen Falle vor keinem Mittel zurückschrecken werde, Betty von einem Manne zu befreien, wenn dieser Mann ihr Leben trüben sollte. Mit Einem Worte, Herr Marson, ich bin entschlossen, wenn ich es für nothwendig erachte, Sie über den Haufen zu schießen.

Marson warf den Kopf in den Nacken, schlug die Arme über der Brust zusammen und schien bereit, ein Wort des Hohnes oder der Herausforderung fallen zu lassen. Aber er gab diese Stellung gleich wieder auf und sagte gelassen: Herr Normann, ich werde Ihnen sehr dankbar sein.



Normann maß ihn mit einem beinahe verächtlichen Blicke; er schien es nicht zu bemerken und fuhr in einem Tone fort, der in der That zu Herzen ging und offenbar aufrichtig gemeint war: Mir wäre vielleicht wohler, wenn ich einen solchen Wächter und Richter vor Jahren gefunden hätte. Ich habe den besten Willen, Betty glücklich zu machen; gelingt es mir nicht, dann ist es gut, daß mit mir ein Ende gemacht werde. — Sie sind ein vortrefflicher junger Mann; was Sie sagen und thun, kommt aus dem edelsten Herzen, ich nehme darum ruhig hin, was mich von jedem Anderen empören würde. Ich will Ihnen auch etwas im Vertrauen sagen. Ich bin ein Elender; ich bin mit dem Leben fertig, und die Kunst ist mir auch gleichgültig geworden; Leben und Kunst haben durch Betty wieder neuen Reiz für mich gewonnen. So ist Hoffnung da, daß ein neuer Mensch geboren wird, der Betty glücklich machen kann. Ich hoffe. — Während er so sprach, hatte die ganze Erscheinung ihren Charakter geändert. Normann glaubte einen anderen Menschen vor sich zu sehen; es war nicht mehr der Starke, der so überwältigend, leidenschaftsvoll, mysteriös anziehend daherging, es war ein gebrochener, schwacher, klagender Mann, der traurig vor sich hinsah und nach einer Wiedergeburt, einer Erneuerung seiner selbst zu suchen und sich zu sehnen schien. Fast hätte Normann Mitleid mit ihm gefühlt. Unklar über diese neue Erscheinung, aber beruhigt, wie nach einer erfüllten Pflicht, verließ er ihn und richtete seine Schritte zum Schlosse hinaus, um Betty jetzt nicht zu begegnen.

An der Seite des Schlosses zog sich eine tiefe Schlucht, die von einem Bache durchflossen und im Parke benutzt war, um eine malerische Abwechselung hervorzubringen. Außerhalb des Parkes aber war sie öde, und die Abhänge derselben ließen aus magerem Grün kahles Gestein hervorblicken. Ehemals bildete sie einen Theil des Grabens, der das Schloß und die Befestigung des alten Städtchens umgab. Auf der einen Seite standen noch ärmliche Reste der Stadtmauer, diesen gegenüber auf der Höhe der Begräbnißplatz mit einer weißen Kirche. In der Mitte war

die Schlucht von einem Damme durchschnitten, welcher das Wasser des Bächleins auffing und einen Teich bildete, der dasselbe durch ein schmales Rinnsaal an ein Mühlrad abgab, welches sich in der Tiefe des Thales bewegte und es mit Geräusch erfüllte. Aus dem Teichdamme erhoben sich die hölzernen Pfeiler einer Brücke, die von einer Seite der Schlucht zur anderen, aus der Nachbarschaft des Schlosses in die Nähe des Kirchhofes führte.

Auf dieser Brücke, die das Schloß noch mit seinem Morgenschatten bedeckte, hielt Normann inne. Traurig sah er in die Tiefe hinab und auf die dunkle Wasserfläche. Die ganze Nacht hindurch hatte er von dem Glücke, das ihn so lange erfüllte, von einem Gedanken, der Eins mit seinem Wesen geworden, Abschied genommen, aber jetzt erst, da er darüber gesprochen, schien ihm dieser Abschied, der Verlust Betty's eine wahre Thatsache. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß eine solche Trennung von einem Stücke seiner selbst in ihm vorging; er wußte noch nicht, daß solche Wunden vernarben — es fehlte ihm noch diese Erfahrung, die im späteren Leben so traurig schnelle Heilungen bewerkstelligt. In Geist und Herzen fühlte er eine unheimliche Oede, denn das Glück war ausgezogen, und der ungewohnte Schmerz hatte die leergewordene Stelle noch nicht eingenommen, hatte sich, so zu sagen, noch nicht eingerichtet. Wie öde kam ihm darum die Welt vor! Alles erschien ihm in einem entstellenden, fahlen Lichte, selbst der Beruf, über Betty's Glück zu wachen, den er erst vor Minuten so überzeugt und mit ganzer Seele vor Marson in Anspruch genommen und der ihn wie ein aus dem Schiffbruch gerettetes Kleinod däuchte. Er sah einen Moment lang mit den Augen der Welt, und wahrlich, es war eine lächerliche Rolle, als Don Quixote neben einer Geliebten durch die Welt zu laufen und über ihr Glück zu wachen, nachdem sie einen Anderen vorgezogen. Der ernste, hingebende, liebende Normann fing an, in Gedanken sich über sich selbst lustig zu machen, und die Welt erschien ihm darum nicht heiterer. Je mehr Mühsal er sonst getragen, um so lieber war ihm das Leben geworden —

warum nicht jetzt? Leicht zieht der Jugend der Gedanke durch den Kopf, allen Leiden ein Ende zu machen, wenigstens allen Täuschungen, denn diese fürchtet sie zumeist — und so dachte auch Normann einen Augenblick, daß es ihm besser wäre, wenn er da unten läge. Er blickte auf, wie um sich zu erinnern, diese Welt zu prüfen — sein erster Blick fiel in Louisens Augen, die seit lange neben ihm stand und jede seiner Bewegungen beobachtete. — Sie sagte nichts; sie sah ihn nur an. Das Gefühl der Vereinsamung war mit Einem Male von ihm genommen; er ergriff ihre Hand, und Arm in Arm gingen sie zurück und wandelten schweigend unter den Kastanienbäumen vor dem Schlosse lange auf und ab.

Erst spät ging Normann zum alten Hagener, der sich über die Vorgänge von diesem Morgen wieder beruhigt hatte und an den Ernst derselben nicht mehr recht glaubte. Doch versprach er Normann und Louisen, die möglichsten Hindernisse zu ersinnen, um die Verbindung zwischen Betty und Marson aufzuschieben. Bei dem beweglichen Naturell Betty's war dann noch einige Hoffnung vorhanden, daß sie sich von Marson abwende. In diesen Plan paßte auch die möglichst baldige Rückkehr in die Stadt, die besprochen wurde.

Nachdem noch Normann die Gräfin Catherine und den Grafen begrüßt, wanderte er, von Louisen eine Strecke begleitet, der Stadt und seinen Büchern zu.

Wenige Stunden später, schon in Dämmerung gehüllt, ritt Marson in entgegengesetzter Richtung dem protestantischen Dorfe zu.

VIII.

Der Vater Hagener hielt Wort. Er weihte den Grafen Galton, der in seinen vielfachen Beschäftigungen die Vorgänge in der jungen Welt seiner Gäste nicht bemerkt hatte, in die

Geheimnisse seiner Familie ein, und dieser, betroffen über die Enthüllungen, sah die Nothwendigkeit einer Rückkehr in die Stadt ein. Betty, so oft sie von Marson zu sprechen anfing, erhielt zur Antwort, daß man nächstens über diesen Gegenstand sprechen wolle; jetzt sei er, der alte Vater, an den Gedanken einer Heirath seiner Tochter noch nicht genugsam gewohnt. Die Gefahr schien übrigens nicht dringend. Marson dachte am Wenigsten an Heirath, da er in seine Arbeit vertieft war und die letzte Freske schnell vollenden wollte. Doch bereitete Louise Alles zur Abreise vor, die in den nächsten Tagen stattfinden sollte.

Louise schlief noch ihren festen kindlichen Schlaf, als eines Morgens, da kaum die ersten Strahlen durch die Jalousieen fielen, ihre Schwester sich aus dem Bette erhob und in der Dämmerung des Zimmers sich anzukleiden begann. Bei jeder Bewegung Louisens hielt sie inne und horchte erschrocken, mit angehaltenem Athem, bis sie wieder die gleichmäßigen Athemzüge der Schlafenden beruhigten. Dann schlich sie leise der Thür entgegen, aber dort angekommen, kehrte sie wieder nach der entgegengesetzten Thür zurück, hinter welcher ihr Vater schlief. Sie legte das Ohr ans Schlüsselloch und horchte; dann drückte sie einen Kuß auf dieselbe Stelle, wo ihr Ohr gelegen hatte, und warf mit der Hand, rückwärts gehend, noch einige Küsse durch die Thür, in der Richtung, wo das Bett des Alten stand. Am Bette Louisens blieb sie stehen und sah mit angestrengten Augen in das schlafende, ruhevolle Gesicht, das noch wie ein Kindergesicht aussah. Ohne zu wissen, was sie that, neigte sie sich vor und lispelte: Mögest du nie solcher Heimlichkeit bedürfen! Meine Schwester! meine theure Schwester! — Thränen sprangen ihr aus den Augen, und sie zog sich schnell zurück, daß sie nicht auf das Gesicht Louisens fielen und sie weckten. Ihre Hand hing zum Bette heraus; Betty ergriff eine unwiderstehliche Lust, sie zu küssen, aber sie hatte nicht den Muth, sie zu fassen. Sie kniete nieder und neigte ihr Antlitz bis in die nächste Nähe der Hand.

So lag sie einige Minuten, dann drückte sie Kuß auf Kuß auf die Finger, daß Louise erschrocken auffuhr.

Was ist? Wer ist da? Bist du es, Betty? fragte sie schlaftrunken.

Betty wischte schnell die Thränen ab und sagte mit sicherer Stimme: Ich bin es.

Ist es schon so spät? Soll ich schon aufstehen?" fragte Louise.

Nein, es ist noch sehr früh — schlafe nur aus. Ich will einen Spaziergang im Garten machen — ich kann nicht schlafen.

Siehst du wohl, Betty! Du kannst nicht schlafen — seufzte Louise.

Wenn du nur gut schläfst, Louise, antwortete Betty bedeutungsvoll.

Warte ein wenig; ich stehe auf und gehe mit dir.

Nein, nein — schlafe; ich komme bald wieder! sagte Betty und drückte ihre Schwester ins Bett zurück. Dann wollte sie den Hut ergreifen, der neben ihr auf dem Stuhl lag, aber fürchtend, dadurch den Verdacht Louisens zu wecken, ließ sie ihn liegen und eilte zur Thür hinaus.

Im Hofe zog sie das Tuch von den Schultern über den Kopf und verhüllte sich das Gesicht. So lief sie, ohne umzusehen, die Allee entlang, die in gerader Linie den Garten durchschnitt, der Mauer zu und nach der kleinen Pforte, die ins Feld führte. Marson stand vor der Pforte. Er faßte sie, ohne ein Wort zu sagen, hob sie in einen bereit stehenden, geschlossenen Wagen, stieg ihr nach, und der Wagen flog davon.

Louise konnte nicht wieder einschlafen. Arme Betty! seufzte sie, was muß in ihr vorgehen — denkt sie an Normann? — bereut sie? fürchtet sie die Zukunft? Wie lange ist's her, da war sie so heiter, so glücklich, und nun kann sie vor Kummer nicht schlafen. Soll ich sie allein lassen? Soll ich ihr folgen?

So überlegend, hatte sie sich schon erhoben. Aber sie kleidete sich nur zögernd an, nicht wissend, ob sie Betty, die vielleicht allein sein wollte, mit ihrer Gesellschaft wohl thue oder nicht.

Langsam stieg sie die Treppe hinab, und langsam durchwandelte sie den Garten, nach allen Seiten ausspähend, ob sie nicht Betty's Kleid irgendwo zwischen den Bäumen wehen sehe. Der Garten war leer, und erst nachdem sie ihn nach allen Richtungen langsam durchmessen hatte, fing sie an, ihren Schritt zu beschleunigen. Es wurde ihr ängstlich zu Muthe, und sie fragte sich, ob ihre Schwester nicht vielleicht mit Marson eine Zusammenkunft habe. Nach der Aufregung, die sie an ihr bemerkt, schien ihr Das wahrscheinlich, und sie kehrte niedergeschlagen in ihre Stube zurück, öffnete das Fenster und wartete.

Der Wagen fuhr indessen unaufhaltsam dahin, über die Feldwege, geraden Weges über Hügel und Thäler dem Walde entgegen. In seinem Innern wurde wenig gesprochen; in dem einen Winkel saß Betty und hielt noch immer das Tuch über das Gesicht zusammen; Marson sah manchmal durch die Fenster, dann legte er sich schweigend in seine Ecke zurück. Es war noch sehr früh, als der Wagen am Fuße des Abhanges vor dem protestantischen Dorfe hielt. Marson hob Betty mit beiden Armen heraus und ging mit ihr ins Dorf, mitten durch vor des Predigers Wohnung. Dort setzte er sie auf einen Balken vor dem Hause und trat in die Stube.

Der Prediger kam ihm in seinem Sonntagsstaate, in einem schwarzen Rocke, der halb Talar, halb Bauernkittel war und über die Knöchel herabfiel, entgegen und verbeugte sich tief.

Ist Alles bereit, Herr Prediger? fragte Marson.

Es ist Alles bereit, wie Sie befohlen haben, gnädiger Herr!

Und die Zeugen?

Ebenfalls, gnädiger Herr; der Schulze und noch ein Bauer werden der heiligen Handlung als Zeugen dienen.

Nun, so kommen Sie!

Marson wandte sich der Thür zu, der Prediger aber blieb in der Mitte der Stube stehen und fuhr verlegen mit flachen Händen und ausgebreiteten Fingern über die Schöße seines Kleides her und hin.

Nun, Sie gehen ja nicht! herrschte ihm Marson zu.

Gnädiger Herr! stotterte der Prediger.

Sie zaudern? Habe ich Ihre Bedenken noch nicht zum Schweigen gebracht? Ich wiederhole Ihnen, es soll Ihnen nichts Unangenehmes daraus entstehen.

Sie haben für mich und die Gemeinde so viel gethan, stotterte der alte Mann, Sie haben uns den Schutz des Herrn Grafen Galton verschafft — gewiß würde ich meine Dankbarkeit gern beweisen, indem ich nach Ihrem Willen — aber, gnädiger Herr — das Gesetz, die Ordnung, die Regel! — Wir armen Protestanten müssen uns hüten, wir sind von Widersachern umgeben . . .

Ich habe Ihnen schon auf all Das geantwortet, erwiderte Marson unwillig. Dann ging er einige Schritte zurück an den roth angestrichenen Tisch und schüttete darauf den Inhalt seiner Börse aus. Die Dukaten rollten, und mehrere fielen auf den Boden. Rasch bückte sich der Prediger und las sie auf, ohne den Blick von den auf dem Tische gebliebenen abzuwenden. Er legte die aufgelesenen zu diesen und fuhr wie wühlend durch das Häuflein, wobei er ein leises Kichern nicht unterdrücken konnte. Darauf sah er sich, indem er eine Hand auf dem Golde liegen ließ, in der Stube um und lachte, als ob er der ungeheuren Armuth, die ihn da überall angrinste, ins Gesicht lachte.

Stecken Sie das ein und kommen Sie! sagte Marson und dachte an Normann, der den Prediger mit dem Shakespeare'schen Apotheker aus Mantua verglichen.

Ja, ja, sogleich, gnädiger Herr! rief der Prediger und steckte das Geld in die Tasche, nicht ohne erst einzelne der Münzen auf den Tisch zu werfen, um sich an ihrem Goldklange zu weiden.

Mit der einen Hand in der Tasche, in die er das Gold geborgen hatte, trat er nun rasch vor Marson aus der Thür und pfiff von der Schwelle der Hütte aus dem Dorfe entgegen. Auf dieses Zeichen kamen sofort zwei Bauern in ihrer Sonntagstracht, in weißwollenen Kitteln mit Messingknöpfen und mit dem drei-

eckigen Hute unter dem Arme, heran und verneigten sich schüchtern und schweigend vor den Fremden.

Gehen wir, sagte der Prediger und schritt voran. Marson zog Betty, die noch immer auf dem Balken saß, das Tuch mit sanfter Gewalt vom Kopfe, faßte ihren Arm und folgte dem Prediger; hinter Marson und Betty gingen entblößten Hauptes die beiden Bauern.

Es hatten sich indessen viele Weiber und Kinder, zerlumpte und rußige Gestalten, versammelt, die zwar in einiger Entfernung stehen blieben, sich aber dem Zuge, als dieser sich in Bewegung setzte, anschlossen und scheuen Schrittes bis zum Tempel mitgingen. Allein dort angekommen, wies sie der Prediger zurück und schloß, als Marson und Betty mit den beiden Zeugen eingetreten waren, die Thür hinter sich. Das versammelte Volk murrte; es hätte die Vermählung so gern mit angesehen.

IX.

Normann stand am offenen Fenster seiner Dachstube und sah dem Regen zu, der durch die Abendluft sanft und mild, ohne das geringste Geräusch herabfiel, vergoldet von der Abendsonne, welche die dünnen Wolken nicht zu verhüllen vermochten. Sie strahlte auf den feuchten Dächern wieder und bedeckte sie mit einem rosigen Schimmer. Jenseit seiner schmalen Gasse hatte die schöpferische Hand eines armen Mädchens die breite Rinne zwischen zwei Dächern in einen hangenden Garten verwandelt, und die Düfte der Rosen-, Reseden- und Rosmarintöpfe sandten ihm ihre Grüße herüber, wie sie sich in der milden Regenspende erfrischt fühlten. Es war ihm zur Gewohnheit geworden, so oft es im Sommer regnete, eine gewisse Stelle aus einem Gedichte zu murmeln, und so sprach er sie auch jetzt, aber dießmal mit mehr Bewußtsein und Beziehung, vor sich hin:

Bald wird auf diesen Brand
Vergessen, mild wie Sommerregen, thauen;
Dann wird in meinem Busen Geisterhand
Mir eine neue luft'ge Stadt erbauen.

Immer wieder und wieder murmelte er diese Verse, bis er sie laut in den schönen Abend hineinrief. Darüber hörte er nicht, daß ein Wagen vor seinem Hause hielt und gleich darauf weiter rollte, und daß es einige Minuten später an seine Thür klopfte. Da klopfte es stärker. Herein! rief Normann. Aber Niemand trat herein, es klopfte nur wieder an die Thür, aber dießmal leiser, schüchterner. Normann öffnete; da stand Louise in der Dämmerung der Vorstube unter dem Dache. Er faßte sie überrascht an beiden Händen und zog sie in die Stube und dem Fenster zu, um sie besser sehen zu können. Die Blässe ihres Gesichtes, die tiefe Trauer, die es bedeckte, das Zittern ihres Leibes, die Aengstlichkeit, mit der sie ihn betrachtete, als ob sie seine Stärke prüfen wollte, ihr Besuch überhaupt — Alles sagte, daß sie ihm etwas Außerordentliches mitzutheilen habe — doch dachte er auch der Uebereinkunft mit dem Vater und fragte mit bebender Stimme: Sind Sie in die Stadt zurückgekehrt?

Ja, für einige Tage.

Und Betty? — Ist nicht mit uns.

Wo ist sie? — Fort . . .

Von Marson entführt?! schrie Normann.

Nein, sie ist vor uns Allen mit ihm abgereist — sie hat sich mit ihm vermählt — in dem protestantischen Dorfe.

Normann fiel mit Kopf und Armen auf den Tischrand, daß die Gegenstände, die da zerstreut lagen, Federn, Papier, Federmesser, chirurgische Instrumente, in die Höhe flogen. Louise zwang ihn auf einen Stuhl, der neben ihm stand, und er setzte sich, ohne den Kopf zu erheben, immer das Gesicht in den Arm gedrückt. Sie stand schweigend neben ihm und sah auf seine braunen Locken nieder, die über Stirn und Arm auf den Tisch fielen und ihn verhüllten wie ein Trauerschleier. Sie wollte

mehrere Male zu sprechen anfangen und ihm Trost zureden, aber die Stimme versagte ihr; sie konnte keine Silbe hervorbringen. Es ging etwas Eigenthümliches in ihr vor, das sie sich nicht erklären konnte. So rasch, wie ein Gedanke durch ein menschliches Hirn zu fliegen vermag, — so rasch und so luftig und unanfaßbar zugleich — flog ein Schatten von Unwillen durch ihre Seele. Hätte sie nur Zeit gehabt, über diese Empfindung nachzudenken, sie hätte sich überredet, daß dieser Schatten von Unwillen daher kam, daß sie einen Mann nicht gern so gebrochen, so schwach, dem Schmerze erliegen sehe. Aber es war etwas Anderes, doch wußte sie es nicht, da sie sich nicht Zeit ließ, sich über diese kaum eine halbe Sekunde lange Empfindung klar zu werden; das Mitleid mit Normann war stärker. Sie legte die Hand auf seine Schulter und schüttelte ihn leise.

Normann, lieber Normann! ich wußte ja, wie Sie diese Nachricht erschüttern werde; darum kam ich selbst, daß Sie in solchem Augenblicke eine Freundin, ein gute Freundin zur Seite haben.

Die gute, sanft zuredende Stimme that ihm wohl und löste seinen Schmerz in Thränen. Die heftigen Bewegungen seines Kopfes verriethen ihr, daß er in Weinen ausbrach, und mit jener Mütterlichkeit, die in jedem weiblichen Gemüthe verborgen ist, streichelte sie ihm die Haare, und da er beschämt lächelnd zu ihr aufsah, lag sein Kopf in ihrem umfangenden Arme, der ihm die Augen bedeckte. Und wie er ihn höher erhob, kamen seine Lippen an ihre Hand, und er küßte sie, während sie sich fest auf seinen Mund drückte.

Wunderliches Geschöpf, der Mensch! Gäbe es ein Sonnenmikroskop der Gefühle, könnten wir die kleinsten Vorgänge im menschlichen Herzen beobachten, wir würden über deren Enormität erstaunen, wie über die Enormität der Welten in einem Wassertropfen. Wir würden sehen, wie auf kleinstem Raume, in unmeßbaren Zeitatomen beständiges Vergehen und Werden einen ununterbrochenen Reigen aufführen, der sich im Unendlichen

verliert, als hätten wir das ganze All vor uns. Hier beweint ein junges Herz ein todtes Glück, und während die Trösterin ihm beisteht, wird ihm so wohl, als ob schon ein neues Glück seinen Einzug ankündigte. Auf den Leidenden und auf die mitleidende Trösterin senkt sich für einen Augenblick eine unerklärliche Ruhe herab, aus der sie sich beinahe einen Vorwurf machen möchten. Der junge Mann blickt dem siebenzehnjährigen Mädchen in das liebe, große, blaue Auge, und er fühlt sich wie geborgen, und sie, das Kind, weiß, daß es ein Trost und eine Stütze ist, und wächst in seinem eigenen Bewußtsein. Hand in Hand, und ohne ein Wort zu sprechen, sitzen sie lange auf dem Strohsopha und lassen das aus Schmerz und innigem Behagen gemischte Gefühl durch ihre Seelen ziehen, ohne Versuch, die sonderbare Mischung sichten und klären zu wollen.

Der Abend sinkt herab, sie merken es nicht. Erst als tiefes Dunkel sie umhüllt, erinnert sich Normann. Es ist spät, ruft er, Sie müssen fort, Louise. Was werden die Leute im Hause sagen!

Was liegt daran! sagte Louise mit jenem Heldenmuthe, den nur das Weib in gewissen Fällen hat. Mit etwas mehr Erfahrung hätte Normann gewußt, was dieser Heldenmuth zu bedeuten hatte. — Aber, fügte sie hinzu, Papa erwartet mich und wünscht, Sie zu sehen; kommen Sie.

Arm in Arm gingen sie durch die dunkeln Gassen der alten Stadt. Der alte Hagener kam ihnen auf der Treppe entgegen und drückte Normann, indem er ihn in die Stube zog, mit Heftigkeit die Hand. — Nun, mein lieber Freund, sagte er mit bewegter Stimme, was meinen Sie zu den tollen Streichen unserer Betty? — Es war keine Frau für Sie, glauben Sie mir und trösten Sie sich wenigstens in dieser Beziehung. Sie sehen traurig aus, mein lieber Junge, sehr traurig, Sie sind um ihre Zukunft besorgt, ich weiß es. Nun, sehen Sie, was mich betrifft, ich bin ruhiger. Betty ist eine Person, die auf Abgründen tanzen kann, ohne hinein zu fallen. Sie mußte einmal einen tollen

Streich machen, sie mußte sich austoben — ich glaube, sie kommt uns einmal zurück, und zwar abgeklärt und ruhig — in mancher Beziehung schöner und vollendeter, als sie uns verlassen hat.

So sprach der alte Mann in abgebrochenen Sätzen vor sich hin, theils mit Ueberzeugung, theils um sich zu trösten; so sprach er auch, als er mit Normann und Louise am Tische saß und die kleine traurige Gesellschaft ihren Thee trank. Im Ganzen sprach man nicht viel, man saß oft viele Minuten lang da, ohne ein Wort zu sagen, Jeder seinen Gedanken hingegeben. Es fehlte ja eine Hauptperson aus diesem Kreise, eine Person, von der man noch vor Kurzem geglaubt, daß sie nie fehlen, daß der Kreis ohne sie gar nicht bestehen könne. Louise machte nicht die geringsten Ansprüche, die Fehlende zu ersetzen, aber ohne daß sie es wollte, that ihr stilles Walten und Sorgen, ihr Gebahren als Hausfrau, daß der Kreis geschlossen schien, daß die Lücke eigentlich nur in der Erinnerung bestand. So verging der Abend weniger schmerzlich, als man es vorher geglaubt haben würde. Von Einzelnheiten erfuhr Normann noch, daß der Graf Marson Vorwürfe gemacht über seine heimliche Handlungsweise, daß sich dieser, scheinbar in Folge Dessen, entschlossen habe, das Schloß zu verlassen, und daß er gleich am Tage nach seiner Vermählung abgereist sei, um sich mit Betty nach Italien zu begeben. Ferner wurde beschlossen, daß Vater und Tochter noch einige Tage in der Stadt bleiben, bis Normann sein letztes Examen, das vor der Thür stand, gemacht, und daß dieser dann mit ihnen auf das Schloß zurückkehren solle. Der Graf wünschte es so, denn Eugen, sein Sohn, wurde dieser Tage erwartet. Zwar fühlte sich Normann nicht stark genug, in seiner jetzigen Stimmung zu den Büchern zurückzukehren, aber Louise bat ihn, sich zusammen zu nehmen; das Studium werde ihn zerstreuen, und er müsse dem guten Grafen Wort halten. — Normann versprach ihr, sein Möglichstes zu thun. Es war ihm ehemals so angenehm gewesen, zu gehorchen, wenn ihm Betty etwas befahl oder ihn um etwas bat; es schien ihm, als sei ihm Das zur Gewohnheit geworden

und als wäre es ihm eben so angenehm, Louisen zu gehorchen. Als er endlich ging, begleitete sie ihn bis an die Treppe und streckte ihm noch die Hand nach: Also fleißig sein, nicht wahr? — Normann schlug ein und nickte bejahend. Beim Lichte der Kerze, die Louise in der Linken hielt, sahen sie einander in die Augen, als ob Jedes sagen wollte: Jetzt habe ich noch dich!

Wenn auch nicht schon in dieser Nacht, die er unruhig und sorgenvoll in der Erinnerung an Betty verbrachte, so hielt Normann doch vom nächsten Morgen an sein der Freundin gegebenes Wort. Er setzte sich hin und arbeitete. Und wenn er sich nach Stunden erhob, um auszuruhen, that er es mit dem frohen Gefühle, einen Theil seines Versprechens eingelöst zu haben, und mit ruhigem Gewissen stieg er des Abends die Treppe zu Hageners hinauf, um Louisen zu sagen, daß er fleißig gewesen, wie sie es wünschte. So den zweiten, so den dritten Tag, daß es ihm endlich schien, daß er für sie allein arbeite. Wenn er dann Abends nach erstattetem Bericht ein „So recht!“, ein Lächeln, einen Handschlag bekam, war er zufrieden.

Früher als sonst lief er endlich eines Tages die Treppe hinauf; athemlos stürzte er ins Zimmer und sagte mit Mühe: Louise, ich bin fertig — es ist Alles gut gegangen!

Louise faßte seine beiden Hände und betrachtete ihn lächelnd: Bravo, bravo! rief sie — in diesen Tagen haben Sie gezeigt, was Sie können. Wer Das kann, der kann noch viel mehr, glauben Sie mir.

Normann war froh wie ein Kind, das man belobt. Dieses Lob des jungen Mädchens war ihm lieber, als alles Lob, das ihm der Rektor Magnifikus oder der Protomedikus hätte spenden können.

Er bemerkte jetzt erst einen jungen Mann, der schweigend in einem Winkel saß und ihn aufmerksam betrachtete. Louise stellte ihm den jungen Grafen Eugen Galton vor, der es nicht habe erwarten können, seine Bekanntschaft zu machen, und deßhalb selber gekommen sei, sie abzuholen. Die beiden jungen Männer

gaben einander die Hand, und nach wenigen gewechselten Worten ging Eugen, sich freudig die Hände reibend, in der Stube auf und ab. Er glaubte nach dieser ersten Begegnung schon all das Schöne, das ihm Vater und Schwester über Normann gesagt, bestätigt zu finden und freute sich, in dessen Gesellschaft die Reise zu machen. Da man schon morgen aufs Schloß gehen sollte, eilte Normann nach Hause, um zu packen; Eugen begleitete ihn und half ihm, und als man des Morgens zu Vieren im Wagen saß, waren die künftigen Reisegenossen wie alte Freunde, und im Schlosse angekommen, eilte Eugen sogleich zu seinem Vater, um ihm für die Wahl zu danken.

Eugen war ein junger Mensch, der nicht gern aussprach, wie innig er sich anzuschließen liebte. Eine zu wiederholten Malen erschütterte Gesundheit hatte ihm die seinem Alter nicht seltene Hypochondrie und die traurigen Gedanken gegeben, daß er nicht lange zu leben habe. Mit desto größerem Eifer suchte er in sich aufzunehmen, was ihm das Leben bot. Er häufte einen Schatz von Wissen in sich auf und interessirte sich zugleich mit regster Theilnahme für Alles, was um ihn her vorging. An Liebe zu denken hatte er bis jetzt noch nicht gewagt, aber eine große Freundschaft mit einem hochgesinnten, edlen jungen Menschen war sein Ideal. Nach wenigen Tagen erklärte er seiner Schwester, in Normann dieses Ideal gefunden zu haben, und er gab sich dieser neuen Freundschaft auf weibliche Weise hin. Er überhäufte Normann mit Aufmerksamkeiten, er unterstützte ihn bei seinen Studien, er holte ihm die Bücher aus der Bibliothek, er machte ihm Noten, Auszüge und Abschriften. Außerdem wußte er ja Alles, was im Schlosse vorgegangen war, und Normann war ihm interessant als ein Mensch, der schon eine Geschichte hatte. Die Abwesenden, Marson und Betty, als Abwesende und in ihrem sonderbaren Wesen, waren ihm doppelt romantisch. Er betrachtete den Kopf Betty's in der Freske von „Goldschmieds Töchterlein“ mit großer Aufmerksamkeit und Marsons wegen auch die anderen Fresken. Da war der Kopf der Braut von

Korinth, der ihn seines geheimnißvollen Unglücks, seiner großen, südlichen Züge wegen besonders anzog, und er dichtete sich zu allen diesen Gestalten eine Geschichte hinzu. Wie Schade, daß er überall Das nicht mit Normann besprechen konnte, der ihm über Alles sprach, nur nicht über Marson und Betty, über die man sich im Schlosse überhaupt nur wenig unterhielt! Es schien ein schweigendes Gesetz, dem sich Jeder fügte, um alte Wunden, die noch bluteten, nicht zu berühren.

An den Tagen, die Briefe von Betty brachten, war Dieß freilich anders; da wurde ihr Name viel genannt, besonders im Atelier des alten Hagener, das dann Normann und Louise nicht verließen, um immer beim Vater zu sein und mit ihm Zeile nach Zeile zu prüfen und den Brief immer wieder und wieder zu lesen. In Normann erweckte schon der erste Brief neben alten Schmerzen manche neue Besorgniß. Das junge Ehepaar war abgereist, um geraden Weges Italien, dem Ziele aller Wünsche Betty's, zuzusteuern, und der erste Brief war aus dem vom italienischen Wege abseits liegenden Baden-Baden datirt. Marson, schrieb Betty, habe daselbst viele alte Freunde und Bekannte gefunden, die ihn wahrscheinlich einige Tage in dem reizenden Badeorte zurückhalten würden. Aber auch der zweite und der dritte Brief waren aus Baden-Baden datirt. Betty erzählte von den vielen „sonderbaren Menschen", mit denen sie da zusammenkämen, bei denen es ihr nicht ganz wohl sei, wahrscheinlich, weil sie den Ton der großen Welt nicht kenne. Sie müsse gestehen, sie fühle sich etwas fremd in dieser Welt. Oft rette sie sich in die Einsamkeit der herrlichen Umgebungen, um Studien nach der Natur zu machen. — Später erzählte sie, wie ihr Marson, der immer gut sei, erlaubt habe, sich in das stille Lichtenthal, in der Nähe von Baden, zurückzuziehen; dort sehe sie Marson freilich seltener, da ihn seine Verbindungen in der Stadt zurückhielten — aber sie benütze ihre Einsamkeit, um fleißig zu arbeiten. Man brauche in Baden so viel Geld, das Leben sei theuer, und es finde sich hier und da Gelegenheit, ein Bild zu

verkaufen. Marson, der nur große Bilder male, könne natürlich auf der Reise nichts anfangen. Wieder ein anderes Mal bat sie, man möchte ihr einige kleine Arbeiten, die sie daheim gelassen, nachsenden; sie hatte einen Bilderliebhaber gefunden, der sie ihr sehr vortheilhaft abkaufen wollte. Aber schon im nächsten Briefe bestellte sie die Sendung wieder ab; es hatte sich indessen gezeigt, daß ihr der Bilderliebhaber den Hof machte und daß der Bilderkauf nur zu seiner Cour gehörte.

Die Freunde wurden durch jedes dieser Schreiben in eine betrübte Stimmung versetzt, am Wenigsten jedoch der Vater, der manchmal mit Lächeln aus den Zeilen herauslas, daß seine Betty praktisch werde; das schmerzliche Lächeln Betty's und ihre offenbare Bemühung, manches Ernste hinter Scherz zu verbergen und über Unangenehmes leicht hinzueilen, blieb ihm ein Geheimniß. Nicht so Normann und der Schwester, welche oft stundenlang im Garten auf und ab gingen und sich ihre Befürchtungen mittheilten. Sie wurden etwas ruhiger, als ihnen Betty eines Tages von Basel aus anzeigte, daß sie endlich Baden verlassen hätten und dem Süden zusteuerten. Ungefähr vierzehn Tage später erhielten sie einen Bericht, in dem folgende Stellen vorkamen:

„.... Nach einer so herrlichen Reise sitzen wir nun ruhig in dem noch herrlicheren Montreux, im Gasthause zum Schwan, das mit einem Fuße im Genfer See steht, von dessen Balkon aus man den Dent du Midi, de Jaman und andere prachtvolle Berge sieht. Mit einem Segelkahne fahren wir oft über den blauen oder purpurnen Spiegel nach Chillon, nach den Rhonemündungen, in das Rousseau'sche Clarens, nach Vevey, wo wir auf der unvergleichlichen Terrasse der drei Kronen schöne Stunden verbringen: Marson rauchend und träumend, ich hinausblickend der untergehenden Sonne nach, oder in das mit Dämmerung erfüllte Thal gegen Wallis, manchmal auch, zu meinem Spaß, den Engländerinnen, die da mit ihren Aquarellen sitzen, den Rath einer Meisterin ertheilend. Manche lernbegierige



Miß hat mich schon hier im Schwan aufgesucht, und ich gebe Unterricht. Den breiten Balkon habe ich in ein Atelier verwandelt und gehe zwischen meinen Schülerinnen umher, wie ein alter Meister. Der See, die Berggruppen, die lachenden Flecken am Ufer sind unsere Modelle. So ein Atelier mitten in der schönsten Natur ist sehr unterhaltend. Marson verachtet dieses ganze dilettantenhafte Treiben, läßt mich aber gewähren, weil es mich unterhält. Manche meiner Schülerinnen hat schon errathen, daß sie an ihm einen besseren Meister hätte, als an mir, manche hat ihm auch schon schmachtende, kokettirende Blicke zugeworfen, aber er kümmert sich nicht darum. Er liebt mich wirklich ...

„.... Meine Flitterwochen haben erst jetzt begonnen. Es ist ein Irrthum, daß die Flitterwochen gleich nach der Hochzeit beginnen. Die erste Zeit der Ehe ist nicht die glücklichste, ich bin jetzt glücklicher. In Baden mißfiel mir Alles aufs Höchste, und Marson war mir fremd. Hier bin ich so befriedigt, daß meine Sehnsucht nach Italien ruht, und Marson erlaubt mir, so lange hier zu bleiben, als es mir beliebt. Ich habe jetzt Angst vor Rom und Florenz, denn Das ist auch die Welt, und nach dem Leben in Baden brauche ich Ruhe. Marson will jetzt auch nicht nach Rom, und zwar, wie er mir gestand, gewisser Personen wegen, die sich jetzt dort befinden und denen er nicht gern begegnen möchte. Es laufen ihm überall Bruchstücke früherer Erlebnisse und Romane über den Weg; Das muß unangenehm sein, wenn man mit einer jungen Frau reist, nicht der jungen Frau wegen, aber der alten Romanheldin wegen. Er glaubt sich deßhalb bei mir entschuldigen zu müssen, Das ist sehr überflüssig; denn was mir ihn mit interessant gemacht hat, war eben die Ahnung, daß er ein reiches und bewegtes Leben hinter sich hatte. Freilich verlieren manche Romane, in der Nähe betrachtet, viel von ihrer Romantik ..."

Im Schlosse hatte man nicht viel Zeit, über Betty's letzten Brief nachzudenken. Der Herbst war indessen herangekommen,

Normann hatte seinen Doktortitel, und er wie Eugen waren vollauf mit den Vorbereitungen zur bevorstehenden Reise beschäftigt. Mehr als je suchten und fanden einander Normann und Louise. Es schien ihnen, als hätten sie sich in den letzten Wochen, die sie in gemeinsamer Einsamkeit und Besorgniß verbracht, erst recht kennen gelernt. Ruhig und verständig über ihre Verhältnisse wie über die entfernte Betty sprechend, gingen sie oft stundenlang neben einander einher; manchmal auch schweigend und nachdenklich, und manchmal schien es Normann, als suche seine Freundin ihm in der Stille die Trauer zu entwinden, an die er sich mit Liebe festklammerte. Er empfand jene Scham, die treue Gemüther so demüthigt, wenn sie ahnen, daß ein neues Gefühl neben einem älteren, theureren, Platz zu greifen versucht, wenn sie sich auf der Entdeckung überraschen, daß zu Gunsten eines anderen Gegenstandes ein augenblickliches Vergessen eintrete — ein augenblickliches, oft ein stundenlanges Vergessen, das man noch vor wenigen Wochen für unmöglich, jedenfalls für verbrecherisch oder für das Ende alles Lebens gehalten hätte. Aber wie sollte er auch der beständigen, wohlthätigen Nähe Louisens, die er nur eine beruhigende nannte, widerstehen? Sie hatte eine eigenthümliche Herrschaft über ihn gewonnen. War sie es doch, die bei der Erinnerung und in Sehnsucht nach ihrer Schwester oft weich wurde und vor Normann ihren Thränen freien Lauf ließ, war sie es auch wieder, die für den ersten bedeutenden Schmerz seines Lebens immer ein heilsames Wort hatte, die ihm immer zur Seite stand und ihn vor Vereinsamung bewahrte. Wie einsam wäre er ohne sie gewesen! So oft er sich Dieses sagte, so oft ließ er jede Beschäftigung liegen und eilte zu ihr, wenn auch nur, um über den gleichgültigsten Gegenstand mit ihr zu sprechen. Er mußte oft darüber lächeln, welchen Eindruck sie ihm zu Zeiten machte. Wie oft Betty, ihrer älteren Schwester, gegenüber, hatte sie nun auch ihm, dem älteren Freunde, gegenüber etwas Mütterliches, das ihr vortrefflich stand und über das sie selbst manchmal



mit ihm lachen mußte. Sie redete ihm nicht nur tröstend und beruhigend zu, sie hielt ihm auch Strafreden und sprach mit errathender Einsicht über die Ordnung seiner Zukunft. Dann wieder war sie ihm wie eine jüngere Schwester, der er hundert kleine Dienste zu leisten hatte, mit deren Zukunft er sich mehr als einmal in Gedanken beschäftigte. Wie oft brütete er über dem Gedanken, ob dieses vortreffliche, alles Glückes fähige und würdige Geschöpf den Mann finden werde, der es ganz verdiene.

Kein Wunder, daß sie bei bevorstehender Trennung voraus empfanden, wie sehr sie einander fehlen würden. Auf ihren einsamen Spaziergängen wurden sie immer schweigsamer. Nur einzelne kurze Sätze unterbrachen manchmal die Stille, wie z. B.: Werden Sie mir auch schreiben, Louise? Werden Sie mir auch gewiß schreiben? — Werden Sie Ihre kleine Freundin nicht vergessen?

In den letzten Tagen war Louise kaum sichtbar. Sie war mit der Reise-Ausstattung Normanns so beschäftigt, daß sie ihn selbst darüber zu vergessen schien. Sie hatte im Städtchen Konferenzen mit Nähmädchen und Strumpfstrickerinnen und mußte selbst mehrere Male in die Stadt, um Einkäufe zu machen, bei welcher Gelegenheit sie für Normann auch Bücher und Instrumente mit gutem Erfolge besorgte. Sie weckte den Nacheifer ihrer Freundin, der Gräfin Catherine, die auf dieselbe Weise für ihren Bruder sorgen wollte; aber das gute aristokratische Kind benahm sich dabei sehr unbeholfen, und da mußte Louise auch ihm mit Rath und That beistehen. Das war ihr ganz recht; sie fühlte, wie sehr sie in diesen Tagen ermüdender Beschäftigung bedurfte, und sie arbeitete mit einer Anstrengung, als wollte sie Alles thun, um nicht zur Besinnung zu kommen.

Endlich war Alles beisammen und ging es ans Einpacken. Auch dieses besorgte Louise. Normann stand dabei, um zu helfen, benahm sich aber mit jener Ungeschicklichkeit, welche die Männer bei solchen Gelegenheiten auszeichnet. Louise wies ihm einen Platz im Fauteuil an, gab ihm eine Cigarre und befahl ihm, ruhig zuzusehen.

Draußen rieselte ein sanfter Herbstregen herab, bedeckte die Fensterscheiben und hüllte die Stube in sanfte Dämmerung. Normann war es so wohlig, als wäre er zu Hause bei sich, in eigener Wirthschaft, und wie Louise so vor ihm her und hin ging und, wenn sie an ihm vorbeikam, ihm lächelte, kam er sich mit Einem Male wie verheirathet vor.

Merken Sie sich, lieber Normann, sagte sie, indem sie ihm ein kleines Paket vorhielt, diese Taschentücher mit breitem Rande habe ich selbst gezeichnet. Vielleicht haben Sie irgendwo in den Apenninen eines in der Tasche, dann denken Sie meiner. — Wann kommen Sie wieder?

Wahrscheinlich schon nächsten Sommer. Ich halte Eugen nicht für krank. Wenn er sich wohl befindet, kehren wir bald zurück, und er nimmt seine Studien wieder auf. So ist es mit dem Grafen ausgemacht worden.

Wie lange kann Das im Ganzen dauern?

Sechs bis acht Monate.

Louise wandte sich wieder der Wäsche zu und fing an, sie in den Koffer zu legen. Dann nahm sie aromatische Kräuter und Blumen und streute sie dazwischen.

Was soll das Grüne? fragte Normann.

Die Wäsche angenehm durchduften; Das machen wir ländliche Wirthinnen so, sagte Louise — ich habe heute den ganzen Morgen gesammelt. Zwischen jede Schicht Wäsche einige Blumen und Kräuter.

So werde ich jedes Mal, sagte Normann, durch Duft an Sie erinnert werden. — Aber nein! rief er und sprang auf — Schade um diese Blumen! — Er nahm einige derselben zusammen und band sie in einen Strauß. — So, sagte er, sollen mich diese geleiten, nicht zerdrückt und entstellt — als ein liebes Andenken meiner theuren, vorsorglichen Freundin — und so will ich den Strauß wiederbringen — wenn auch welk, doch noch theurer als liebster Begleiter, als Erinnerung an die liebe Seele, die mir so sehr, sehr lieb ist.

Louise wandte sich rasch wieder ihrer Beschäftigung zu —

Normann stand mit dem Strauße in der Hand da und sah vor sich hin; dann setzte er sich wieder in den Fauteuil und träumte, und Louise packte, bis es dunkel wurde.

In sehr früher Stunde hallte das Posthorn in den vielen Winkeln des Schlosses wieder. Der Morgen war klar; die vier Pferde stampften ungeduldig, der Postillon zeigte seine Kunst auf dem Horn, während die Bedienten die Koffer an den Wagen befestigten und Mäntel und Decken in das Innere warfen. Eugen kam in Begleitung von Vater und Schwester die Treppe herab; auch der alte Hagener erschien im Hofe und klopfte Normann, der ihm entgegenkam, auf die Schulter.

Wo ist Louise? fragte der alte Hagener — Das hätte ich nicht gedacht, daß die sich heute verschlafen würde.

Catherine lächelte: Ich habe sie schon vor einer Stunde angekleidet gesehen.

Ohne ein Wort zu sagen, lief Normann ins Haus, die Treppe hinauf. Oben stand Louise am Treppengeländer, die Arme über die Brust zusammengedrückt, blaß, den Kopf geneigt und die Augen voll Thränen. Normann blieb einen Augenblick vor ihr stehen. — Sie liebt mich, sagte er sich und wollte die Arme ausbreiten und sie umfassen; zugleich öffneten sich seine Lippen, um etwas zu sagen. Aber da sah er plötzlich Betty vor sich stehen, schön und heiter, wie an jenem Morgen da sie aus der Stadt in den Wald gezogen; er sah sie leibhaftig, er hätte sie fassen können — ein Stich ging ihm durchs Herz, und er fühlte einen Schmerz, als ob sein ganzes Wesen auseinander gerissen würde. In dem Momente, da er zu Louise sagen wollte: ich liebe dich, fühlte er die Liebe zu Betty in ihrer alten Gewalt, und es schien ihm, als müßte er sie sein Leben lang fühlen; spräche er ein Wort der Liebe zu diesem Kinde, es wäre Lug und Trug. Louise war ihm wieder ein Kind. Er legte die Hand an ihre Stirn und hob ihren Kopf in die Höhe. — Adieu, Louise! auf Wiedersehen! sagte er milde. Sie nickte lächelnd. Er drückte einen Kuß auf ihre Stirn und eilte einige Stufen hinab; dann

aber kam er wieder zurück und faßte ihre beiden Hände und bedeckte sie mit Küssen. Louise lächelte immer, da neigte sie sich mit einer raschen Bewegung, und plötzlich fühlte er einen langen, heißen Kuß auf seiner Hand. — Er zog sie erschrocken zurück, und indem er „Auf Wiedersehen!“ stammelte, sprang er die Treppe hinab. Sie beugte sich, um ihm nachzusehen, und blieb so über das Geländer gelehnt. Da erscholl das Posthorn wieder. Sie stürzte zurück ans Fenster; der Wagen rollte zum Hofe hinaus, und sie eilte in ihr Schlafzimmer zurück und schob den Riegel vor die Thür.

X.

Die Eisenbahn zwischen Brüssel und Paris war um jene Zeit nur bis an die französische Gränze vollendet. In Quievrain, der Gränzstation, wurde die Diligence sammt den Reisenden von der Eisenbahn gehoben und von Pferden nach Valenciennes gebracht, um daselbst auf dem großen Marktplatze weitere Reisende nach Paris aufzunehmen. Auf diesem Marktplatze hielt an einem etwas dämmerigen, aber milden Herbst-Nachmittage die Diligence Gaillard-Laffitte; ein Beamter übergab dem Kondukteur eine Liste, welche dieser, mit einem Blick auf die wartenden Passagiere, zu verlesen begann. — Mademoiselle Antoinette Rhedarez! rief der Kondukteur, und eine Mädchenstimme antwortete: Hier! — Gleich darauf öffnete der Kondukteur das Coupé und sagte zu den zwei darin sitzenden jungen Männern: Meine Herren, wenn Sie mir ein schönes Trinkgeld versprechen, setze ich ein reizendes junges Fräulein zu Ihnen! — und ohne die Antwort der jungen Männer abzuwarten, wandte er sich sofort zu Mademoiselle Rhedarez, die mit einem Reisesacke wartend dastand, und sagte ungefähr mit derselben Miene: Mademoiselle, wenn Sie liebenswürdig sind, gebe ich Ihnen einen Platz neben zwei der liebenswürdigsten jungen Männer von Frankreich und Navarra.



Die so Angeredete warf einen schüchternen Blick in das Coupé und auf die Reisenden, erröthete und zögerte, einzusteigen.

Haben Sie keine Furcht! sagte der Kondukteur, meines Wissens essen diese jungen Herren keine Mädchen. — Und ohne ihre Antwort abzuwarten, hatte er sie schon in das Coupé gehoben und ging weiter, um den andern Reisenden ihre Plätze im Interieur, in der Rotonde oder auf der Imperiale anzuweisen.

Zwei Arme streckten sich ihr entgegen, um sie freundlich zu unterstützen, während ihr eine dritte Hand den Reisesack abnahm, um ihn unter den Sitz zu legen. Sie dankte verlegen für all die Freundlichkeit und setzte sich, wie es ihre Nummer verlangte, in die Mitte, während die Fremden die Ecksitze einnahmen.

Wir können zufrieden sein, sagte Eugen, sie ist sehr hübsch. Sehen Sie nur die schwarzen Augen und diese rabenschwarzen Locken. Man sollte nicht glauben, schon hier so südlichen Typen zu begegnen.

Die sind hier nicht so selten, antwortete Normann — neben flandrischem Blond findet man hier sehr häufig das dunkelste Schwarz und bronzirte Haut. Diese Gegenden waren lange Zeit spanisch. Doch sprechen wir nicht Deutsch, sonst langweilen wir das arme Geschöpf.

Sie haben Recht. Es ist auch nicht artig, daß wir die bequemen Ecksitze einnehmen, während wir sie in der Mitte sitzen lassen. Soll ich ihr nicht meinen Platz anbieten? fragte Eugen.

So thun Sie es doch, lächelte Normann.

Ich habe nicht den Muth.

Normann wandte sich mit einem verbindlichen Lächeln zu Mademoiselle Antoinette, die steif und unbeweglich zwischen ihnen saß, als fürchtete sie, einen der Nachbarn nur mit dem Ellbogen zu berühren, und sagte auf Französisch: Mademoiselle, dieser junge Herr wünscht Ihnen seinen bequemeren Platz abzutreten, hat aber nicht den Muth, es Ihnen anzubieten.

Ach, Monsieur ist wirklich sehr gütig!

Nein, wahrhaftig nicht! erwiderte Eugen, indem er schon

aufstand und Platz machte, wir fahren die ganze Nacht durch — auf Ihrem Platze würden Sie nur sehr schlecht schlafen können, da Ihnen die Seitenlehne fehlt.

Und Sie? Sie werden auch schlecht schlafen.

Ach, Mademoiselle, ich bin ein Mann. Bitte, nehmen Sie meinen Platz; ich könnte nicht ruhig sein, wenn eine Dame neben mir schlechter säße, als ich.

Danke, sagte Antoinette und bewerkstelligte mit vieler Anmuth und einigem Erröthen die in einem engen Coupé schwierige Operation eines Platzaustausches, während sich die Pferde schon in Bewegung setzten.

Im Besitz ihrer Ecke und durch die ruhige Höflichkeit des Einen, durch die schüchterne des Anderen aufgemuntert, fühlte sich Antoinette sehr à son aise, lobte den Platz, versicherte, daß sie da sehr gut schlafen werde, und drückte den Fremden ihre Freude aus, mit so galanten Reisegefährten zusammengetroffen zu sein. — Ach, sagte sie treuherzig, ich hatte eine fürchterliche Angst vor den Unbekannten, mit denen ich die Reise machen sollte.

Ich versichere Ihnen, mein Fräulein, sagte Normann, wir sind nicht schrecklich, und Sie können in unserer Gesellschaft ganz ruhig sein.

Das sah ich auf den ersten Blick, erwiderte Antoinette, und da einmal das Eis gebrochen war, ließ sie sich mit der französischen Provinzialen eigenen Mittheilungslust gehen und fuhr fort: Aber bedenken Sie, es ist meine erste Reise; ich bin aus einem kleinen Städtchen dieses Departements, und Valenciennes ist die größte und fernste Stadt, die ich bis jetzt gesehen. Nun muß ich eine so große Reise machen und allein und nach dem unermeßlichen Paris und in so traurigen Angelegenheiten.

Eugen hörte dem Mädchen, dessen Worte einen klagenden Ton angenommen hatten, mit vieler Theilnahme zu.

Mein Gott, fragte er, haben Sie denn gar keine Bekannten in Paris?

Ich kenne keinen Menschen, einen einzigen ausgenommen, um dessentwillen ich eben hingehe und den ich erst aufsuchen muß — ich weiß nicht, wo und wie.

Eugen sah Normann an, als ob er sagen wollte: ich verstehe. Antoinette bemerkte es und sagte kopfschüttelnd und traurig: Der Verlorene, den ich suchen will, ist mein Bruder!

Pardon! rief Eugen verlegen und verrieth erst recht seine Gedanken.

Sie werden überall Freunde finden, mein Fräulein, sagte Normann, seien Sie gewiß; es wird Sie Jeder gern unterstützen. Ich kenne Paris auch nicht, aber ich bin ein Mann, kann mich freier umsehen und habe viele Empfehlungen an Pariser, die mich leiten können; wenn ich Ihnen in irgend Etwas dienen kann . . .

Wie gut Sie sind, mein Herr, einer Fremden so bereitwillig Ihre Dienste anzubieten! Madame Thierry hatte ganz Recht, als sie mir bei der Abreise sagte . . .

Nun, fragte Normann, was sagte Madame Thierry?

Antoinette lachte auf und sagte: Madame Thierry gab mir manche gute Lehre mit auf den Weg; es ist eine gute und erfahrene Frau, die lange in Paris gelebt hat. Antoinette, sagte sie, haben Sie keine Angst auf der Reise; mit Muth kommt man überall fort. Wenn Sie aber die Angst nicht unterdrücken können, so haben Sie sie nur vor den Alten, nicht vor den Jungen. Die Jungen sind immer gut und hülfreich ohne Eigennutz. Ich sehe, fügte Antoinette mit einem liebenswürdigen Blicke auf ihre beiden Reisegefährten hinzu, daß Madame Thierry sehr Recht hatte. — Aber da Sie so gütig sind, mir Ihre Hülfe anzubieten, erlauben Sie mir wohl, Sie zu fragen, wer Sie sind?

Ich heiße Normann und bin ein neugebackener Doktor der Medizin.

Antoinette klatschte vor Freude in die Hände. Das ist ja herrlich, rief sie, da fühle ich mich gleich wie Ihnen anverwandt. Mein Vater war Doktor der Medizin, und mein Bruder soll es

werden; zu diesem Zwecke ist er in Paris und auf der medizinischen Schule — ach Gott! wer weiß, ob er es jemals wird, trotz der herrlichen Klientele meines seligen Vaters, die er so schön übernehmen könnte!

Es war offenbar, daß Normann, sobald er sich ihr als Kollegen ihres Vaters enthüllt, ihr ganzes Vertrauen gewonnen. Nach einer halben Stunde kannte er ihre ganze Geschichte.

Antoinette Rhedarez war die Tochter eines Landarztes aus der Gegend von Valenciennes; ihre Mutter war seit vielen, ihr Vater seit einigen Jahren begraben. Sie hatte einen einzigen Bruder, der, nachdem er einige Zeit bei einem Officier de santé als Gehülfe und Lehrling fungirt, nach Paris gegangen war, um seine Studien zu vollenden und dann den leer gebliebenen, bescheidenen, aber einträglichen Platz seines Vaters einzunehmen. Ihr Vater war so beliebt gewesen und hatte sich während der schwierigen Zeiten als so treuen Helfer bewährt, daß die Kommune aus Dankbarkeit seinen Platz nur provisorisch besetzte und ihn für dessen Sohn Virgile offen hielt, bis dieser sein Diplom in Paris erlangt haben würde. Nun aber hatte Antoinette in Erfahrung gebracht, daß Virgile den Verlockungen der Hauptstadt und speziell des Quartier Latin nicht habe widerstehen können, daß er seine Studien vernachlässigt und daß er sich einem zu lustigen Leben hingegeben. Sein väterliches Erbtheil war bereits dahin, und seit Wochen hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Er hat Niemanden auf der Welt, als sie, Niemanden, der ihm Vorstellungen machen, der ihn an die Schrecknisse seiner Zukunft, eines verfehlten Lebens, die Folgen einer vergeudeten Jugend mahnen könnte, Niemanden, als sie, und obwohl sie jünger, hat sie sich doch aufgemacht, um ihn aufzusuchen und diese Pflicht zu erfüllen. Virgile ist gut, sehr gut, herzensgut, ein ritterlicher Charakter, er wird den Thränen seiner Schwester gewiß nicht widerstehen können und zu einem geordneten und nützlichen, arbeitsamen Leben zurückkehren.

Das alles erzählte sie mit größter Einfachheit, nur daß sie

zu lächeln versuchte, wenn ihr während der Erzählung hier und da eine Thräne ins Auge trat. Eugen konnte nicht umhin, er mußte Deutsch sprechen und sagte: Es ist ein liebes, gutes Mädchen!

Normann sprach ihr Trost und Hoffnung zu, aber er konnte eine Besorgniß nicht unterdrücken: Wie, fragte er, soll Ihr Bruder die Studien fortsetzen, da er, wie Sie sagen, sein väterliches Erbe nicht mehr besitzt?

Ich besitze noch das meinige, antwortete sie leise mit niedergeschlagenen Augen.

Gute Schwester! sagte er und faßte unwillkürlich ihre Hand, seien Sie unbesorgt. Ihre Reise wird gewiß nicht vergebens sein. Was das Auffinden Ihres Bruders betrifft, so wird das nicht schwer sein. Ich gehe jedenfalls gleich am Tage nach unserer Ankunft auf die Ecole de médecine und will bei allen Studenten anfragen, bis ich ihn ausgespäht habe.

Antoinette meinte, der Himmel selbst habe ihr solche Reisegefährten geschickt, und die melancholische und ängstliche Stimmung, mit der sie in den Wagen gestiegen, war dahin. Man erzählte, plauderte, lachte endlich bis tief in die Nacht hinein. Eugen gab ihr das Polster, welches ihm Catherine gestickt hatte, Normann, um sie vor der Herbstnacht zu schützen, seine Reisedecke, und sie fühlte sich wohl beschützt und geborgen.

Je suis une pauvre orpheline, il faut que l'on me gâte un peu! murmelte sie und entschlief mit einem Lächeln auf den Lippen.

Auch Eugen erfaßte nach und nach der Schlummer; da er aber weder rechts noch links eine Lehne hatte und der Wagen in raschem Lauf über das Pflaster der Chaussee bergauf, bergab dahinfuhr, schwankte er hinüber, herüber, und besorgt, Antoinetten zu wecken, indem er auf sie hinfiel, fuhr er von Minute zu Minute auf und rieb sich die Augen, um sich wach zu erhalten. Normann bemerkte diesen Kampf, schlang seinen Arm um Eugens Hals und zog ihn auf seine Brust, wo er bald fest einschlief.

Normann allein wachte noch. Der Mond war untergegangen, und er saß in tiefer Dunkelheit. Die liebende Sorgfalt Antoinettens für ihren Bruder hatte ihn im Laufe des Abends so oft an die sorgende, liebende Louise und ihre Schwester erinnert; jetzt überließ er sich ungestört diesen Erinnerungen. Je weiter ihn die Reise von der Heimat entfernte, desto lieber wurden ihm solche Stunden der Erinnerung. Der Abschied von Louisen schwebte ihm immer vor und beunruhigte ihn zum Theil, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er von dem Augenblicke an Louisens beinahe eben so oft gedachte, wie ihrer Schwester, und daß doch wieder Betty, seit er von Louisen getrennt war, eben so lebhaft vor seinen Gedanken stand, wie in den glücklichsten und unglücklichsten Zeiten seiner Liebe. Er erlebte die merkwürdigsten Phantasmagorieen. Es war ihm manchmal, als ob vor seinem inneren Auge immer die eine Schwester die andere verdrängte. Jetzt stand Louise vor Betty, wie um sie zu verdecken, jetzt Betty vor Louise. Manchmal verschwammen die Züge der Einen mit dem Gesichte der Anderen, und er wußte nicht, an welche von Beiden er dachte. Die letzten Wochen auf dem Schlosse war es anders gewesen. Die beständige Gegenwart der Freundin und Trösterin machte, daß er die Wunden für vernarbt hielt und das Andenken Betty's, wenigstens für Stunden, in den Hintergrund trat. Die Reise, die Welt mit allem Neuen, das sie bot, war nicht so stark, wie Louise. Wie schon oft, suchte er sich auch in dieser ungestörten Stunde über die Verwirrung in seinem Innern klar zu werden — aber anstatt der Reflexionen begannen wieder die alten Träume und Phantasmagorieen, und diese wirkten fort und umspannen ihn, bis er mit ihnen, wie das Kind mit geliebtem Spielzeug in der Hand, in tiefen Schlaf verfiel.

Welch eine weise Person mag jene in der Vergessenheit eines kleinen Landstädtchens des Departements du Nord lebende Madame Thierry sein, die Antoinetten ihre Lehren auf die Reise mitgegeben! Sie glaubte dem von Alten erfundenen und

gebrauchten Sprüchwort, daß Jugend keine Tugend habe, nicht, sie glaubte offenbar, daß die Jugend die Tugend selbst sei und sie nur deßhalb nicht zu haben brauche. Da sitzen in dunkelm und engem Raume drei in voller Jugend glühende und blühende Geschöpfe zusammen, und alle Drei schlafen den Schlaf des Tugendhaften: das Mädchen träumt vom Bruder, dem es entgegen eilt, um ihn zu retten, um ihm ihre Aussteuer zu opfern, und träumt, wie die Welt so gut sei, da die ersten zwei Fremden, denen sie darin begegnet, so liebe, hülfbereite Menschen sind; der junge Student und Aristokrat nimmt sich selbst im Schlafe zusammen, um den Schlaf der holden Nachbarin, der guten Schwester nicht durch eine ungeschickte Bewegung zu stören; und der Dritte bettet den ihm anvertrauten Jüngling an seine Brust, wie eine Amme das Kind, während ihn Treue und Liebe im Traume zu fernen Geliebten tragen. — Glückliche Reise diesem, Laffitte et Gaillard gehörigen alten Eilwagen! Nächstens macht ihn die Eisenbahn überflüssig, und er, der kaum mehr geflickt wird, wird in die Rumpelkammer geworfen werden — aber er hat viel des Schönen in seinem Innern getragen. Möge der alte Kasten in keinem Loche stecken bleiben, an keinem Steine brechen, in keinen Graben fallen und glücklich in der Rue Montmartre anlangen!

Er ist nahe daran. Das Gespräch, das nach gut verschlafener Nacht lebhaft fortgegangen und die Reisegefährten zu guten, alten Freunden machte, verstummt nach und nach; man sieht zum Fenster hinaus und beobachtet, wie das Leben, je mehr man sich der Hauptstadt nähert, in größeren und größeren Fluthen geht. Was in Paris zu thun sei, ist längst besprochen und festgesetzt. Eugen soll mit Normann im Hotel seiner Tante, der Marquise Brimont, einer Schwester seiner verstorbenen Mutter, die einen Emigranten geheirathet, absteigen; aber man will den Einzug ins Faubourg St. Germain aufschieben, um Antoinetten nicht gleich bei ihrer Ankunft zu verlassen. Normann kennt das Hotel der Cour de Commerce, in der Nähe der medizinischen Schule, wo schon viele seiner reisenden Freunde und Kollegen

eingekehrt sind; dort wird man mit Antoinette absteigen, da von dort aus der Bruder leicht aufzufinden sein wird; es liegt mitten im Studentenviertel und in der Nähe der medizinischen Schule. Dieß ist abgemacht, und Antoinette ist beruhigt; dennoch sieht sie, wie man schon durch die Straßen von Paris fährt, nichts von aller Pracht, von dem wogenden Gedränge der Boulevards — und, als sie schon mit Normann und Eugen im Fiaker sitzt und über den Pont Neuf dem Hotel zufährt, nichts von der herrlichen Seine-Perspektive, von Notre Dame und all der alten Herrlichkeit; mit ängstlicher Hast sieht sie nur in die Gesichter der Vorübertreibenden, ob sie nicht Virgile, ihren Bruder, entdecke.

Der Fiaker hält vor dem Hotel, und sie hatte ihn nicht entdeckt. Ach, seufzte sie, wie soll man ihn aus diesen unzähligen Menschen herausfinden! — Die Wirthin, Madame Martin, kam den Neuangekommenen geschäftig entgegen. Antoinette wandte sich sogleich an sie und fragte, ob sie nicht Herrn Virgile Rhedarez kenne. — Die Wirthin dachte aus Höflichkeit eine Zeit lang nach und bedauerte aufrichtig; um sich gefällig zu zeigen, öffnete sie die Thür des Speisesaales, wo eine Anzahl junger Männer um die Table d'hôte saß, und rief hinein: Meine Herren, ein liebenswürdiges, junges Fräulein sucht einen Herrn Virgile Rhedarez; kennt ihn Einer, heißt Einer unter Ihnen so? — Auf diese Frage erhob sich ein Theil der speisenden Gesellschaft und stürzte in die Vorstube: Ein liebenswürdiges, junges Fräulein, sagen Sie? riefen die jungen Leute, Einer nach dem Andern — vielleicht heiße ich so? — vielleicht läßt sie mich als Herrn Virgile Rhedarez gelten — warum nicht? kann ich nicht eben so gut Virgile Rhedarez als Pierre Lefevre heißen? — Ma foi! er hat Recht; für ein liebenswürdiges junges Fräulein vertauscht man seinen Namen mit Vergnügen — wir sind keine Aristokraten — wir halten nichts auf unsere alten Namen — Parbleu! ich heiße Louis Philippe Dupin und verkaufe diese glorreiche Kombination für zwanzig Sous. — Virgile, so heißt ein klassischer Dichter,



der Name ist mir wie auf den Leib gewachsen, ich mache Verse wie Lamartine.

So riefen die verschiedenen Stimmen der jungen Männer, die mit den Servietten in der Hand vor dem Speisesaal erschienen. Normann war etwas ärgerlich über die Art und Weise, wie sie auf die Erkundigung antworteten und hervorstürzten, um das „junge liebenswürdige Fräulein" in Augenschein zu nehmen. Da er aber die wohlwollenden Gesichter und den Ausdruck harmlosesten Scherzes darauf sah, mußte er in das Lachen Eugens einstimmen. Wir sind in Paris und im Quartier Latin, sagte er und folgte Antoinetten, die bei dem Ausbruch der jungen Leute die Treppe hinaufgeflüchtet war, und der Wirthin, die ihnen ihre Zimmer, herrliche, sehr comme il faut eingerichtete Zimmer, wie sie sagte, anweisen wollte.

Wer sind diese Herren? fragte Normann.

Studenten, lustige Studenten, sehr liebenswürdige junge Leute.

Sind auch Mediziner darunter?

Mediziner! rief Madame Martin entrüstet, Gott bewahre mich vor Medizinern! Es darf mir kein Mediziner ins Haus. Stellen Sie sich vor, mein Herr, drei der herrlichsten Katzen von Paris sind mir nach einander aus dem Hause verschwunden. Und welches, glauben Sie, war ihr beklagenswerthes Schicksal? Sie wurden mir von den Medizinern, die sich in mein Vertrauen und an meine Table d'hôte gedrängt, gestohlen, ermordet und dann aufs Grausamste sezirt. Seit damals darf mir kein Mediziner ins Haus.

Es thut mir leid, Madame, sagte Normann, denn ich muß Ihnen, ehe Sie uns in die Zimmer führen, bekennen, daß ich selbst Mediziner bin.

Oh, lächelte Madame Martin sehr verbindlich, Sie sehen nicht so grausam aus; auch sind Sie ein Fremder. Nur die Franzosen fürchte ich. Sie wissen, Voltaire sagt: In jedem Franzosen steckt ein Tiger.

Sie öffnete eine Thür, die in eine kleine, ziegelgepflasterte, mit Plüschmöbeln ausgestattete Stube führte, aus der man in zwei andere, ähnliche Zimmer gelangen konnte. Hier, sagte sie, haben Sie drei herrliche Stuben.

So ist es nicht gemeint, sagte Normann leise, Mademoiselle muß eine abgesonderte Stube haben.

Ah so! ich glaubte, Sie wollten in Gesellschaft wohnen — ich glaubte, Mademoiselle wäre Ihre Schwester.

Sie ist nicht unsere Schwester.

C'est égal, mein Gott, sie könnte es ja sein, nichts natürlicher, als der Besitz einer Schwester, selbst einer schönen Schwester. Sie haben Grundsätze, mein Herr?

Ja, Madame, ich habe Grundsätze, antwortete Normann, lächelnd über diese ihm neue Art des Gespräches.

Und dieser junge Herr? fragte die Wirthin, auf Eugen deutend, er hat ebenfalls Grundsätze?

Ebenfalls.

C'est égal, ich liebe die jungen Herren, die Grundsätze haben, ich; — ich habe ebenfalls meine Grundsätze; Jedermann hat die seinigen.

Antoinette erbat sich ein Zimmer mit der Aussicht auf die Straße. — O, rief Madame Martin, da kann ich Ihnen die herrlichste Piece von der Welt geben; folgen Sie mir, Mademoiselle, Sie sollen bei mir geborgen sein, wie es eine junge Dame verdient, die mit zwei so ausgezeichneten jungen Herren reist.

Eugen freute sich über die Neuheit der ganzen ihn umgebenden Welt. Selbst die Aermlichkeit seiner Wohnung, das kalte Ziegelpflaster ohne Teppich, die alten Plüschmöbel aus dem Empire, die krachten, wenn man sie berührte, die falschen Blumen in den Vasen, welche auf der Cheminée standen und chinesischen Ursprung heuchelten, die elenden zwei Stückchen Holz, die im Kamine brannten und nach dem Ausdrucke der Wirthin eine wohlthuende Wärme verbreiten sollten, dieser ganze falsche

französische Luxus, der hinter tönenden und eleganten Rahmen große Sparsamkeit versteckt, kurz Alles, was sonst den Neuangekommenen in Pariser Hotels mit Unbehagen zu erfüllen pflegt, trug nur zu seinem Vergnügen bei. Mit Prüfung aller Gegenstände verlor er so viel Zeit, daß er mit dem Wechsel seines Anzuges nicht fertig war, als Antoinette schon fix und fertig an die Thür klopfte, um die Freunde zu erinnern, daß man noch heute Entdeckungsreisen nach dem Bruder antreten wollte.

Es war ein ächter Pariser Dezember-Abend. Es regnete nicht, aber die Luft war so feucht, daß man nach wenigen Schritten aus dem Hause die Kleider durchtränkt hatte. Die Laternen waren von einem rothen Hofe umgeben, und die nassen und schmutzigen Pflastersteine glänzten im Wiederscheine der hell erleuchteten Schaufenster der Kaufleute und Kaffeehäuser. Nur springend konnte man von einer Seite der Straße auf die andere gelangen und nur indem Jeder auf eigne Hand seinen Weg suchte. So verlor man sich oft beim Uebergange, um sich drüben wieder zu finden. Antoinette wußte einige frühere Adressen ihres Bruders; nach diesen richtete man zuerst seine Schritte; nach dem Pantheon, nach der Rue Vaugirard, nach der Rue des Saint Pères — immer vergebens. Ueberall erinnerte man sich des lustigen Studenten, aber nirgends war eine Auskunft über seinen jetzigen Aufenthalt zu erlangen.

Erst spät in der Nacht kehrten die drei Entdeckungsreisenden müde in ihre Wohnung zurück. Antoinette war traurig und entmuthigt. — Ach, seufzte sie, ich fürchte, mein Bruder ist ein wahrer Bohemien, ein Zigeuner geworden!

Als Normann am nächsten Morgen in die medizinische Schule gehen wollte, stand sie schon bereit an der Treppe, um sich ihm anzuschließen. Sie hatte, damit sich, wie sie sagte, Virgile ihrer nicht schämen sollte, Toilette gemacht. Ein schwarzes Kleid, das bis oben geschlossen war und vorn eine Reihe kleiner Knöpfchen hatte; ein schmaler, weißer Halskragen, der das bronzirte Gesicht-

chen schön hervortreten ließ, gleiche Manschetten; Kornblumen im Hute, die sich dem dunkeln, glatten Scheitel anschlossen — Alles stand ihr so gut und gab ihr zugleich ein höchst einfaches und so elegantes Aussehen, daß Normann nicht umhin konnte, ihr sein Kompliment zu machen. — Sie dankte sehr zufrieden und sagte mit jener in diesen Dingen den Französinnen eigenen Offenherzigkeit: Ja, ich finde mich selbst sehr nett — Sie auch? — Das macht mir Vergnügen. Lustig wanderte sie an seinem Arme der berühmten Schule zu. Vor derselben wie in ihrem Hofe und Portikus trieben sich viele Studenten umher, die Einen geschäftig in die Hörsäle eilend, die Anderen disputirend, die Dritten mit der kurzen Pfeife im Munde, lachend, plaudernd; die Einen eben so einfach, wie die Anderen phantastisch gekleidet.

Normann hielt es nicht für gut, mit Antoinetten in die Mitte dieser jungen Männer zu treten; er fürchtete, Manches über ihren Bruder zu hören, was ihrem liebenden Herzen oder ihren jungfräulichen Ohren unangenehm sein könnte. Er bat sie, ihn an der Fontaine zu erwarten, und trat allein in den Portikus. Dort begann er seine Erkundigungen; aber die meisten Studenten kannten Virgile persönlich oder auch dem Namen nach, ohne Näheres über ihn und seinen Aufenthalt angeben zu können.

Ma foi! sagte ein langer, rauchender Student, Virgile kann man wohl alle Tage begegnen, aber seine Adresse kann man nicht wissen. Eine Adresse zu haben, Das gehört nicht zu seinen Spezialitäten.

Seine Spezialität, rief ein Anderer drein, ist Adele, Monsieur, wenn Sie Adele finden können, dann finden Sie auch Virgile.

Aber wo finde ich Adele? fragte Normann.

Rue Sarrasin Nr. 6, unterm Dache, zweite Thür rechts! rief ein Anderer, der an eine Säule gelehnt das Gespräch mit anhörte.

Nicht wahr! Du bist sehr zurück in der Kenntniß der Erd-

kunde; Adele ist seit acht Tagen mit einem Rapin im Walde von Fontainebleau, berichtigte ein Dritter.

Ganz richtig, sagte ein kleiner, etwas verwachsener Jüngling, der auf der Nase eine Brille und unter dem Arme einen großen Pack Bücher trug, in dozirendem Tone. Niemand ist über diese Verhältnisse so gut unterrichtet, wie ich, und nur ich bin fähig, Ihnen, interessanter Fremdling, erschöpfenden Bericht zu erstatten. Es ist ganz richtig, was der ehrenwerthe Vorredner behauptete: Adele befindet sich seit acht Tagen mit einem Maler in den Einsamkeiten des Waldes von Fontainebleau, um mit der winterlichen Natur ihr betrübtes Herz in Harmonie zu setzen. Virgile Rhedarez nämlich hat sie verlassen, um sich Zelia, der blassen Bewohnerin von Nr. 17 Rue Larrey, in die Arme zu werfen, worauf sich Adele aus Verzweiflung mit eben solcher Heftigkeit dem Maler in die Arme stürzte. So ist es nun, wenn nicht indessen neue Verhältnisse und Verwicklungen hinzugekommen, welche diese bereits acht Tage alten und überreifen Zustände geändert oder modifizirt haben. Adele hat ein bewegliches Gemüth, das sich den Fluktuationen der Wochen, der Tage, der Minuten mit bewunderungswürdiger Bereitwilligkeit anpaßt.

Entschuldigen Sie, sagte Normann, es ist mir nicht um Mademoiselle Adele, sondern um Herrn Virgile Rhedarez zu thun.

So hören Sie weiter, wißbegieriger Fremdling — fuhr der kleine Mann mit der Brille im selben Tone fort —: deutete ich vorhin an, daß Mademoiselle Zelia, gegenwärtige und zeitweilige Freundin Herrn Virgile Rhedarez', Nr. 17 der Straße wohne, welche wir nach dem Namen des großen Chirurgen und ersten Arztes der großen Armee benannten, um ihn, den Vater unserer braven Krieger, zu ehren, ihn, den sie sich im Momente der höchsten Gefahr auf der Beresina-Brücke von Schulter zu Schulter reichten, um ihn vor dem verfolgenden Feinde und dem Eise des barbarischen Stromes zu retten, ihn, der nicht, wie Homer sagt, als Arzt so viel werth war, wie zwei und mehrere andere, sondern der so viel werth war, wie eine ganze Armee

oder wenigstens ein Armee-Korps — ich sage, wenn ich vorhin andeutete, daß Zelia in der Rue Larrey wohne, so that ich es aus alter Gewohnheit, denn auch ich hatte die Ehre, Mademoiselle Zelia von Zeit zu Zeit, wenn es meine Studien erlaubten, zu besuchen, und ich that es nicht frivoler Absichten wegen, sondern weil ich den Namen des großen Mannes gern so oft als möglich ausspreche, um mir ihn, mein erhabenes Vorbild, dem ich nacheifere, immer wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen. Mademoiselle Zelia, meine Freundin — so nenne ich sie mit Stolz, denn sie wird nie fähig sein, einen Mann der Wissenschaft zu verlassen, wie jene verächtliche Adele gethan, um sich einem Malerlehrling zuzuwenden, selbst in der höchsten Verzweiflung nicht — Mademoiselle Zelia, meine Freundin, wohnt nicht mehr in der Rue Larrey Numero 17. Sie hat dieses Haus, wie man sich in der gemeinen, aber nicht unmalerischen Sprache der Portiers ausdrückt, beim Klange der hölzernen Glocke, d. i. in aller Stille und im Geheimen, verlassen. Der schauderhafte Zeitpunkt des Neuen Jahres rückt mit Riesenschritten heran, jener schauderhafte Zeitpunkt, der uns daran erinnert, daß sich Alles ändere, Alles im Fortschritt begriffen sei, nur nicht die gemeine Gewohnheit der Hausbesitzer und Portiers, sich um diese Zeit Hauszins und Trinkgelder bezahlen zu lassen. Zelia kennt das Leben und kennt die Menschen; sie kennt auch die veralteten Sitten Frankreichs und den Mißbrauch der Gesetze, dem wir mit der Revolution eines halben Jahrhunderts — denn noch ist unsere Revolution nicht geschlossen, noch immer tanzen wir auf einem Vulkan — nicht abhelfen konnten. Sie wich den mit den Operationen des ersten Januar unauflöslich verbundenen unangenehmen Empfindungen aus; sie zog aus und wurde dabei von ihrem Freunde Virgile Rhedarez unterstützt. Mehrere Tage trug er sich mit dem Gedanken, die Angelegenheiten Zelia's auf bourgeoise Weise und durch alltägliche banale Bezahlung zu ordnen, denn auch der Stärkste hat schwache Momente — Napoleon wurde bei Marengo muthlos —; aber endlich siegte sein besseres

Selbst, und sie traten einen geordneten Rückzug an und ließen nur eine halbgeleerte Pomadebüchse in den Händen des Feindes. Auch diese wollte er noch holen, obwohl bereits am Pantheon angelangt, aber Zelia beschwor ihn, sich der Gefahr nicht auszusetzen, und sprach das große Wort: Je m'en fiche!

Der Redner schwieg, machte ein ernstes Gesicht, schlug mit der rechten Hand auf die geschlossenen Finger der linken, öffnete die beiden mittleren wie den Deckel einer Dose und machte die Bewegung, als ob er eine Prise nähme, worauf er die fingirte Dose herumreichte.

Glauben Sie, sagte ein schlanker junger Mann zu Normann, daß dieser Farceur zu Ihnen spreche, um Ihnen Auskunft zu geben? Gott bewahre! Er übt sich im Reden, er will Volksredner werden.

Auch Marat war Arzt, erwiderte der Kleine, freilich nur Thierarzt. Ich würde als Redner so hoch über ihm stehen, wie der Menschenarzt über dem Thierarzt steht. Uebrigens muß die heutige Redemethode eine andere sein; das bloße Pathos genügt nicht mehr; der Zuhörer darf nicht wissen, ob ihn der Redner hinreißen oder verlachen will. Eine Dosis Ironie, Ironie gegen sich selbst wie gegen das Publikum muß beigemischt werden. Das ist der ächte gallische Geist, der wahre Esprit gaulois; der wurde in der ersten Revolution durch die Girondisten wie durch die pathetischen Jünger Rousseau's gefälscht. Robespierre's Tugend konnte in Erstaunen setzen und darum zur Herrschaft gelangen, aber halten konnte sie sich nicht. Mirabeau hatte einen so großen Einfluß, weil man wußte, daß seine Tugend nur in seinen Worten lag, und weil man ihn in Verdacht hatte, daß er sich eigentlich über die Nation lustig mache. Hätte Figaro, ich wollte sagen Beaumarchais, gelebt, er hätte eine dauerhaftere Dynastie gegründet, als Napoleon. Louis Philippe hat etwas von Figaro, darum ist er zur Regierung gekommen, aber er hat nicht genug davon, darum wird er fallen. Wir brauchen einen Figaro, aber einen lachenden oder blutigen.

Die Studenten lachten, Normann lachte mit, war aber doch schon voll Ungeduld in Gedanken an Antoinette, die immer wartend an der Fontaine stand.

Aber, sagte er zu dem Redner, mit All-Dem, meine Herren, weiß ich noch nicht, wo Herr Virgile Rhedarez zu finden ist.

Ganz richtig, bestätigte Jener, wie sollten Sie es auch wissen, da ich selber es nicht weiß! In jenem großen Momente, da Zelia auf der Höhe des Pantheons zu ihm sagte: Je m'en fiche, sah ich ihn zum letzten Male. Darauf verloren sich Beide, nicht seufzend unter der Last der geretteten Habseligkeiten, in den unerforschten Gegenden der Rue Descartes.

Was rathen Sie mir nun zu thun? fragte Normann den Kreis.

Halten Sie sich an Zelia, sagte ein Jüngling mit breitem Kalabreserhute, der die Arme wie Napoleon bei Waterloo über der Brust zusammendrückte; Zelia wird leichter zu erforschen sein als Virgile, sie ist eine bekannte Persönlichkeit.

Der Rath schien gut, und Normann beschloß, sich hinter dem Rücken Antoinettens danach zu richten, als ein Vorübergehender etwas barsch fragte: Wer spricht hier von Zelia? Was soll's mit ihr?

Dieser Herr hier, antwortete man ihm, sucht Virgile Rhedarez da.

Zelia hat mit Virgile nichts zu thun, sagte der Vorübergehende stolz; Zelia ist meine Freundin. Sie hat sich gestern Abends um acht Uhr fünfundzwanzig Minuten von ihm getrennt und sich mir gewidmet für ewig.

Und was ist aus Virgile geworden?

Weiß ich es? Ich habe ihn zur Verzweiflung gebracht und mich dann nicht mehr um ihn gekümmert. Fragen Sie bei den Netzen von St. Cloud nach.

Normann wußte zum Glücke nicht, was diese letzten Worte zu bedeuten hatten: daß in den Netzen von St. Cloud die Selbstmörder aufgefangen werden, die ihnen die Wellen der Seine von

Paris aus zuführen; er wäre sonst vielleicht über diese leere Prahlerei erschrocken. Er sah nur ein, daß er zur Zeit hier nichts erfahren konnte, und kehrte zu Antoinette zurück.

Diese glaubte schon eine Ewigkeit gewartet zu haben, ging bald an der Fontaine ungeduldig auf und ab, unbekümmert um die Musterung, der sie die Studenten unterwarfen, sah bald nach dem Hofe, in dem es wimmelte, und machte nun, da Normann allein zurückkehrte, ein so enttäuschtes Gesicht, als ob sie den Bruder an seiner Seite erwartet hätte. — Ach, rief sie, nachdem sie den kurzen Bericht Normanns, der manches Thatsächliche übersprang, gehört hatte, ich werde ihn nie wieder finden! — Sie ließ die Arme hoffnungslos fallen und folgte Normann wie ein Schlachtopfer zum Hotel, um Eugen zu holen und neue Wanderungen anzutreten.

Normann, um sie zu zerstreuen, machte sie auf Dieses und Jenes in den Straßen aufmerksam, und bald nahm das bewegte und wogende Leben sie so in Anspruch, daß die Verzweiflung von diesem Morgen wieder verflog und sie, immer den Bruder suchend, doch endlich heiter und mit ihren Begleitern plaudernd wie eine Lustreisende, durch Paris lief. So war sie, von Verzweiflung zu Hoffnung, von Trauer zur Heiterkeit rasch überspringend. Während sie lachte, konnten ihr Thränen in die Augen kommen, und oft, ehe die Thränen die Wangen herabrollend die Lippen erreichten, lachten diese wieder in jugendlicher Heiterkeit. Doch erkannte sie in dem labyrinthischen und tollen Treiben von Paris, von welchem Werthe ihr Schutz und Führerschaft Normanns war.

Was wäre ohne Sie, ohne Ihre Güte in diesem Paris aus mir geworden! sagte sie oft im Laufe des Tages und drückte dabei unwillkürlich den Arm, der sie führte, und stützte sich fester auf, wie um sich dieser Hülfe desto mehr zu vergewissern. — Die Fürsehung hat Sie mir geschickt, und ich glaube gar nicht, daß ich es mit einem reisenden Doktor der Medizin zu thun habe, sondern mit einem Schutzengel, der Reisekleider angethan und

sich in die Diligence gesetzt, um mich gleich beim Beginn meiner Reise in Empfang zu nehmen. Monsieur Eugen ist auch kein deutscher Graf, sondern ein jüngerer Schutzengel, der zu Ihnen in die Lehre gegeben worden, damit er das Geschäft gut erlerne.

Indessen verging der erste Tag, vergingen mehrere Tage erfolglos — in so fern nicht nutzlos, als die jungen Leute auf ihren Entdeckungsreisen und Kreuz- und Querzügen in Kurzem Paris besser kennen lernten, als es sonst vielleicht in Wochen der Fall gewesen wäre. Unter dem Vorwande, daß man den Bruder vielleicht an öffentlichen Orten am Leichtesten finden würde, brachten die Freunde das Mädchen auch ins Theater und in Konzert-Lokale, um sie zu zerstreuen. Trotzdem verfiel sie oft in die tiefste Entmuthigung, besonders wenn es Normann für nothwendig hielt, sie allein auf ihrer Stube zu lassen, wenn er Orte wie die Chaumière oder andere Studenten-Tanzplätze besuchte, um nach Virgile zu spähen. Zögernd klopfte er dann an ihre Thüre, denn er war gewiß, sie in Thränen zu finden, und er hatte Angst vor dem hoffnungsvollen Ausdruck auf ihrem Gesichte, mit dem sie ihm an die Thür entgegeneilte, und vor dem Ausbruch ihres Schmerzes, wenn sie ihn allein sah. Trotzdem mußte er sich entschließen, sie endlich zu verlassen. Eugen war seit vielen Tagen von der Marquise Brimont erwartet. An sie waren auch alle Briefe adressirt, und Normann sehnte sich nach Nachrichten von Louise. Es that ihm weh, die arme Verlassene, die sich so herzlich und vertrauensvoll ihm angeschlossen hatte, ihrer traurigen Einsamkeit und ihren Sorgen preiszugeben, und gern hätte er, wenn Das möglich gewesen wäre, den Rath Eugens befolgt und die alte Tante und das ganze Faubourg St. Germain aufgegeben. Er sprach noch einmal eindringlich mit der Wirthin des Hauses, um ihr Antoinetten zu empfehlen.

Seien Sie unbesorgt, antwortete Madame Martin, so lange Sie die Pension richtig bezahlen, soll Mademoiselle bei mir gut geborgen sein.

Sie irren, sagte Normann ungeduldig, nicht ich zahle die

Pension für Mademoiselle, sie selbst zahlt sie und wird sie richtig bezahlen, dafür bürge ich Ihnen.

Desto besser — desto besser! Ist Mademoiselle eine honette Demoiselle, dann soll sie es bei mir noch besser haben, obwohl eine Maitresse d'Hotel eigentlich keinen Unterschied machen sollte. Aber ich liebe die honetten jungen Mädchen; glauben Sie mir, mein Herr, ich liebe die Tugend. Obwohl — wie gesagt. C'est égal! Sehen Sie, Das ist mein Grundsatz: „cest égal!“ Meine ganze Philosophie steckt in dem einen Worte: c'est égal. — Also Monsieur Normann, ich sage ihnen: c'est égal, und Sie können in Betreff der jungen Person ruhig sein, ganz und gar ruhig.

Antoinetten machte die Trennung von den Freunden sehr unglücklich, und sie nahm Abschied von ihnen, als ob sie dieselben nie wieder sehen sollte, obwohl Normann versprach, aus der Rue de Lille, die nicht sehr fern liege, so oft als möglich herüber zu kommen und von den Forschungen nach Virgile nicht abzulassen.

XI.

Die kurze Fahrt aus der Cour de Commerce in die Rue de Lille, aus dem ärmlichen, übervölkerten, kleinen Gasthause in das eben so prächtige als stille Hotel zwischen Hof und Garten, war wie eine Reise aus einer Welt in die andere. Der Portier, der von der bevorstehenden Ankunft Eugens unterrichtet war, erkundigte sich erst, ob er den Grafen Galton vor sich habe, dann öffnete er das große, von einem Steinwappen überragte Thor, das er sonst einem gemeinen Fiaker nie aufgethan haben würde. Dann schloß er es schnell wieder, und den Neuangekommenen war es unter den Linden des Hofes, als ob sie fern von Paris auf dem Lande wären. Ein schwarzgekleideter Maitre d'Hotel in Schuhen und Strümpfen und weißer Kravatte stürzte ihnen an

der Spitze mehrerer in Livreen gekleideter Bedienten entgegen, während Koch und Küchenjungen in weißen Mützen aus den unterirdischen Räumen neugierig hervorblickten, und führte sie die breite Treppe hinauf, an unzähligen Bildern vorbei, durch zwei und drei stille Säle, auf deren Teppichen kein Schritt wiederhallte, in den Salon. Die Marquise, eine etwas beleibte Dame mit weißen Löckchen, die sie für gepudert gelten lassen wollte, indem sie auf der rechten Wange ein Mouche oder Schönpflästerchen trug, kam Eugen mit ausgebreiteten Armen entgegen und freute sich herzlich, ihn bei sich zu empfangen. Nicht minder herzlich war sie gegen Normann, den ihr der Graf besonders empfohlen hatte. Eugen gewann sogleich ihr Herz, indem er versicherte, daß er sie nach dem Portrait im heimatlichen Schlosse, das in ihrem achtzehnten Jahre gemalt war, augenblicklich erkannt habe.

Allons donc, kleiner Schmeichler, sagte sie lachend und klopfte ihm die Backen, Das kannst du leicht behaupten, da du wußtest, wer dich hier erwartet; schadet aber nichts, man hört so was immer gern. Lieber schmeicheln, als unangenehme Wahrheiten sagen. Merke dir Das. Ich will die Wahrheit nicht hören, wenn sie unangenehm ist. Bist du galant, mein Kind? Tant mieux, dann stirbt doch die Höflichkeit nicht aus. Die Deutschen müssen galant werden, da die Franzosen seit 1830 immer gröber werden. Es ist ein Jammer! Nun, wir wollen davon nicht sprechen. Das würde auf Politik führen, und es schickt sich nicht, Politik zu sprechen, seit sie bürgerlich geworden. Man sieht gleich aus, wie ein Advokat. Setzen Sie sich, meine Herren, und unterhalten Sie mich.

Sie setzte sich aufs Sopha, wies den Gästen Stühle an und nahm ihre Stickerei wieder zur Hand. Sie erkundigte sich nach hundert Dingen in der Heimat, und die jungen Männer gaben Bescheid, dann mußten sie von ihrer Reise erzählen, und sie verschwiegen auch ihr Abenteuer mit Antoinette nicht ganz. Die Marquise machte ihren kleinen Scherz darüber, ohne weiter darauf

einzugehen. Erst nach geraumer Zeit entließ sie die Beiden, forderte sie auf, Toilette zu machen und sie dann in die Champs Elysées zu begleiten.

In den Champs Elysées war sie eine sehr beredte Führerin; sie kannte alle Welt und gab über jede Equipage, die an der ihrigen vorbeifuhr, so ausführliche Auskunft, daß die Fremden bei ihrer späteren Rückkehr ins Hotel das ganze Faubourg St. Germain zu können glaubten. Man kam erst spät zu Tische, und doch mußten Eugen und Normann sogleich nach Tische wieder mit der Marquise in den Wagen, um bei einer Anverwandten einen Abendbesuch zu machen, der sich bis nach Mitternacht ausdehnte. Die Marquise versicherte bei all Dem, daß sie sich von der Welt seit lange zurückgezogen und keinen Menschen mehr kenne; aber, sagte sie, es sei ihre Pflicht, sich wieder zu „lanciren," um ihren Neffen in die Gesellschaft einzuführen, die am Ende, trotz allen Verfalles, doch die einzige Gesellschaft der Welt sei.

Dieser mit der alten Marquise verlebte Tag ermüdete die jungen Männer mit seiner Mannigfaltigkeit mehr, als es die ganze bisherige Reise gethan. Sie sanken in einen traumlosen, langen Schlaf, und erst als er sehr spät im Tage erwachte, fiel es Normann ein, daß die arme Antoinette den ganzen Abend allein gewesen und daß er sie nicht, wie doch verabredet, besucht hatte. Er wollte sich rasch ankleiden und zu ihr eilen, als der Bediente einen ganzen Pack Briefe für ihn und Eugen brachte, zugleich mit der Einladung, das Frühstück im Zimmer der Marquise einzunehmen. Sie wartete schon. Die jungen Leute hatten kaum Zeit, einen flüchtigen Blick auf die Briefe zu werfen.

Die Marquise war wieder so frisch und beredt, wie gestern. Sie trug einen Kaschmir-Schlafrock, ein weißes Häubchen, dessen Rosabänder über die Schulter herabfielen und sehr gut mit den feingefältelten Rosenwangen zusammenstimmten und mit den weißen, kleinen Haarlöckchen nicht im Geringsten kontrastirten. Mit vieler Anmuth und offenbarem Behagen bereitete sie selbst das Frühstück.

Kinder, rief sie den Eintretenden entgegen, ich muß euch doch noch sagen, wie sehr ich mich mit euch freue. Ich lebe auf, ich kann mich doch wieder mit Jemand und für Jemand beschäftigen. Von meinen Kindern habe ich nicht viel. Meine Tochter ist verheirathet und verbringt ihre Tage in den Tuilerieen; ihr Mann hat sich leider ralliirt. Mein Sohn schlägt sich in Afrika mit den Kabylen; ein Brimont muß einmal dienen, selbst unter einem Bürgerkönig. So bin ich allein. Nun, jetzt habe ich dich, mein Eugen; ich will für dich sorgen wie für einen Sohn. Du sollst die große Welt kennen lernen, wie Keiner; Sie aber auch, lieber Herr Normann: Sie sind ja Arzt, und ein Arzt muß mit allen Ständen umzugehen wissen. Verlaßt euch nur auf mich; die alte Marquise Brimont hat den Hauptschlüssel zu allen Häusern und Geheimnissen.

Normann wurde es etwas weh bei diesen Dienst-Anerbietungen der liebenswürdigen alten Dame; er erlaubte sich die Bemerkung, daß einer seiner Hauptzwecke, den er mit dem Aufenthalte in Paris verbinde, der Besuch der Sanitäts-Anstalten sei.

O, rief die Marquise, ich verstehe. Fürchten Sie nichts. Bei all Dem sollen Sie frei sein. Nur die ersten Tage lasse ich Sie nicht los; die brauche ich, um Sie in verschiedene Familien einzuführen, damit Sie sie später mit Eugen auch ohne mich besuchen können.

Die Marquise entwarf ein Programm für den Tag, und Normann sah mit Schrecken, daß ihm bis Mitternacht kaum ein Stündchen übrig blieb, das er zu einem Besuche bei Antoinette benutzen könnte.

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, bat er Eugen, den Brief seines Vaters zu beantworten, ihn selbst für heute beim Grafen, beim alten Hagener und bei Louise zu entschuldigen, steckte Louisens Brief in die Tasche und eilte zu Antoinette.

Er fand sie sehr niedergeschlagen. — Kommen Sie endlich? sagte sie vorwurfsvoll; kaum vierundzwanzig Stunden fort, und schon haben Sie mir einmal das Wort gebrochen! Wie arg haben

Sie mich gestern warten lassen, und heute hätten Sie auch früher kommen können!

Normann entschuldigte sich, indem er ihr vom gestrigen Tage und von der Geschäftigkeit der Marquise erzählte.

Diese dumme alte Marquise! rief Antoinette unwillig und stampfte mit dem Füßchen, ich hasse sie. Es kommt Alles, wie ich es vorausgesehen habe. Sie wird Sie in aristokratische Gesellschaft bringen, unter schöne und glänzende Damen; Sie werden die arme kleine Antoinette vergessen; ich werde Sie langweilen, ich werde Ihnen unbedeutend, klein, uninteressant erscheinen. Die scheußliche Marquise! sie stiehlt mir den Schutzengel, den mir die Fürsehung geschickt hat. O Gott, was soll aus mir werden? Wie werde ich meinen Bruder finden? Ich muß in diesem öden Paris zu Grunde gehen!

In diesem Tone, bald zornig, bald schluchzend, lief sie, händeringend und indem sie sich selbst immer mehr aufregte, im Zimmer auf und ab. Normann sah sie so zum ersten Male und kannte das leicht erregbare Wesen der Französinnen noch zu wenig, um nicht von diesem Schauspiele sehr ergriffen zu sein. Er betrachtete sie voll Schrecken und Mitleid, redete ihr zu und faßte sie endlich, um sie mit einiger Gewalt in die Sopha-Ecke zu drücken und sie zu zwingen, daß sie ihn ruhig anhöre. Er bat sie, sich nur einige Tage zu gedulden. Sobald er sich in der neuen Welt nur ein wenig orientirt und der Dienstfertigkeit der Marquise genügt habe, werde er Eugen ganz seiner Tante überlassen, seine wissenschaftlichen Zwecke für einige Zeit aufgeben und sich ganz ihr und der Erforschung ihres Bruders widmen. — Glauben Sie, liebe Antoinette, mein armes Kind, daß ich fähig wäre, Sie in solcher Lage zu verlassen?

Nein! nein! rief sie mit plötzlich veränderter Stimme, beinahe begeistert — Sie sind ja so gut, Sie sind der edelste Mensch der Welt! — Sie faßte seine Hand mit ihren beiden Händen und drückte ihre Stirn auf die so zusammengefalteten Hände.

Er bat sie, sich nur kurze Zeit zu gedulden, und gab ihr allerlei Verhaltungs-Anweisungen.

Sie antwortete auf Alles mit einem bejahenden Nicken, ohne den Kopf zu erheben.

Nun, Adieu!

Adieu! antwortete Antoinette, ohne seine Hand los zu lassen.

Ich kann nicht gehen, wenn Sie meine Hand halten.

Können Sie nicht? fragte sie und erhob den Kopf und sah ihm lächelnd ins Gesicht.

Kind! kindisches Kind! sagte Normann kopfschüttelnd. Auf Wiedersehen! —

Bei seiner Rückkehr in die Rue de Lille fand Normann die Marquise bereits zur Ausfahrt gerüstet. Die Pferde stampften schon im Hofe, und Eugen, der am Fuße der Treppe stand, übergab dem Bedienten die Briefe, die er während der Abwesenheit Normanns geschrieben.

Was haben Sie geschrieben? fragte Normann.

Einen kurzen Bericht über unseren Einzug bei der Tante und über unsere gestrigen Besuche.

Haben Sie mein Schweigen entschuldigt? fragte Normann weiter.

Gewiß, antwortete Eugen, bei Papa und bei Catherinen.

Und wie haben Sie Das gethan?

Ich sagte, daß Sie bei Antoinette sind, und erzählte bei dieser Gelegenheit von dieser lieben Bekanntschaft.

Normann machte eine Bewegung der Ueberraschung und wandte sich zum Bedienten mit ausgestreckter Hand, als ob er ihm die Briefe wieder abnehmen wollte, besann sich aber schnell wieder und sagte vor sich hin: Warum nicht? Warum soll ich aus Antoinetten ein Geheimniß machen? — Doch war er, wie er neben der Marquise im Wagen sitzend dahinfuhr, ziemlich schweigsam. Er mußte immer an Louise denken. Mit einem Male überraschte er sich auf dem Gedanken: Vielleicht wird sie eifersüchtig! und er gestand sich, daß ihm dieser Gedanke Freude machte.

Welcher Mann liebt es nicht, wenigstens für Augenblicke, die Liebe eines Mädchens durch kleine Qualen zu erproben? Selbst dann schon freut ihn diese Probe, wenn er seiner eigenen Gegenliebe noch nicht gewiß ist. Der Mann, selbst der edelste und wahrste, ist in diesem Punkte nicht im Geringsten besser oder schlechter, als das Weib. Normann drückte bei diesem natürlichen, aber nicht ganz edeln Gedanken die Hand auf die Brusttasche, in der Louisens noch immer ungelesener Brief stak, und zwar drückte er mit großer Innigkeit. Wie freute er sich auf die stille Stunde, und wie lang, unendlich lang erschienen ihm die Besuche, zu denen er von der Marquise gezwungen wurde!

Heute begnügte sie sich nicht mehr mit Paris. Nach Issy, nach Belle Vue, nach Ville d'Avray brausten ihre Rosse, um entfernte Verwandte aufzustören, welche ihren Winter in Ruhe auf dem Lande verleben wollten. Da man schon in dem schönen Schlosse von Issy das zweite Frühstück eingenommen hatte, sah die Tante keinen Beweggrund, vor Tische, d. i. vor sechs Uhr Abends, in die Stadt zurückzukehren, und auch Dieses that sie nur, weil sie für diesen Abend eine kleine Gesellschaft geladen hatte.

Wüst und müde saß er endlich spät Abends vor seiner Lampe, den Brief in der Hand haltend, ohne ihn zu lesen. Er fühlte, daß er sich erst sammeln mußte. Die unzähligen, gleichgültigen Gestalten, an denen er heute vorbei mußte, gaukelten ihm unerquicklich und geistlos vor den Sinnen, in der Atmosphäre langweiliger Salons, verlassener Landhäuser, entlaubter Bäume und eines regnerischen Himmels. Die gleichmäßigen, tiefen Athemzüge Eugens, der in einem Lehnstuhl über einer Zeitung eingeschlafen war, trugen nur dazu bei, die Stimmung in ihm und um ihn her noch monotoner und farbloser zu machen. Er raffte sich auf und entfaltete den Brief; sein Blick fiel sogleich auf die Unterschrift. Es war, als ob ein Bann von ihm genommen wäre, und lächelnd sagte er vor sich hin: Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein! Er las, und Alles war wieder Ruhe, Milde,

Versöhnung. Während er ihre Worte las, hörte er Louisen sprechen, er athmete den Hauch ihres Mundes; sie stand vor ihm, sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen an. Sie schrieb, wie sie sprach: ruhevoll, warm, einfach. Nicht Ein Satz hatte eine künstliche Wendung. Er hörte die Intonationen ihrer Stimme, selbst das leise Anklingen ihres Dialektes, als ob Das alles mit Zeichen und Noten angegeben wäre. — Von Betty war in Louisens Briefe wenig die Rede, weil, wie sie sagte, ihre Schwester wenig über ihr Leben und beinahe nur über ihre Arbeiten und die Kunstwerke berichte. Sie sei in Rom, verbringe den größten Theil ihrer Zeit in Kirchen und Galerien und sage beinahe nichts über Marson. Doch reichten die wenigen Worte hin, ihm Betty aufs Lebhafteste zu vergegenwärtigen, wie sie, angeglüht von den Sonnen der Schönheit, selber schön, begeistert, vielleicht aber doch etwas einsam durch die Gänge des Vatikans, durch die Antiken des Kapitols wanderte. Aber als er weiter las und an die Abschiedsworte kam, stand wieder Louise vor ihm, wie in den letzten Augenblicken des Abschiedes auf der Höhe der Treppe im Schlosse des Grafen Galton. So sah er sie ja immer und immer wieder. Heute Morgens, als Antoinette so innig seine Hand faßte, mußte er jenes Augenblickes denken; darum vielleicht dachte er jetzt, zugleich mit der Erinnerung an Louise, an den Moment von heute Morgen. So standen die drei Mädchengestalten auf einmal vor ihm. Mit Schrecken machte er die Entdeckung, und sein sehnsüchtig lächelndes Gesicht verfinsterte sich allmählig. Ein Zwiespalt war ihm etwas Neues, und er kam sich schwach, unentschieden, charakterlos vor. Er sprang auf, und ohne zu wissen, was er that, sprach er einen Namen aus. Es war Louisens Name, und er freute sich, wie er ihn nachhallend hörte und sich überzeugte, daß es wirklich dieser Name gewesen.

Riefen Sie nicht Louise? fragte Eugen, der erwachte.

Ich glaube, sagte Normann; ich las eben ihren Brief.

Darf ich ihn nicht auch lesen? bat Eugen. — Hier!

Das ist wie frisches Wasser, sagte Eugen, nachdem er gelesen hatte. Was mir dieses junge Geschöpf mit seiner, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll — mit seiner Solidität, Wahrheit, einen Respekt einflößt — ich kann es nicht sagen.

Normann blieb vor ihm stehen. Nur um weiter zu hören, fragte er: Wie meinen Sie Das?

Ich weiß nicht, wie ich Das meine, erwiderte Eugen — es war mir mit Louise immer so ungefähr wie mit allen Dichterwerken aus den Urzeiten. Da ist Alles so einfach, so ohne Schmuck, es ist so gar nicht gemacht — Jeder glaubt, er könnte es eben so gut machen, und es kann's doch Keiner.

Normann streifte im Vorübergehen von rückwärts über den Scheitel Eugens. Guter Eugen, sagte er, ich glaube, Sie verstehen sich auf den Werth dieses Mädchens.

Das will ich glauben! rief Eugen, so sehr, daß es mir abgeschmackt vorkommt, nach Lesung dieses Briefes Toilette zu machen und in die Soiree der Tante zu gehen unter all die Pariser und Pariserinnen.

Nun, sagte Normann, wir können nichts Besseres thun, als uns in solcher Gesellschaft erinnern, daß es solche Louisen gibt.

Und Betty's und Catherinen und Antoinetten! rief Eugen.

Ja wohl! bestätigte Normann nachdenklicher.

Das Leben ist doch schön! rief Eugen gähnend, und wir müssen weiße Kravatten umbinden.

In der Einsamkeit des überfüllten Salons ging es Normann eben so, wie vorhin auf seinem Zimmer. Fortwährend war er von den drei lieben Gestalten umgeben. Aus dem französischen Gespräche rings um ihn hörte er Antoinetten heraus; das Klavierspiel erinnerte ihn an Louise, und traumhaft schwebte Betty durch das Gesumme und Gedränge der Soiree.

Viele Tage vergingen so in gleicher Stimmung, trotz der beständigen Fahrten mit der Marquise, trotz der Entdeckungsreisen nach dem verlorenen Bruder, die er wieder mit Antoinette unternahm, so oft ihm ein Stündchen Zeit übrig blieb. Das arme

Mädchen hatte beinahe alle Hoffnung aufgegeben. Sie wurde immer trauriger, und Normann fühlte den wahrhaftigsten Schmerz, wenn er in ihr Zimmer trat und sie mit den Händen im Schooße geneigten Kopfes dasitzend fand, oder wenn sie schweigend mit thränenvollen Augen an seinem Arme von einer vergeblichen Wanderung heimkehrte.

An einem jener sonnigen Wintertage, die in Paris dem Frühling so täuschend ähnlich und wie eine Fata Morgana des fernen Wonnemonates sind, trat Normann in ihre Stube und rief: Auf, Antoinette! wir wollen aufs Land, wir wollen uns unterhalten!

Antoinette, gewohnt, ihm in Allem ohne Widerspruch zu gehorchen, strich sich das Haar zurecht und setzte schweigend den Hut auf.

Wohin gehen wir? fragte sie traurig.

Nicht so traurig! lustig! Ein anderes Gesicht, wenn es Ihnen gefällig ist! Sie hören ja, wir wollen uns unterhalten. Schnell ein Lächeln auf diese schönen Lippen! So — so ist es recht. Sie werden mir sonst gar zu melancholisch. Gleich heute Morgens, als mir die Sonne so freundlich ins Zimmer schien, dachte ich: Das ist ein Tag für Antoinette; heute muß sie mir aus ihrer düsteren Cour de Commerce heraus in die Sonne. Ich habe mich von der Marquise los gemacht, und nun fort, wir machen eine Landpartie.

Aber, sagte Antoinette zögernd, ich mache gewiß gern eine Landpartie mit Ihnen, lieber Herr Normann — aber, da Sie frei sind, könnten wir den Tag nicht benutzen, um . . .

Um Virgile aufzusuchen? Glauben Sie, daß ich nicht daran gedacht habe? Aber Sie müssen auch an Ihre Gesundheit denken. Und am Ende, Paris haben wir bereits in allen Winkeln durchstöbert, vielleicht finden wir ihn wo auf dem Lande. Heute strömt halb Paris in die Umgebungen; der lustige Bruder wird sich heute auch nicht einsperren wollen; vielleicht begegnen wir ihm irgendwo. Versuchen wir es mit St. Cloud.

In der That strömte es nach dem Bahnhofe, wo schon Kopf an Kopf gedrängt stand. Im Gedränge hielt sich Antoinette mit doppelter Kraft am Arme Normanns fest. In solchen Lagen liebte sie es, sich daran zu erinnern, wie hülflos und verlassen sie ohne ihn wäre. Sie drückte ihm den Arm und sagte: Was sollte aus mir werden, wenn ich Sie nicht hätte! Dieser Ausruf war ihr beinahe zur Gewohnheit geworden, und da er sie lächelnd darauf aufmerksam machte, bat sie ihn, er möchte es sie doch sagen lassen; Das sei ihr Bedürfniß. So hatte er sich auch daran gewöhnt, diesen Ausbruch ihrer Dankbarkeit ruhig anzuhören und höchstens mit einem sanften Kopfschütteln oder einem Gegendruck des Armes darauf zu antworten. Mit einer kleinen Völkerwanderung kamen sie in St. Cloud an, und dieser folgend, erreichten sie den weiten Park, in dessen Gängen sich der Strom in kleine Bächlein vertheilte.

Auf dem offenen Platze vor der Diogenes-Laterne trieben sich Studenten und ihre Geliebten herum und spielten mit Ball und Reifen.

Wollt ihr nicht mitspielen? rief ein Student, als Normann mit Antoinette an ihm vorbeikam.

Normann dankte. Laßt sie laufen! rief eine Bewohnerin des Quartier Latin, seht ihr nicht, daß Die noch im Stadium der Sentimentalität sind? Was gilt die Wette, sie verlieren sich im Walde? — Und als die Beiden in der That ihre Schritte dem Walde zuwandten, erscholl hinter ihnen ein homerisches Gelächter. — Wer hat gewettet? rief dieselbe Grisette, er zahle aus, ich habe gewonnen!

Trotz dem heiteren Sonnenscheine lag winterliche Traurigkeit auf dem Walde. Nur wenige Blätter hingen an den Zweigen, und diese still und regungslos, beinahe noch mehr todt anzusehen, als die vielen Schichten welken Laubes, das sie mit ihrem Tritte aufstörten und das unter ihren Füßen raschelte. Der Lärm, das Gelächter der Studenten-Gesellschaft verhallte weit hinter ihnen; es wurde immer stiller und einsamer. Das Wasserbecken unten

vor dem Schlosse blickte wie ein melancholisches Auge hier und da durch die Stämme ihnen nach.

In der Einsamkeit wurde es Antoinetten so zu Muthe, wie vorhin im Gedränge. Was sollte aus mir werden, wenn ich Sie nicht hätte! sagte sie wieder.

Normann schwieg.

Sagen Sie mir doch etwas! rief sie ungeduldig.

Er sah sie verwundert an. Ich begreife Ihr Gefühl, liebe Antoinette, und bin glücklich, Ihnen etwas zu sein. Sie sind in der That sehr verlassen, und diese Verlassenheit gibt Ihnen diese Worte ein. Das wird sich schnell ändern, sobald Sie Ihren Bruder gefunden haben.

Vielleicht! sagte sie kurz.

Gewiß! sagte wieder Normann. Aber Antoinette wiederholte: Vielleicht! Vielleicht! Sie hob den Kopf in die Höhe, rief: Allons donc! und schickte einen Triller in die Luft. Allons donc! rief sie abermals und fügte kurz hinzu: Erzählen Sie mir etwas!

Was?

Was für Augen hat Betty?

Dunkelbraune mit schwarzen Brauen und Wimpern.

Und blondes Haar dabei — Das ist prächtig, sehr eigenthümlich, sagte Antoinette, man weiß nie, was von solchen Frauen zu denken. Und Louise? fragte sie weiter.

Blaue Augen.

Blau und blond, Das ist schon gewöhnlicher. Sprechen wir nicht weiter davon, aber kennen möchte ich die Beiden. Sie sprang wieder auf ein anderes Thema über, dann auf ein drittes und viertes, dann bat sie Normann, sie zu Tische zu führen, da sie sehr hungrig sei.

XII.

Sie gingen nach St. Cloud zurück und traten in den alten Restaurant zur Tête noire, aus dessen Fenstern man der Seine, der Brücke und den buschigen Hügeln von Sevres entgegenblickt und eine italienische Landschaft zu sehen glaubt. Die großen Speisezimmer waren überfüllt, und das Paar sah sich gezwungen, zwei Treppen hoch zu steigen und das einzige noch freie kleine Stübchen einzunehmen. Am Treppengeländer, in bequemen oder herausfordernden Stellungen, reihten sich von unten bis oben, rauchend, plaudernd oder in das beliebte Myrliton blasend, die Begleiterinnen der jungen Männer, die entweder mit dem Glase in der Hand neben ihnen standen oder in den Stuben auf den Sopha's ausgestreckt lagen. Witze, kluge und freche Worte flogen Trepp auf und nieder. Die Herren machten den Ankommenden höflich Platz, aber die Damen rührten sich nicht, wenn eine Andere vorüber kam, die „honett" aussah; sie begnügten sich damit, ihr einen mitleidigen Blick über die Schulter zuzusenden oder sich noch mehr in den Rauch ihrer Papiros zu vertiefen.

Normann bedauerte es schon, Antoinetten hieher geführt zu haben, aber sie ging wie eine Nachtwandlerin neben ihm, ohne nach rechts oder links zu sehen und zu hören; doch athmete sie auf, als sie in der Stube ankam. Geplauder, Geschrei, Lied und Lachen schollen wirr und betäubend aus den Nebenstuben. Antoinette schien von all Dem nichts zu hören; sie stützte den Kopf in beide Hände, sah gedankenlos auf Austern und Chablis, die vor ihr standen, und berührte nichts, trotz dem Hunger, den sie vorher angekündigt hatte. Normann, der ihr gegenüber saß, sah in ihr schönes, dunkles Gesicht, suchte da herauszulesen, was in ihr vorging, vergaß aber bald seine Forschung über der Freude, die ihm dieser Anblick gewährte. Er faßte ihre Hand, um sie aus dem traumhaften Zustande zu wecken, aber er brachte kein Wort hervor; sein Herz klopfte, er fühlte, daß ihm der Laut in der Kehle stecken bleiben würde; seine Hand zitterte auf ihrer

Hand. Wie gern hätte er ihr Das verborgen! Aber er war nicht fähig, sie zurückzuziehen.

Aus der Nebenstube, mitten durch den chaotischen Lärm, erscholl eine junge Männerstimme, die sang das Lied:

Jeune fille
Dont l'oeil brille — dont l'oeil brille . . .

Da fing auch die Hand Antoinettens zu zittern an. Sie schlug die Augen auf und sah Normann mit einem wunderbar glückseligen Ausdrucke an; ihre Lippen öffneten sich — ihr ganzes Gesicht horchte. Sie erhob sich leise, wie um keinen Ton des Liedes zu verlieren, und faßte Normanns beide Hände. Sie wollte sprechen, aber sie besann sich und horchte noch einmal.

Antoinette! rief Normann mit zitternder Stimme.

Es ist mein Bruder, der da singt! sagte sie endlich, aber leise, als fürchtete sie, einen Traum zu verscheuchen.

Er ließ ihre Hände los und fuhr zurück. So lange das Lied dauerte, stand Antoinette wie gebannt und horchte; da es plötzlich abbrach, sprang sie der Thüre zu und wollte hinauseilen. Normann hatte sich indessen gefaßt. Er ergriff ihre Hand und führte sie in die Stube zurück. — Sie müssen nicht da hineingehen, sagte er, wenn es Ihr Bruder ist, so bringe ich ihn Ihnen herein.

Er sprang hinaus, klopfte an die Thür der nächsten Stube und riß sie sofort auf. Auf den ersten Blick erkannte er, wie Recht er gehabt, Antoinetten zurückzuhalten. Die kleine Gesellschaft war sehr malerisch, aber zwanglos gruppirt und sah den eintretenden Fremden mit überraschten Augen an.

Entschuldigen Sie, meine Herren und Damen, wenn ich störe; ist Herr Virgile Rhedarez hier? — Auf diese Frage erhob sich ein junger Mann, mit schwarzem, lang herabwallendem Haar, den Normann sogleich als den Bruder erkannte.

Was steht zu Ihren Diensten, interessanter Fremdling? fragte Virgile; zu ernsthaften Geschäften habe ich jetzt keine Zeit.



Es widerstrebte Normann, hier Antoinettens Namen laut zu nennen. — Ich habe Ihnen allein etwas zu sagen, Herr Virgile.

Ich habe keine Geheimnisse, nur laut damit heraus.

Es erwartet Sie Jemand mit Ungeduld im anstoßenden Zimmer.

Ist's ein Herr oder eine Dame? Es kann nur ein Gläubiger sein oder eine treulos verlassene Geliebte.

Es ist eine Dame, mein Herr!

Auf dieses Wort sprang die Nachbarin Virgile's von ihrem Sitze auf und rief: Ist es Das? Fangen die Reklamationen schon an? So eben erst habe ich mich mit ihm für ewig vermählt, haben wir uns ewige Treue geschworen, und schon will man mir ihn entreißen? Haben Sie solche Geschäfte, mein Herr? Kommen Sie hierher, um die heiligsten Bande zu zerreißen? Wissen Sie, mit wem Sie es zu thun haben? Wissen Sie, wer ich bin? Blondinette Monte-au-ciel bin ich, eine Löwin, die sich ihre Beute nicht entreißen läßt. Eher fließt Blut!

So sprechend, ergriff sie ein Tischmesser, das vor ihr lag, und schwang es wie einen Dolch in der Luft.

Virgile, wenn du dich von der Stelle rührst, bist du des Todes — Sie, mein Herr, wenn Sie Ihre perfide Reklamation erneuern und nicht mehr Achtung vor treuer Liebe haben, sind Sie des Todes!

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür hinter Normann.

Meine Schwester! Meine Schwester! schrie Virgile und sprang mit einem Satze unter dem Messer der Blondinette über den Tisch hinweg, daß Teller und Flaschen umherflogen, und in die Arme Antoinettens.

Wie kommst du hieher? Was willst du hier? Was bringt dich nach Paris? Meine kleine Antoinette, meine liebe, kleine Antoinette! fragte und rief Virgile, während er die Schwester in seine Arme drückte. Sie hing sprachlos an seinem Halse, und ihre Thränen flossen die Wangen herab, während ihr Mund lächelte.

Aber, parbleu! rief Virgile wieder und schlug sich vor den Kopf, was willst du hier? Das ist keine Gesellschaft für dich, das ist schlechte Gesellschaft, die schlechteste Gesellschaft des Quartier Latin.

Er zog sie von der Schwelle hinab in den Gang, und Normann schloß die Thür hinter sich. Er blieb, um die wieder Vereinigten allein zu lassen.

Bah! es ist nur seine Schwester, Das beruhigt mich! rief Blondinette und warf das Messer weg.

Täusche dich nicht, arme Freundin! sagte eine andere Dame der Gesellschaft, die rauchend auf dem Sopha lag, mit etwas ironischem Ausdruck und beleidigendem Mitleid — täusche dich nicht, ich hatte das Glück, diesen Virgile zwei Monate lang zu kennen und zu lieben. Das Einzige, was ihm das Glück meiner Liebe manchmal trübte, war die Erinnerung an seine Schwester; er sprach selbst im Traume von ihr. Sie wird ihn bekehren, sie wird ihn arbeitsam und weise machen, darum hat sie die Einsamkeiten der Provinz verlassen — ich errathe Alles — ich kenne diese kleinen Bourgeoises, diese Provinzbewohner mit ihren Vorurtheilen.

Keine heilige Macht der Familie soll mir den Mann entreißen, den ich liebe! erwiderte Blondinette stolz.

Arme Kleine! ich betrachte dich als Wittwe, sagte ruhig die Andere.

Wir werden sehen! Ha, ha, ha, so lacht eine betrübte Wittwe, so lacht die verlassene Blondinette Monte-au-ciel. Wenn er mich verläßt, dann habe ich ihn nie geliebt.

In diesem Tone ging es noch einige Zeit fort. Normanns Gegenwart störte nicht; er stand im Winkel und hörte zu. Eben wollte sich Blondinette an ihn wenden, als Virgile die Thür öffnete, ihn herausrief und mit ihm in die andere Stube trat, wo Antoinette war. Dort stellte er sich ihm gegenüber, schlug die Arme über die Brust zusammen und sagte mit einem Ausdrucke, der sein ganzes Gesicht veränderte: Mein Herr, in der

Freude des Wiedersehens fiel es mir nicht auf, meine Schwester allein in Gesellschaft eines jungen Mannes zu finden. Wer sind Sie? Sind Sie ihr Mann? ihr Bräutigam? ihr Geliebter? Geben Sie mir Rechenschaft! Sie haben es hier mit einem Manne zu thun, der die Ehre seiner Schwester zu vertheidigen weiß. Ich bin zwar ein elender Zigeuner, der sich seit Jahren um seine Schwester nicht gekümmert hat, aber ihre Gegenwart ruft mir alle Pflichten ins Gedächtniß, die ich bisher vernachlässigte. Glauben Sie nicht, daß ...

Er trat Normann, der ihm ruhig lächelnd zuhörte, einen Schritt näher. Antoinette, die ihm mit sichtlicher Freude zugehört hatte, schlang den Arm um seinen Hals, küßte ihn und sagte: Sei nicht kindisch! Spiele nicht den Beleidigten einem Manne gegenüber, der mir die größten Wohlthaten erwiesen hat, auf uneigennützigste Weise. Du siehst hier das edelste Herz der Welt.

So? bon! — ich glaube meiner Schwester Alles. Ich finde sie allein, auf einer Landpartie mit einem jungen Manne, ich weiß doch, wer meine Antoinette ist. Edelstes Herz, rief Virgile im herzlichsten Tone, schlagen Sie ein! — Nun erzähle mir weiter, Schwester!

Die Geschwister setzten sich aufs Sopha, Hand in Hand, und plauderten von alten Tagen und von der Zukunft. Antoinettens Augen strahlten vor Glück; sie konnte ihrem Bruder nicht nahe genug sitzen, sie versicherte ein Mal übers andere, dieß sei der glücklichste Tag ihres Lebens. Normann saß allein ihnen gegenüber und fühlte sich etwas einsam. Er erhob sich leise und schlich, vielleicht unbemerkt, auf den Gang hinaus.

In dem dämmerigen Gange schritt Blondinette gedankenvoll auf und ab. Vielleicht hatte sie an der Thür die Geschwister behorcht. Als Normann an ihr vorüberkam, hing sie plötzlich an seinem Arme.

Haben Sie keine Zigarrette? fragte sie, indem sie den blonden Kopf auf die Schulter legte und ihn mit zärtlichen Augen ansah.

Es thut mir leid ...

Schadet nichts, ich habe genug geraucht. Eigentlich wollte ich nur mit Ihnen sprechen; ich habe Vertrauen zu Ihnen, parole d'honneur, Sie haben mir einen guten Eindruck gemacht, gleich wie Sie hereinkamen — es war wie ein Blitzschlag, parole d'honneur!

Das schmeichelt mir sehr, Mademoiselle ...

O, nichts von Schmeichelei, ich bitte, nichts von Schmeichelei zwischen uns. Ich bin wahrhaftig nicht aufgelegt zu dergleichen frivolen Dingen und leeren Worten. Ich bin sehr betrübt. Habe ich nicht alle Ursache, es zu sein? Ich feiere heute meine Verbindung mit Virgile, und an demselben Tage soll er mir entrissen, aufs Grausamste entrissen werden. Ich werde heute Abend sehr traurig sein, o, sehr traurig. O, mein Freund, wenn Sie wüßten, welche grausame Geschicke ich schon getragen habe, Sie würden Mitleid mit mir haben. Man sieht es mir auch an, ich trage den Stempel des Unglücks auf meiner Stirn; Das ist es vor Allem, was meine Physiognomie so interessant macht. Bitte, betrachten Sie mich nur genau. Es ist nicht das herausfordernde Stumpfnäschen, das dicke, blonde Haar, das in Frankreich so selten ist, es ist auch nicht dieses leidenschaftliche große Auge, nein, es ist das Schicksal, das mir diesen besonderen Reiz giebt. Auch fühle ich, daß ich gegen die Verschwörung aller Unglücksfälle, die es auf mich abgesehen haben, einer Stütze bedarf, und dieser Virgile soll mich verlassen wollen?

Bei diesen Worten blieb sie stehen und lehnte ihren Kopf auf die Brust Normanns.

Sagen Sie mir, fuhr sie nach einiger Zeit fort, ist es wahr, was dieses Käsegesicht da drinnen behauptet, daß ihn mir die Schwester abwendig und zu einem gesetzten Manne machen wird?

Beinahe glaube ich es auch, sagte Normann, und ich würde Ihnen rathen, ihn laufen zu lassen und sich weiter keine Mühe um ihn zu geben.

Sie sind so lieb, lächelte Blondinette gerührt. Sie kennen

mich kaum, und Sie sind um mein Wohl besorgt und geben mir einen guten Rath. Glauben Sie ja nicht, daß ich zu Jenen gehöre, welche Verwirrung und Unglück in die Familien schleudern. Gott bewahre mich, ich habe selbst zu viel Sinn und Herz für ein ruhiges, geordnetes Familienleben. Aber es ist doch arg, einen Freund zu verlieren.

Trösten Sie sich, Mademoiselle!

Sie haben Recht; ich werde es versuchen. Ich verstehe auch, was Sie meinen; Sie sind sehr liebenswürdig. Ich bin auch dieser Franzosen müde; Sie haben keine Idee, welch ein treuloses, wetterwendisches Volk Das ist! Nur beim Ausländer findet man Treue und Anhänglichkeit. Aus welchem Lande kommen Sie, mein Freund?

Aus Deutschland, Ihnen zu dienen.

Ein Deutscher! rief Blondinette in Ekstase und faßte seine beiden Hände — ach, die Deutschen sind so treu! ich weiß Das aus den Erfahrungen meiner Freundinnen. Ich fühle mich wie im Hafen; bin ich doch selbst beinahe eine Deutsche, sehen Sie nur meine blonden Haare. Seit Jahren sehne ich mich nach einem deutschen Freunde! Wie glücklich bin ich, einen gefunden zu haben!

Sie wollte sich eben gerührt an seine Brust werfen, als Virgile aus dem Zimmer trat und sagte: Adieu, Blondinette! mit uns ist's aus, wir müssen Abschied nehmen. Höhere Pflichten — du begreifst — sprechen wir nicht davon!

Blondinette schlang beide Arme um den Arm Normanns, warf den Kopf in den Nacken, schob die Unterlippe vor und sah Virgile mit einem Blicke voll Verachtung an. Dieser bemerkte es kaum und sagte weiter: Herr Normann, nicht wahr, Sie haben die Güte und bringen diese Dame nach Paris zurück? Ich will meine Schwester nicht verlassen und noch heute Anstalt treffen, mich mit ihr zu etabliren.

Normann hörte Das mit Vergnügen und versprach, Blondinetten wohlbehalten nach Paris zu bringen.

Virgile! rief Blondinette, geh hin, schwelge in Familiengefühlen und sei glücklich. Morgen kannst du dir den Weg in die Morgue ersparen, du würdest mich dort nicht finden, wie du dir vielleicht schmeicheltest.

Ist recht! erwiderte Virgile kalt und ging zu Antoinetten zurück. Blondinette trat stolz am Arme Normanns in die Stube, sah ihre Freundinnen triumphirend an, nahm Hut und Shawl, verneigte sich tief vor der Gesellschaft und schritt dann eben so stolz hinaus, während ihr ein lautes Gelächter nachscholl.

Normann mußte Billette erster Klasse nehmen, und Blondinette wußte es so einzurichten, daß sie in ein leeres Coupé kamen. Es war schon ziemlich spät, und die Lampe verbreitete um sie eine sehr milde Dämmerung. Sobald sie so allein waren, zeigte Blondinette eine beinahe strenge Zurückhaltung; sie sprach in einem anderen Tone als diesen ganzen Nachmittag und schien es vorzugsweise darauf angelegt zu haben, die Verhältnisse, die Geschichte und vor Allem den Charakter ihres Begleiters zu studiren. In Paris angekommen, verschmähte sie einen Fiaker und zog es vor, am Arme Normanns durch die dunkeln Gassen ihrer fernen Wohnung in der Rue St. André des arts entgegen zu wandern. Das war eine kleine Reise, die sich um so mehr verlängerte, als Blondinette noch so Manches einzukaufen hatte, was natürlich Normann bezahlte. In der Chaussee d'Antin war es ein riesiger Veilchenstrauß mit einer weißen Kamellie in der Mitte, wie man ihn in Paris den ganzen Winter hindurch haben kann; in der Rue Vivienne waren es Orangen aus Malta und im Palais Royal eine Gipsmedaille der Rachel und eine Miniaturbüste Berangers. So hatte Normann den linken Arm ziemlich beladen, während Blondinette an seinem rechten hing, und so war es schon spät in der Nacht, als er vor ihrem Hause in der sehr entfernten Straße am linken Seine-Ufer ankam. Hier wollte er sich empfehlen; sie aber fragte ihn erstaunt, ob er sie alle diese Dinge allein die vier Treppen wolle hinauf tragen lassen. Er schämte sich seiner Unhöflichkeit und folgte ihr eine

schmale, hölzerne, spärlich beleuchtete Treppe hinauf, bis an eine Stelle, wo er sich bücken mußte, um unter dem Gebälke des Dachstuhles in einen schmalen Gang zu gelangen, in dem er wieder aufrecht stehen konnte. Hier faßte Blondinette seine Hand und führte ihn an das Ende des dunkeln Ganges in eine Stube, deren Thür nur lose in den Angeln hing.

Beim Lichte einer dünnen Kerze, die Blondinette sogleich entzündete, sah Normann in eine traurige Mansarde. Die Eine Wand war sehr geneigt, und das einzige Fenster in derselben ging weit auf das Dach hinaus; in der Fenstervertiefung stand ein kleiner Tisch mit einem Strohstuhl davor und weißen Piqué-Gilets darauf, die in der Arbeit waren.

Sie arbeiten? fragte Normann.

Sind Sie sonderbar! lachte das Mädchen — ob ich arbeite? Wovon sollte ich leben? Ich bin ja arm! sagt Ihnen Das diese Stube nicht deutlich genug?

Normann fühlte sich beschämt und sah sich weiter in der Stube um, die in der That von Armuth und Entsagung deutlich genug zeugte. Ein eisernes Bettgestell, ein stroherner Armsessel, auf dem Kamine eine Uhr, die nicht ging, und rechts und links von der Uhr zwei blaugläserne Vasen, in denen trockene Blumen staken, über dem Kamin ein erblindeter Spiegel, am Fuße des Kamins eine Kasserole, ein kleiner Topf, ein Teller mit Messer und Gabel und einige andere Kleinigkeiten machten die ganze Ausstattung der Stube aus. An Nägeln hingen einige Kleidungsstücke, von einem alten Tuche bedeckt, unter das Blondinette jetzt noch Hut und Shawl steckte. Während sie sich vor einem noch brauchbaren Winkel des Spiegels ihre Haare ordnete, sagte sie: Erschrecken Sie nicht, es soll sogleich freundlicher werden; ein Cheminée-Feuer vergoldet Alles.

Sie legte noch einige Kohlen auf das Häuflein in der Cheminée, schob ein altes Journal des Debats darunter, steckte es mit der Kerze an, und indem sie niederkniete und sich tief bückte, blies sie selbst aus Leibeskräften in die Kohlen, da es

ihr an dem nothwendigen Blasebalge und dem Kamine am rechten Zuge fehlte. Wie sie da kniete und blies und die Flamme, wie in einem holländischen Bilde, ihre aufgeblasenen Backen rosig anglühte, hatte sie etwas überaus Kindisches und Kindliches in ihrem ganzen Wesen. Sie war eine ganz andere Person. Offenbar war es ihr zur zweiten Natur geworden, draußen jene Figur zu spielen, die Normann in St. Cloud kennen lernte, und fiel sie in ihrer einfachen, ärmlichen Umgebung in die Wahrheit zurück. Sie war eine arme Schauspielerin, die es selbst nicht mehr wußte, was sie war.

Nachdem sie das Feuer in Gang gebracht, hängte sie das Medaillon der Rachel an einen Nagel, stellte Berangers Büste auf die Cheminée und in ihre Nähe die eine der Vasen, aus der sie die trocknen Blumen warf, um sie durch den frischen Veilchenstrauß zu ersetzen. Während dieser Beschäftigung entdeckte Normann eine kleine Zeichnung über dem Bette; er sah näher zu und erkannte einen alten, schnurrbärtigen Kopf.

Wessen Portrait ist das? fragte er.

Es ist mein Vater — ein Tapferer der großen Kriege; er war in Rußland, bei Leipzig und Waterloo.

Er ist im Hotel des Invalides?

Nein, er ist todt; er starb vor zwei Jahren. Er war auch nie bei den Invaliden; hätte ich ihn dort lassen können, den guten Alten, der nur mich hatte? Nein, er war bei mir! Wir lebten ganz glücklich zusammen hier in dieser Mansarde. Bah! die paar Sous, die ihm Louis Philippe gegeben hätte, konnte ich auch für ihn erwerben. Ich wollte, er lebte noch, der gute alte Mann. Wir waren sehr glücklich zusammen, sehr glücklich. Man kann hier sehr glücklich sein, in dieser elenden Stube, glauben Sie mir.

Während dieses Gespräches war sie mit Ausschmückung der Stube fertig geworden. Sie schob den Lehnstuhl vor die Flamme, die traulich prasselte, und zwang Normann sich zu setzen; sie setzte sich ihm gegenüber, lehnte den Arm auf den Cheminée-

Mantel und sah ihn gedankenvoll an. Die Kaminflamme fing an, eine angenehme Wärme zu verbreiten, die um so angenehmer war, als der Abend sehr kalt geworden und draußen ein mit Schneeflocken untermischter Regen niederfiel und leise an die Fensterscheiben klopfte.

Die Misère hier erschreckt Sie — stößt Sie ab? fragte Blondinette, nachdem sie ihn lange prüfend angesehen.

O, antwortete Normann, täuschen Sie sich nicht, ich bin an Armuth gewohnt, ich bin selbst sehr arm und habe eine traurige, entbehrungsvolle Jugend hinter mir. Ich fühle mich hier sehr wohl und sehe ein, daß man hier glücklich sein kann.

Wirklich? rief Blondinette freudig; ich habe Sie für reich gehalten. Tant mieux! jetzt ist mir, als wären wir Anverwandte. Wenn Sie sich hier wohl fühlen, werden Sie wieder kommen?

Nein!

Das Mädchen sprang vom Sitze auf und sah ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen an. Dann ging sie in der Stube auf und ab und sang ein Lied von Beranger.

Die Flamme prasselte so traulich, Blondinette, wie sie in der halberleuchteten Stube auf und ab ging, war so schön, und der heitere Refrain des Liedes, des Liedes seines Lieblingsdichters, klang in ihrem Munde so traurig, so schwermüthig! Normann war es wohl und wehe zugleich. Er konnte das Auge nicht von ihr abwenden, er freute sich an ihrem anmuthsvollen Gange, an ihrem kleinen Füßchen, an ihrer klaren Stimme, am Kaminfeuer, an seiner ganzen Lage — und doch kam er sich wieder hart und pedantisch vor.

Setzen Sie sich, Blondinette! bat er, als sie zu singen aufhörte.

Ich heiße nicht Blondinette, das ist nur ein nom de guerre, ich heiße Pauline.

Nun, so setzen Sie sich, Pauline.

Sie setzte sich auf die Armlehne seines Stuhles und legte den Ellbogen auf seine Schulter.

Warum wollen Sie nicht wiederkommen? Gefalle ich Ihnen nicht?

Sie sind ein reizendes Mädchen!

Also? — haben Sie eine Geliebte in Paris?

Nein!

Ich glaube Ihnen. Also warum nicht? Sie wollen nichts mit meines Gleichen zu thun haben?

Ich verlasse Paris.

Wann?

Bald, in zwei oder drei Monaten, vielleicht früher.

Nun, so werden wir zwei oder drei Monate oder noch kürzere Zeit glücklich sein. Mein Gott, daran denke ich längst nicht mehr, mir ein Glück auf Jahre oder gar auf ein ganzes Leben zu verschaffen! Sehen Sie diese Veilchen an; morgen sind sie verwelkt, aber sie haben mir heute Freude gemacht, und es wird mich immer freuen, daß Sie mir sie gegeben haben. Sind Sie vielleicht gewissenhaft? Seien Sie nicht so thöricht! Wir armen Geschöpfe sind bescheiden, ein kurzes Glück ist uns genug, und wir legen Niemandem die Last ewiger Erkenntlichkeit auf, wie die honetten Weiber.

So sprechend, strich sie ihm mit einem Kämmchen, das sie aus ihren Locken zog, die Haare aus der Stirn hinter die Ohren, indem sie ihn mit der anderen Hand unter dem Kinne hielt. Normann fühlte sich wie magnetisirt, leise Schauer durchbebten ihn. Blondinette beugte sich vor und sah ihm in die Augen. Armes Kind! lispelte er, und ein heißer Kuß brannte auf seinen Lippen und erstickte die abwehrenden Worte, die er noch aussprechen wollte.

Er sprang vom Stuhle auf und that einen Schritt vorwärts in die Stube. Aber er konnte nicht weiter; denn Blondinette hing mit beiden Armen an seinen Schultern und berührte den Boden kaum mit ihren Fußspitzen. — Sieh, sagte sie dringend und mit zitternder Stimme, und der Hauch ihres Mundes erwärmte sein Gesicht, sieh, mein Freund, du gefällst mir, du

hast mir gleich gefallen — du bist schön, du bist ein Mann — du bist gut — ich sage nicht, daß ich dich liebe, aber ich könnte dich lieben, unendlich lieben. Du mich auch — ja, gewiß! Glaubst du, ich fühle Das nicht? Dein Herz schlägt, daß ich's höre, deine Augen schwimmen — sei nicht lächerlich!

Er hatte den einen Arm um ihren Nacken geschlungen, während er sich mit der anderen Hand über die Stirn fuhr, und ließ es geschehen, daß sie ihn mit sanfter Gewalt in den Lehnstuhl zurückdrängte. Er lächelte. Blondinette stand vor ihm und fuhr fort, ihm das Haar zu streichen und aus einem Fläschchen, das sie aus der Tasche zog, duftige Tropfen darein zu gießen. Die Flamme im Kamin sank zusammen, die Kerze war heruntergebrannt; dunkle, zitternde Dämmerung lag auf der Stube.

Halt, rief Blondinette, gib mir dein Taschentuch, daß ich dir von dem Parfüm etwas hineingieße; dann erinnerst du dich meiner, dann kommst du morgen wieder. Nichts erinnert so lebhaft, wie Duft.

Normann zog mechanisch das Tuch aus der Tasche. Blondinette wollte es eben ergreifen, als er, wie erschrocken, auffuhr und aus einem Traume zu erwachen schien. Auch aus dem Taschentuche kam ihm ein Duft entgegen, der ihn lebhaft erinnerte, — ein Duft, ein lieber, heimischer Duft von Waldkräutern und Blumen. Er drückte das Taschentuch fest ans Gesicht, und Louise stand vor ihm, wie sie Waldkräuter und Blumen in seine Wäsche packte. Die gute, sorgende, liebe Louise! Ihre Waldkräuter waren noch nicht verduftet, und Blondinette hatte Recht, daß nichts so lebhaft erinnere, wie Duft. Wie Vieles, das für Stunden geschlafen hatte, zog jetzt lebendig durch sein Herz! Er griff nach dem Hute und eilte hinaus in den dunklen Gang, die dunkle Treppe hinab, fliegend, ohne Aufenthalt, als hätte er den Weg schon viele Male gemacht.

XIII.

Welch eine häßliche Nacht war auf den sonnigen Wintertag gefolgt! Regen und Schnee fielen träge vom Himmel herab, blieben jauchig auf Pflaster und Trottoir liegen und spiegelten schmutzig die zahlreichen Gasflammen wieder, die zu frieren schienen. Nur einzelne Schneeflocken schwebten rein und weiß herab, aber in die irdische Niederung gelangt, zerflossen sie wie erhabene Jugendträume. Trotz all Dem schritt Normann frisch und heiter den Quai entlang, seiner Rue de Lille zu; er kümmerte sich so wenig um Feuchtigkeit und Kälte, die ihm durch die Kleider drangen, daß er wiederholt am Steingeländer stehen blieb, in die Seine sah und ein lustiges Lied trällerte. Nur das „Sei nicht lächerlich!" Blondinettens ärgerte ihn machmal, dann schüttelte er den Kopf, als ob er etwas abschütteln wollte, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, welche zugleich Gleichgültigkeit ausdrücken sollte, und wanderte weiter.

Es schlug zwei Uhr, als er im Hotel Brimont ankam; dennoch traf er Eugen, der vor einer halben Stunde aus einer Soiree heimgekehrt war, noch wach. Dieser erhob sich im Bette und rief Normann gleich bei seinem Eintritte zu: Wissen Sie, Normann, wen ich heute gesehen habe? Die Braut von Korinth habe ich gesehen!

Sie sprechen aus dem Schlafe, Eugen!

Nein, nein, ich bin ganz wach — ich sage Ihnen, ich habe die leibhaftige Braut von Korinth gesehen.

Was meinen Sie? erklären Sie sich deutlicher.

Nun, Sie erinnern sich doch der Braut von Korinth, die Marson im Schlosse meines Vaters al fresco gemalt hat? Dieselbe habe ich gesehen — dieselbe, leibhaftig!

Ach, Das ist interessant. Marson malte nur Frauen, zu denen er in irgend einer Beziehung stand. Erzählen Sie. Wo haben Sie sie gesehen? Wer ist sie? Wie heißt sie?

Ja, da fragen Sie zu viel. Ich war bei Madame de Hautfort und langweilte mich sehr. Um ein Uhr ging ich. Ich hatte schon den Mantel um und war im unteren Vestibül, als sie mir plötzlich, aus dem Wagen springend, entgegentrat und rasch an mir vorbeieilte. Sie trug einen weißen Burnus, der sie ganz einhüllte und dessen Kapuze beim Sprung aus dem Wagen halb vom Kopfe glitt; ich sah ihr Profil und die dicken, schwarzen Haare — ganz so, aber sprechend ähnlich, wie in Marsons Bilde. Ich war so betroffen, daß ich ihr nachstarrte wie einer Geistererscheinung. Eine wunderschöne Frau. Rasch lief ich die Treppe wieder hinauf und ihr nach. Sie trat aus der Garderobe ohne Burnus, in einem silbergrauen Seidenkleide, an der Seite einer anderen Dame und lachte so laut, daß die Wölbung wiederhallte — da erkannte ich sie kaum, da war es eine ganz andere Erscheinung.

Und wie heißt sie?

Das weiß ich nicht. Ich wollte nicht wieder in den Salon zurück, da mein Wagen schon vorgefahren war, aber ein Herr, den ich fragte, sagte mir, daß man sie viel in der Welt sehe. So tröstete ich mich, auf die Zukunft hoffend, da er den Namen ebenfalls nicht kannte.

Wir müssen die Dame kennen lernen, sagte Normann.

Freilich müssen wir, bestätigte Eugen, es wäre arg, wenn ich die Braut von Korinth, für die ich im Bilde schwärmte, nicht persönlich kennen lernen sollte, da sie mir leibhaftig in der Wirklichkeit begegnet. Es wird auch Papa interessant sein, wenn wir zurückkehren und ihm sagen können, daß wir eine seiner Fresken persönlich kennen.

Normann seufzte und setzte sich auf das Bett Eugens.

Ich verstehe, was der Seufzer meint, sagte dieser — Sie denken an das Original von des Goldschmieds Töchterlein. Apropos! Ich habe einen Brief von Catherine; sie glaubt, daß es in Rom nicht ganz gut stehe, oder wenigstens, daß die Dinge nicht so gehen, wie sie gehen sollten. Betty ist viel allein; Papa ver-

muthet, daß Marson spiele, Catherine vermuthet Anderes, was sie nicht aussprechen will.

Solche Nachrichten, sagte Normann, habe ich früher oder später erwartet. Lieber Eugen, wir müssen immer zum Aufbruch bereit sein; wir können plötzlich nach Rom abreisen.

Sobald Sie wollen. Ich habe bald genug an diesem Paris mit seinen Soireen, deren Langweiligkeit die Tante nicht einsehen will und die ich als eine Schule des Lebens betrachten soll. Allons donc! Eine ganz kleine Liebe wäre mir viel lieber gewesen, als diese ganze Schule des Lebens. Aber ich komme nicht dazu; meine Zeit scheint noch nicht gekommen. — Vielleicht sind Sie schuld daran, fuhr Eugen gähnend fort — der stille, sanfte Doktor schnappt mir, dem glänzenden, in der Blüthe der Jugend stehenden Kavalier, alle Liebe vor der Nase weg. Auf diese Antoinette habe ich mit Zuversicht gehofft — nichts da — sie verliebt sich in ihn bis über die Ohren.

Sie schwatzen, lächelte Normann, Sie sind schon ganz ein Pariser.

Ja, schwatzen, fuhr Eugen schon mit geschlossenen Augen fort, was ich mit offenen Augen sehe, ja — mit offenen Augen. Es ist aber nichts damit — Antoinette ist zu gut für eine bloße Liebelei. — Gute Nacht!

Eugen drehte sich mit dem Gesichte zur Wand und fuhr einschlummernd, wie aus dem Schlafe sprechend, fort: Es ist nichts — eine deutsche Frau, Normann — deutsch — Louise — die gute Louise. — Er lallte nur noch den Namen und lag in tiefem Schlafe.

Normann beugte sich über ihn und sah ihm mit einem Ausdruck der Liebe ins Gesicht; die gelallten Worte, wie ein Orakel aus dem Schlafe gesprochen, thaten ihm wohl. Er hatte heute so viel an sich erlebt! Die Entfernung, die er sogleich zwischen sich und Antoinette fühlte, sobald sie ihren Bruder gefunden, ihre Vergeßlichkeit in Bezug auf ihn, nachdem sie noch eine Stunde vorher sich so innig an ihn angeschlossen und über seine

Zurückhaltung gekränkt war — seine verletzte Eigenliebe und die Vereinsamung, die er, er konnte es sich nicht leugnen, in Folge dessen empfindlich merkte — die Szene mit Blondinette, dann die traurigen Nachrichten aus Rom — alles Das hatte ihm wieder Geist und Gemüth mit beunruhigender Unklarheit erfüllt — aber die Worte Eugens durchbrachen sie, wie Sonnenstrahlen die Nebel. Sich selbst erkennend und ruhig ging er zu Bette und schlief beinahe eben so tief wie Eugen. Wer ihn gekannt und alle die Vorgänge in seinem Inneren beobachtet hätte, würde es ihm vorausgesagt haben, daß sich in ihm jedes Chaos nach kurzem Kampfe abklären müsse. Charaktere wie Normann sind wie die Natur. Trotz aller stürmischen Phänomene kehrt sie immer zu Ordnung und Licht zurück; ja, diese Phänomene selber tragen das Ihrige zu höherer Ordnung, zur Klärung des Lichtes bei.

Normanns erster Gedanke beim Erwachen war: Warum schreibt mir Louise nichts über die Vorgänge in Rom? Warum schreibt sie mir überhaupt nicht? — Beim Frühstück brachte der Bediente einen Brief, der beide Fragen beantwortete. Louise berichtete über Betty und Marson ungefähr Dasselbe wie Catherine. Dann fügte sie hinzu:

„Fragen Sie, lieber Freund, warum ich Ihnen so selten schreibe? so antworte ich Ihnen, daß ich noch seltener schreiben werde. Ich könnte meine vergangene und künftige Schweigsamkeit mit dem leider zunehmenden Unwohlsein meines Vaters entschuldigen, das mir viele Sorgen macht und mich beschäftigt; aber die Entschuldigung wäre unwahr. Man findet immer Zeit genug, um einem lieben Freunde zu schreiben. Meine Schweigsamkeit hat andere Ursachen. Seit Sie abgereist sind, mein lieber Freund, oder, um mich wahrer auszudrücken, *seit unserem Abschiede* bin ich viel älter geworden, habe ich über Mancherlei nachdenken, mir Mancherlei aus einander legen gelernt, das ich früher nur instinktmäßig oder gar nicht erkannt habe. Die Einsamkeit ist eine fleißige Lehrerin. Ein Ergebniß meines Nachdenkens ist, daß ein junger Mann, wenn er zum ersten Male in

die Welt geht, fessellos einhergehen müsse, daß er nicht an seinem Fuße nachschleppen dürfe, selbst nicht eine Fessel von Spinnweben. Was wäre ich, lieber Normann, wenn ich mit Ihnen nicht ganz aufrichtig wäre? So sage ich Ihnen denn offen, es ist mir, als hätte ich Ihnen durch meinen Abschied eine solche kleine Fessel umgebunden. Jeder Brief von mir kann Sie daran erinnern, kann eine unwillkürliche Tyrannei werden. Sie aber sollen ganz frei sein, sollen sich frei jedem Schicksal hingeben können, ob es Ihnen in einem Salon, oder in einem Postwagen, oder irgendwie anders, in welcher Gestalt immer entgegentritt. Ich nehme damit zum zweiten Male Abschied von Ihnen, lieber Normann, einen kühleren Abschied, einen überlegteren, aber darum nicht minder freundschaftlichen. O, glauben Sie nur Dieses und verkennen Sie mich nicht. Ich war ein Kind, als ich Ihnen Lebewohl sagte, als ich Ihnen, ohne es zu wollen, gewissermaßen eine Verpflichtung aufbürdete; eine erwachsene, fertige Person, die weiß, was sie thut, vernichtet hier diesen Theil des Abschiedes."

Wie sehr betroffen sich auch Normann über diese Stelle des Briefes fühlte, so mußte er doch lächeln, als er an das „Schicksal im Postwagen" kam. Eugens Bericht über die Bekanntschaft mit Antoinette hatte offenbar jenen Passus eingegeben und war vielleicht eines der Hauptmotive dieses ganzen Briefes. Die mädchenhafte Schwäche gefiel ihm doppelt in der schönen Umgebung von Edelsinn, Offenheit, Ergebung und innigem Gefühl. Aber auf Louisens Absicht, auch brieflich getrennt von ihr zu leben, konnte er nicht eingehen. Er setzte sich hin und schrieb einen Briefbogen nach dem andern voll; er schilderte ihr sein Leben, und die ganze Schilderung sollte nichts Anderes sein, als ein Beweis, wie Unrecht sie habe, ihn allein zu lassen. Als er das Geschriebene durchlas, erkannte er, daß er etwas Anderes bewiesen, daß er ihr gesagt, wie innig er sie liebe. Wieder schwebte das Bild Betty's an seinen Gedanken vorbei; aber er faltete den Brief rasch entschlossen und übergab ihn dem Bedienten, daß man ihn sogleich auf die Post trage.

Antoinetten suchte er an diesem und den folgenden Tagen nicht auf; er überredete sich, daß sie, nun mit dem Bruder vereinigt, geborgen sei und daß er sie bei Einrichtung ihrer neuen Haushaltung nur stören würde. Der Gedanke, daß sie seiner nicht mehr bedürfe, war ihm etwas unangenehm, doch war es ihm andererseits tröstlich, daß Dieß in dem Augenblicke der Fall war, in dem er der kleinen Schwäche der fernen Freundin, der Eifersucht Louisens, mit einer zeitweiligen Trennung von Antoinette ein Zugeständniß machen konnte, ein Zugeständniß, das doch bis zu einem gewissen Grade ein Opfer war.

Aber schon am dritten Tage erschien Virgile auf seiner Stube, um ihn im Namen seiner Schwester einzuladen, sie in ihrer neu eingerichteten Wohnung zu besuchen. Virgile benutzte diese Gelegenheit, Normann seinen Dank für die seiner Schwester erwiesenen Dienste auszudrücken; dann eilteter weiter, und zwar, wie er versicherte, in die medizinische Schule, denn er wolle jetzt studiren, daß er mit jedem Tage zehn verlorene einbringe — Das sei er der guten Antoinette schuldig. — Sehen Sie nur, rief er, indem er sich vor Normann hinstellte, sehen Sie nur, wie sie mich in der kurzen Zeit verwandelt hat!

In der That hatte der Virgile, der vor ihm stand, wenig Aehnlichkeit mit dem Virgile, den er in St. Cloud kennen gelernt; es war ein geschorener Simson. Der breitkrämpige Hut, der blusenhafte Manchesterrock, die breite, militärische Pumphose hatten einem ganz modernen Anzuge weichen müssen, und Virgile sah bedeutend philisterhafter aus und etwas komisch, da er sich Mühe gab, seine Manieren mit der neuen, soliden Tracht in Einklang zu bringen. Normann mußte lachen. Virgile aber sagte ernsthaft: Ich weiß, wie komisch ich aussehe, aber ich verkenne die edle Absicht meiner Schwester nicht. Mein wilder Anzug gefällt ihr im Grunde auch besser, als dieser bourgeoise, aber sie weiß, daß ich mich in diesem nie mehr in die Zigeuner-Gesellschaft wage, aus der sie mich herausgezogen. — Gott bewahre mich, daß mir Blondinette begegne! — —

Die Geschwister hatten sich in einem stillen Hofe einquartiert; die ganze Wohnung bestand aus zwei Zimmern, deren Fenster auf den Garten eines Mädchen-Instituts gingen. Trotz der ärmlichen Möbel wußte Antoinette mit Hülfe einiger mitgebrachter Familien-Portraits und einiger Wirthschafts-Utensilien, als da sind: Kaffee- und Theemaschine, dem bescheidenen Aufenthalte einen sehr wohnlichen Charakter zu geben. Es sah aus, als hauste sie seit Jahren hier; alles Nomadenhafte, das sonst diese Wohnungen im Quartier Latin bezeichnet, war verschwunden und versteckt. Mit ganz anderer Miene, als in der öden Stube der Cour de Commerce, kam Antoinette hier ihrem Freund entgegen; sie sah wie eine in ihrem Besitzstande befriedigte kleine Hausfrau aus.

Abscheulicher! rief sie Normann entgegen, Sie haben sich ja die ganze Zeit nicht um mich gekümmert! Das zeigt mir deutlich, daß Sie bisher nur aus Mitleid mit meiner verlassenen Lage, und nicht aus Freundschaft für mich gehandelt haben. Nun, ich will nicht mit Ihnen rechten und die Wohnung nicht mit Zank einweihen.

Sie nahm ihn an beiden Händen und zog ihn lächelnd in einen Lehnstuhl. — So, sagte sie, hier ist Ihr Platz, jetzt erst ist die Wohnung eingeweiht. Hier, in diesem Fauteuil, den ich sogleich für Sie bestimmt habe, werden Sie immer sitzen, und ich hier am Fenster, Ihnen gegenüber.

Sie setzte sich an eine sonderbare Maschine, die vor ihr stand, und ergriff die Klöppel, die um eine weiche Kugel herumhingen.

Was machen Sie hier? fragte Normann.

Ich klöpple Spitzen. Das ist eine Kunst, die wir Mädchen aus der Gegend von Valenciennes alle verstehen. Sie haben doch von den berühmten Spitzen von Valenciennes gehört? Ich muß Geld verdienen, lieber Freund, wir werden viel Geld brauchen in diesem theuren Paris, und mein kleines Vermögen könnte vielleicht nicht ausreichen. Da muß gearbeitet werden. O, ich bin eine Künstlerin! Sie werden sich davon überzeugen,

wenn ich nur erst mit dieser Guipon fertig bin. Freilich weiß ich noch nicht, wohin mit meiner Waare, aber Das wird sich finden.

Sie werden sie mir geben, mir und Eugen, sagte Normann rasch, wir werden sie bei unseren großen Damen kolportiren und Ihnen einen Markt schaffen.

Bravo! lachte Antoinette, da gewinne ich doppelt, denn die Kaufleute zahlen nicht die Hälfte des Werthes und drücken uns arme Arbeiterinnen. — Sehen Sie, da fangen Sie schon wieder an, mir Dienste zu leisten. Ich wußte wohl, daß Sie mich nicht verlassen, sobald Sie etwas für mich thun können. — Aber, fügte sie gedehnt hinzu und ließ ihre Arbeit ruhen, Sie haben noch viel für mich zu thun.

Sprechen Sie — was soll ich thun?

Ihre Mission ist nicht vollendet, lieber Freund! Ich habe meinen Bruder gefunden, aber damit ist noch nicht Alles erreicht; ich muß mir ihn nun erhalten, und Das kann ich nur mit Ihrer Hülfe. Er hat sich der Arbeit gänzlich entwöhnt, und das Herumziehen mit lustigem Volke ist ihm zur zweiten Natur geworden. Nach wenigen Tagen wird er sich mit mir langweilen — er wird seine alten Freunde aufsuchen und nicht mehr, wie gestern und heute, auf meine Bitten in den Hörsaal gehen. Er muß wieder ans Studium gewöhnt werden, um endlich seine Freude darin zu finden; Das kann er Anfangs nur in angenehmer, aufmunternder Gesellschaft. Sie besuchen ja auch die medizinische Schule und die Hospitäler; besuchen Sie sie mit ihm, verlassen Sie ihn Anfangs nicht, wenn er sich zu seinen Büchern setzt — doch — Sie wissen, was ich wünsche, die Ausführung überlasse ich Ihnen; Sie werden bessere Mittel finden, als ich rathen kann.

Normann war gerührt von der mütterlichen Sorgfalt, von der Vorsicht dieses jungen Mädchens, dem die Liebe die Klugheit der Welterfahrung eingab. Er versprach ihr Alles und machte sich schon am nächsten Tage ans Werk, indem er Virgile früh abholte und mit einiger Selbstverleugnung in seiner Gesellschaft mehrere Hörsäle besuchte, die ihm nichts bieten konnten. Abends

setzte er sich mit ihm an die Bücher und nahm seine alte pädagogische Erfahrung aufs Neue vor, um den lebhaften Schüler mit wissenschaftlichem Interesse zu umstricken, seine Wißbegierde zu reizen und eine neue Atmosphäre um seinen Geist zu schaffen. Virgile merkte wohl bald die Absicht, um so mehr gab er sich Mühe, so zu thun, als ob er höchst freiwillig beim Studium wäre, und er hütete sich, die zeitweilige Abwesenheit Normanns zur Vernachlässigung des Hörsaales oder der Bücher zu benutzen. Die selbständige Freude an der Wissenschaft ließ nicht lange auf sich warten, und Diskussionen mit dem gelehrten Deutschen, den er, was Ueberblick und Zusammenfassen anbelangte, übertraf, ersetzten ihm bald die Vergnügungen, denen ihn die Ankunft seiner Schwester entrissen. Freilich waren von Zeit zu Zeit Rückfälle in die alte Lebensweise zu befürchten; da war es bald Antoinette, bald Normann, die sie mit Klugheit, durch Beschäftigung, durch eine stille Zerstreuung vereitelten.

So vergingen in der stillen Wohnung viele idyllische und glückliche Wochen. Normann und Virgile saßen in der einen Stube bei den Büchern; Eugen plauderte in der anderen mit Antoinette, die arbeitete. Zu gewissen Stunden vereinigte man sich zu einem bescheidenen Gastmahle, das aus dem nächsten wohlfeilen Restaurant geholt oder auch von Antoinette besorgt wurde, und das dem verwöhnten Grafen Eugen Galton besser mundete, als die Soupers des Faubourg, und Virgile besser, als die Gelage der Chaumière. — Eugen ließ es sich nicht nehmen, die Spitzen Antoinettens, sobald eine vollendet war, selbst zu verkaufen; die Tante, als sie sich über das Interesse ihres Neffen für die Verfertigerin beruhigt hatte, ging ihm hülfreich an die Hand, und nachdem sie selbst gekauft, bewog sie ihre Freundinnen zu Ankäufen und Bestellungen. Da war immer großer Jubel, wenn Eugen mit seinen Summen ankam, die nach der Berechnung Antoinettens für Wochen und Monate hinreichten.

Die beiden jungen Deutschen konnten freilich nicht immer in dieser Idylle mit ihren Freunden leben. Zweck und Pflicht ihres

Aufenthaltes war es, die Weltstadt von verschiedenen Seiten kennen zu lernen, und so mußten sie sich in vielfachen Gesellschaften, in Museen und Bibliotheken herumtreiben. Während Normann die Hospitäler besuchte, saß Eugen im College de France und hörte die berühmten Professoren der Literatur und Geschichte. Normann war auch nicht immer so klar gestimmt, als es die Idylle bei den Geschwistern erfordert hätte. Louise verharrte in ihrem System des Schweigens; ihre Briefe wurden immer seltener, und die wenigen, die er erhielt, beschränkten sich auf kurze Berichte und waren in Bezug auf sich selbst, wie auf Normann, so wenig persönlich als möglich. Es kam ihm manchmal vor, als sollte er diese Freundin verlieren, und verglich er die Traurigkeit, mit der ihn der Gedanke an diesen Verlust erfüllte, mit jenem zerreißenden Gefühle, das er beim Verluste Betty's empfand, so schien es ihm, als ob diese Traurigkeit tiefer und breiter wäre, als ob sie dauernder auf sein ganzes Leben wirken müßte. Damals fühlte er, wie er sich in seinen Gedanken als Mediziner ausdrückte, einen akuten Schmerz, der rasch tödtet oder vorübergeht — jetzt fühlte er, wie sich eine dauernde Melancholie seines ganzen Wesens zu bemächtigen drohte. Er bestürmte Louisen mit Briefen; er schilderte ihr jedes Vorkommniß seines Lebens, um ihre Mittheilsamkeit herauszufordern; er stieg einmal sogar so tief herab, ihr das Leben bei Antoinette so zu beschreiben, daß es ihre Eifersucht reizen mußte; wie gern hätte er sie ausgelacht, wenn sie in die Falle gegangen wäre! Er war ungerecht, um sie zu einer Vertheidigung zu zwingen. Umsonst. Nur einmal antwortete sie auf diese Listen mit wenigen Worten: „Lieber Freund, ich durchschaue Sie; ich lächle, während ich Dieß schreibe. Aber ich lasse Sie allein und frei.“

Da trat — vielleicht zum Glücke Normanns — ein Ereigniß ein, das die Stille der letzten Wochen unterbrach und ihn aus seinem selbstquälerischen Brüten weckte, wie ein Donnerschlag.

XIV.

Die Tante Marquise de Brimont gab ihre letzte Soiree, denn die Zeit war nicht mehr fern, da der berühmte alte Kastanienbaum in den Tuilerien, der erste Frühlingsherold in Paris, seine ersten Blätter aus den Knospen drängen sollte, — ein Ereigniß, das alljährlich von den Zeitungen mit besonderer Freude begrüßt und verkündet wird. Alle Salons waren geöffnet, denn das ganze Faubourg war geladen. Die alte Marquise war um dreißig Jahre jünger, überall gegenwärtig und hatte Jedem etwas Angenehmes zu sagen. Wenn sie an Eugen oder Normann vorüberstreifte, munterte sie sie auf, sich unter die Damen zu mischen und die Honneurs, wohl auch ein wenig den Hof zu machen, Das sei ihre Pflicht, da sie zum Hause gehörten. Wirklich thaten die jungen Leute ihr Möglichstes. Sie tanzten, sie machten Konversation, sie führten durstende Damen an das Buffet oder brachten ihnen geschickt, mitten durchs Gedränge, ein Glas Wasser oder Sorbet.

Gegen Mitternacht, Normann hatte eben einen Pflichttanz mit einer ziemlich gealterten Jungfrau vollendet, drängte sich Eugen zu ihm, faßte einen Knopf seines Frackes, sah ihm starr ins Gesicht und deklamirte mit hohler Stimme:

> Eben schlug die dumpfe Geisterstunde,
> Und nun schien es ihr erst wohl zu sein.

Was soll das Citat? lachte Normann, und die schauderhafte Stimme?

Errathen Sie es nicht? Die Braut von Korinth ist da?

Nicht möglich! Wo ist sie?

Sehen Sie, dort im Winkel, an dem Rosenstocke . . .

Die im weißen Kleide, mit dem schwarzen Haar und dem Kranz von Stechpalme?

Ganz richtig!

Sie sind närrisch, Eugen; Die hat nicht die geringste Aehnlichkeit mit unserer Braut von Korinth.

Weil sie lacht; die Herren, die sie umgeben, sagen ihr wahrscheinlich viele Dummheiten — übrigens lacht sie fast immer. Aber warten Sie nur, bis sie ein ernstes Gesicht macht; Sie werden sie dann augenblicklich erkennen.

Normann wollte weiter, aber Eugen hielt ihn zurück und bat ihn, auszuhalten. Der Tanz begann aufs Neue. Die Männer, welche jene Dame umstanden, entfernten sich. Sie blieb allein. Nach und nach verschwand der lachende Ausdruck aus ihrem Gesichte; mit einem starren Ernst sah sie auf die Paare, die sich im Tanze zu drehen anfingen.

Bei Gott! rief Normann, Sie haben Recht, Eugen, sie ist es, leibhaftig. Ich muß sie sprechen.

In dem Augenblicke kam die Marquise an ihnen vorbei. Nun, ihr Faulenzer, rief sie in deutscher Sprache, ihr tanzt ja nicht! thut eure Pflicht!

Bitte, Frau Marquise, stellen Sie mich dort jener Dame vor, bat Normann.

Der Gräfin Thionville? Ich mache Ihnen mein Kompliment. Sie haben einen guten Geschmack, aber sie tanzt nicht.

Das schadet nichts, aber ich muß sie sprechen, ich muß nothwendig ihre Bekanntschaft machen.

Schau, schau, Herr Normann wird warm! lachte die Marquise; geben Sie Ihrem Schutzbefohlenen kein schlechtes Beispiel! Nun, da Ihnen so viel daran zu liegen scheint, so kommen Sie!

Gräfin Thionville, hier ist ein phlegmatischer Deutscher, der sehr pressirt ist, Ihre Bekanntschaft zu machen, und nicht einen Augenblick länger warten will. Ich habe ihm bereits mein Kompliment gemacht über seinen guten Geschmack.

Die Marquise ging wieder; die Gräfin lachte, und abermals war keine Spur von Aehnlichkeit mit der Braut von Korinth da. Das machte Normann betroffen; die Gräfin nahm es für Ver-

legenheit und munterte ihn auf, indem sie selbst das Wort ergriff und ihn rasch in ein Gespräch über Deutschland und Frankreich verwickelte.

Wenn auch nicht die Braut von Korinth, so habe ich doch eine sehr liebenswürdige Dame kennen gelernt, dachte Normann. Bald fühlte er sich ganz wohl und heimisch neben ihr, da sie vortrefflich deutsch mit ihm zu sprechen anfing. Sie erklärte ihm dieses damals in Frankreich noch so seltene Phänomen: ihr Vater war nach der Juli-Revolution nach Deutschland ausgewandert und seinem Könige gefolgt. — So, sagte Gräfin Thionville, habe ich in der Jugend Ihre Sprache und zum Theil auch Ihre Literatur kennen gelernt — so habe ich mir auch allerlei romantisches deutsches Zeug in den Kopf gesetzt, das ich später schwer gebüßt habe.

Die letzten Worte begleitete sie wieder mit einem Lachen, das Normann um so mehr auffiel, als es so wenig zu den Worten paßte; sie lachte überhaupt fast immer, so daß es ihm nicht möglich war, das Gesicht wieder zu sehen, das ihn vorhin zu der Ansicht Eugens bekehrt hatte.

Da Sie unsere Literatur kennen, Frau Gräfin, wird es mir leicht sein, Ihnen zu erklären, was es mir neben Ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth wünschenswerth machte, Ihnen vorgestellt zu werden.

Was ist es?

Eine Aehnlichkeit mit einer Gestalt aus unserer Literatur.

Mit welcher Gestalt? mit Werthers Lotte? mit der Jungfrau von Orleans? lachte die Gräfin.

Nein, mit der Braut von Korinth.

Ah! mit Goethe's schauderhafter, geisterhafter Braut von Korinth? — Das ist zu komisch! So stellen Sie sich diese Person vor?

Nicht ich, sagte Normann, ich habe Sie in einem Freskobilde gesehen, das die Ballade vorstellt.

Dann ist das Bild von Tycho Marson! sagte die Gräfin

mit Bestimmtheit, aber nicht ohne Lachen. Normann sah sie erstaunt an.

Sie haben es errathen, sagte er, Sie kennen diesen Maler?

Ob ich ihn kenne! lachte sie wieder — und Sie, Sie kennen ihn auch? Wo steckt er jetzt, der Verbrecher?

Er ist mit seiner jungen Frau in Rom, erwiderte Normann, durch das Wort „Verbrecher" etwas ängstlich gemacht.

Mit seiner jungen Frau! lachte die Gräfin, und dießmal etwas lauter, als schicklich. — Mit seiner jungen Frau! wiederholte sie, hat er wieder geheirathet?

Wieder? fragte Normann, war er schon verheirathet?

Freilich war er es; Tycho Marson hat die Ehre, mein Mann zu sein.

Er ist von Ihnen geschieden?

Nein, wir sind katholisch getraut.

Normann wurde blaß. — Was ist Ihnen? fragte die Gräfin theilnehmend.

Die junge Frau, von der ich sprach, steht mir nahe, sehr nahe.

Eh bien! Ich kann Ihnen sagen, daß sie sehr unglücklich ist, sagte die Gräfin plötzlich ernst und mit einer gewissen Härte. In diesem Augenblicke stand sie groß und schauderhaft vor ihm, wie das Modell jenes Bildes; er erkannte sie wieder. Ja, sie wurde der Braut von Korinth immer ähnlicher, da sich alle Röthe von ihrem Gesichte zurückzog und es endlich eine geisterhafte Blässe bedeckte.

Erklären Sie mir! flehte Normann.

Kommen Sie morgen zu mir! sagte die Gräfin trocken und ging mit großen Schritten, unaufhaltsam, fürchterlich ernst durch das Gedränge der Thür zu.

Arme Betty! seufzte Normann und warf sich in einen Fauteuil, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

Zum Glück wurde der Abgang der Gräfin Thionville als ein Zeichen zum allgemeinen Aufbruche betrachtet; bald war es

leer in den Sälen; die Stille um ihn her weckte Normann aus seinem Brüten; er sprang auf und eilte zur Marquise, um sie um Auskunft über die Gräfin Thionville zu bitten. Aber die Marquise war müde und wollte zu Bett und ihn auf morgen vertrösten. Er drang in sie, und sie sagte ungeduldig: Wie vernarrt so ein Deutscher gleich wird, wo er eine verrückte, dumme, romantische Geschichte wittert! Nun, damit Sie schlafen können, will ich's Ihnen in zwei Worten sagen. Die Gräfin Thionville ist eine geborene Thionville, also das Kind eines der besten, ältesten, legitimistischen Häuser. Ihre Mutter war eine Liancourt, ihre Großmutter eine Rohan-Chabot. Unglückseliger Weise ist sie in Deutschland erzogen, das heißt, romantisch, verrückt geworden. In ihrem achtzehnten Jahre verliebte sie sich in Florenz in einen hergelaufenen Maler, der ihr was vormachte und mit dem sie sich irgendwo in den Apenninen von einem Kapuziner hat trauen lassen. Der Jammer war groß, nicht nur in ihrer Familie — der Vater war zum Glück gestorben —, sondern im ganzen Faubourg. Sie zog eine Zeit lang mit ihm herum, bis sie zur Besinnung und nach Paris zurück kam. Aus Rücksicht für die Familie und für sie selbst — denn sie ist wirklich sehr liebenswürdig — entschloß man sich, im ganzen Faubourg die Geschichte zu ignoriren und als gar nicht geschehen zu betrachten. Unter ihrem alten Namen ist sie überall empfangen, denn gesetzlich gehört ihr dieser Name, da sie außerhalb Landes und gegen die Gesetze Frankreichs verheirathet ist. Freilich, durch die Gesetze der heiligen Religion ist sie leider für immer gebunden. Von einer gänzlichen Scheidung will die närrische Person nichts wissen; sie scheint noch immer in ihn verliebt zu sein, obwohl sie allerlei Erfahrungen mit dem Maler gemacht und ihn selbst verlassen hat. Das ist die ganze Geschichte, und nun gute Nacht, Sie verliebter Narr! Hat man Dergleichen je gesehen? Kaum lernt er sie kennen, und schon sieht er aus, als ob ihn monatelanger Liebesgram verzehrt hätte. Gute Nacht!

Normann schwankte in seine Schlafstube. Schwarze Sorgen

schwirrten durch seine halbwachen Träume, als er endlich in eine Art von Schlummer verfiel, und schon am frühesten Morgen war er wieder aus dem Bette und streifte durch die Straßen, in der Nähe des Hauses, das die Gräfin Thionville bewohnte, mit Ungeduld die Stunde erwartend, da er sie mit einigem Anstand besuchen durfte. In der That war diese Stunde noch nicht gekommen, als er doch schon eintrat und die Treppe mit klopfendem Herzen hinanlief.

In den Vorzimmern herrschte große Thätigkeit. Bediente, noch im Morgenanzug, ohne Livree, mit vorgebundenen Leinwandschürzen, liefen hin und her, reinigten Koffer, rollten Fußdecken zusammen und machten verdrießliche Gesichter, wie sie die Valetaille zu machen pflegt, wenn sie durch eine plötzliche Veränderung aus ihrem Faulenzerleben herausgerissen und zu unerwarteter Thätigkeit gezwungen wird. Ein Kammermädchen, ebenfalls verdrießlich, lief mit einem Haufen weiblicher Kleidungsstücke den inneren Gemächern zu, nicht ohne von den Bedienten einen Augenblick lang mit vielfachen Fragen nach der Ursache so plötzlicher Entschließungen aufgehalten zu werden. Sie zuckte ungeduldig die Achseln und rief: Was weiß ich! Laune einer großen Dame! — und lief weiter. Es sah ganz wie vor einer Abreise aus. Normann wurde in der Verwirrung kaum bemerkt. Der Bediente, an den er sich wandte, daß er ihn anmelde, zog brummend seinen Livreefrack an. Nach wenigen Minuten wurde er vorgelassen. Er fand die Gräfin im Salon, in einen großen Schlafrock gehüllt, vor einem Tische, auf dem viele Papiere lagen, in denen sie suchte und kramte.

Wie ganz anders sah sie heute aus! Von der ewig lachenden Gräfin von gestern war keine Spur vorhanden. Trotz und Zorn lagen auf ihrem ganzen Gesichte, drückten sich in ihrer ganzen Haltung aus.

Ah, Herr Normann! rief sie, sind Sie es? so früh? Sie scheinen sehr neugierig zu sein.

Frau Gräfin, erwiderte er ruhig, ich habe Ihnen gesagt,

daß es sich um eine geliebte Person handelt; ich komme nicht aus gemeiner Neugierde. Uebrigens kenne ich bereits Ihre Geschichte.

Nun, so habe ich Ihnen weiter nichts zu sagen. Wenn es sich vorzugsweise, wie Sie sagen, um eine geliebte Person handelt, die Ihnen wahrscheinlich dieser scélérat, dieser Verbrecher Marson, entwandt hat, so können Sie noch hoffen -- ich werde zu Stande bringen, was Sie nicht vermochten; ich werde sie ihm entreißen.

Wie meinen Sie Das, Frau Gräfin?

Ich reise noch heute ab — ich reise nach Rom! — Bei diesen Worten warf sie die Papiere, die sie eben in Händen hielt, auf den Tisch und rief stolz und zornig: Mein ist er, dieser Verbrecher! mein! mein! Wir wollen sehen!

Sie starrte düster vor sich hin und bemerkte es kaum, daß sich Normann grüßend verneigte und forteilte. Athemlos kam er zu Hause an. Er nahm Eugen bei den Händen und sagte: Lieber Eugen, wir reisen ab, wir reisen nach Rom. Es zieht sich über dem Haupte Betty's ein schweres Gewitter zusammen; sie wird Böses durchzumachen haben; es muß ein Freund in ihrer Nähe sein.

Arme Betty! seufzte Eugen; Papa hat ihr Das prophezeit, Catherine auch. — Aber es ist doch Schade, daß wir gerade jetzt abreisen sollen, jetzt, da wir endlich die Braut von Korinth gefunden haben.

Beruhigen Sie sich darüber; wir reisen mit der Braut von Korinth — in Marseille treffen wir mit ihr zusammen und reisen mit ihr an Bord desselben Schiffes nach Civita Vecchia.

O, Das ist prächtig — erklären Sie mir . . .

Im Postwagen! — jetzt habe ich keine Zeit. Sie haben die Güte und besorgen Alles, lassen einpacken, bereiten die Tante vor und so weiter.

Ja, ja, lieber Normann, es soll Alles gut besorgt werden. Kümmern Sie sich um nichts; Sie sehen aus, als ob Sie viel Wichtigeres beschäftigte.

Normann drückte ihm die Hand und eilte wieder fort, zu Antoinette, um Abschied von ihr zu nehmen. Der Portier gab ihm den Schlüssel zu den Zimmern, da Virgile ins College, Antoinette ausgegangen war, um ihre Tageseinkäufe zu machen. Er trat in die kleine Wohnung, den Schauplatz stillen Glückes und nützlicher Thätigkeit, die seine letzte Zeit ausgefüllt hatte; er kam, um von zwei Menschen Abschied zu nehmen, die er liebte, von denen er sich geliebt wußte, und die er vielleicht nie wieder sehen sollte. Er warf sich bewegt in seinen Fauteuil und faßte dessen Seitenlehnen mit beiden Händen, als ob er zwei Hände zum Abschied drücken wollte. Schon fühlte er den ganzen Schmerz des Abschiedes. Er war sich Dessen wohl bewußt, daß er hier wirkliche, tiefgehende, lebensbestimmende Wohlthaten erwiesen hatte, und wofür ist der Mensch so dankbar, wie für erwiesene Wohlthaten? Diese Dankbarkeit ist die wahrste, ist beinahe Liebe und dauert gewiß am Längsten. Aber er durfte sich in alle die Gedanken und Gefühle, die ihn bestürmten, nicht vertiefen, wenn er die Ruhe bewahren sollte, die er für nothwendig hielt, um Antoinetten Lebewohl zu sagen. Er glaubte seine Stirn vollkommen geglättet und seine Miene völlig erheitert, als sie, mit dem Körbchen am Arm, eintrat. Doch mußte er sich getäuscht haben, denn sie erschrak sichtlich, als sie ihm ins Auge blickte und, das Körbchen mit zitternder Hand auf den Tisch stellend, besorgt fragte: Was ist geschehen? Was wollen Sie mir sagen, lieber Normann?

Er zog sie auf einen Stuhl nieder, setzte sich ihr gegenüber und sagte mit bewegter Stimme: Ich verreise.

Schon? lispelte Antoinette und ließ den Kopf auf die Lehne zurückfallen. Sie schloß die Augen, und Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht. Mit geschlossenen Augen fragte sie zögernd und leise: Und Sie kehren nicht wieder?

Schwerlich!

Wohin gehen Sie?

Nach Rom!

Nach Rom! wiederholte sie, ich verstehe — da ist was zu thun für Betty — dann kehren Sie in Ihr Vaterland zurück — dann . . .

Sie schwieg. Normann faßte ihre Hand und sagte, gezwungen scherzend: So öffnen Sie doch die Augen, sehen Sie mich an zum letzten Male.

Ach, sagte sie, indem sie ihn schmerzlich lächelnd ansah, ich kann Sie ansehen! — Und ernsthafter, aber mit inniger Stimme, fügte sie hinzu: Sie wissen, was Sie Alles für mich gethan haben? was ich Ihnen schulde? Bitte, sagen Sie Ja!

Normann nickte bejahend mit dem Kopfe.

Und Sie wissen, was Sie für meinen Bruder gethan haben?

Wieder bejahte Normann.

Und Sie wissen — bitte, sagen Sie wieder Ja — Sie wissen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, daß ich Sie immer lieben werde?

Antoinette!

Nein, Normann — widersprechen Sie nicht — stille — Sie sollen es wissen, es ist mir Bedürfniß, es Ihnen zu sagen. Ich kann Sie nicht gehen lassen, ohne es Ihnen gesagt zu haben. — Doch sage ich es ohne Absicht, weiß Gott, ohne alle eigennützige Absicht. Sie haben mir ja genug erzählt, ich konnte in Ihr Herz sehen. Ich bedarf auch keines Trostes; es ist mein Glück, daß ich Sie liebe, und es wird meine Stärke sein, so lange ich athme. Es ist ein gnädiges Schicksal, das ein junges Mädchen mit einem Manne wie Sie zusammenführt, trotz Allem, was darauf folgen mag — es kann Einsamkeit sein, aber nicht Unglück, nicht Verödung. Sie haben sich auch keine Vorwürfe zu machen; Sie lassen kein zerrissenes Herz zurück, sondern ein gestärktes, reiches, überreiches — o, ein so reiches, daß es vor jeder Verarmung geschützt ist, und Sie haben sich nicht mit List und kleinen Mitteln eingeschlichen — es mußte . . .

Ihre Stimme brach plötzlich zusammen, obwohl ihn ihr Auge

ruhig und klar anblickte. Sie schien ihm in diesem Augenblicke so groß und stark, daß er sich vor ihr beugte und ihre Hand mit Küssen bedeckte. Sie sah ernst und traurig auf ihn nieder, streckte die Hand aus, um sie auf seine Locken zu legen, ließ sie aber ruhig wieder niedergleiten.

Leben Sie wohl! sagte sie leise, gehen Sie — Normann.

Er erhob sich und ging zurückgewandten Gesichtes der Thür zu.

Noch etwas! rief Antoinette und eilte einem Kasten zu, aus dem sie ein kleines Paket zog. — Hier, sagte sie, nehmen Sie Das mit; es ist längst vorbereitet. Es sind Spitzen meiner eigenen Arbeit, für Ihre künftige Frau. — So — danke, und sagen Sie ihr, von Wem sie kommen. Jetzt einen Kuß — Adieu!

XV.

Die provenzalischen Küsten sind schon am Ende März in den blühendsten Frühling getaucht. Nichts Schöneres, als an einem Abend solchen Frühlings längs diesen Küsten, längs den hyerischen Inseln auf den Dampfern dahinzufahren. Die provenzalischen Berge, der hügelige und vielfach gewundene Strand mit seinen vielen Buchten, seinen kleinen Vesten und alten Städten und Städtchen, die bei Tageslicht etwas dürr und verbrannt aussehen, kleiden sich des Abends in ein weiches, sammtenes Blau, das sie bei Mondschein auch in später Nacht nicht ablegen. Auch das ruhevolle Meer ist tiefblau und spiegelt die Sterne wieder, die in der klaren Luft größer und der Erde näher scheinen. Der westliche Himmel schimmert wie ein blasser Smaragd in grünlicher Weiße, während der östliche dunkel und ruhevoll niederblickt. Zahlreiche Leuchtthürme drehen ihre beweglichen Lichter oder halten sie ruhig, wie eine Fackel von vorspringenden Felsen, weit ins Meer hinein. Selbst das ferne Licht vom genuesischen

Kap, der nördlichsten Spitze Cirocca's, ist sichtbar, und hohe Pinien, die sich auf einzeln stehenden Hügeln erheben und sich mit ihrer Silhouette genau kenntlich am Himmel abzeichnen, tragen das Ihrige bei, um dem Schiffer den rechten Weg zu zeigen. Alles will uns sicher und behaglich geleiten über die lächelnden Abgründe des Meeres. Der Matrose, der an den Tauen beschäftigt ist, singt in der Sprache der Troubadours das Lied von dem armen Pascal, der auf hoher See von so gewaltigem Heimweh überfallen wird, oder ein Heldenlied von Suffren, dem großen Seemann, oder von dem armen Schiffsjungen von La Ciotat, der sich für seinen Kapitän aufopfern sollte:

Ein Schiff lief von Marseille aus,
Lief aus nach Malaga . . .
    Joun, Laliretto!
Lief aus nach Malaga.
    Joun, Lalira!

Sechs Monat wars in See,
Da gingen Brod und Wein aus.
    Joun! Laliretto!
Da gingen Brod und Wein aus.
    Joun! Lalira!

Auf solcher Fahrt vergißt, wer in Geschäften reist, seine Berechnungen, Sorgen und Pläne und glaubt eine Lustreise zu machen; wer in Zorn auszog und wessen Ziel Kampf und Rache sind, fühlt sich versöhnt; der Einsame denkt an die fernen Lieben und beklagt, die Schönheit nicht mit ihnen theilen zu können; den Glücklichen überkommt eine sanfte Wehmuth, wie eine ahnende Vorklage über künftigen Verlust, über die Sterblichkeit alles Glückes. Allen Gesichtern sieht man es an, daß in allen Herzen Feierabend ist, daß Leiden und Freuden Waffenstillstand geschlossen. Man wird mittheilsam, anschließend; man gruppirt sich, man plaudert, und das Schiff fährt leise dahin, als ob es die Schaar der Getäuschten, die es trägt, nicht aus dem Traume wecken wollte. Ein solches Schiff auf solcher Fahrt hat wohl den

ersten Gedanken zu dem Mythos von den glückseligen Inseln gegeben.

Eine solche Stimmung herrschte auf dem „Tancred," dem Boote der königlichen Messagerieen. Auf dem Verdecke ging die Gräfin Thionville am Arme Normanns auf und ab. Neben ihr ging Eugen und trug Shawl und Mantel für den Fall, daß der Abend der Gräfin zu kalt werden sollte. Er war überhaupt voll Aufmerksamkeit für die schöne Frau, die längst wieder zu lachen angefangen hatte und nun über die Aufmerksamkeiten Eugens lachte. Ach, sagte sie lachend, daß ich so jungen Leuten zu gefallen anfange, ist ein schauderhaftes Zeichen, daß ich alt werde!

Die drei Reisenden waren schon seit mehreren Stunden zusammen. Als sie sich im Hafen von Marseille an Bord des Tancred fanden, lachte die Gräfin laut auf, und Normann war froh, sie wieder in ihrer heiteren Stimmung zu finden. Er schloß sich ihr sogleich an und erzählte ihr die Geschichte der zweiten Heirath Marsons, um ihr seine Reise nach Rom zu erklären und sie für Betty so zu stimmen, daß er von dieser jede harte Begegnung oder jedes harte Wort abwandte. Er sah mit Freuden, daß ihm Dieß leicht gelang, denn die Gräfin unterbrach ihn oft mit Ausrufen wie: Das arme Kind! — Das interessante Kind! — Man muß sanft zu Werke gehen! Man muß sie retten!

Jetzt, da sie den schönen Abend auf dem Verdecke genossen, sagte die Gräfin: Ich freue mich doch, die Reise gemacht zu haben, obwohl ich mich schon in Marseille nicht begriff und mir verrückt vorkam, als ich den Fuß an Bord setzte. Ich war wirklich verrückt, und ich muß Sie, lieber Herr Normann, noch um Entschuldigung bitten, daß ich Sie in meinem Hause so ungezogen und kurz empfing. Ihre Nachricht, daß Marson wieder geheirathet, er, mein angetrauter Gemahl, hat mich die ganze Nacht nicht schlafen lassen, und im Fieber habe ich den Beschluß zur Reise gefaßt und bin ich abgereist. So sind wir Weiber! Wenn wir noch so endgültig mit einem Manne abgerechnet und

abgemacht haben, der uns einmal auf irgend eine Weise angehörte, gerathen wir doch in Wuth, wenn wir hören, daß er nun einer Anderen angehöre oder angehören wolle. Da machen wir, ächt weiblich, Rechte geltend, die wir längst aufgegeben. Nun, die Thorheit war bei mir vorübergehend — aber eine Thorheit war's, und ich schäme mich, daß ich vierundzwanzig Stunden lang meine ganze alte Jugend-Leidenschaft in mir wüthen ließ, daß ich ihn wieder nur so sah, wie ich ihn mit meinen unerfahrenen, achtzehnjährigen Augen gesehen. Ich kann es schwer büßen. Sehen Sie, ich kann ohne meine Gesellschaft im Faubourg nicht leben; erfährt man dort, daß ich ihm nachgereist bin, so schließt sie sich mir für immer, nachdem sie sich mir einmal, wahrhaft großmüthig, mit Hintansetzung aller ihrer Grundsätze und Vorurtheile geöffnet hat. Ich werde sehr klug sein, ich werde mich hüten müssen, mit Marson zusammen zu treffen. Ich werde nur wie ein Schicksal im Hintergrunde stehen, wie eine Art unsichtbarer Donna Elvira, und Ihnen helfen, wenn Sie ihm das unschuldige Opfer entreißen.

Aber wer ist er eigentlich, dieser Tycho Marson, oder vielmehr, wie ist er? Bei den Konflikten, die mich höchst wahrscheinlich erwarten, ist es doch gut, etwas Näheres über seinen Charakter zu wissen.

Ich antworte Ihnen darauf mit einiger Scham, erwiderte die Gräfin. Nicht meiner Jugend-Thorheit schäme ich mich — im Gegentheil — ich glaubte damals einen großen Künstler, einen erhabenen Menschen zu lieben und wollte ihm gern Jugend, Rang und alle Bequemlichkeiten des Lebens opfern — ich schäme mich meines Paroxysmus von gestern und vorgestern. Tycho Marson ist ein gar trauriger Mann — eine Seele, die vielleicht schon als Ruine zur Welt gekommen — eine Versammlung guter und schlechter Eigenschaften, die in diesem Charakter ohne den geringsten Zusammenhang unter einander zerstreut liegen. Sie haben ihn ja gesehen. Er sieht aus wie ein Palast, den ein herrlicher Mensch bewohnen soll. Das ist's, was an ihm täuscht,

was mich getäuscht hat. Entweder dieser herrliche Mensch ist gar nicht eingezogen, oder er ist in der schönen Wohnung frühzeitig zu Grunde gegangen, was so oft vorkommt. Dennoch glaube ich, daß Ersteres der Fall war. Marson hatte frühe Erfolge bei den Frauen und in der Kunstwelt. Die Frauen waren sein Capua, und es fehlte ihm bald die Kraft, die Siege in der Kunstwelt zu verfolgen. Die mangelnde Kraft und Vollendung als Künstler suchte er durch Uebertreibung, durch eine künstliche Gewaltsamkeit zu ersetzen, und er schuf manchmal Fratzen, Gespenster, Wildnisse, die man für Auswüchse gewaltiger Phantasie nahm und welche nichts waren, als Produkte des Ueberreizes. Er selbst fühlte Das sehr wohl, und früh müde und früh unzufrieden mit sich, suchte er vor Allem starke Aufregungen des Momentes, die ihn für kurze Zeit überzeugten, daß noch Leben in ihm war, und kleine Erfolge als Mann wie als Künstler, die ihm Illusion machten. Um sich Aufregungen zu verschaffen, ist er ein Jäger, ein Spieler, ein falscher Don Juan geworden, ja, selbst ein kühler, weit hinaus berechnender Intrigant. Monate lang verfolgt er den Weg, auf dem er zu einem leidenschaftlichen Augenblicke, zu einem Siege über ein argloses oder auch vorsichtiges Herz gelangt. Ein kleiner Beigeschmack von Verbrechen ist ihm eben recht, doch ist ihm die Energie zu einem ausgesprochenen, großen Verbrechen längst abhanden gekommen — eben so zu einem ausdauernden Kampfe. Wenn Sie einen solchen mit ihm erwarten, so täuschen Sie sich. Jeder Hieb, den Sie nach ihm führen werden, wird in die Luft gehen, wird wirkungslos ausfallen, weil er keinen Widerstand findet. Nun, wir werden ja sehen. Das Eine prophezeie ich Ihnen, daß Ihre Betty schon eine Rivalin hat, daß er bereits auf der Jagd nach einer neuen Aufregung begriffen ist.

Normann erfüllte diese Charakter-Schilderung mit Entsetzen. — Wie unglücklich, seufzte er, muß die arme Betty sein!

Ich glaube nicht, sagte die Gräfin beruhigend; zwar ich kenne sie aus Ihrer Erzählung nicht genug, um zu beurtheilen,

in wie fern die falsche Stellung in der Welt, in die sie durch eine falsche Heirath ....

O! rief Normann, was die Leute sagen, ist ihr vollkommen gleichgültig.

Dann fürchte ich nicht viel für sie — Ihre Betty hat Marson noch weniger geliebt als ich — sie war nur mehr getäuscht, weil sie, die Künstlerin, einen großen Künstler in ihm zu sehen glaubte. Ein Mann kann uns betrügen, mißhandeln, verlassen, wir sind unglücklich und lieben ihn, so lange er ein Mann ist. Eine Täuschung unserer Seele, unseres Ideals vergeben wir Weiber nicht, wenn wir ächte Weiber sind, und wenn wir einen Mann geliebt haben, der am Ende kein Mann ist, den hassen wir nicht einmal — wir werden gleichgültig. Gleichgültigkeit ist freilich auch ein Unglück, aber wenn man etwas Anderes hat, was uns erfüllt, kommt man darüber hinaus. Betty hat ihre Kunst. — Ich, fügte die Gräfin mit lautem Lachen hinzu, ich habe die Welt, die Soireen — ich bin eine Löwin und eine schöne Frau. So schlägt man sich durch.

Ein edles Gemüth, das sich manchmal über sich selbst lustig machte und hinter Leichtsinn versteckte, um bescheiden seine Schätze zu verbergen; ein ernster Charakter, der die Livree des Ernstes verschmähte und sich lieber in die heiteren Farben der Sorglosigkeit kleidete; reiche Erfahrungen und, in deren Folge, ein schneller Ueberblick und ein abgerundetes Urtheil — Das waren die Eigenschaften, welche die Gräfin dem jungen Manne bald lieb und werth machten. Als gute Freunde fuhren die drei Reisenden in derselben Kutsche von Civita Vecchia aus, der ewigen, unergründlichen, vom Schicksal vor allen anderen auserwählten Stadt zu — jenem Rom entgegen, das durch Jahrtausende der Kampfplatz des Schwertes und des Gedankens ist, und das nur Ruhe athmet in alle Seelen. Eugen jubelte und hatte in seiner Begeisterung Muth genug gewonnen, um der Gräfin Thionville die Hand zu küssen; sie freute sich über seine Freude und ließ ihn gewähren. Normann pochte das Herz; er

wußte nicht, ob deßhalb, weil er Rom oder weil er Betty sehen sollte. Es war wohl dieses Wiedersehens wegen, denn als sie schon durch die langen alten Straßen fuhren, an berühmten Kirchen und Ruinen vorbei, über historische Plätze hin, hatte er kein Auge für diese Merkwürdigkeiten, wohl aber für jede vorübergehende Dame, da er unter jedem Hute das altbefreundete Gesicht zu entdecken hoffte.

Kaum im Hotel Meloni abgestiegen, ließ er sich ins Café Greco führen, wo sich die deutschen Künstler versammeln, um das Atelier Marsons zu erfragen. Aber von einem Atelier Marsons wußte man nichts. Marson, sagte ein junger, langhaariger Deutscher, der rauchend da saß, hat kein Atelier, wohl aber Madame Marson, seine Frau — ich will Sie, wenn Sie wollen, dahinführen.

Normann nahm mit Dank an. Auf dem Wege glaubte der gefällige Deutsche dem neu angekommenen Landsmanne Manches erklären und ihn auf Dieß und Jenes aufmerksam machen zu müssen. Aber Normann hörte kaum mit halbem Ohr; er horchte erst, als der Deutsche sagte: Wenn Sie Frau Marson noch nicht kennen, steht Ihnen eine sehr interessante Bekanntschaft bevor. Das ist eine prächtige Frau, ein merkwürdiger Charakter! Was Arbeit und Studiren betrifft, da könnten wir Alle sie zum Muster nehmen. Sie kennt keine andere Freude, als welche die Kunst gewährt — aber welche Fortschritte hat sie auch in kurzer Zeit gemacht! Wenn Sie schöne Landschaften kaufen wollen, gehen Sie da an die rechte Quelle — ich bin übrigens auch Landschafter. Freilich ist sie auch sehr protegirt, wird sie sehr aufgemuntert — nicht von einzelnen Kennern oder Liebhabern, sondern von der ganzen öffentlichen Meinung, und Das kommt daher, daß sie sich in einer sehr sonderbaren Stellung mit so viel Würde und Anstand zu behaupten weiß. Sie ist eben ein starker, männlicher Charakter, der Jedem imponirt.

Bei diesen Worten sah Normann den Redner erstaunt an; er wollte um nähere Erklärungen bitten, als dieser sagte: Wir

sind in der Via Felice — in diesem Hause wohnt sie — steigen Sie nur die Treppe hinauf, sie führt gerade an die Thür ihres Ateliers.

Normann drückte dem Landsmanne dankbar die Hand und sprang die Treppe hinan; aber er hatte nicht den Muth, an die Thür zu klopfen, er wollte sich erst fassen und zu Athem kommen; er sagte sich, daß er sich auf dieses Wiedersehen nicht genug vorbereitet hatte. Mechanisch ergriff er die Klinke und drückte, ohne es zu wollen; die Thür ging langsam auf, und er sah Betty in einem weiten, grauen Atelierkleide, das sie faltig umfloß und von einer weißen Schnur um den Gürtel zusammengehalten war, vor der Staffelei sitzen und mit einem Gesichte voll ruhiger Aufmerksamkeit ihre Arbeit betrachten. Er that einen Schritt weiter. Das kleine Geräusch weckte sie, daß sie sich der Thür zuwandte. Einen Augenblick nur war sie überrascht, dann flog ein Lächeln über ihr Gesicht; sie ließ Pinsel und Palette fallen und streckte Normann, der ihr entgegen flog, beide Hände entgegen.

Sind Sie endlich da — lieber, lieber Normann! sagte sie — endlich — ich habe Sie alle diese Tage erwartet.

Erwartet? fragte Normann erstaunt — wie konnten Sie wissen ..?

Freilich, erwartet; darum sehen Sie mich auch so wenig überrascht. Die ganze letzte Zeit, so oft die Thür ging, glaubte ich, daß Sie eintreten würden.

Aber ich wußte es selber nicht, daß ich so bald nach Rom kommen würde.

Ich aber wußte, erwiderte Betty, indem sie ihm herzlich die Hände drückte und ihm voll Wärme ins Auge sah, daß der Freund herbeieilen würde, sobald er mich in unglücklicher Lage glaubte.

Und Das sagen Sie so ruhig? und mit diesem Lächeln?

Ich will Sie nur gleich beruhigen, lieber Normann, sagte sie und zog ihn zu einem Divan, auf den sie ihn, seine beiden Hände haltend, niedersetzte, ich bin eben nicht unglücklich. Ich

habe gedacht, daß Sie in Paris und im Laufe der Monate allerlei hören, daß Sie sich von meiner Existenz ein Schreckbild zusammensetzen und daß Sie dann herbeieilen würden, um der alten Freundin beizustehen. Nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt? Die Sache verhält sich so?

Beinahe ...

Aber Sie, lieber Freund, Sie haben sich geirrt, denn ich bin nicht unglücklich, ich wiederhole es, um Ihrem lieben Freundesherzen gleich im ersten Augenblick alle Sorge zu benehmen. Ich habe mir es vorgenommen, Ihnen Das gleich bei Ihrem Eintritt zu sagen. Ich kann Ihnen noch mehr sagen auf die Gefahr hin, Ihnen etwas leichtsinnig zu erscheinen — ich bin beinahe glücklich, vielleicht ganz so glücklich, als ich es überhaupt sein kann — ich glaube sehr oft, das ganze Glück zu besitzen, dessen ich fähig bin. — Sie lächeln halb ungläubig. Sie haben Unrecht. Sehen Sie sich hier um. Sie sehen eine Werkstatt, in der geschaffen und gearbeitet wird, und zwar mit Liebe. Sie erkennen vielleicht auch Das. Glauben Sie, lieber Freund, so sieht die Wohnung des Unglücks nicht aus.

Normanns Blick folgte nur einen Moment lang ihrer Hand, die, sich im Halbkreise bewegend, auf das Atelier deutete; dann blieb er erstaunt und gerührt auf ihrem Gesichte ruhen. Es war ruhig und klar, aber auch älter geworden, obwohl nicht gealtert. Sein Ausdruck gehörte nicht mehr, wie ehemals, ganz dem Gefühle des Augenblicks an; es erzählte schon die Geschichte einer Vergangenheit, aber es erzählte auf friedliche und milde Weise. Wie ihre Stimme war die ganze Stimmung der Züge etwas tiefer geworden. Der Widerspruch, der so zwischen Ausdruck und Jugendlichkeit der Formen entstand, erhöhte nur den Ernst der Erscheinung, der erschreckt oder Mitleid eingeflößt haben würde, wenn ihn nicht eine lächelnde Milde gesänftigt hätte. Wie sie in dem großen, faltigen Gewande vor ihm saß und sich ruhig betrachten ließ, machte sie ihm den Eindruck einer Priesterin, eines Wesens, das sich stark durch eine höhere Macht

und über alle Wechselfälle des gewöhnlichen Lebens erhoben fühlt. Er war gewohnt, rathend, beruhigend neben ihrer aufbrausenden Jugend einherzugehen, und nun war ihm zu Muthe, als wäre er ein auf einem Kahne Dahinschwankender, ohne Ziel und Ballast, während ihr Schiff im Hafen vor Anker lag. Er erkannte sie nicht mehr und schüttelte vor dieser Erscheinung ungläubig den Kopf.

Sie scheinen noch nicht recht zu glauben, sagte Betty lächelnd, daß ich meine Schule durchgemacht habe. Wenn Sie Rom kennen werden mit seiner ewigen Geschichte und mit dem ewig Schönen, das es besitzt, vor dem man sich mit seinen kleinen Leiden und Freuden schämt und doch so groß und so unvergänglich fühlt — und wenn ich erzählen werde, wie ich von Enttäuschung zu Enttäuschung floh, bis ich auf diesem rechten Wege zu mir selbst gelangte, dann werden Sie mir glauben.

Nun erzählte sie ihm in kurzen Worten ihre Geschichte der letzten Monate, aus der ihm das Bild Marsons, obwohl sie ihn so wenig als möglich nannte, so entgegentrat, wie es ihm die Gräfin Thionville gemalt hatte.

Wo ist Marson? fragte Normann mit einigem Ingrimm, nachdem er ihre Erzählung angehört hatte.

Vor drei Tagen ist er abgereist — er ist nach Sizilien gegangen und geht vielleicht noch weiter.

Er hat Sie verlassen?

Seien Sie ruhig; er ist mit meinem vollen Urlaub gegangen. Schon in Vevey verliebte sich eine meiner Schülerinnen, eine siebenzehnjährige Engländerin, in ihn und ist uns hierher gefolgt. Das arme Kind konnte nicht von ihm lassen; Tage lang saß sie hier in diesem Atelier und klagte mir ihr Unglück. Es ist ein armes Kind, diese Miß Eveline; sie ist brustkrank und eilt ihrem Tode entgegen. Mit der ganzen Leidenschaft und Phantasie solcher Kranken gab sie sich ihrer Liebe hin, und Marson konnte der Liebe eines Mädchens, das ihm nächstens der Tod entreißen sollte, nicht widerstehen. Ihre Liebe ist ihr letztes Glück, das letzte Auffladern ihres Lebens. Die Aerzte

schickten sie weiter nach Süden; sie konnte sich von Marson nicht trennen — da zog er mit. Sie wird sterben, bevor ihr die Augen aufgehen. —

Ich bin hier nicht allein, ich bin in Damengesellschaft angekommen, sagte Normann nach einigem Nachdenken, als er sich an sein der Gräfin gegebenes Versprechen erinnerte, Betty auf ihre Ankunft und ihren Besuch vorzubereiten.

In Damengesellschaft? fragte Betty erstaunt.

Die Gräfin Thionville hat die Reise mit mir gemacht und wünscht, Sie zu besuchen.

Wer ist die Gräfin Thionville? fragte Betty.

Normann sah mit Schrecken, daß sie nicht, wie sie glaubte, das ganze Leben Marsons kannte. Betty sah seine Verlegenheit und sagte: Sind Sie noch immer zweifelhaft? Wahrscheinlich eine ehemalige Liebe Marsons?

Mehr als Das!

Mehr? — Was es immer sei — ich erschrecke vor nichts. Zwischen mir und Marson ist die Rechnung geschlossen.

Gräfin Thionville, sagte Normann ruhiger, doch etwas zögernd — Gräfin Thionville ist ihm sehr nahe verbunden — sie ist — seit zehn Jahren — seine Frau.

Seine Frau! Sein angetrautes Weib! — rief Betty und sprang vom Divan auf und ging mit großen Schritten im Atelier auf und ab. — O, der Niederträchtigkeit! rief sie abermals und stampfte mit dem Fuße.

Also bist du doch nicht so ganz ruhig, armes Geschöpf! — dachte Normann und näherte sich ihr, um ihr zuzusprechen. Aber schon hatte sie sich gefaßt, fuhr sich mit der Hand über die Stirn und sagte: Wie ein Wort erschrecken kann, und man weiß nicht, warum! Er ist verheirathet. Nun? was dann? — Dann ist auch das letzte äußere Band zwischen uns zerrissen — dann bin ich sein Weib nicht mehr! Von heute an heiße ich wieder Betty Hagener, habe ich wieder den lieben alten Namen meines Vaters. Das ist ja herrlich!

Sie setzte sich wieder zu Normann und begann vom Vater und von Louise zu sprechen. — Wie werde ich den lieben Alten überraschen, wenn ich Einiges meiner letzten Arbeiten mit heimbringe! Er wird große Augen machen, denn seine Schülerin hat viel gelernt. Sie sollen morgen meine neuen Bilder sehen, lieber Freund — sie werden Ihnen gefallen. Ich weiß, was Ihnen gefällt — heute ist es leider schon zu dunkel, auch wollen wir lieber plaudern, von Denen zu Hause. Sie wissen, der arme Papa kann kaum mehr arbeiten. Nun, er hat eine Tochter, die ihn ernähren wird — ich werde malen, er wird mir zusehen und sein Alter so glücklich sein. Und Louise! O, die gute, reine Louise, dieses liebevollste Herz!

Mit einiger Wehmuth erging sich nun das Gespräch in der Vergangenheit und bei den fernen Lieben; Stunde auf Stunde entfloh, bis es spät Nacht war und Betty ihren Freund verabschiedete, um ihn nächsten Tages so früh als möglich wieder zu sehen.

Mit einem eigenthümlich gemischten Gefühle verließ er das Haus und schritt in die liebliche, laue Frühlingsnacht hinaus. Er war glücklich, Betty so hoch über ihrer Lage stehen zu sehen, aber dieses starke, in sich beruhigte, fast erhabene Weib war ihm fremd; es hatte mit dem aufbrausenden, veränderlichen, jugendsprühenden Wesen, das er so schmerzlich geliebt und verloren, nichts gemein. Jene Betty war aus der Welt verschwunden, und wie er aus der Via Felice der Promenade des Monte Pincio entgegenschritt, fühlte er in seinem Herzen neben den widersprechendsten Gefühlen eine Leere, die durch die Erinnerung an die kräftige Frau, an die herrliche Künstlerin, die er heute kennen gelernt, nicht ganz ausgefüllt werden konnte. Er setzte sich unter einen Baum auf eine Bank, und über die ewige Stadt und den leichten Schleier, der sie bedeckte, hinsehend und auf die Nachtigallen lauschend, die bereits in den Büschen zu singen anfingen, suchte er sich zu fassen und klar zu werden. Plötzlich fuhr er mit der Hand nach der Brusttasche und zog das Porträt Louisens

hervor, das Betty aus dem Gedächtniß gemalt und ihm, auf sein Bitten, so eben mitgegeben hatte. Beim Scheine des Mondes strengte er sich an, die lieben Züge zu erkennen, und eben das Zwielicht trug dazu bei, daß er sie leibhaftig und sprechend vor sich zu sehen glaubte. Er sprang von der Bank auf und ging leichten Schrittes weiter — sein ganzes Wesen schien ihm plötzlich leichter geworden; es war ihm, als wäre eine unsichtbare Last von ihm genommen. Sonderbarer Weise kamen ihm in diesem Augenblicke die Verse ins Gedächtniß, die ihn in jeder Leidenszeit, da er in seiner Hofmeisterstube und später in der Dachstube der Universitätsstadt saß, immer verfolgten, die ihm wie ein Räthsel waren und welche er nie weiter zu führen vermochte. Jetzt lag das Gedicht, als hätte es sich von selber weiter gesponnen, oder als hätte er die Lösung des Räthsels gefunden, fertig in seinem Geiste. Und seiner Wohnung von der Promenade des Monte Pincio zuwandernd, murmelte er vor sich hin:

Bist du nie nach langem Leiden
Einsam durch die Nacht gegangen?
Wie vor einem Scheiden, Meiden
Fühltest du dein Herz befangen.

Freundlich lächeln dir die Sterne,
Freundlich, aber wie durch Thränen,
In Vergangenheit und Ferne
Lockt dich ein verhülltes Sehnen.

Träumend regt sich's in den Nestern,
Friedlich flüstert's in dem Hage,
Nicht mehr traurig so wie gestern
Klingt der Nachtigallen Klage.

Was da lispelt, was da tönet,
Was da lugt aus Nacht und Lichte —
Alles, Alles spricht versöhnet,
Blickt mit milderem Gesichte.

Und du suchst dich zu erinnern:
Wie so plötzlich kam der Frieden?
Und du fühlst, daß dir im Innern
Eben ist ein Schmerz verschieden.

Von den Augen fällt ein Schleier —
Neues Glück, willst du erscheinen?
Dennoch bei der Todtenfeier
Selbst des Schmerzes mußt du weinen.

Es war ihm, als er ins Hotel zurückkam, als lägen seine Lebenswege klar vor ihm bis ans letzte Ende, und als wüßte er für alle Zukunft, was er zu thun habe.

Am nächsten Morgen führte er Eugen und die Gräfin Thionville in die Via Felice. Die Gräfin konnte es nicht erwarten, Betty's Bekanntschaft zu machen, eilte allein die Treppe hinauf und stürzte ins Atelier mit der Geberde einer Person, die eine andere umarmen will. Aber sie blieb plötzlich stehen und ließ die Arme sinken; ihr lachendes Gesicht nahm einen ernsteren, beinahe ehrfurchtsvollen Ausdruck an, und ohne es vielleicht zu wollen, verneigte sie sich auf beinahe zeremoniöse Weise. Die Frau, die mit Palette und Malerstock vor ihr stand, war so verschieden von der Betty, die sie erwartet und die ihr Normann geschildert hatte! Die Gräfin war wie eingeschüchtert. Erst als Betty über ihre tiefe Verneigung lächelte und ihr die Hand reichte, kam der Gräfin wieder ihr Lachen ins Gesicht, und eben als Normann mit Eugen eintrat, schlug sie ein und rief: Soyons amis, Cinna!

Die Heiterkeit der Gräfin erfüllte bald das ganze Atelier und wirkte ansteckend auf die übrige Gesellschaft. Wer sie da gesehen hätte, wie sie den halben Tag mit lebhaftem, meist heiterem Gespräch, ohne Zurückhaltung gegen einander, in vollkommenster Ungezwungenheit verbrachten, hätte nie errathen, welche Verhältnisse sie zusammengeführt. Betty mußte ihre Bilder zeigen, und Normann war in der That erstaunt über die Fortschritte Betty's, oder vielmehr über ihre große Entwicklung. Die weibliche Sinnigkeit, die sie stets ausgezeichnet, war noch immer

da, aber es war auch eine gewisse Klarheit und Größe hinzugekommen, wie man sie von weiblicher Kraft selten erwartet. Man erkannte, daß man hier die Werke eines Künstlers vor sich hatte, der die Natur nicht elementarisch überwältigend auf sich wirken läßt, sondern der sie, nachdem er sie empfunden, selber mit dem Gedanken bewältigt, und der aus der elementarischen Wirklichkeit das Ideal hervorzaubert. Die wildeste Natur mit Wellen, Felsen, überwuchernder Vegetation ordnete und formte sich zu einem harmonischen Ganzen, wie die Tonwellen eines gewaltigen Orchesters zu einer Symphonie. Normann geschah es, daß er wirklich über den Werken ihre Schöpferin vergaß, während Eugen im Gegentheil oft den Blick von der Leinwand auf Betty lenkte, um die Künstlerin anzustaunen. Die Gräfin war entzückt. Sie erklärte jede neue Leinwand als ihr Eigenthum. „Abgekauft! Abgemacht!" rief sie, schlug in die Hand Betty's und umarmte sie.

Ich begreife, flüsterte sie Normann ins Ohr, daß man sich über den Verlust Marsons und über vieles Andere tröstet, wenn man Das vermag! Trösten Sie sich auch, lieber Normann, denn Die wird nie unglücklich sein.

Normann hatte dieselbe Empfindung, und sie trug nicht wenig dazu bei, ihm seine ganze Ruhe wieder zu geben und jede Besorgniß um Betty gänzlich zu zerstreuen.

Beinahe der ganze Tag verging im Atelier, wo Betty ihre Gäste bewirthete, und man dachte nicht daran, daß man in Rom war und daß man so viel des Schönen zu sehen, so viel zu lernen hatte. Erst am folgenden Tage machte man sich unter Anführung Betty's auf die Wanderung, und man hatte an ihr einen trefflichen Cicerone. Die Gräfin nannte sie ihre Korinna, obwohl sie mit weniger Pathos und mehr Klarheit die Schönheiten und Kunstwerke Roms erklärte, als die Heldin der Frau von Staël. Normann ging wie ihr Schüler neben ihr einher, und Eugen hatte alle seine Aufmerksamkeit von der Gräfin ab- und auf sie übergeleitet. Nach dem Besuche der Museen, Kirchen, Ruinen, Villen kehrte man oft in den Garten irgend einer malerisch

gelegenen Lokanda ein und erholte sich bei einem frugalen italienischen Mahle, bei einer Flasche Orvieto und bei heiteren Gesprächen. Die Gräfin fühlte sich so wohl bei diesem Leben in dieser Gesellschaft, daß sie ihre Rückreise nach Paris, die sie aus Rücksicht für das Faubourg so bald als möglich antreten wollte, von Tag zu Tage aufschob. Normann hielt es für seine Pflicht, Eugen die ewige Stadt so viel thunlich ergründen zu lassen. So vergingen mehrere Wochen eines glücklichen Zusammenlebens, des Genusses und der Belehrung. Was Normann allein betrifft, so lernte er in dieser Zeit, an der Seite Betty's als ein glücklicher, ruhiger Freund einherzugehen, in die Vergangenheit, wie in eine durchgemachte Schule des Herzens, und mit sicheren Hoffnungen in die Zukunft zu sehen. Jeder Zwiespalt hatte sich in ihm ausgeglichen, jeder Zweifel war verschwunden; er wußte, wo sich all sein Fühlen ausschließlich hinwandte.

Die Freunde daheim hatte man indessen durch Briefe belehrt, aufgeklärt und beruhigt und die Rückkehr auf nahe Zeit angekündigt.

So fuhr die ganze Gesellschaft an einem lachenden Frühlingsmorgen in einem bequemen Reisewagen durch die Porta del Popolo dem Norden zu. In Florenz trennte sich die Gräfin unter Thränen von den Freunden und versicherte unter Lachen, daß man ihrer durch diesen Abschied nicht los werde, und daß sie ihnen noch oft über den Weg zu laufen gedenke, und daß sie die beiden alten Väter zu Hause und die beiden Schwestern, die holde Catherine und die unvergleichliche Louise, nothwendig kennen lernen müsse.

XVI.

Die beiden Väter mit ihren Töchtern saßen auf der Terrasse vor dem Schlosse. Graf Galton und der alte Hagener rauchten aus ihren langen Pfeifen und schickten dicke Dampfwolken in den

ruhigen Frühlingsabend hinein. Catherine war an der Theemaschine beschäftigt; Louise saß müßig in einem Schaukelstuhl, hatte die Hände in den Schooß gelegt und blickte vor sich hin. Es war ganz still im Schlosse. Seit acht Tagen hatte man sich jeden Besuch verbeten, um beim Empfang der Reisenden, die man von Tag zu Tag erwartete, nicht gestört zu sein. Seit acht Tagen war auch schon Hagener und seine Tochter im Schlosse, damit die drei Reisenden zugleich empfangen werden könnten und keine der beiden Familien durch die Schuld der anderen sein Liebes länger als unbedingt nothwendig erwarten müsse.

Sie sind vielleicht doch nach der Stadt gefahren, sagte mit einem Male der Graf.

Das habe ich eben gedacht, versicherte der alte Hagener.

Das ist nicht möglich, sagte Louise — ich habe es ihnen nach Mailand, nach Innsbruck und nach München geschrieben, daß wir sie hier erwarten und daß sie von der Gränze aus ihren Weg über Land gerade aus hierher nehmen sollen.

Louise denkt an Alles, lächelte Catherine, da braucht man nicht besorgt zu sein.

Ich bin überzeugt, nahm der Graf wieder das Wort, daß nur Normann an der Verzögerung schuld ist. Solche Menschen der Pflicht können sehr grausam sein. Er hält es nun für seine Pflicht, Eugen auf dem Wege noch so viel als möglich sehen zu lassen, und machte sich den Teufel daraus, daß die armen Väter indessen daheim warten und harren.

Und die armen Schwestern nicht? rief Catherine.

Louise stand plötzlich auf und ging in den Salon. Catherine schüttelte den Kopf und folgte ihr.

Armes Kind! sagte sie, du bist sehr aufgeregt. Sei aufrichtig. Wem gilt vor Allem deine Aufregung? Betty oder Normann?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß es, versicherte Catherine, ihm, ihm vor Allem.

Ich glaube es auch, seufzte Louise — aber ist Das nicht

schändlich von mir? Nach solchen Schicksalen kehrt die arme Schwester heim, vielleicht unglücklich im innersten Herzen, und ich denke vor Allem nur an ihn und nicht nur an seine Rückkehr; ich denke und plage mich mit dem Gedanken, daß er nun wieder so lange in ihrer Nähe gelebt, mit ihr gereist ist — kann da seine alte Liebe ... Ist es nicht schrecklich, die eigene liebe, theure Schwester zu fürchten?

Catherine zuckte mitleidsvoll die Achseln. Sie wußte nicht, was zu antworten, und kehrte auf die Terrasse zurück. Louise folgte ihr und setzte sich wieder in den Schaukelstuhl. Die vier Personen, die da zusammen saßen, waren nur des Gedankens an die Heimkehrenden fähig, aber da sie diesen Gedanken nun schon seit acht Tagen immer und immer wieder ausgesprochen, war es beinahe wie ein Gefühl von Scham, das sie verhinderte, mit Worten auf dieses Thema zurückzukommen. So reichte Katherine schweigend den Thee hin und schlürften ihn die Anderen eben so schweigend. Da hörten sie das Rollen eines Wagens. Sie horchten und erhoben die Köpfe und waren bereit, von den Sitzen aufzuschnellen. Aber der Wagen blieb in einiger Entfernung am Ende des Städtchens, außerhalb ihres Gesichtskreises, stehen. Sie ließen sich wieder auf ihre Sitze zurückfallen.

Dummes Zeug! murmelte der Graf, es ist wohl der Wagen des Intendanten.

Dummes Zeug! wiederholte der alte Hagener.

Nun aber geht mir die Geduld aus! rief Catherine. — Louise schwieg.

Sie wollen uns offenbar überraschen, sagte wieder der Graf, ich kann Ueberraschungen nicht leiden.

In diesem Augenblicke flog die Saalthüre auf, und Eugen lag an seinem Halse, und an der Brust des alten Hagener lag Betty schluchzend.

Mein Kind, mein verlorener Sohn! rief Hagener und schlang die Arme um ihren Hals, während sich auch Louise auf sie warf und ihren Kopf, der auf der Brust des Vaters lag,

mit Küssen überdeckte. — Catherine umschlang Vater und Bruder zugleich.

Normann stand indessen mit dem Hute in der Hand in der Thür und blickte auf Louise nieder. Mit Einem Male wandte sich ihr Gesicht ihm entgegen. „Und er steht so allein!“ sagte sie mit dem Ausdruck innigster Rührung, ohne zu wissen, daß sie ihren Gedanken Worte gegeben. Rasch erhob sie sich und ergriff seine Hand, er aber riß sie an sein Herz und zog sie einen Schritt zurück in die Dämmerung des Salons. Meine Louise! meine geliebte Louise! rief er, indem er sie wiederholt umarmte und auf die Stirn küßte. Dann standen sie Hand in Hand da und blickten einander prüfend an. Louise war größer geworden und eine vollendete Jungfrau. Ihre Liebe, die Sorgen um Schwester und Geliebten, die Sehnsucht nach Beiden und die Einsamkeit, in der sie ausschließlich sich und Allem, was ihr Wesen ausmachte, leben konnte, hatten sie in diesen wenigen Monaten der Trennung wunderbar schnell entwickelt. Trotzdem fand Normann ganz dieselbe Louise in ihr wieder, nur daß der kindliche Ausdruck einem höheren, schöneren, bewußteren, weiblichen hatte weichen müssen. Sie machte an ihm ähnliche Entdeckungen. O, um wie viel schöner ist er geworden! Welch ein Mann ist er geworden! rief es in ihr und hätte sie ihm selbst gern laut zugerufen, wenn eine gewisse Unsicherheit ihres Inneren und eine Schüchternheit, die ihr ihm gegenüber sonst unbekannt war, sie nicht zurückgehalten hätte. So standen sie da, Eins ins Andere versenkt, bis sie von der Terrasse her das Rufen nach Normann: Normann! Normann! wo ist der brave Normann? aus ihren glückseligen Träumen und Betrachtungen weckte.

Wie glücklich verging dieser Abend des Wiedersehens! Wie viel wurde gefragt und erzählt und gelacht und oft im innersten Herzen gejubelt! Den alten Hagener konnte man noch bei spätem Mondenscheine, trotz seiner Gicht, nicht bewegen, sich in seine Schlafstube zurückzuziehen, bis Graf Galton das Zeichen zum Aufbruche gab und mit seinen Kindern in sein Zimmer ging.

Betty brachte ihren Vater zu Bette. Normann faßte den Arm Louisens, die draußen geblieben war, um die Pflege des Vaters heute ganz ihrer Schwester zu überlassen, und führte sie in den Garten. Er hatte sich vorgenommen, ihr gleich beim ersten Wiedersehen Vorwürfe über ihr hartnäckiges Schweigen zu machen, aber seitdem er ihr wieder ins Auge blickte, schien ihm Alles, was sie that, so wohl gethan, daß er es aufgab und sich nun freute, gewissermaßen eine Probe, die sie ihm auferlegt, bestanden zu haben. Wie er jetzt mit ihr durch die altbekannten Gänge des Gartens wandelte, und zwar nur von den alltäglichsten Dingen sprechend, war ihm so sicher, so beruhigt zu Muthe, daß es ihm schwer war, zu glauben, es seien dieselben Gänge, die er nur mit aufgeregtem, zerrissenem Herzen zu durchschreiten gewohnt war. Ein anderes Gefühl war in seinem Herzen und eine andere Geliebte an seinem Arm; anders erschien ihm dieses Mal der Frühling, und anders erschien er sich selber. Als er mit Einem Male in dem dunklen Gange stand, in dem ihn an jenem ersten Abende im Schlosse Betty ihrer Liebe versicherte, in dem Louise dieses Geständniß mit Freudenthränen belauschte, rief er aus: Ist es möglich! Kann ein Mensch von Frühling zu Frühling eine solche Schule durchmachen! einen solchen Weg von einem Traum von Glück zu glücklicher Wirklichkeit!

Das ist kein Wunder, rief Betty, die ihnen gefolgt war und hinter ihnen stand, es ist nur ein Erwachen. Längere Wege, härtere Schulen werden von Frühling zu Frühling durchgemacht.

Die Beiden fühlten, was sie meinte. Sie nahmen sie in ihre Mitte, wie um ihr zu zeigen, daß sie nicht einsam war; sie aber faßte ihre Hände und legte sie in einander und sprach: Ich erkenne sehr wohl diesen Ort. Louise, die Sie, Normann, schon damals liebte, weinte hier vor Freude, daß eine Andere Sie beglücken sollte. Konnte sie inniger lieben? Sie wird Ihnen hier mit ganzer Wahrheit sagen, was ich Ihnen damals nur halb wahr gesagt habe.

So sprechend, eilte sie fort. Hand in Hand blieben die

Liebenden allein; Louisens Hand zitterte, und Normann fühlte, wie sie eine leise Anstrengung machte, sie ihm zu entziehen. Aber er faßte sie fester, und den Arm um ihren Hals schlingend, sagte er: Sie war das Ideal meiner Jugend, du bist die schöne Wirklichkeit meines ganzen Lebens.

* * *

Betty lebt ihrer Kunst und ihrem Vater. Ihr Name ist im Lande berühmt geworden, und sie ist glücklich, weil sie ihre Kunst ausfüllt, weil sie für den alten kranken Vater arbeitet und für die Behaglichkeit seiner alten Tage sorgt, weil sie von der Liebe Derer, die sie liebt, umgeben ist. Auf diesem Boden ihrer Existenz steht sie so fest, daß sie scheint von keinem Sturme mehr erschüttert werden zu können. Der Vater sitzt in seinem Lehnstuhl neben ihr im Atelier und freut sich an ihrer Schöpfungskraft, an der heiteren Ruhe, mit der sie arbeitet, an dem hohen Glücke, mit dem sie vollendet. Den Winter verbringen die beiden Künstler in der Stadt; mit erstem Frühlingsstrahle ziehen sie hinaus zu den Freunden und Kindern, aufs Schloß des Grafen Galton, in dessen nächster Nähe ein hübsches Haus Normann, sein Weib und seine Kinder beherbergt. Dann kommt auch Gräfin Catherine mit ihrem Manne, einem braven, gebildeten Land-Edelmanne, an, und der Kreis der glücklichen Freunde ist geschlossen. Normanns Brodherren sind seine Freunde — nicht weniger sind es ihm seine Kranken. Mit glückseligem Bewußtsein sieht ihn Louise in einem weiten Umkreise so geehrt, wie sie ihn liebt. Sein Hospital ist eine Muster-Anstalt solcher ländlicher Institute geworden, und seitdem ihn sein Buch „Erfahrungen und Beobachtungen eines Land-Arztes“ zu einer Autorität in der wissenschaftlichen Welt gemacht, kommen junge Aerzte aus den verschiedensten Gegenden herbei, um bei ihm eine Schule durchzumachen. Ehrenvolle Rufe, die ihm seitdem von Universitäten und großen Hospitälern zukamen, hat er abgelehnt, um den selbst geschaffenen Wirkungskreis und das Glück des Zusammenseins mit den

Freunden nicht verlassen zu müssen. Seinem Hospitale dankt er es, daß er auch wieder mit verlassenen Freunden in Berührung kam. Virgile, der in seiner Kommune eine ähnliche Anstalt errichten sollte, wandte sich um Rath an ihn, und seitdem besteht zwischen Normann und Louise einer- und Virgile und Antoinette andererseits ein lebhafter Briefwechsel. Virgile ist ein thätiger Arzt geworden, und Antoinette führt ihm die Wirthschaft. „Ich suche ihm," schreibt sie, „so viel als möglich eine Louise zu ersetzen," und Virgile versichert, daß ihr Das beinahe gelungen ist. — Da die Ausdehnung der Eisenbahnen das Reisen zu erleichtern anfing, besprach man endlich eine Zusammenkunft, und Normann mit seinem Weibe, begleitet von Eugen und Betty, machten sich auf die Reise, und im schönen Rolandseck am Rheine kam man mit den französischen Geschwistern zusammen und verbrachte eine glückliche Woche. Ganz glücklich ist man nur mit den Menschen, mit denen man eine Vergangenheit gemein hat. Dort lernte der Schreiber dieser Zeilen seine Helden und ihre Geschichte kennen; ob sie Menschen sind, die Liebe einflößen, möge der Leser aus dem Tone dieser Geschichte schließen. Gräfin Thionville, ärgerlich, daß man sie von dem Stelldichein nicht benachrichtigte, kam, wie sie schon oft gethan und was ihr bei ihrem beständigen Reiseleben der letzten Jahre leicht war, nach Galtonschloß, um persönlich und mit Lachen ihren Aerger auszudrücken. Sie nannte die Freunde, die sie ausgeschlossen, Aristokraten der Liebe und Freundschaft.